Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertsiebenundsechzigster Band

43. Jahrgang : 1918 : Oktober – Dezember

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 167. Bandes:
Oktober / November / Dezember 1918

Gedichte:

Rundschauen:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des Geh. Medizinalrats
Professor Dr Leopold Landau.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 167. Heft 529. Oktober 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein: Diplomat, Politiker, Staatsmann.

Der Diplomat muß klug, der Politiker gescheit, der Staatsmann weise sein, wenn sie anders jene Aufgaben restlos erfüllen sollen, die ihrem verantwortungsvollen Berufe obliegen. Beim Diplomaten kommt es auf die Fingerspitzen, beim Politiker auf das Temperament, beim Staatsmann auf den Charakter an. Wir sprechen hier nicht vom Durchschnitt, wie er in Wirklichkeit ist, sondern von jener idealen Forderung, die gestellt werden muß, wenn die zu politischer Bewußtheit und Selbstleitung erwachten Völker ihre Schicksale den Händen ihrer Diplomaten, Politiker und Staatsmänner furchtlos anvertrauen sollen. Es soll hier nicht untersucht werden, woher die Armut unseres Zeitalters an führenden Männern unter den drei genannten Kategorien rührt. Wir sind an Begabungen und Talenten sicherlich nicht ärmer, als die vorangegangenen Geschlechter. Nur sind sie anders verteilt, d. h. in andere Berufe gewandert. Früher gab es für Höchstbegabungen recht eigentlich nur drei entsprechende Betätigungsformen: Militär, Geistlichkeit, liberale Berufe. Die Politik wurde zuerst in England, sodann in den vorgeschrittenen romanischen Ländern als ein besonderer Beruf, der hohe Begabung voraussetzt und fordert, angesehen und gewertet. Als der erste deutsche Philosoph großen Stiles, das Universalgenie Leibniz, im Nebenamt auch noch Politik trieb, da wurde es ihm in deutschen Landen allenfalls noch als Marotte verziehen, aber nicht als Leistung eines genialen politischen Kopfes angerechnet, während die großen englischen Denker, Bacon, Hobbes, Locke, schon seit dem sechzehnten Jahrhundert hervorragende Politiker und Staatsmänner waren, meist auch im diplomatischen Dienste Englands, wie beispielsweise sein größter Denker, David Hume. Es hat sich am Deutschen Reiche bitter gerächt, daß seine erlesensten Geister sich erst vergleichsweise spät der Politik, d. h. der berufsmäßigen Beschäftigung mit dem öffentlichen Leben und den nationalen Interessen zugewendet haben. Das politische Universalgenie Bismarck vollends wurde Deutschland in einer ganz bestimmten Richtung geradezu zum Verhängnis, weil das Reich mit seiner Verfassung auf seine Siegfriedgestalt zugeschnitten war, weil ferner Bismarck *eines* entweder nicht konnte oder wollte: *Schule machen*. Er hinterließ keinen Nachwuchs. Und das deutsche Volk wußte seine öffentlichen, insbesondere seine weltpolitischen Interessen in der Hand Bismarcks so sicher geborgen, daß er ein förmliches Monopol für die Weltpolitik des Deutschen Reiches weniger angestrebt, als tatsächlich erreicht hat. Wo unsere Talente blieben? Sie wanderten in die Technik, in die Industrie und den Handel. Die Beschäftigung

mit Politik überließ man, soweit es sich um Außenpolitik handelte, Bismarck, und soweit die innere Politik in Frage kam, gewissen Berufsparlamentariern, die parteipolitisch abgestempelt waren und in Fragen der äußeren Politik kaum eine schüchterne Meinung zu äußern wagten. Nicht einmal Sozialdemokraten getrauten sich, Bismarck in seine äußere Politik kritisch drein zu reden.

Der Weltkrieg hat diese weltpolitische Enthaltsamkeit des deutschen Volkes in ihrer strafwürdigen Unzulänglichkeit aufgedeckt. Die epikureische Weisheit: führe ein beschauliches Stillleben, kümmre dich nicht um öffentliche Angelegenheiten, sondern lebe dich persönlich aus, hat sich, wie im Altertum des untergehenden Hellas, so auch an Neu-Deutschland bitter gerächt. Wir haben geniale Erfinder, Entdecker und wirtschaftliche Organisatoren, die uns das Durchhalten im fünften Kriegsjahre ermöglicht haben; wir haben Industriekapitäne und königliche Kaufleute, aber es fehlen uns Diplomaten, Politiker und Staatsmänner. Unsere großen Talente haben das wirtschaftliche Gedeihen des Deutschen Reiches in geradezu tropischem Tempo gefördert, aber sie haben sich den öffentlichen Angelegenheiten grundsätzlich abgewandt, und sie müssen jetzt dafür büßen, daß wir keine Diplomaten, Politiker und Staatsmänner von hohem Range aufzuweisen haben. Denn was nützen die wirtschaftlichen Güter, wenn eine ungute Politik sie nicht zu schützen weiß? Wozu Milliarden an wirtschaftlichen Werten anhäufen, wenn ein einziger Kunstfehler eines leitenden Staatsmannes alles zu verderben vermag, was Fleiß und Begabung, Tüchtigkeit und haushälterischer Sinn, Kraft und Leistung seit einem halben Jahrhundert im Deutschen Reich aufgespeichert haben? Wären die Begabungen rechtzeitig aus der Privatwirtschaft in die Staatskunst zurückgewandert, so hätten wir kein diplomatisches Kanossa erlebt. Die Engländer haben, ihrer Überlieferung getreu, ihre Kräfte geschickter verteilt. In England konnte der Schwiegersohn der Königin von England und der Kaiserin von Indien Teilhaber eines Bankhauses werden, dafür aber ein Bauernsohn der führende Politiker des Landes. Die großen Familien nicht nur des alten Adels, sondern auch der Großindustrie und des Welthandels entsandten gerade ihre befähigtesten Söhne in die Parlamente und in den diplomatischen Dienst. Deshalb gibt es auch dort eine diplomatische Schule, ein System, das fast automatisch funktioniert, auch wenn keine Männer ersten Ranges zur Verfügung stehen. Ich kenne die englischen und die französischen Gesandten und Botschafter meist persönlich; ich halte sie als Menschen nicht für begabter als unsere deutschen Diplomaten. Aber was die Überlegenheit der englischen Diplomatie ausmacht, das ist nicht die Persönlichkeit des Diplomaten, sondern die bessere Schulung (in realem, nicht in formalem Sinn), die stärkere diplomatische Überlieferung, die schärfere parlamentarische Durchbildung, das entwickeltere weltpolitische System, das dem Inselreich mit seiner Weltwirtschaft in Fleisch und Blut übergegangen ist, während man auf unserer Seite die Kirchturmspolitik des Duodezfürstentums noch nicht völlig überwunden hat. Der englische Diplomat denkt infolge seines Lehrganges wie des

weltpolitischen Systems, in welches er hineingestellt wird, vorwiegend geographisch, ethnographisch und völkerpsychologisch, der deutsche hingegen, dank seiner assessoralen Vorbildung und seines Klassenbewußtseins, überwiegend formal-juristisch, örtlich-begrenzt und standesmäßig-beengt. Die Horizonte sind verschieden. Der deutsche Diplomat, der Politiker und der Staatsmann hatten vorzugsweise Europa im Auge, die englischen alle fünf Erdteile. Wir denken nur zu leicht europazentrisch. Für uns ist, ähnlich wie nach dem geozentrischen System, der kleine Planet: Erde, und nach dem anthropozentrischen der kleine Gernegroß: Mensch, so nach dem europazentrischen der kleine Erdteil: Europa Mittelpunkt der Welt. Für unsere Diplomaten, Politiker und Staatsmänner ist Europa vielfach das eigentliche Subjekt der Politik, der wirkliche geschichtliche Träger des Menschengeschlechts, während englische Staatsmänner gewöhnt sind, Europa als Objekt ihrer Politik anzusehen. Die in England zum System erhobene und förmlich zur Schablone erstarrte balance-of-power-Theorie besagt seit zweihundert Jahren nichts anderes, als daß die englische Kolonie: Europa, ähnlich wie ihre indische — wo die streitenden Rajahs oder Stämme gegeneinander ausgespielt worden sind, damit durch das divide et impera die englische Vormachtsstellung gewährleistet bleibt — ständig dadurch in Schach gehalten wird, daß keine Kontinentalmacht in Europa ein solches Übergewicht über die anderen Mächte erhält, wie es der britischen Weltmachtsstellung abträglich sein könnte. Das ist der lange Atem der englischen Politik.

Spanien, Holland und Frankreich haben in entsprechender geschichtlicher Abfolge diesem englischen System der politischen Gleichgewichtslehre ihren Blutzoll entrichten müssen. Jetzt ist das Deutsche Reich an der Reihe. Nicht umsonst nennen sich die Engländer das Bibel-Volk — sie dulden keine Götter neben sich. Sie gehen aufs Ganze. Alles oder nichts — Weltherrschaft oder Untergang. Sie kennen nur ein aut-aut, kein vel-vel.

Um die weltgeschichtliche Abrechnung mit England kommen wir nicht herum. Auf Kompromisse wird sich England auf Grund seiner eingeschworenen politischen Gleichgewichtslehre aus der Erwägung heraus nicht einlassen, daß vom Kompromiß bis zum Kompromittieren nur ein Schritt ist. Geht England aus diesem Völkerringen als Besiegter hervor, dann ist es um sein papiernes Weltreich ebenso geschehen, wie um den tönernen Koloß im Osten. England will uns das Schicksal Rußlands bereiten, oder selbst dem Untergang anheimfallen. In dieser verhängnisvollen Alternative steckt die tiefe Tragik des fünften Kriegsjahres. Will Europa nicht zur englischen Kolonie herabgewürdigt werden, so müssen wir bis zum letzten Blutstropfen standhalten. Man berufe sich nicht auf geschichtliche Vorbilder wie Rom. Auch Rom ist untergegangen, und zwar am Problem der Randstaaten, an welchem Rußland würgt. Was von Rußland und Rom zu Lande gilt, das bedeutet für England das Wasser. Die Meere sind Englands Stärke, zugleich aber seine Achillesferse.

Vom Wasser und nur vom Wasser her ist England tötlich zu treffen. Hätte England heute einen ebensolchen Staatsmann, wie es in Lloyd George einen Politiker hat, so müßten sich Gedankengänge dort Bahn brechen, die den Bestrebungen Lord Lansdownes sich angleichen. Gerade das Schicksal Roms sollte England ein Menetekel upharsin darbieten. Die Reiche Alexanders und Caesars, die sogenannten Weltreiche am Mittelmeerbecken, sind an ihrer inneren Unnatur kläglich zu Grunde gegangen. National geeinigte Völker von hoher Bewußtseinsstufe lassen sich nicht gängeln wie die vom Buddhismus seelisch heruntergezüchteten indischen Stämme. Nie und nimmer wird es England gelingen, aus Europa ein zweites Indien zu konstruieren, indem es dem ersten Indien die Waffen, dem zweiten die Rohstoffe zum Leben vorenthält. Knutokratie dort, Würgengel hier. Schutt und Trümmer, wohin das Auge sieht; ein einziger Kirchhof, genannt Europa, soll der Weisheit letzter Schluß sein, damit die gelbe Rasse triumphiert und England in Ostasien die Vorherrschaft an Japan abtritt, nachdem es Holländisch-Indien sich angegliedert, China in sich aufgesogen, Sibirien geschluckt und den Weg nach Britisch-Indien freigemacht haben wird. Das sind im fünften Kriegsjahre die Aussichten Englands, vom Standpunkte nicht des Diplomaten und Politikers, wohl aber des weltüberschauenden Staatsmannes aus gesehen.

Einen Staatsmann säkularen Gepräges besitzt im Augenblick weder England, noch irgend ein Volk der Erde, sonst würde die zur Weltherrschaft bestimmte weiße Rasse nicht sehenden Auges in ihr Verderben rennen. Wir haben überall gewandte Diplomaten, temperamentvolle Politiker, aber zum Unheil für unsere Jetztlebenden keinen einzigen Staatsmann von weltgeschichtlichem Zuschnitt. Die Diplomatie kann man erlernen, die Politik allenfalls erfühlen, aber die Staatskunst muß man erschauen. Zum Diplomaten genügt Talent, zum Politiker gehört Temperament, zum Staatsmann aber braucht man Genie. Der große Diplomat ist ein Künstler, dessen Fähigkeit in den feinen Fingerspitzen besteht. Der große Politiker ist ein Kenner und Könner, dessen hervorstechendes Merkmal sein Wille in seiner Wirkung auf die Menge ist. Der große Staatsmann aber ist der Prophet, der schöpferische Geist, der intuitiv die Zusammenhänge erschaut und die Weltbegebenheiten „unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit" erfaßt. Die Diplomaten und Politiker sehen vorwiegend das Hier und das Jetzt, der Staatsmann aber überschaut das Überall und das Immer. Jene beherrschen nur die Technik, das Handwerksmäßige, im besten Falle das Kunstgewerbliche der Staatsweisheit; der Staatsmann allein offenbart die wahre und höchste Künstlerschaft. Schlechte Diplomaten und Politiker haben uns in diese brudermörderische Hölle, die sich Weltkrieg nennt, unwillentlich zwar, aber doch verteufelt pfuschermäßig hineingerudert. Wo findet sich der rettende Staatsmann, der uns den Weg vom Inferno zum Paradiso weist?

Dr. Richard Müller-Freienfels: Die Wertprinzipien in den Geschichtswissenschaften.

Im Unterschied zu den Naturwissenschaften, die die ganze Natur durchforschen und für die nichts zu klein und zu unbedeutend ist, treffen die historischen Wissenschaften, die man auch Geistes- oder Kulturwissenschaften nennt, eine Auswahl unter den möglichen Objekten. Keineswegs alles, was geschieht, hat geschichtliches Interesse. Längst nicht alles, was gedichtet oder gemalt wird, beschäftigt die Literatur- oder Kunstwissenschaft.

Fragen wir nun nach dem prinzipiellen Gesichtspunkt, unter dem diese Auswahl vorgenommen wird, so finden wir da keineswegs Einigkeit oder Klarheit. Selbst wenn wir von den Stoffgebieten als Begrenzungen absehen, wenn wir also die Beschränkung etwa auf politische oder dynastische Geschichte allein, wie sie in früheren Zeiten so überwiegend im Schwunge war, als gegeben hinnehmen, so bleibt doch innerhalb dieser stofflich gezogenen Grenzen noch immer die Frage, nach welchem Prinzip denn hier ausgewählt wird.

Auf diese Frage nun, die von den einzelnen Historikern nur sehr selten bewußt gestellt worden ist, hat man in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten den Begriff des Wertes als Lösung dargeboten. Gegenstand der historischen Wissenschaften wäre danach alles, was wertvoll ist, oder wie man auch sagt, was „Wertbeziehung" hat. Und gerade in dieser Wertbeziehung hat man den Wesensunterschied der historischen Wissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften erblicken wollen.

Ohne Zweifel hat diese Lösung viel Bestechendes. Erst bei genauerem Hinsehen erkennt man die großen Schwierigkeiten, die sie einschließt. Denn der Begriff des Wertes, der hier als Lösung geboten wird, ist selber keineswegs begrifflich so geklärt, um als restlose Beantwortung jener Frage gelten zu können. Der Begriff des Wertes ist selber ein Problem, und wenn wir den tatsächlichen Verhältnissen nachgehen, wenn wir nachprüfen, welche Werte denn den einzelnen Historikern als Schibboleth für ihre Auswahl gedient haben, so erkennen wir erst die ganze Problematik jener Antwort.

* * *

Diejenige Philosophenschule nun, die am entschiedensten jene Lösung dargeboten hat, die sogenannte badische Schule, die ich durch die Namen Windelband, Rickert, Münsterberg kennzeichnen will, antwortet: natürlich kann es sich nicht um diese oder jene Werte handeln, maßgebend sind allein die Werte, die einzigen, allgemeinen, ewigen, absoluten Werte.

Das ist ohne Zweifel eine sehr einfache Antwort und wir werden uns daher

vertrauensvoll jenen Philosophen zuwenden, die diese absoluten Werte zu kennen behaupten. Tun wir das aber, so werden wir einigermaßen enttäuscht sein. Denn was uns da geboten wird, sind im besten Falle, dort wo über allgemeine, theoretische und methodologische Fragen hinaus überhaupt eine bestimmte Antwort gegeben wird, vage Allgemeinheiten, die sich für die praktische Lösung unsrer eingangs gestellten Fragen als recht wenig brauchbar erweisen.

Man schlage z. B. das Hauptwerk Münsterbergs auf, das sich „Philosophie der Werte" nennt, und in dem uns ein sorgfältig klassifiziertes „System der Werte" geboten wird. Man ist bei der Lektüre dieses geistvollen Werkes zunächst überrascht, mit wieviel systematischem Geschick hier die verschiedenen Wertgattungen aus einem einheitlichen Prinzip, dem der Identität, abgeleitet werden. In bestechender Regelmäßigkeit klassifizieren sich da scheinbar restlos und haarscharf die einzelnen Wertkategorien. Sieht man jedoch genauer hin, prüft man die einzelnen Ergebnisse jener Ableitung, so behält man recht leere Schemen in der Hand, vage Abstraktionen, die zu erhalten man keineswegs erst die ganze Metaphysik des subjektiven Idealismus hätte zu bemühen brauchen, die man ebenso gut erhalten hätte, wenn man von den (nach Münsterberg) verächtlichen, vergänglichen relativen Werten, die in der Erfahrungswelt gelten, gewisse ganz allgemeine und leere Umrisse abstrahiert hätte. Das wäre nun an sich ja nicht schlimm, wenn nur mit den leeren Hülsen irgendetwas anzufangen wäre, wenn daraus mit irgend einer Sicherheit abzuleiten wäre, weshalb Goethes Faust ein hoher Kunstwert und ein Drama von Sudermann ein Schmarren sei, weshalb die Geschichte Otto den Faulen in ihren Annalen führt und hunderttausende pflichtgetreuer Bürger aller Länder völlig beiseite läßt.

Bleiben wir zunächst beim Beispiel aus der Dichtkunst! Die Aufgabe der Literatur ist nach Münsterbergs Wertphilosophie die, uns in der Form der Sprache ein Verständnis der menschlichen Wollungen zu bringen. „Die Dichtung erfaßt den einheitlichen Sinn einer Willensmannigfaltigkeit. Hierin allein ruht der Schönheitswert der dichterischen Kunst." So Münsterberg. Ich frage nun, wer in aller Welt wird glauben, daß durch diese Formel die Schönheit des Faust oder irgendeiner andern Dichtung erschöpft wäre? Welcher Literarhistoriker hätte je diese Formel als Norm für seine Wertungen benutzt oder nur benutzen können? Sie ist gewaltsam zurecht gemacht nach Münsterbergs Hauptthese, daß der Wert der Ausdruck des reinen Wollens eines metaphysischen Überich sei! Diese Gewaltsamkeit aber geht durch alle Spezifierungen seiner Hauptthese durch. So soll dasjenige, was uns im Rhythmus der Worte befriedigt, die Einstimmigkeit des Wollens sein. Ebenso soll es mit dem Reim, dem Ton, der Melodie der Worte sein! Wir sehen einmal ganz davon ab, daß gerade unter dem Gesichtspunkt der Einheit z. B. der Faust, wie auch die Ilias oder der Hamlet, gar keine besonderen Werte wären! Aber selbst wenn sie richtig wäre, wäre jene Formel so weit und leer, daß sie auf alles und auf nichts anwendbar wäre.

Nehmen wir noch ein anderes Beispiel! Die geschichtlichen Werte sind nach Münsterberg Zusammenhangswerte. „Wertvoll ist uns also, daß kein wollendes Wesen allein steht, daß jede Persönlichkeit in einem Zusammenhang weiterwirkt und so ihr Wollen im Wechsel der Geschichte erhalten bleibt." Wir wollen auch diesen Satz hier nicht auf seine Richtigkeit prüfen, da das nur in einer Kritik des gesamten Münsterbergschen Systems möglich wäre: wir fragen nur, ob aus diesem Satz irgend ein Gewinn für die Auswahl der historischen Stoffe zu finden ist? Widerspricht er nicht gerade der Auswahl überhaupt, da nach Münsterberg ja keine Persönlichkeit und kein Wille überflüssig ist, sondern jeder Wille seinen Wert hat? Bei welchem Geschehnis in der Geschichte, auch den vergessenen, wäre nachzuweisen, daß es nicht im Zusammenhang der Welt von Wichtigkeit gewesen wäre? Ja, was ist für diesen Zusammenhang unwichtig? Welche tausend kleinen Zufälligkeiten spielten mit, damit Cäsar an den Iden des März aufs Kapitol ging! Wollte man also den realen Zusammenhang nachzeichnen, dürfte man nichts derart außer acht lassen, was natürlich unmöglich ist. Nun ist aber der Zusammenhang, den die Geschichtswissenschaft bietet, gar nicht vollständig, sondern ein fiktives Gebilde. Ja oft bucht sie Tatsachen, die gar nicht in einen einheitlichen Zusammenhang eingehen. Die Anfänge jeder Volksgeschichte sind ganz fragmentarisch. Bloß was der Zufall der Überlieferung uns beut, wird zusammengestellt! Wie kann da der Zusammenhang maßgebend sein? Wir wählen da nicht die Tatsachen nach dem Zusammenhang aus, sondern konstruieren einen sehr hypothetischen Zusammenhang nach den Tatsachen. In diesem Fall ist also keineswegs der Zusammenhang das Wertprinzip! Nein, der Zusammenhang ist nicht entscheidend für die Auswahl der historischen Werte, zumal der historische Zusammenhang keineswegs ein ideales Gebilde ist, sondern etwas höchst Lückenhaftes, Hypothetisches, Subjektives! Ewige, absolute Werte lassen sich so nicht fundieren!

So aber ist's mit allen absoluten Werten Münsterbergs. Kein einziger ergibt sich genauerer Betrachtung als allgemeingültig, ewig, absolut. Außerdem bietet ja jeder Wertabsolutist wieder s e i n e absoluten Werte. Rickert z. B. hat eine nicht aufs absolute Wollen, sondern auf das absolute Sollen gegründete Wertlehre und damit sind seine Werte ganz andere und ganz anders begründet als die Münsterbergs. Wer hilft in diesem Dilemma? Wir hätten also zwei ganz verschiedene Allgemeingültigkeiten? Und wir müßten nach einem Wertprinzip suchen, das die verschiedenen absoluten Wertlehren auf ihren Wert zu prüfen gestattete.

Es ist damit offenbar, daß die absoluten Werte gar nicht der untrügliche Kompaß sein können, an dem sich der Historiker orientieren kann, da wir sie ja gar nicht kennen. Denn auch diejenigen, die sie zu besitzen behaupten, können nicht den Beweis erbringen, daß ihre Werte die rechten sind. Was nützt uns eine angebliche Allgemeingültigkeit, die von keiner Allgemeinheit als gültig anerkannt wird? Nein, wir müssen uns nach einem andern Wertprinzip umsehen als der

trügerischen Absolutheit dieser Philosophen! Im Grunde gleicht ihre Wertlehre etwas den Offenbarungen der Astrologen, die auch am Himmel zu finden glaubten und zu finden behaupteten, was nur auf der Erde seine Bedingtheit hat.

* * *

Da es bisher noch keinen Historiker gegeben hat, der sich nach den „absoluten" Werten gerichtet hätte, nachdem Hegels Geschichtsphilosophie in Verruf gekommen war, so müssen es — falls überhaupt Werte die Auswahl bedingen — relative Werte sein, die entscheiden.

Relative Werte, bedingte Werte aber sind überhaupt die einzigen, die sich in der Erfahrung aufzeigen lassen. Wir kennen nur Werte, die für ein wirkliches oder gedachtes Subjekt gelten, und wir sehen auch in einem „Wert an sich" ein logisches Unding. Wert kann etwas nur für irgendjemand haben, mag dieses Subjekt nur ein Einzelmensch, mag es ein Volk, eine Zeit, mag es die „Menschheit" sein, welch letzterer freilich stets sehr verschwommener Begriff die weitestgespannte Subjektivität ist, die wir auf empirischem Boden zu denken vermögen.

Begeben wir uns damit aber nicht in ein unübersehbares Chaos hinaus, vor dem jede Wissenschaft und jede Objektivität kapitulieren muß? Wenn alle Werte nur relativ und nur subjektiv sind, wie kann man da zu irgendwelchen sicheren Feststellungen gelangen?

In der Tat ist zunächst einmal anzuerkennen, daß in Wahrheit das Weltgeschehen, das wissenschaftlich bearbeitet werden soll, ein beständig wechselnder Kampf zwischen den verschiedensten Wertungen ist. Nirgends gibt es einen archimedischen Punkt in diesem Kampfe; alles fließt. Selbst die festesten Werte noch haben Wandlungen in der Schätzung erlebt und sind, nachdem sie die eine Zeit vergöttert hatte, von der nächsten in den Orkus verwiesen worden.

Ein Chaos ist jedoch das Weltgeschehen darum doch nicht. In der unendlichen Zahl verschiedenster Wertungen heben sich bei näherem Zusehen dennoch gewisse Regelmäßigkeiten ab, Wertungen, die bei aller Relativität doch sehr große räumliche und zeitliche Verbreitung gefunden haben. Wir finden, daß innerhalb jeder Zeitperiode z. B. eine gewisse Übereinstimmung der Wertungen herrscht. So waren im ganzen europäischen Mittelalter gewisse religiöse, ethische und ästhetische Wertungen fast universell verbreitet, die erst in der Renaissancezeit neuen Wertungen wichen. Hatte z. B. das gotische Mittelalter in der Baukunst vor allem die Bewegung, den Drang ins Vertikale, die Mannigfaltigkeit der Aspekte geschätzt, so betont die Renaissance dagegen die Ruhe, das Gleichmaß zwischen Last und Trägern, die Einheit. Diese Wertungen erleben in der Barockzeit dann wieder einen Wandel, der eine gewisse Annäherung an das gotische Ideal bringt und doch etwas ganz anderes ist.

Neben den zeitlich verbreiteten Wertungen bestehen aber auch, oft jene durchkreuzend, solche, die nur innerhalb bestimmter räumlicher Grenzen gelten, dort aber eine den Wandel der Zeiten überdauernde Wertung genießen. So hat sich in Italien in der gesamten Kulturbewegung eine andere Wertung erhalten, als in Deutschland, eine Wertung, die sich inmitten der Flutwellen der oben beschriebenen Zeitwertungen erhielt. Zu allen Zeiten hat die italienische Kunst, auch die der Gotik und des Barock, ein gewisses Maß gewahrt, hat sich nie so wie die deutsche Kunst aller Zeiten am rauschartigen Überschwang der unübersehbaren Mannigfaltigkeit erfreut.

Dazu kommen soziale Wertungen, die innerhalb gewisser Stände eine relative, aber immerhin verbreitete Geltung genossen. Es kommen lokal begrenzte Wertgeltungen hinzu, solche, die vielleicht nur in einer Stadt, einer Landschaft gelten, innerhalb dieses Kreises jedoch eine gewisse Allgemeinheit genießen. Es kommen hinzu zahllose überindividuelle Wertungen, die — ohne irgendwie Anspruch auf Allgemeinheit zu erheben — doch eine relative Verbreitung fanden, wie auch immer sich der Kreis der wertenden Subjekte zusammensetzen mochte. Solche Kreise bilden sich und lösen sich beständig. Ich denke da an die Gemeinden religiöser Lehrer, den Verehrerkreis von Künstlern oder Dichtern, die Schulen von Philosophen. Innerhalb all dieser Kreise bilden sich Wertungen, die überindividuell sind, keineswegs als „nur subjektiv" abgetan werden können.

Alle derartigen Wertungen heben Tatbestände aus der unübersehbaren Fülle des Geschehens heraus und bewirken, daß diese so gewerteten Tatbestände als *historisch* zu gelten haben. Wir könnten also sagen, *Anspruch auf historisches Interesse haben zunächst alle jene Tatbestände, die in Kreisen von einer gewissen Extensität gegolten haben.* Auch das Maß dieser Extensität ist relativ. In der Geschichte einer einzelnen Stadt werden schon Wertungskreise historisch, die in einer Geschichte Europas natürlich vollkommen verschwinden.

Jedenfalls können wir vorläufig im Gegensatz zu der oben charakterisierten Philosophenschule feststellen, daß das Auswahlprinzip der Geschichte, wie sie tatsächlich betrieben wird, nicht die Beziehung auf die absoluten Werte, sondern gerade der *relative* Wert der Tatbestände ist. Die Geschichte liest aus der Fülle des Geschehenden dasjenige aus, was in irgendwelchen größeren Kreisen als Wert gegolten hat.

* * *

Alle relativen Werte sind, wie wir sahen, Werte für Subjektskreise. Wir lernten bereits eine Anzahl solcher Kreise kennen. Das waren alles Kreise des Lebens. Für die historische Wertung müssen wir jedoch eine weitere Unterscheidung solcher Bewertungskreise machen.

Und zwar können wir, ohne Rücksicht auf die Zusammensetzung solcher Kreise, unterscheiden die Wertung der *Mitwelt*, die Wertung der *Nachwelt* und die Wertung desjenigen *Ausschnitts der Gegenwart, als dessen Repräsentant der betreffende Historiker spricht*. Diese drei Wertsphären wirken zusammen, um das sogenannte historische Urteil zustandezubringen.

Zunächst die *Mitwelt*. Wir haben bereits oben eine Anzahl von Beispielen solcher, der Mitwelt angehörigen Wertkreise gebracht. In jeder Umgebung, in jedem Lebenskreise gibt es Bewertungen von verbreiteter Gültigkeit. Der Vertreter des Königtums, die Feldherren und Staatsmänner jeder Zeit werden von ihren Zeitgenossen bereits mit einem Nimbus des Wertes umgeben. Mag der wirkliche Inhaber des Königtums auch eine ganz minderwertige Persönlichkeit sein, die bloße Tatsache seiner ererbten Stellung hebt ihn aus der Masse heraus und läßt ihn historisch werden. Führt einer ein großes Heer und wird geschlagen und besiegt, so ist er doch von historischem Interesse, weil er in der Mitwelt eben das Ansehn genoß und die bedeutende Stellung einnahm. Ein Schriftsteller, der in seiner Zeit großen Erfolg fand, hat historisches Interesse, weil er eben als Schöpfer von Werten galt. Er kommt daher auch für die Auswahl des Historikers in Betracht.

Freilich nicht die Mitwelt allein entscheidet; die Nachwelt greift sehr wesentlich korrigierend in die Bewertung ein. Gar mancher König, der zu seinen Zeiten hohe Verehrung genoß, wird von der Nachwelt vergessen. Gar manches Kunstwerk, das um die Zeit seiner Entstehung zahlreiche Verehrer hatte, wird von der Nachwelt als Unwert erkannt. Nun ist gewiß diese Nachwelt keine Einheit. Auch in ihr gibt es Perioden, die ganz verschieden urteilen. Trotzdem können wir die Nachwelt insofern zusammenfassen, als wir sagen, es kommt sehr darauf an für die historische Bedeutung eines Tatbestandes, ob er in irgendwelchen Epochen der Folgezeit als Wert gegolten hat. Oft haben spätere Zeiten etwas als Wert aufgestellt, was von der Mitwelt übersehen wurde. Das „verkannte Genie" ist auf allen Kulturgebieten eine bekannte Erscheinung. Auch in dieser Hinsicht greift die Nachwelt, oder wenigstens eine oder mehrere Epochen der Nachwelt korrigierend ein.

Zur Nachwelt gehört nun, streng genommen, auch der *Historiker, der im einzelnen Fall die historische Auswahl trifft*. Indessen steht er doch auch der übrigen Nachwelt gegenüber, indem er sich kritisch zu ihren Werturteilen stellt. Es ist natürlich eine ganz unlogische Forderung, der Historiker dürfe nicht selber werten. Er kann gar nicht umhin, das zu tun, denn seine Auswahl ist bereits eine Wertung, und auswählen muß er. Der einzige Sinn, den die Forderung der „Objektivität" haben kann, ist der, daß der Historiker nicht willkürlich urteile, daß er sich nicht von Launen beherrschen lasse, sondern seine Wertung mit den Wertungen der geschichtlichen Mitwelt und der Nachwelt kon-

frontiert, und ferner, daß er keine unsachlichen Gesichtspunkte heranbringt. Wenn einer die Kunst vom religiösen Standpunkt allein beurteilt, so ist das unsachlich. Im übrigen wird kaum ein Historiker ganz individuell urteilen, sondern er wird stets als Sohn seiner Zeit, seines Volkes, seines Standes, kurz, als Repräsentant eines großen Kreises urteilen, für den er Geschichte schreibt, das heißt für den er seine Auswahl trifft. Je weiter er diesen Kreis zieht, je höher dessen Qualität steht, um so unparteiischer wird sein Urteil erscheinen. Völlig unparteiisch ist jedoch keiner. Das kann er nicht sein und darf er nicht sein, wenn seine Geschichte nicht farblos und unpersönlich sein soll. Der gute Historiker wird stets mit feinem Takt die Wertung von Mit- und Nachwelt ebenso berücksichtigen, wie seine eigene, resp. des Kreises, für den er schreibt. Das ist seine „Objektivität", daß er neben seinem eignen Standpunkt auch Verständnis hat für fremde Standpunkte, so daß seine Darstellung nicht im Banne seiner Subjektivität beschlossen bleibt, sondern Raum hat für jene anderen Wertungen, deren Gegenstand seine Stoffe schon früher gewesen sind.

* * *

Das Bild, das sich uns so von der historischen Wissenschaft ergibt, erscheint nun auf den ersten Blick recht wenig wissenschaftlich. Subjektive Bewertungen, die wieder subjektiv bewertet werden! Muß das nicht einen tollen Karneval ergeben, in dem jeder feste Tatbestand sich auflöst?

Eine solche Betrachtung scheint uns Wesentliches zu verfehlen. Gewiß erhalten wir auf diese Weise nicht „rein objektive Tatsache". Aber vielleicht liegt die Bedeutung der Geschichte gar nicht darin! Was wir von ihr letzten Endes wollen, ist gar nicht eine restlose, unterschiedslose Aufbewahrung alles Tatsächlichen, sondern eben des Wertvollen. Es hat also erstens die Geschichte aufzubewahren alles das, was je in Mitwelt oder Nachwelt als Wert empfunden wurde. Der Gedanke, der uns bei dieser Forderung leitet, ist aber der, daß das, was einmal ein Wert war, auch wieder als Wert nacherlebt werden kann. Wenn ein Bild den Menschen des Mittelalters ein Wert war, wenn eine philosophische Erkenntnis im Altertum als Wert verehrt wurde, so nehmen wir an, daß auch uns es möglich sein muß, diese Wertungen nachzuerleben. Denn so verschieden sind die Menschen nicht, als daß sie nicht den Standpunkt des andern einnehmen könnten bei einigem Willen zum Verständnis. Und hierin scheint uns die eine hohe Bedeutung der Geschichtswissenschaft zu liegen, daß sie die Enge unsrer Subjektivität erweitert, indem sie uns Verständnis ermöglicht für die Wertungen vergangener Zeiten und anderer Kulturen. Nicht ein Kuriositätenkabinett soll die Geschichte sein, sondern der Weg zum Verständnis und Nacherleben fremder Wertungen. Indem sie uns etwa die Werte der gotischen Kunst aufbewahrt, soll sie uns lehren, eben die spezifische Wertung der gotischen Zeit selber nachzuerleben und unser Ich da-

durch zu bereichern und zu erweitern. Daß das, was die Geschichte uns liefert, relative Werte sind, drückt uns also nicht nieder, sondern macht uns gerade ihre Bedeutung aus; denn das, was wir wollen, ist eben das Verständnis jener Relativitäten. Die dogmatische Geschichtsauffassung trat an die Werte vergangener Zeiten mit ihren dogmatischen absoluten Wertmaßstäben heran und bewertete etwa die gotische und barocke Kunst nach ihren fälschlich für absolut gehaltenen Wertmaßstäben. So verfehlte sie natürlich das Beste und vergewaltigte sie ihren Gegenstand. Wir bewußten Relativisten suchen die Gotik eben von der Gotik und das Barock vom Barock aus zu verstehen und sind daher, gerade infolge unseres Relativismus, gerechter als die Absolutisten, die im Besitz der einen absoluten Wahrheit zu sein glauben. Der Umstand, daß der Historiker relative Werte sammelt und selber mit relativen Maßstäben an sie herantritt, ist also keine Schwäche, sondern seine wahre Stärke. So nur erschließt sich ihm die Vergangenheit und so nur dringt er in ihr Inneres ein, nicht wenn er alles Relative über einen angeblich absoluten Leisten schustert!

* * *

Aber auch der Umstand, daß der Historiker selber relative Werturteile fällt, braucht nicht als unbedingter Nachteil zu gelten, er wird es am wenigsten, wenn man eingesehen hat, daß absolute Wertungen gar nicht möglich sind. Ein Historiker, der sich bemüht, unter einem für *alle* Zeiten gültigen Wertgesichtspunkt zu urteilen, wird leicht in den Fehler verfallen, daß seine Wertungen *keine* Zeit interessieren. Er wird gewiß alle gewaltsamen Entstellungen vermeiden, und vor allem muß er sich hüten, nur individuell gültige Gesichtspunkte an die Geschichte heranzubringen. Er wird stets dann am bedeutendsten wirken, wenn seine Wertungen *repräsentativ* sind für einen quantitativ und qualitativ bedeutenden Wertungskreis. Vielleicht schafft er allerdings kraft einer starken Suggestionskraft sich erst einen solchen Wertkreis, was oft genug vorgekommen ist. J. Burckhardt z. B. oder Treitschke haben gerade infolge ihrer ausgeprägten persönlichen Wertung gewirkt, wobei es schwer zu sagen ist, ob der Kreis der Gleichwertenden schon vorher bestand oder erst durch ihren Einfluß zustande gekommen ist. Es zeigt sich überhaupt, daß am längsten nicht die möglichst „objektiven", d. h. farblos und mit geringer Wertkraft urteilenden Historiker gelesen werden, sondern die starken Persönlichkeiten, die aus großem eignem Wertreichtum schöpften.

Letzten Endes ist die Geschichte eine Wissenschaft, die zu jeder Zeit neugeschrieben wird. Und vielleicht gibt es überhaupt nicht „*die* Geschichte", sondern nur eine Reihe von Geschichtsdarstellungen. Denn es gibt nicht *eine* Auffassung der Menschheitsgeschichte, sondern viele. Hauptsache ist dabei, daß jede Zeit (oder welche Wertsphäre man will) diejenige Geschichte hat, die ihrer ganzen Werteigenheit angemessen ist.

Heinrich Walter:
Die „Freiheit der Meere" als Menschheitssehnen.

Die Erkämpfung der „Freiheit der Meere" ist ein deutsches Kriegsziel, dessen Erfüllung heute wohl von jedem deutsch-denkenden und deutsch-fühlenden Deutschen gefordert wird. Dabei wird ganz allgemein unter Freiheit der Meere die Befreiung der Handelsstraßen und Fischerplätze des Meeres von der Seeräubergewalt der Briten verstanden, also eine ungemein materialistische Freiheit oder richtiger Befreiung. Diese Auslegung ist durchaus verständlich durch die Art und Weise, wie die Kriegszielforderung nach „Freiheit der Meere" entstanden ist. Der Deutsche war im Begriff, zum Welthandelsvolke zu werden, ja, er war es bereits, als England in letzter Stunde alle Kraft einsetzte, um diesem, seinem äußeren Wohlstande gefährlich werdenden Wettbewerber die Hochstraßen des Meeres wieder zu sperren und sie einzig und allein unter seine, die britische, Aufsicht zu nehmen. England begann mit Kriegsanfang mit der Ausführung seines Planes durch eine immer zunehmende Abschnürung des Schiffsverkehrs von und nach den deutschen Häfen und darüber hinaus auch von und nach den Häfen der neutral gebliebenen Völker, kurz, es vergewaltigte den gesamten Weltverkehr zur See. Es ist also, wie schon gesagt, durchaus verständlich, daß das deutsche Volk den Kampf gegen eine solche Vergewaltigung, die Befreiung von einer derartig mißbrauchten Seegewalt, gleichsetzte mit dem Kampf um die Freiheit der Meere, kurz, mit der „Freiheit der Meere". Mit solchen, rein praktischen, aus der Verteidigung sich unmittelbar ergebenden Kriegszielen ist ja das deutsche Volk überhaupt zunächst in den Krieg eingetreten. Erst Kundgebungen wie seiner Zeit die russische, daß der Kampf allem Deutschtum und nicht etwa nur den Heeren des Deutschen Reiches innerhalb von dessen für das gesamte Deutschtum viel zu engen Grenzen gelte, hat vielen, wenn auch leider längst nicht allen Deutschen die Augen geöffnet, damit sie sehen, um was sie dieses Mal zu ringen haben. Dem Kaiser des Deutschen Reiches und Volkes gebührt endlich das Verdienst, von hoher Warte aus klar und deutlich und allen vernehmbar ausgesprochen zu haben, zu welchen letzten Weiterungen diese jetzige Auseinandersetzung geführt hat, Weiterungen, die sie allerdings als Kern schon beim Ausbruch des Krieges in sich trug, wenngleich dieser Kern eben zum Schaden des deutschen Volkes von dessen großer Masse, aber auch von manchem seiner an der Spitze stehenden Führer nicht von vornherein erkannt wurde. Der Kaiser kleidete die Erkenntnis vom wahren Wesen dieses Krieges zu seinem 30jährigen Regierungsjubiläum in die Worte: „Es handelt sich nicht um einen strategischen Feldzug, es handelt sich um den Kampf von zwei Weltanschauungen. Entweder soll die preußisch-deutsch-germanische Weltanschauung, Recht, Freiheit, Ehre und Sitte, in Ehren

bleiben, oder die angelsächsische, das bedeutet: Dem Götzendienst des Geldes verfallen.“

Nun endlich sollte es ein jeder im deutschen Volke wissen: Der Kampf geht nicht, wie Frankreich sagt, um die „Erlösung“ von Elsaß-Lothringen, nicht, wie England bei seinem offenen Eintritt in die Reihe der Feinde Deutschlands der Welt vorspiegelte, um die Wiederherstellung und Entschädigung Belgiens, auch nicht nur um das in den einzelnen Personen immerhin noch greifbare Deutschtum, wie es Rußland einst predigte, nein, der Kampf geht um das Höchste, das einer ganzen Rasse eigen ist, um Sein oder Nichtsein, Sieg oder Untergang seiner Weltanschauung, es ist der Kampf der germanischen mit der angelsächsischen Weltanschauung, der nicht anders als durch Überwindung der einen oder andern enden kann. Nach diesem Kampfe also wird nur noch die eine von beiden herrschend, wird überhaupt nur noch die eine von beiden sein, während die andere in ihrer tiefsten Wesenheit ausgelöscht ist oder doch wenigstens rettungslosem Siechtum verfällt. Wollen wir uns demnach in allen Einzelheiten klar sein, was dieser Kampf für uns zu bedeuten hat, so müssen wir auch alles, was mit dem Kampfe zusammenhängt, in unmittelbare Verbindung mit der Erkenntnis bringen, daß es sich letzten Endes um den Kampf der germanischen und angelsächsischen Weltanschauung handelt. Daraus aber ergibt sich u. a. die Folgerung und Forderung, die „Freiheit der Meere“ nicht nur mit den Augen der Angelsachsen zu sehen, die alles Menschheitsgeschehen mit ihrem allem Höhenfluge fernen Krämergeiste zu durchtränken trachten, sondern auch die „Freiheit der Meere“ mit germanischem Geiste zu erfassen. Dabei sei von vornherein betont, daß natürlich der Gewalt, unter die England alles materielle Beginnen der Menschen, auch und vor allen Dingen auf dem Meere, zwingen will, nur mit Gewalt erfolgreich begegnet werden kann. Sind wir aber erst einmal durch restlose Ausnutzung der uns zu Gebote stehenden Gewalt, wie es die harte Kriegsnotwendigkeit uns vorschreibt, im Besitze der Macht, so müssen wir uns davor hüten, daß auch in unseren Händen die Macht nicht, wie im Geiste Englands, in Vergewaltigung ausartet, sondern getreu dem heldischen germanischen Geiste als Macht des sittlich Starken zur Erfüllung jener Menschheitssehnsucht ausgewertet wird, die seit völkergeschichtlichen Zeiten ihren höchsten, vollendetsten Ausdruck noch immer im germanischen Wesen gefunden hat.

Der Begriff „Freiheit der Meere“ ist, aus deutschem Geiste heraus recht verstanden, ein Wahrzeichen deutschen Wesens. Es gilt nicht nur die rein äußerliche Befreiung vom Joch der britischen Seeräubergewalt, auch handelt es sich nicht um die zügellose Freiheit, die sich im Sinne der französischen Revolution zu Gleichheit und Brüderlichkeit gesellte, sondern die „Freiheit der Meere“, für die das deutsche Volk gerade jetzt als um sein höchstes Ziel kämpft, ist die Durchdringung der Menschheits- und Weltgeschichte für alle Zukunft mit der Freiheit, die, der Schöne und Größe der gesamten Weltordnung angepaßt, aus dem kate-

gorischen Imperativ eines Kant herausgeboren wird: „Ich muß, weil ich will!" In dieser Weise sich eingliedern zu können in das Weltganze, das ist die Sehnsucht des Menschengeschlechtes, die in dem Begriff „Freiheit der Meere" nur nach einem Ausdruck ringt, in dem dem Wortsinn nach ein Teil für das Ganze gesetzt wird. Nicht durch geschriebene Verträge nach angelsächsischem Geiste, durch die die Gewalt zum Recht gestempelt werden soll, ist der Krieg aus der Welt zu schaffen und der Völkerbund zu verwirklichen, sondern durch Erfüllung des allgemein menschlichen Sehnens, das eben in Kants kategorischem Imperativ als Zusammenfassung germanischen Wesens und germanischer Weltanschauung bereits seinen höchsten Ausdruck gefunden hat. Um dieser germanischen Weltanschauung, in der die Menschheit an das irdische Ziel ihres Sehnens gelangen wird, zum Siege zu verhelfen, müssen wir jetzt die in der Gewalt verkörperte angelsächsische Weltanschauung wiederum mit Gewalt überwinden, immerdar aber müssen wir eingedenk bleiben, daß es uns nichts hülfe, wenn wir, mit dem Schwerte als Zeichen sieghafter Gewalt, die Welt gewönnen, und nähmen doch Schaden an unserer, an der germanischen, der menschlich reinsten Seele.

P. Hoche:
Wirtschaftliche Neuordnung.

Es bedarf kaum mehr einer Andeutung, daß wir auch nach dem Kriege auf jeden Fall harten Zeiten entgegen gehen. Denn wir werden vor ungeheure steuerliche Belastungen gestellt sein. Dauernd werden wir mit den vor dem Kriege ungewohnten Milliardenziffern zu rechnen haben. Da handelt es sich um die Verzinsung der hohen Kriegsanleihen über die frühere Staatsschuld hinaus, um die Wiederherstellung beschädigter Landesteile, die Versorgung der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen, um die Aufbesserung unserer Valuta im Ausland. Denken wir ferner daran, daß uns unsere Feinde auch nach dem Kriege die Zufuhr der Rohstoffe möglichst erschweren, daß sie uns schädigen werden, wo sie nur können, und daß überhaupt jedes Volk erhöhte wirtschaftliche Anstrengungen machen wird, so läßt sich leicht denken, daß wir in unserem wirtschaftlichen Leben wahrlich nicht auf Rosen gebettet sein werden.

Aber das ist noch kein Grund zum Verzweifeln. Denn auch unseren Feinden wird es ja nicht besser, manchen von ihnen sogar noch schlechter gehen. Wohl aber haben wir allen Anlaß, unsere schwierige Lage zu überdenken und sie durch eigenes Bemühen so erträglich wie möglich zu gestalten. Es wird darauf ankommen, neue Richtlinien für unser gesamtes Wirtschaftsleben zu gewinnen und durch unsere Anstrengungen unserer Gegner doch Herr zu werden.

Es ist in dieser Beziehung nicht ohne Reiz, die Schriften eines deutschen Volkswirtschaftlers zu lesen, der den Dingen mit hellen Augen auf den Grund geht, neue Zusammenhänge aufdeckt und in interessanter Weise unserer Wirtschaft, besonders der Industrie, neue Wege weist. Ich meine Walther Rathenau und besonders seine beiden bekannten Bücher „Von kommenden Dingen" und „Die neue Wirtschaft", auf welch letzteres hier näher eingegangen werden soll.

Rathenau geht, ähnlich wie der Volkswirtschaftler Steinmann-Bucher in seiner Schrift „Deutschlands Volksvermögen im Krieg", von dem Grundsatz aus, daß der Wert des jährlichen Einkommens gleich dem der Gütererzeugung ist. Eine gute Steuerpolitik muß also in erster Linie gleichzeitig Erzeugungspolitik sein. Wenn wir vor dem Kriege etwa 45 Milliarden Mark Einkommen hatten, so betrug auch der Wert der Gütererzeugung eben soviel. Nun wird es in Zukunft unsere Aufgabe sein, diese Gütererzeugung auf das Doppelte zu steigern. Unseren finanziellen Lasten stehen dann nicht mehr 45, sondern 90 Milliarden Mark Einkommen, und nicht mehr wie bisher 350, sondern etwa 600 Milliarden Mark Vermögen gegenüber.

Wie wäre nun aber diese vermehrte Gütererzeugung zu erreichen und was wäre dabei besonders zu beachten?

Die neue Wirtschaft wird nicht mehr allein Privatsache sein, sondern eine Gemeinschaftsangelegenheit. Die Richtlinien des wirtschaftlichen Lebens können auch nicht dem Zufall überlassen bleiben oder nur dem freien Spiel der Kräfte, sondern müssen von verantwortlicher Stelle aus zielbewußt festgelegt werden. Damit soll nun nicht gesagt werden, daß wir uns der Privatwirtschaft völlig ab- und etwa dem Staatsmonopol zukehren sollen, sondern es soll ein gemischtes System herrschen, wobei der Staat zwar seine Mitwirkung festlegt, z. B. bei der Verwaltung und Aufsicht, der einzelnen Persönlichkeit nach ihrer Begabung jedoch freier Spielraum gelassen wird. Es muß ja auch zugegeben werden, daß der Staat, dessen hoher Bedeutung wir ja gerade jetzt inne geworden sind, durchaus nicht uninteressiert sein kann an der Art und Weise, wie sich das wirtschaftliche Leben weiter entwickelt.

Ein früher oft verachteter Begriff ist uns jetzt im Kriege schmerzlich in Fleisch und Blut übergegangen: Sparen! Er wird uns aber auch in Zukunft weiter in den Ohren klingen. Jedenfalls wird sich unsere Industrie bedeutend mehr als bisher auf ihn einstellen müssen. Früher haben wir viel zu viel verschwendet. Zunächst an Material. Alle diejenigen, die Stoffe unangemessen aufsammeln und unnütz lagern lassen, die bei seiner Verarbeitung nicht den sparsamsten Gebrauch davon machen, die verschwenden es. Aber auch diejenigen müssen hier verurteilt werden, die das gute Material zu allerlei schlechter Schleuderware verarbeiten. Die Rohstoffe werden auch lange nach dem Kriege noch knapp und teuer sein; welche Forderung läge da wohl näher, als recht schützlich mit ihnen umzugehen. Eine Steigerung der Gütererzeugung wird auch noch möglich sein, wenn

wir unsere Wirtschaft möglichst wissenschaftlich betreiben. Der Wissenschaft muß es in Zukunft gelingen, die rationellste Methode ausfindig zu machen und dadurch aus dem vorhandenen Stoff das Höchste herauszuarbeiten. Hiermit sind unserem Fach- und Fortbildungsschulwesen jedenfalls noch sehr reiche und hohe Zukunftsaufgaben gestellt, die zu lösen seine bisherige Entwicklung durchaus erhoffen läßt.

Sparen müssen wir in Zukunft aber auch ganz besonders mit den Arbeitskräften. Wir haben ja nicht einmal die Anzahl von Menschen wie vor dem Kriege zur Verfügung und sollen doch mit der geringeren Menge mehr als früher leisten. Aber es wird doch gehen, wenn wir uns recht einrichten. Zunächst müssen wir lernen, im Sinne des amerikanischen Taylorismus, den rechten Menschen an die richtige Arbeitsstelle zu setzen. Dazu ist wieder notwendig, daß wir die Berufswahl nach aller Möglichkeit beeinflussen, erinnert sei hier nur an die sogenannte psychologische Berufsberatung, und sodann, daß wir bei der Arbeit selbst mehr und besser beobachten lernen, um die Fähigkeiten des einzelnen besser kennen zu lernen. Der Taylorismus wird sich gewiß durch deutsche Gründlichkeit noch besser ausbauen lassen. Soviel wie möglich werden wir in Zukunft auch die Maschine in den Dienst der Arbeit stellen müssen. Jede Maschine erspart so und so viel Menschen und macht diese wieder frei für andere und höhere Arbeiten. Und wenn es vielleicht niederdrückend erscheint, daß Tausende von Menschen nur mechanisch die Maschine zu bedienen haben, so ist dabei doch nicht zu vergessen, daß dadurch Millionen vor fortwährender mechanischer Einzelarbeit bewahrt werden. Auch die Arbeitsteilung wird noch mehr als bisher durchgeführt werden müssen. Es ist selbstverständlich, daß sie sich in großen Betrieben besser durchführen läßt als in kleineren.

In unserem Verbrauch werden wir uns gehörig einzuschränken haben, in der Erzeugung von Gütern dagegen können wir nicht genug leisten. Diese Waren müssen vor allen Dingen dem Export dienen. Wir müssen uns auf jeden Fall nach dem Kriege wieder den Weltmarkt erobern. Das wird uns bei aller Konkurrenz und Feindseligkeit unserer Gegner gelingen, wenn wir die beste Ware liefern. Sehr richtig sagt Naumann in seiner „Neudeutschen Wirtschaftspolitik": „Nur Waren, die nicht jeder nachmachen kann, erleichtern das Dasein eines Volkes. Was sich in der Welt bezahlt macht, ist stets die höhere Qualität. Die gute Arbeit muß daher Volkscharakter werden." In dieser Beziehung waren wir Deutschen bis vor nicht allzulanger Zeit noch erheblich im Rückstande. Wie hieß doch das Urteil auf jener Weltausstellung über die deutschen Waren? „Billig und schlecht!" In den letzten Jahrzehnten war uns freilich das Licht aufgegangen, daß wir uns nur durch die gute Ware die Welt erobern könnten, und so war ja jenes „Made in Germany" aus einem Verdammungsurteil zu einem Ehrentitel geworden. Viel zu verdanken haben wir in dieser Beziehung der werbenden Tätigkeit des deutschen Werkbundes. Es ist der beste Beweis für seinen Wert, daß ihn uns bereits die Engländer nachgeahmt haben. Jedenfalls muß unser ganzes Volk

noch mehr als bisher zum guten Geschmack erzogen werden. Alle Waren, die bei uns hergestellt werden, und die in die Welt hinausgehen, müssen in ihrer Güte die der anderen Völker überbieten und im Preise dabei doch möglichst billig sein. Diese Waren werden dann, das ist eine alte Erfahrung, ganz von selbst für den besten Absatz wirken, zumal es ja an der Nachfrage an Gütern durchaus nicht mangeln wird.

Der neuen Wirtschaft sollen aber auch die überreichen Erfahrungen dieser Kriegszeit zugute kommen. Diese Jahre haben uns erst mal deutlich gezeigt, was der Mensch alles fertig bringt, wenn er unter dem eisernen Zwange der Not handelt. Was uns dieser Krieg für die Arbeit Neues gelehrt hat, das ist sicher noch nicht alles erwiesen, aber es wird schon seinerzeit an den Tag kommen, und dann soll unsere Wissenschaft alles prüfen und das Brauchbare behalten und ausbauen. Nur an zwei Einzelheiten sei hier erinnert. Wie sehr hat sich heute unsere Industrie auf den Ersatzstoffen aufgebaut. Ja, wird man denn die nachher einfach wieder beiseite werfen? Das wäre doch ganz unklug. Im Gegenteil, wir werden sie weiter bearbeiten und uns unabhängiger von den Rohstoffen des Auslandes machen. Ferner die Altmaterialiensammlungen. Wieviel Stoff und Ware wurde ehemals achtlos vernichtet. Diesen unverständigen Luxus dürfen wir uns forthin auch nicht mehr leisten. Eine Organisation wird dafür zu sorgen haben, daß alles vorhandene Gut wieder einmündet in den kreisenden Strom der deutschen Volkswirtschaft.

Ein schweres wirtschaftliches Ringen wird nach dem Ende dieses Waffenkampfes anheben. „Alle Völker des Erdkreises sind davon ergriffen. Deutschland ist ein Glied der Kette. Unserm deutschen Gewissen aber ist es bestimmt, das Schwere zu erfassen, das Härtere zu entringen: einzufühlen, umzudenken, in die Tiefe göttlichen Willens zu sinken, das große Geschehen umzulenken und es seiner inneren, innerlichen Bestimmung entgegenzutragen. Das ist deutsche Sendung."

O. Sperber, Berlin:
Die Stellung Deutschlands im angedrohten Wirtschaftskriege.

Der von England und dessen Verbündeten angedrohte Wirtschaftskrieg an Deutschland sieht viel gefährlicher aus, als er es in Wirklichkeit je werden kann. Wenn auch zugegeben werden muß, daß Deutschland der Kampf um die Wiedererlangung seiner früheren Stellung im Welthandel zwar nicht leicht, aber dennoch auch nicht so schwer werden wird, wie dies heute von schwarzseherischer Seite aus vielfach angenommen wird.

Es wäre eine völlige Verkennung der Weltwirtschaft und des Welthandels, wollte man annehmen, daß der Kampf gegen den deutschen Außenhandel durch

Vorenthaltung wichtiger Rohstoffe, Ausnahmezölle gegen deutsche Waren, das Verschließen der fremden Kohlenstationen für deutsche Schiffe usw. für unsere Feinde lange erfolgreich durchführbar ist. Ganz abgesehen davon, daß Deutschland ebenfalls über Rohprodukte verfügt, die der Weltmarkt und das feindliche Ausland nicht entbehren kann, besitzt auch Deutschland für eine Anzahl Fertigfabrikate auf dem Weltmarkte nahezu eine Monopolstellung. Allein mit seinem Kali, den Teerfarben, Eisen und Kohlen besitzt Deutschland sehr wertvolle und wichtige Ausgleichswaren in seinen Händen, die vom Auslande nicht nur begehrt, sondern zum großen Teile dringend benötigt werden. Von einzelnen deutschen Fertigwaren läßt sich das gleiche behaupten und beweisen. In der ersten Hälfte 1918 sah sich sogar die amerikanische Wirkwarenindustrie in die Notlage versetzt, deutsche Nadeln für ihre Fabriken einzuführen oder die Fabrikation einzustellen. Die amerikanischen wie auch englischen Nadeln hatten sich durchweg als durchaus minderwertig erwiesen. Die Fabrikanten sahen sich daher gezwungen, beim amerikanischen Kongreß vorstellig zu werden, damit ihnen die Einfuhr deutscher Nadeln zugestanden würde. Es handelte sich hierbei um einen Wert von einer halben Million Dollar. Es ist dies ein typisches Beispiel dafür, wie oft die eine oder die andere Industrie eines Landes von der eines anderen Landes abhängig ist.

Eine sehr einflußreiche Stellung im Welthandel nimmt auch die deutsche Fabrikation chirurgischer Instrumente ein. Teilweise besaß sie eine regelrechte Monopolstellung. Die amerikanische Fachpresse liefert jetzt wieder den Beweis dafür. Sie schrieb im Juni 1918:

„Der Sekretär des Verbandes der Fabrikanten chirurgischer Instrumente in den Vereinigten Staaten hat beim Zollausschuß die Erhöhung für solche Instrumente auf 60 v. H. des Wertes verlangt. Alle in Amerika vor dem Kriege benutzten Instrumente kamen aus Deutschland. Die Mehrzahl in den Verbandsheeren benutzten chirurgischen Instrumente sind heute noch deutschen Ursprunges. Jetzt liefert Japan 35 v. H. der im amerikanischen Heere benutzten Instrumente. Die jetzt aufkeimende amerikanische Industrie auf diesem Gebiete wird aber ruiniert und kann sich nicht entwickeln, wenn sie nicht durch hohe Schutzzölle gesichert wird."

Während des Krieges sind ja solche Fälle nur vereinzelt aufgetreten, da die Mehrzahl der Industrien des feindlichen Auslands ausschließlich für Kriegs- und Heereslieferungen tätig sind. Sobald aber alle Industrien erst wieder für Friedensbedarf arbeiten und mit ihren Erzeugnissen dann im freien Wettbewerbe konkurrieren müssen, sind sie auch nicht mehr in der Lage, die heutigen hohen Preise für Roh- und Ersatzstoffe zahlen zu können. Von diesem Zeitpunkte ab müssen sie dann wieder möglichst billig einkaufen und damit fallen auch ohne weiteres alle willkürlich errichteten Schranken.

Ähnlich verhält es sich mit der durch den angedrohten Wirtschaftskrieg beabsichtigten Vorenthaltung von Rohstoffen für Deutschland. Die Rohstoffländer werden dort verkaufen, wo sie für ihre Produkte nicht nur die besten Preise erzielen, sondern vor allen Dingen die von ihnen benötigten Fertigfabrikate

preiswert und schnell erhalten können. Alle Weltmärkte sind heute in Friedenswaren nahezu völlig geräumt und der freie Handel wird sich daher mit den benötigten Waren dort eindecken, wo er solche gut, schnell und preiswert erhalten kann. Auch die Kohlenknappheit in den kohlenarmen Ländern ist eine ungewöhnlich große. In Argentinien verbrennt man heute aus Kohlenmangel bereits Mais in großen Mengen. Deutschland mit seinem Kohlenreichtum wird daher leicht imstande sein gegen Kohlen Häute, Fleisch, Brotgetreide und Futtermittel für die Viehzucht aus den La Platastaaten zu beziehen.

Aus anderen Ländern wird Deutschland wieder im Austausche gegen Kohlen, Kali usw. leicht solche Rohstoffe beziehen können, welche die heimische Industrie bedarf.

Zieht man zur Beurteilung der Sachlage die Zahlen des deutschen Außenhandels vom Jahre 1913 heran, so erhält man folgendes Bild:

England, Frankreich, Belgien nebst ihren Kolonien, Italien und die Vereinigten Staaten lieferten von der gesamten deutschen Einfuhr volle 49,1 Prozent. Von der deutschen Ausfuhr aber gingen nur nach diesen Ländern 42,9 Prozent. Die ganze übrige Welt hingegen war an der deutschen Einfuhr mit 50,9 und an der Ausfuhr mit 57,1 Prozent beteiligt.

Die deutsche Ausfuhr betrug nach den mitteleuropäischen Ländern, Skandinavien, Rußland und dem Balkan nebst Spanien 43,3 Prozent. Dahingegen gingen nach England und dessen Kolonien nur 18,6, nach Frankreich 7,8, nach den Vereinigten Staaten 7,1 und nach Süd- und Mittelamerika 8,6 Prozent. Mitteleuropa ist somit für Deutschland das Gebiet des hauptsächlichsten Warenaustausches. Die fernere Ausnutzung der dadurch gegebenen Vorteile wird daher der Scheelsucht seiner Feinde beträchtlichen Abbruch tun.

Es muß nun auch noch damit gerechnet werden, daß durch die Aufhebung des Freihandels in England und die Einführung von Zöllen die skandinavischen Länder, wie auch Holland auf den deutschen Markt förmlich gedrängt werden. Die Gründe, welche jene Länder bisher bestimmten, den englischen Märkten den Vorzug zu geben, fallen mit der Aufhebung des Freihandels und Einführung der Zölle fort.

Die handelspolitische Stärke Deutschlands liegt eben in seiner günstigen handelsgeographischen Lage im Herzen von Europa. An dieser Tatsache kann weder der Deutschland angedrohte Wirtschaftskrieg noch der unsinnige Haß der deutschen Feinde etwas ändern. Die also schon bestehende handelspolitische Stärke, ob seiner handelsgeographischen Lage, läßt sich aber noch vielfach verbessern. Die Absicht, den Rhein nach dem Kriege dem Handelsverkehr in erweitertem Maße zu eröffnen, so daß dadurch auch die Schweiz einen Zugang zur Nordsee erhält, wäre schon ein sehr wichtiger Vorstoß auf diesem Gebiete. Auch der beabsichtigte Ausbau der Donauschiffahrt, sowie die Absicht, die Donau mit dem bestehenden deutschen Kanalsystem zu verbinden, schließt eine weitere

wesentliche Verbesserung der handelsgeographischen Lage Deutschlands in sich ein. Ebenso wichtig wäre der geplante Ausbau des Kanalsystems durch Rußland nach dem Schwarzen Meere.

Verschärft wird nun auch noch die Sachlage zu ungunsten unserer Feinde dadurch, daß der größte Teil der französischen und belgischen Industrien nach dem Kriege nicht wieder gleich wettbewerbskräftig auftreten kann. Beide haben nicht nur im eigenen Lande vorerst genügend zu tun, sondern haben auch durch die zerstörenden Einwirkungen des Krieges viel zu sehr gelitten, um sofort wieder konkurrenzfähig zu sein. Wie stark der Rückgang der französischen Industrie ist, läßt sich aus einer Mitteilung des „Economiste Européen" vom 28. 6. 1918 ersehen. Einer der besten Volkswirtschaftler Frankreichs, E. Théry, schreibt darüber:

„Durch die in allen Gegenden Frankreichs wirkenden Comités d'action économique ist festgestellt, daß von den im nichtbesetzten Gebiete unversehrt gebliebenen Industrien mindestens 40 v. H. jede Erzeugung eingestellt haben und zwar wegen Mangels an leitenden Persönlichkeiten, Personal, Arbeitern und Rohstoffen, sowie auch, weil fast alle Ausfuhr verboten ist.

Von den 60 v. H. in Tätigkeit bleibenden arbeiten ungefähr die Hälfte ausschließlich für Heereszwecke. Es bleibt also für die bürgerliche Kundschaft, die sich infolge der im Kriege stark angewachsenen Zahlungsmittel eher vermehrt als vermindert hat, nur 30 v. H. der im Frieden in Betrieb gewesenen Fabriken übrig.

Frankreichs Leistungsfähigkeit auf industriellem Gebiete wird daher nach dem Frieden auch eine recht beschränkte sein und in dem geplanten Wirtschaftskriege nur eine bescheidene Rolle spielen können."

In der Hauptsache werden sich also Deutschland, England und die Vereinigten Staaten in den wieder lebhafter werdenden Weltmarkt zu teilen haben.

Deutschland von dem Weltmarkte daher ausschließen zu wollen, ist ein Unding, besonders da weder England noch die Vereinigten Staaten gleich wieder die alte Leistungsfähigkeit als Produzent erreichen kann. Ganz abgesehen davon, daß die Kriegswirtschaft auf einer großen Anzahl industrieller Gebiete in diesen Ländern viel einschneidendere Wirkungen gezeitigt hat wie in Deutschland, spielen bei beiden Ländern aber noch andere Faktoren mit, die sich ohne weiteres nicht beseitigen lassen.

Je länger der Krieg andauert, verschieben sich jetzt die Verhältnisse zu Deutschlands Gunsten. Die Entwicklungsfähigkeit von Produktion und Absatz wird bei uns wie auch bei unseren Feinden durch natürliche Vorbedingungen eingeschränkt. Bevölkerungszuwachs, Bodengestaltung, die geographische Lage des Landes usw. bestimmen die Wirtschaftsentwickelung und engen sie in gewisse Schranken ein.

Auf England, die Vereinigten Staaten und Deutschland die Vorbedingungen angewandt, ergibt folgendes Resultat: Daß unsere Feinde bei Entfaltung ihrer gesamten Wirtschaftskraft imstande sein werden, auf einzelnen Gebieten uns Produktion und Absatz zu erschweren. Dahingegen sind aber unsere Feinde unter gar keinen Umständen imstande, ihre eigene Volkswirtschaft derartig auszubauen

und umzuorganisieren, daß sie die deutsche Volkswirtschaft in allen Zweigen auf die Dauer wesentlich beeinträchtigen kann.

Allein schon die Arbeiterfrage wirkt in England und noch viel mehr in Nordamerika lähmend auf die Umstellung der Volkswirtschaft wie auch auf eine erhebliche Produktionssteigerung ein. Während die Vereinigten Staaten in erster Linie nach wie vor nur dann über genügend, und vor allen Dingen über ausreichend billige Arbeitskräfte verfügen, sofern sie jährlich einen Zuschuß von rund einer Million Einwanderer erhalten, ist England ob seiner geographischen Lage in seiner Fortentwickelung erheblich eingeschränkt.

Wie wichtig die Einwanderung für Nordamerika ist, läßt sich aus folgenden Zahlen ersehen. Die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten betrug 1870 35½ Millionen, bis zum Jahre 1910 war sie auf 91,9 Millionen angewachsen. Während der gleichen Zeitspanne wanderten aus Europa allein 18,7 Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten zu. Die Eigenvermehrung der 35½ Millionen Amerikaner innerhalb von 40 Jahren betrug also nur 37,7 Millionen. Ein volles Drittel der Gesamtzunahme stellte also die europäische Einwanderung. Dabei muß aber auch noch in Betracht gezogen werden, daß die weitaus größte Mehrzahl des Bevölkerungszuwachses durch die Einwanderer bereits aus arbeitsfähigen kräftigen Leuten bestand. Wie stark schon heute der Arbeitermangel in den Vereinigten Staaten vorherrscht, davon liefert die amerikanische Presse andauernd schlagende Beweise. Das „Textile World Journal" von New-York vom 11. 5. 1918 schreibt:

„Der wunde Punkt hier ist heute der Arbeitermangel auf allen Gebieten und macht auch den Spinnereien und Webereien viel Kopfzerbrechen. Andere Industrien sehen sich ob des zunehmenden Arbeitermangels nun auch gezwungen, immer mehr weibliche Arbeitskräfte einzustellen. Die Löhne sind bereits so hoch, daß sogar die leidenschaftlichsten Landstreicher sich dadurch zur Arbeit verlocken lassen, aber als Arbeiter sind solche Elemente wenig wert."

Das „Wall Street Journal" hingegen schreibt unterm 28. 5. 1918:

„Von überall wird berichtet, daß die Arbeitskräfte auf den Kohlenzechen schnell abnehmen. Auf allen Anschlußgleisen stehen lange Reihen leerer Wagen, weil keine Bergleute zur Kohlenbeförderung vorhanden sind. Überall macht sich heute in unserem Wirtschaftsleben ein fühlbarer Mangel der früheren billigen eingewanderten Arbeiter bemerkbar. Seit Ausbruch des Krieges hat nicht nur die Einwanderung fast völlig nachgelassen, sondern der Krieg hat auch eine sehr große Anzahl der Eingewanderten nach ihrer alten Heimat zurückgerufen."

Die geographische Lage Englands zwingt das Land wieder, die benötigten Rohstoffe zumeist aus seinen entfernt gelegenen Kolonien holen zu müssen. Aus diesem Grunde ist auch die englische Volkswirtschaft stets von der mehr oder weniger großen Leistungsfähigkeit seiner Handelsflotte abhängig. Trotzdem nun England schon immer die stärkste Handelsflotte besaß, war sie dennoch nie in der Lage, alle die von der englischen Volkswirtschaft an sie gestellten Ansprüche erfüllen zu können. Im Jahre 1912 verkehrten in englischen Häfen 87,8 Millionen Netto-Reg.-Tonnen unter englischer und 60,6 Millionen Netto-Reg.-Tonnen

unter fremden Flaggen. Daraus läßt sich schon ersehen, daß der englische Handel und die Volkswirtschaft zu einem recht erheblichen Teile vor dem Kriege von der fremden Schiffahrt abhängig war. Nach dem Kriege wird dies aber noch in vermehrtem Maße der Fall sein. Durch die Verkürzung des englischen Frachtraumes durch die deutschen U-Boote einerseits und durch die notwendige Ergänzung der aufgebrauchten großen Rohstofflager anderseits sind dem Aufschwunge der englischen Industrie und dem Ausfuhrhandel erhebliche Beschränkungen auferlegt.

Auf der anderen Seite aber werden auch die heute Deutschland so feindlich gesinnten Staaten bald einsehen, daß Deutschland für sie selbst ein viel zu guter Kunde war, um in der Zukunft ganz auf ihn verzichten zu können.

Deutschland kaufte aus den feindlichen Ländern 1913 für 952,8 Millionen Mark mehr Waren und Rohstoffe, als es nach dorthin verkaufte. Davon entfielen auf England allein 391,7 Millionen Mark Überschuß und der Rest auf die Vereinigten Staaten.

Nach dem Kriege wird nun die Sachlage für die Feinde Deutschlands noch durch einen weiteren Umstand erschwert. Das Auftreten des Verbandes hat eine bedeutende Anzahl wehrpflichtiger, also körperlich und geistig leistungsfähigster, Deutschen gezwungen, im neutralen Ausland zu verbleiben, während Frankreich, England und auch Italien den letzten Mann aus jenen Ländern weggeholt haben. Vielfach wurden dadurch nicht nur die führenden Persönlichkeiten, sondern auch der gesamte kaufmännische Nachwuchs für die Vertretung ihrer Interessen zerstört. Die in jenen Ländern festgehaltenen Deutschen aber haben die Zeit nicht nutzlos verstreichen lassen, sondern wohl benutzt, so daß der deutsche Außenhandel gleich nach Friedensschluß wieder mit bewährten und erfahrenen Kräften in jenen Ländern den Wettbewerb aufnehmen kann. Die Auslandsdeutschen sind bisher noch immer die besten und erfolgreichsten Pioniere des deutschen Außenhandels gewesen und werden es auch wieder in Zukunft sein. Sie bedeuten im heutigen deutschen Wirtschaftsleben einen sehr schwer wiegenden Faktor, den man gut tun wird, richtig in Rechnung zu stellen.

Die Verbandsländer werden von vornherein damit rechnen müssen, daß der deutsche Außenhandel in den südamerikanischen Ländern und anderen Staaten, in denen die dort lebenden Deutschen in ihrer Bewegungsfreiheit nicht behindert waren, mit einem Stamme von erfahrenen und erprobten Vertretern rechnen kann. Die Verbandsmächte selbst hingegen sind gezwungen, meist neue Leute hinauszusenden, die sich erst einarbeiten müssen. Selbst die Amerikaner machen heute davon keine Ausnahme. Die Amerikaner verdienten durch die enormen Kriegslieferungen in der Heimat viel leichter ihr Brot wie im Auslande und eine sehr erhebliche Anzahl von Amerikanern hat es daher vorgezogen, während des Krieges nach der Heimat zurückzukehren.

Deutschland kann fernerhin noch mit einer erklecklichen Anzahl von Rückwanderern nach Friedensschluß rechnen. Viele davon haben vor dem Kriege im

feindlichen Auslande wertvolle Erfahrungen gesammelt, die nunmehr der deutschen Industrie und dem deutschen Handel nutzbar gemacht werden können. Andere dieser Rückwanderer werden wieder einen willkommenen Zuschuß für die heimische Bevölkerung abgeben und manche entstandene Lücke restlos ausfüllen, wodurch die wirtschaftliche Kraft Deutschlands eine nicht unerhebliche Kräftigung erfährt.

Der angedrohte Wirtschaftskrieg des Verbandes gegen Deutschland verliert somit viel von seinem Schrecken, wenn man ruhig und sachlich die drohende Gefahr in ihre einzelnen Bestandteile zergliedert und rechtzeitig Mittel und Wege vorbereitet, um ihr wirksam zu begegnen. Deutschland muß aber unentwegt solange weiterkämpfen, bis es ihm gelungen ist, freie Bahn für seinen Außenhandel zu erzwingen. Darunter ist in erster Linie die Aufhebung der englischen Kontrolle über die Welthandelsstraßen zu verstehen. Solange England die hauptsächlichsten Welthandelsstraßen kontrolliert, kann naturgemäß von einer freien Bahn für den deutschen Außenhandel nicht die Rede sein. Ohne die Aufhebung der englischen Kontrolle über die Welthandelsstraßen wird sich Deutschland für längere Zeit auf den Absatz in Mitteleuropa angewiesen sehen, wodurch die Ausfuhr weniger, aber die Einfuhr von Rohstoffen umsomehr betroffen würde.

Das Hauptziel Deutschlands in dem ihm aufgezwungenen Kampfe um seinen Anteil am Welthandel ist und bleibt daher die

„Freiheit der Welthandelsstraßen".

C. Brackmann: An der Schwelle des neuen Ostasiens.

Eine epochale politische Entwicklung ist in Ostasien während des Weltkrieges vor sich gegangen. Vor eine von Grund aus neue Lage werden sich die Völker des Westens gestellt sehen, wenn sie nach Friedensschluß sich wieder auf Ostasien besinnen werden, um die Fäden nach dort neu anzuknüpfen. Das alte, von einer erdrückenden Schuldenlast am Boden gehaltene und in seiner Entwicklung auf allen Seiten beschränkte Japan ist nicht mehr, in dem die Staatsschuld in den beiden Dezennien 1894/1914 von 556 Millionen Mark auf 5,25 Milliarden gestiegen war, in dem jeder Steuerzahler acht bis zehnmal mehr als in den Vereinigten Staaten und viermal mehr als in China mit Staatsschulden belastet wurde und im Durchschnitt zwanzig Prozent seines Einkommens, ja in den höheren Steuerstufen selbst vierzig Prozent desselben als Steuern dem Staat zuführen mußte. An seine Stelle ist ein überreich gewordenes Japan getreten, das die den Flug zur Höhe hemmenden wirtschaftlichen Fesseln sprengte, dem das fast über die Aufnahmefähigkeit zuströmende Gold die Freiheit zur machtvollen Entfaltung seiner Kräfte gebracht hat, das, wirtschaftlich stark und

frei geworden, sich endlich in der Lage sieht, sich die militärische Rüstung zu geben, die ihm zur Stabilierung seiner staatlichen Hoheit nach Innen und Außen nötig ist, auch wenn es seine weit ausholenden nationalen Pläne grundsätzlich nicht auf dem Wege der Gewaltpolitik erreichen will. Der Wandlungsprozeß, der ähnlich der zwischen 1760 und 1830 über England gekommenen „industriellen Revolution" das alte agrarische Japan in neue Formen goß, ist im Gewalttempo vorangerückt und hat eine Hochflut unerwarteter Gewinne ins Land gebracht. Wenn der japanische Außenhandel nach den Berichten des Handels- und Landwirtschaftsministeriums von 2492,358 Millionen Mark im Jahre 1914 auf 3956,182 Millionen in 1916 und gar 5314,212 Millionen in 1917 stieg, wenn dabei die vordem ständige, in 1914 9,734 Millionen Mark betragende Passivität der Handelsbilanz seit 1915 einer Aktivität wich, die 1917 nicht weniger als 1153,940 Millionen Mark betrug, wenn sich das Volksvermögen nach ministerieller Erklärung im Abgeordnetenhause bereits im Frühjahr 1916 um mehr als 4,2 Milliarden Mark vermehrt hatte, wenn Industriegewinne bei den Spinnereien von 60 Prozent, bei der chemischen Industrie von 80 Prozent, bei den Schiffahrtsgesellschaften von 70 Prozent nicht ungewöhnlich sind, wenn der Goldbestand des Landes sich mehr als verdreifacht hat und mehr als 2,625 Milliarden Mark als hochverzinsliche Darlehen an die Alliierten ausgegeben werden konnten unter gleichzeitiger starker Abstoßung der eigenen, im Auslande eingegangenen Anleiheverpflichtungen, so kennzeichnen diese Zahlen das Hereinbrechen eines Milliardensegens in das Land, der in der Geschichte seinesgleichen nicht hat. Da Reichtum aber Macht bedeutet und sich automatisch auf politischem und militärischem Gebiete sofort auswirkt, ist Japan schon damit in ganz anderem Umfange in den Vordergrund der politischen Konstellation in Ostasien gerückt als jemals vordem.

Dieser märchenhafte Aufstieg fällt aber zeitlich zusammen mit dem Zerfall des russischen Kolosses, mit der jedenfalls einstweiligen Ausmerzung des politischen Einflusses Deutschlands, mit der völligen Stillegung und Bindung der englischen Arbeit durch den europäischen Krieg und, seit dem Februar 1917, auch mit einer sehr starken Ablenkung Amerikas. Eine ungeheure Begünstigung der Festigung seiner Stellung. Kein Einspruch und keine Drohung vereitelt die Pläne; kein Gegenzug hält ihre Ausführung zurück. Ohne zu Fehlgriffen verleitende Nervosität können die Ziele gesteckt und in systematischem Fortschreiten die Etappen erreicht werden, kann die vom jungen Reichtum gegebene Macht ihre anziehende und beherrschende Wirksamkeit ausüben. Nach der alten Wahrheit: „Wer da hat, dem wird gegeben", arbeitet Zeit und Lage fast selbsttätig, aber um so nachhaltiger für das Inselreich, als dieses den umwohnenden Schwachen, insbesondere China, schon durch sein unaufhaltsames Erstarken als der bedeutsamste zum Überdauern der Wechselfälle befähigte Schutzherr erscheint und nach dem Verschwinden der übrigen, vordem sich aufdrängenden Mächte kein anderer Helfer mehr in Sichtweite steht. In ruhiger Sicherheit und Zielstrebig-

keit arbeitet seine Politik. Warum sollte sie nach dem Willen der europäischen Verbündeten die durch die Selbstauflösung Rußlands eingeleitete Entwicklung überstürzen? Kann sich denn das schon in den Tagen der festgefügten Zarenherrschaft bis über seine Westgrenze, bis nach Irkutsk wirtschaftlich nach dem Pazifik hin gravitierende und auf ihm basierende ostbaikalische Sibirien, um das der Erbstreit geht, nach dem Verschwinden der russischen Zentralgewalt überhaupt an eine andere Macht anschließen, als an das jetzt nach seinem Kriegsaufschwung das Wirtschaftsleben ganz Ostasiens fast beherrschende Japan? Wo die Verhältnisse zwangsläufig arbeiten, war jeder vorzeitige Eingriff vom Übel; namentlich wenn er, wie hier, die im besten Fortschreiten befindliche Harmonie mit dem in Sibirien um seine Hoheitsstellung in der Mandschurei fürchtenden China stören und die in diesem eröffneten Möglichkeiten verwirren mußte. Den Versuch Frankreichs und Englands, die Macht Japans für ihre europäischen und indischen Interessen gegen das „abtrünnige" Rußland und gegen die „deutsche Gefahr" durch eine Intervention ausspielen zu wollen, ließ man deshalb kläglich scheitern. Aber man bog die Anregung nach den ausschließlichen Bedürfnissen Japans und Ostasiens um, die beide gegen das Eindringen bolschewistischer Revolutionsgedanken gesichert und von dem deutschen Wettbewerb befreit werden sollten, indem man aus ihr zunächst den Anlaß zu festestem Zusammenschluß der gelbrassigen Nachbarmächte in einer Militärkonvention hernahm, die in ihrer grundlegenden Bedeutung für die künftige ostasiatische Geschichte gar nicht überschätzt werden kann. Sodann nahm man, nicht als Gefolgsmann, sondern in durchaus eigener Linienführung, den Wunsch Englands, die in China internierten Deutschen nach Australien abgeschoben zu sehen, auf. England wollte damit die Gefahr bannen, die seine östliche Schule für die innere und äußere Ruhe Indiens aus der etwaigen Vereinigung der in China internierten und der in Russisch-Asien kriegsgefangenen Deutschen und aus ihrer propagandistischen Tätigkeit heraufziehen sah. Japan stellte bereitwillig die Schiffe zum Abtransport zur Verfügung, weil es gerade die Deutschen, die durch ihren Rechtsanspruch auf Kiautschou die Geschlossenheit der japanischen Beherrschung des östlichen Stillen Ozeans durchlöchern und außerdem als sehr unbequeme Konkurrenten dem japanischen Handel in China den Weg verlegen, aus Ostasien ausgemerzt wissen will. Dieser Plan mußte fallen gelassen werden; wie die französischen Blätter ihren Lesern erzählten, infolge der deutschen Drohung, zur Vergeltung französische und englische kriegsgefangene Offiziere in der westlichen Gefahrzone beschäftigen zu wollen. Als aber im Hochsommer die Konsolidierung des Widerstandes der Bolschewiki gegen den Durchmarsch der Tschecho-Slowaken nach Wladiwostok am Baikalsee und am Ussuri und die Behauptung der europäischen Entente, daran sei vor allem das Eingreifen der kriegsgefangenen Deutschen und Österreich-Ungarn unter dem russischen General Taube schuld, ein längeres Zuwarten und Untätigbleiben ohne Verletzung der Bündnispflichten nicht zu gestatten

schienen, wußte man wieder die rein japanischen Forderungen und die ausschließlich ostasiatischen Interessen unerbittlich und erfolgreich in den Vordergrund zu schieben. Die Interventionsunternehmung wurde auf die Hilfe für die am Durchzuge behinderten Tschecho-Slowaken, d. h. aber auf das dem ostasiatischen Wirtschaftsbereich zugehörende Gebiet zwischen Baikalsee und Pazifik beschränkt, dem durch den beschleunigten Abtransport der angefeindeten Durchzügler der Landfrieden wiedergegeben, das zugleich durch Zurückdrängung des bolschewistischen Einflusses von dem den sozialen Frieden Japans bedrohenden revolutionierenden Element befreit werden soll, um desto schneller der wartenden japanischen wirtschaftlichen Expansion sich zu öffnen und in den japanischen Interessenkreis hineinzuwachsen. Das seit dem vorigen Jahre geknüpfte enge Verhältnis zur amerikanischen Union ermöglichte es, für die Unternehmen deren Einverständnis zu gewinnen. In der Tat, man war stark genug, in freier Selbständigkeit sich die Ziele und die Wege seiner Politik zu wählen.

Unanfechtbar ist die Vormachtstellung in dem von allen Rivalen freigewordenen Ostasien. Okumas Ziel, Japan durch diesen Krieg „den großen herrschenden Mächten England, Rußland, Deutschland und Frankreich zur Seite gestellt zu sehen", ist für seine Umwelt am westlichen Stillen Ozean mehr als erfüllt. Nicht neben, nein über den anderen Großmächten steht es dort in einer durch keine Kriegsopfer beschnittenen, vielmehr gerade durch den Krieg zu einer von keinem anderen mehr einzuholenden Höhe entwickelten wirtschaftlichen und politischen Machtfülle. Darin den größten Erfolg seiner Politik erblickend, die Grundlage, auf der diese Macht ruht, breiter, tragfähiger gemacht und gegen alle Rückschläge gefeit zu haben. Darum China der Angelpunkt der gesamten politischen Kriegsarbeit, deren Sicherung die Vertragspolitik mit den Vereinigten Staaten und auch mit England dient, in der das russische Asien und die deutsche Südsee Nebenfiguren sind. In China gilt es keine Zeit zu verlieren, denn es muß in seinen innerpolitischen Zusammenhängen und in seiner wirtschaftlichen Kraft so gefestigt und erstarkt werden, daß es in voller Aufnahmefähigkeit dasteht, wenn das Zusammensinken des Weltkrieges ein Abflauen des Kriegsumsatzes mit sich bringt und die treibhausartig emporgeschossene Industrie wie das übersättigte Volksvermögen Japans nach neuen Absatz- und Tätigkeitsfeldern ausschaut. Stärkung Chinas im eigenen Interesse ist deshalb im Gegensatz zu früheren Zeiten das Prinzip, das von Erfolg zu Erfolg geführt wird, und dessen Gewinn fortschreitend eine Festigung Ostasiens ist. Ein der Hilfe Europas entwachsenes, von der Zusammenarbeit mit Japan voll befriedigtes China wird deshalb gemeinsam mit Japan in geschlossener Phalanx als lebendiges Zeugnis vorausschauender großzügiger japanischer Politik den ermüdeten und verarmten Völkern Europas am Kriegsende gegenüberstehen. Die Zeiten, da das Reich der Mitte es ertragen mußte, von Europa als Ausbeutungsobjekt gewertet zu werden, sind dann endgültig vorüber.

Dazu die unangreifbare militärische Stellung Japans. Von der einzigen, bisher zu Lande drohenden Gefahr durch den Zusammenbruch des russischen Heeres, und durch das Auseinanderfallen des Reiches in kriegerisch ohnmächtige Teilgebilde auf Menschenalter hinaus befreit, ist es gegen alle Nachbarn durch die Überlegenheit seiner modernen kriegserprobten Armee so sehr geschützt, daß es nach dem Zusammenschluß mit China seine Landtruppen sogar, ohne Gefahr befürchten zu müssen, auf den Stand eines Kolonialheeres wird zurückführen können — mit der Rückwirkung eines neuen Übergewichtes seiner industriellen Leistung über die im Zwang dauernder stärkster militärischer Lasten gehaltenen europäischen Staaten. Zur See aber kann es, im Rücken nach der Austilgung der störenden deutschen Stellung bei Kiautschou und der russischen bei Wladiwostok, zumal nach dem Einverständnis mit China völlig gedeckt, jedem Angreifer von Sachalin im Norden bis zur chinesischen Provinz Fukien im Süden eine durch eine fortlaufende Inselkette gestützte und durch Landbefestigungen aufs wirksamste gesicherte Front entgegenstellen, hinter der sein heimisches Volksleben ungestört die Ereignisse abwarten kann, gesichert durch den Markt halb Asiens. Ganz abgesehen davon, daß schon die Unmöglichkeit, über die meilenweiten Meere hin Operationen durchzuführen, jeder europäischen Macht, außer vielleicht England, einen Krieg verbietet. Den einzigen von England und den Vereinigten Staaten drohenden Gefahrmöglichkeiten aber, von denen jenes in Indien und Australien wie in seinem Besitz in der indischen Inselwelt, dieses in den Philippinen wirkungskräftige Operationsbasen haben, ist durch kluge Vertragspolitik erfolgreich begegnet. R u h e n d a u f d e m b r e i t e n G r u n d e d e r i n e n g s t e r I n t e r e s s e n g e m e i n s c h a f t v e r b u n d e n e n b e i d e n o s t a s i a t i s c h e n R e i c h e, e r p r o b t i n s e i n e r S e l b s t ä n d i g k e i t g e r a d e i n d e r A u s e i n a n d e r s e t z u n g m i t d e n A n s p r ü c h e n s e i n e r V e r b ü n d e t e n, g e g e n j e d e G e f ä h r d u n g g e d e c k t d u r c h s e i n e i n j a h r z e h n t e l a n g e r A r b e i t, s e i t d e n T a g e n d e s c h i n e s i s c h - j a p a n i s c h e n K r i e g e s (1894/95) p l a n m ä ß i g a u s g e b a u t e s t r a t e g i s c h e S t e l l u n g, w i e d u r c h s e i n e E n t l e g e n h e i t, u n b e z w i n g b a r i n s e i n e r w i r t s c h a f t l i c h e n M a c h t f ü l l e, i s t J a p a n s t a r k g e n u g g e w o r d e n, d e n f r e m d e n M ä c h t e n M a ß u n d Z i e l i h r e r T ä t i g k e i t i n O s t a s i e n z u s e t z e n.

Dieses Aufschnellen Japans hat die Grundlagen des ostasiatischen Gebäudes völlig verändert. Vordem bildeten diese die Verträge, die Japan in mühsamer diplomatischer Arbeit den Mächten England, Rußland, Frankreich und den Vereinigten Staaten mit gegenseitiger Zusicherung der territorialen Unverletzlichkeit Chinas abgerungen hatte. Die Frage der Vormacht blieb unentschieden in der Schwebe, nachdem Rußland von Japan vernichtend getroffen war, und Japan in den Verträgen mit England sich den europäischen Mächten an die Seite gestellt hatte. Heute gehört dieser Abschnitt der asiatischen Entwicklung der Vergangen-

heit an. Heute ist Grundlage des neuen Ostasiens die freie, alle Rivalität zurückdrängende, in sich selbst ruhende Machtstellung Japans. Insbesondere nach dem ungeheuren Zuwachs, den sein Prestige am ganzen Pazifik und über den asiatischen Kontinent hin dadurch erhalten hat, daß es als Vormacht der ihm verbündeten weißen Großmächte die militärische Führung der Intervention in Sibirien übernehmen konnte. Der Weg der Politik nach Ostasien führt seit dem Ishij-Abkommen mit Amerika über Japan. Das überreich gewordene Japan ist die Geldmacht des Ostens. Japan ist auch dessen Schutzmacht. Auf tausend und abertausend Pfaden durchsetzt japanischer Einfluß das weite Gebiet vom Jablonoi-Gebirge bis zum Äquator, von Indien bis zu den Inseln der Südsee. Es ist verständlich, daß Japan Richtung und Ziel der kommenden Zeit bestimmt. Allerdings unter weiser Rücksichtnahme auf die geschichtlich gewordene Stellung Englands und der Vereinigten Staaten, die zur Zeit allein noch Beachtung heischen. Deren wirtschaftlicher und politischer Einfluß ist in Ostasien zu alt fundiert. Ihre Beziehungen, durch private und öffentliche Tätigkeit geknüpft, sind namentlich in China, und hier wieder die der Engländer im Yangtse-Becken, die der Union in Südchina, zu zahlreich, zu eng verflochten mit dem Volksleben, zu sehr durch den Rückhalt in einflußreichen Kreisen zu einer Macht erhoben, als daß es für Japan förderlich sein könnte, sie zu ignorieren, während seine junge Stellung sich noch im Zustand des Bodengewinnens und der Einwurzelung befindet. Die üblen Erfahrungen des Kabinetts Okuma haben davon eine zu laute Sprache geredet. Dazu ihr Besitz militärischer Ausfallstore. Zugleich die Erwägung, daß es sich auch dem Stärksten empfiehlt, durch die Freundschaft Starker stärker zu werden, und daß diese Freundschaft jedenfalls dann nötig ist, wenn man bestimmte ihrer wirtschaftlichen Erzeugnisse (amerikanischer Stahl) noch nicht genügend im eigenen Betriebe erzeugen kann, und der Schiffahrts- und Handelsverkehr mit ihnen der Volkswirtschaft erhebliche Gewinne zuführt. Die Erhaltung des alten Vertragsverhältnisses mit England und der Ausbau des neuen zu den Vereinigten Staaten sind deshalb die bedeutungsvolle Ergänzung der Machtstellung Japans für den Bau der neuen Zeit.

Dies haben die verantwortlichen Leiter der japanischen Politik Terauchi, Motono und Goto einstimmig in feierlichster Weise erklärt. Dabei wird der Bund mit Großbritannien in Erinnerung an die besondere Bedeutung, die dieses für den Aufstieg Japans gehabt hat, zugleich um den alten Verbündeten über die schmerzliche Tatsache zu trösten, daß er seinen Platz einem anderen hat räumen müssen, stets an erster Stelle genannt. Es ist nach Goto „der Angelpunkt, um den sich die ganze japanische Politik dreht". Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß seit dem Herbst des vorigen Jahres die Einigung mit den Vereinigten Staaten der Entente mit Großbritannien so sehr den Rang abgelaufen hat, daß sie an die erste Stelle getreten ist. Man beachte die begeisterten Worte, mit

denen Viscount Motono in seinem im Abgeordnetenhause im Januar gegebenen Exposé ihr Lob singt: „Die Vereinigten Staaten haben sich von der Aufrichtigkeit des Entschlusses Japans, die Unabhängigkeit Chinas und die Integrität seines Gebietes aufrechtzuerhalten, überzeugt und Japans besondere Interessen in China anerkannt. Es ist ein unschätzbarer Erfolg der japanischen Mission in den Vereinigten Staaten unter Ishii, daß es ihr gelungen ist, die Vereinigten Staaten von der wirklichen Gesinnung Japans zu überzeugen und alle Mißverständnisse wegzuräumen." Unverhüllter kann die Bedeutung, die diesem Bündnis zugeschrieben wird, nicht bezeugt werden. Sie erhielt noch nachdrücklicher ihre Klarstellung durch die Umrahmung. Auch dem Bündnis mit England widerfährt lobende Erwähnung. Es ist „die Hauptgrundlage der japanischen auswärtigen Politik". Es soll auch eine unauslöschbare Tatsache sein, „daß die Beziehungen zwischen beiden Ländern fester und enger geworden sind". In der Zukunftswertung schwingen aber eigentümlich anmutende Untertöne mit, die im Gegensatz zu dem über das amerikanische Bündnis Gehörten den klaren Klang nur zu sehr verdunkeln und verschleiern. Statt rückhaltloser Anerkennung heißt es: „Solange gemeinsame Interessen zwischen Japan und England in Asien bestehen, werden die Regierungen und Völker beider Nationen mehr und mehr die Notwendigkeit einer loyalen Aufrechterhaltung der Bündnisse verstehen." Und diese kommende Einsicht wird erhofft, nachdem das Bündnis bereits sechzehn Jahre bestanden hat! Der starke Abstand dieser noch dazu durch das „solange" limitierten Würdigung ist unverkennbar. Kommen hinzu die zahlreichen Anzeichen tatsächlich engsten Zusammenstehens mit den Vereinigten Staaten, das in der Interventionsfrage sogar zu einer Nichtbeachtung Englands führte und auf der anderen Seite in einem alle Traditionen verleugnenden Eingehen Amerikas auf japanische Wünsche bei der Anerkennung der japanisch-chinesischen Militärkonvention Ausdruck erhielt. In der Tat, England hat im gleichen Verhältnis zu seiner Güter- und Machteinbuße im Weltkrieg an die Union die Stelle als erster entscheidender Verbündeter Japans abtreten müssen.

Dabei ist — das mag besonders betont werden — Japan heute weit entfernt, seine Politik feindlich gegen England einzustellen. Die Seitensprünge der Taumeltage des Ministeriums Okuma nach Kriegsbeginn sind vorüber. Aber man sah den ungeheuren Zuwachs an Reichtum und Macht, der aus dem Kriege und aus der Selbstzerfleischung Europas Amerika zuströmte. Man bedachte, daß es durch die Philippinen immerhin in drohenderer Nähe der die japanische Seegeltung schützenden Inselkette steht, als England in Indien und Australien. Man erwog die Handelsmöglichkeiten und Industrienotwendigkeiten, wie den Einfluß der nördlichen Union, des Herrn des Panamakanals, in dem Lande der japanischen Zukunftshoffnung, in Südamerika — und sah dort den Stern auf-

gehen, dem zu folgen jetzt erste Pflicht der Klugheit ist. Gewiß darüber, mit dem alten Verbündeten, dem das Land alles zu verdanken hat, der den jetzt regierenden Kreisen der Militärpartei durch ihre ganze geschichtliche Vergangenheit nahesteht, dadurch um so weniger in Konflikt zu kommen, als die Interessen Amerikas und Englands nicht gegeneinander stehen, sondern einträchtig gleichlaufen und auf beiden Seiten in der Aufrechterhaltung des „Prinzips der offenen Tür" ihr gemeinsames Ziel haben.

Japan, gestützt auf das Bündnis mit den Vereinigten Staaten und auf das mit Großbritannien, in reicher Machtfülle zu beherrschender Großmachtstellung in Ostasien aufgestiegen und damit die politische Lage auf diesem früheren Schauplatz unablässiger diplomatischer Kämpfe für die Zukunft bedeutend vereinfachend, das ist deshalb das Bild, das wir an der Schwelle der neuen Zeit dort heraufsteigen sehen, in dem die Trümmer des russischen Fernen Ostens der Anziehungskraft des wirtschaftlich mächtigeren Japans folgen und China in Anlehnung an dieses einem neuen Aufschwung entgegengeht. Ostasien schickt sich an, wir müssen uns allgemach an den Gedanken gewöhnen, in der neuen Zeit nach Kriegsende den Ostasiaten zu gehören. Das einst von dem ostasiatischen Kulturbund unter dem Prinzen Konoye gestellte Ziel reift seiner Verwirklichung entgegen.

Martin Winkler:
Die Semstwoverfassung.

Ein Beitrag zu den ersten Kämpfen gegen den Absolutismus in Rußland.

Zur Kenntnis der innerstaatlichen Verhältnisse Rußlands, die uns heute so bitter not tut, soll dieser Beitrag dienen. Die Semstwoverfassung, eine Selbstverwaltungsform, war an sich in einem absolutistisch regierten Staate ein Unding, da sie ja eine erste Stufe einer konstitutionellen Verfassung darstellt, die natürlich einen strengen Absolutismus ausschließt. So mußte schon in der Einrichtung entweder der Todeskeim der neuen Verwaltungsart liegen oder aber sie mußte sich durchsetzen gegen den Absolutismus und dessen Macht beschränken. Wenn wir das vor Augen behalten, verstehen wir, daß die Regierung nichts anderes als ein machtloses Truggebilde zulassen konnte, wenn sie sich nicht selbst verneinen wollte, und daß anderseits das rechtlose Volk alle Kraft daran setzte, endlich hier einen Anfang zu machen, an der Regierung selbst mitteilzunehmen. Das läßt uns die heftigen Kämpfe verstehen, die die ganze Zeit über stattfanden. Dazu kam noch, daß es bisher im russischen Staatsrecht nicht die geringsten Ansätze zu Einrichtungen der Selbstverwaltung gab.

So wurden bis zum Jahre 1861 alle Versuche, die Lage des rechtlosen Volkes zu bessern, stets mit Tod und Verbannung bestraft. Da trat plötzlich eine Kursänderung ein. Alexander II., der „Zarbefreier", setzte überall mit Reformen ein und begann 1861 mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, die aber wie alle diese Reformen durch ihre Unvollkommenheit das Elend fast noch verstärkte. Und in dieser Reihe der Reformen bildete die Änderung der lokalen Verwaltung, die Einführung der Semstwoverfassung, einen wichtigen Bestandteil.

Rußland war seit Peter dem Großen in Gubernien und Kreise eingeteilt, an deren Spitze nach dem Gouvernementsstatut von 1775 besondere Behörden der Gouvernementsverfassung, der Rechtspflege und der Kronwirtschaft traten. Die Bevölkerung war in der Verwaltung entweder gar nicht oder doch nur mit geringem Einfluß vertreten. Dadurch wurde aber nicht nur die Bevölkerung geschädigt, sondern das verringerte die Einkünfte des Reiches wieder so sehr, daß man sich dazu entschloß, amtlich „Motive zu den Entwürfen einer Ordnung der Semstwoinstitutionen vom Jahre 1864" zu verfassen. Ursprünglich hatte man sogar an eine weitgehende lokale Selbstverwaltung gedacht, aber schon bald lenkte man ein. Und als schließlich am 1. Januar 1864 „die Ordnung der Semstwoinstitutionen" durch kaiserlichen Ukas in 33 Gubernien eingeführt wurde, war von dem stolzen Plane wenig übrig geblieben. Aber dennoch war der Ukas von folgenreichster Bedeutung als Ausgang der Anteilnahme des Volkes an den Geschicken des Landes.

Der Ukas setzte zwei Arten von Einrichtungen fest: Die Landschafts*versammlungen*, denen die Beschlußfassung oblag, und die Landschafts*ämter*, die diese Beschlüsse auszuführen hatten. So hatte jedes Gouvernement seine Gouvernementslandschaftsversammlung und sein Gouvernementslandschaftsamt, und jeder Kreis seine Kreislandschaftsversammlung und sein Kreislandschaftsamt. Zur Wahl war jeder männliche Russe zugelassen, der unbescholten war und über den nicht eine Voruntersuchung im Gange war. Außerdem dürfen Frauen, Abwesende und die Volljährigen vor Vollendung des 25. Lebensjahres ihre Stimme einem Wahlberechtigten, zu denen auch ganze Gesellschaften und Anstalten als juristische Personen gehören, übertragen. Soweit sah alles sehr liberal aus. Nun aber kamen die Beschränkungen der Regierung. Zunächst war Voraussetzung ein bestimmter Vermögenszensus an Immobiliarbesitz. Außerdem konnte sich die Regierung doch nicht vom ständischen Prinzipe freimachen und setzte die Einteilung der Wähler in drei Abteilungen durch: in die Klasse der für sich stehenden Privatgrundbesitzer, in die städtischen und in die ländlichen Gemeinschaften. Die erste Klasse hatte wieder zwei Unterabteilungen: die Vollberechtigten, die, je nach dem Bodenwert des betreffenden Kreises, über 200—800 Deßjatinen im Werte von ungefähr 15 000 Rubel verfügen mußten, und die Nichtvollberechtigten, die, wenn sie mindestens $^1/_{20}$ Vollzensus besaßen, Wahlmänner wählen durften, so daß jedesmal für einen vollen Zensus wieder ein Abgeordneter in die Wahlversammlung

kam. In dieser wählten nun die Vollberechtigten persönlich und die Wahlmänner der Teilberechtigten. In den städtischen Gemeinden besaßen das Stimmrecht alle, die als Inhaber von kaufmännischen Scheinen eine bestimmte Gildesteuer zu bezahlen hatten, die Eigentümer von gewerblichen Betrieben mit mindestens 6000 Rubel Umsatz im Jahre und außerdem die, welche immobilen Besitz in einem Werte besaßen, der je nach der Größe des Ortes gestaffelt war. Es fehlten hier die Nichtvollberechtigten mit ihrer Vertretung durch Wahlmänner. Um die Vertretung der dritten Abteilung, des bäuerlichen Gemeindegrundbesitzes zu verstehen, darf ich kurz daran erinnern, daß der Boden in der bäuerlichen Gemeinde Rußlands — man nennt das System die Mirwirtschaft — meist Eigentum nicht des Einzelnen, sondern der ganzen Gemeinde als einer juristischen Person ist. Die Vertreter dieser Dorfgemeinschaften, wobei jedesmal auf 10 Höfe ein Vertreter kommen sollte, bildeten die Wolost, d. i. die Distriktversammlung, aus der die Wahlmänner entnommen werden sollten, deren Summe aber ein Drittel der Versammlung nicht übersteigen durfte. Auf besonderen Wahlversammlungen sollten nun die hierbei festgestellten Wahlmänner die dem Kreise zukommenden Abgeordneten wählen. Alle drei Jahre sollten in geheimer Wahl mittels Stimmkugeln Neuwahlen stattfinden, bei denen die absolute Mehrheit entscheidend war. Eine weitere Beschränkung war in der Anzahl der Abgeordneten festgesetzt. So durften die Grundbesitzer mindestens 2, aber höchstens 40 Abgeordnete wählen, die städtischen Gemeinden 2 bis höchstens 24, die ländlichen 4 bis höchstens 37, die drei Klassen zusammen mindestens 10, höchstens 96. Außer diesen gewählten Abgeordneten konnte die Regierung noch von den Domänenverwaltungen 1 bis 3 Abgeordnete ernennen, was natürlich der Zusammensetzung durch Wahl entgegentrat. Es fand jährlich im Herbste eine ordentliche Sitzung statt. Zuständig waren die so gewählten Semstwoinstitutionen für die örtlichen wirtschaftlichen Bedürfnisse, die in 14 aber sehr allgemein gehaltenen Ziffern näher gekennzeichnet waren. Aber auch über diese der Selbstverwaltung zustehenden Punkte behält doch die Regierung die Oberaufsicht, während sie auch in anderen Punkten sich von den Semstwos beraten lassen kann. Da es nun aber außerdem von der Regierung noch besondere Komitees gab, wie für das Gefängniswesen, Schulangelegenheiten, Sanitätssachen, so mußte es notgedrungen vom ersten Augenblick an zu Reibereien zwischen beiden Behörden kommen, die endlich 1890 zu einer Änderung der Semstwoverfassung Anlaß gaben, freilich nur in reaktionärem Sinne. Vorher möchte ich noch bemerken, daß die gleichen Bedingungen wie für die Kreise auch für die Gubernien galten, deren Versammlungen durch Wahl aus den Abgeordneten der Kreise entstand. Das der Kreisversammlung zur Seite stehende Kreislandschaftsamt bestand aus einem Vorsitzenden und zwei bis drei Beisitzern, die auch aus der Kreislandschaftsversammlung gewählt wurden, und denen Beamte zur Seite standen. Doch war es dem Gouverneur erlaubt, falls sich ein Beschluß gegen die Gesetze und die allgemeinen Staatsinteressen richtete, die Ausführung

zu verbieten, wie er oder der Minister des Innern überhaupt zu jeder Beschlußausführung ihr Zustimmung geben mußten.

Sofort begann nun der Kampf. Einen ersten Vorstoß von seiten der Regierung bildete der Senatsbeschluß vom 16. Dezember 1866, wonach der Gouverneur berechtigt war, jede unzuverlässige Person — und das war natürlich ein sehr subjektiver Begriff — als Abgeordneten nicht zu bestätigen. 1867 erhielt dann der Vorsitzende das Recht, Fragen, die über die lokalen Interessen hinausgingen, von der Tagesordnung abzusetzen. Da nun der Vorsitzende der vom Adel gewählte Kreisadelsmarschall war, bekam die Regierung so weiteren Einfluß. 1879 begann das Recht des Gouverneurs, sogar die Abgeordneten später nach der Wahl abzusetzen. Durch diese Entrechtung der Volksvertretung mußte es sich die Regierung selbst zuschreiben, wenn man nun immer mehr alle Hoffnung auf diejenigen setzte, die „unter das Volk gingen": die Revolutionäre, die nun den Kampf auf Tod und Leben aufnahmen. Aber auch der Semstwo suchte seine Stellung zu stärken und sich noch mehr an die Allgemeinheit zu wenden. Deshalb wollte man zunächst eine kleine Semstwozelle und eine allständische Wolost, d. h. Distriktversammlung, und als nun ein Bund der liberalen Semstwoabgeordneten entstand, versuchte man, sich zur Mitarbeit auf einer Versammlung 1878 in Kiew sogar mit den Revolutionären zu verständigen. Als hierbei keine Einigung erzielt wurde, suchte man auf friedlichem Wege, durch Petitionen an die Regierung, zum Ziele zu kommen, natürlich ohne Erfolg. Eine Auffrischung erhält die reaktionäre Richtung beim Regierungsantritt Alexander III. Man unterstützt nun den Adel, gründet 1885 die Adelsbank und setzt jetzt Landhauptmänner ein, die Adelige sein sollen mit administrativ-richterlicher Gewalt, einem Beaufsichtigungsrecht über alle Äußerungen des Lebens der Gemeinde. Besonders kann er geringere Vergehen mit Geld- oder Haftstrafen sühnen. Doch alles das führte zu keinen erfreulichen Resultaten. Es war dies bei der strengen Scheidung des Semstwos vom Staate auch gänzlich undenkbar, und so kam ein Projekt des Grafen D. A. Tolstoi zustande, durch das das Semstwo nur noch eine Abteilung des Ministeriums des Innern gewesen wäre. Aber dieser Entwurf war selbst der Regierung zu reaktionär, so daß man nun zu der Ordnung von 1890 kam.

Leider ist auch diese neue „Ordnung der Gouvernements- und Kreislandschaftsinstitutionen" wieder sehr systemlos und weist zahlreiche Lücken auf. Nicht nur die lokalen wirtschaftlichen Interessen, sondern alle lokalen Interessen wahrzunehmen ist jetzt Pflicht des Semstwos. Anderseits aber ist die Kontrolle durch den Gouverneur und den Minister des Innern nur noch strenger geworden. Denn ein neues Organ, die Gouvernementsbehörde für Landschafts- und städtische Angelegenheiten, wurde errichtet, der der Gouverneur, der Adelsmarschall als Vorsitzender der Gouvernementsversammlung, der Vorsitzende des Gouvernementslandschaftsamtes, das Oberhaupt der Hauptstadt des Gouvernements, ein aus der Gouvernementslandschaftsversammlung unter den Mitgliedern gewähltes, vom

Minister des Innern bestätigtes Mitglied, der Vizegouverneur, der Staatsanwalt des Landgerichtes und endlich der Vorsitzende der Rechnungskammer angehören, wozu seit 1905 noch ein Mitglied trat an Stelle zweier vom Gouverneur ernannter Sekretäre. Der Gouverneur entscheidet in dieser Behörde, der die Aufsicht über die Gesetzmäßigkeit der Beschlüsse und der Anordnungen der Semstwos obliegt, bei Stimmengleichheit und gibt, falls er etwas beanstandet, die Sache zur Entscheidung an den Minister des Innern weiter, der beim regierenden Senat Aufhebung des Beschlusses beantragen darf.

Besonders stark ist die Reaktion gegen 1864 bei der Einteilung zur Wahl. Jetzt sind die Wahlversammlungen für Adel und Stadt wieder streng getrennt und die Bauern haben gar nur noch abgesondert indirektes Wahlrecht. Wenn wir nun lesen, daß der Adel 2 bis 24 (früher 2 bis 40), die Stadt 2 bis 8 (2 bis 24), die Bauern 4 bis 15 (4 bis 37), die ganze Versammlung aber 4 bis 15 (10 bis 96) Abgeordnete wählen sollte, so erkennen wir, daß zwar einesteils überhaupt die Vertretung schwächer ist, daß aber anderseits bei dieser neuen Vertretung dem Adel von vornherein das Übergewicht gesichert war. Waren früher die Stimmberechtigten in sieben Klassen zwischen 200—800 Deßjatinen eingeteilt, so sind es jetzt 16 Klassen zwischen 125—800, wobei außerdem der indirekte Wähler mindestens $^1/_{10}$ (früher $^1/_{20}$) des geforderten Zensus aufweisen mußte. Waren in der Stadt früher auch die zur Wahl berechtigt gewesen, die einen Umsatz von 6000 Rubel aufwiesen, so sind jetzt nur noch Besitzer von mindestens 15 000 Rubel immobilen Besitz wahlberechtigt. Die Landgemeinden wählen nach der neuen Ordnung nicht mehr selbst die Abgeordneten, sondern stellen nur noch zwei Kandidaten durch ihre Wahl auf, unter denen der Gouverneur wählt. Die Wählerlisten sind vier Monate vor der Wahl in den amtlichen Blättern zu veröffentlichen und Bedenken dagegen bis einen Monat vor der Wahl zu erledigen. Zur Wahl ist bei Anwesenheit von $^2/_3$ der Wähler absolute Mehrheit nötig. Aber selbst dann steht es dem Gouverneur noch zu, die Wahl für ungültig zu erklären.

Die Zuständigkeit der Kreislandschaftsversammlungen erstreckt sich auf die Angelegenheiten des Kreises, die nicht zum Gebiet der Gouvernementslandschaftsversammlung gehören. Das Kreisamt besteht wieder aus einem Vorsitzenden und 2 bis 4 Mitgliedern, von denen der Erstere nach dem Gesetze Befähigung zum Staatsdienste haben muß, d. h. dem erblichen Adel angehören, Sohn eines persönlich Geadelten sein muß oder sonst einer der Klassen entstammen muß, die das Anrecht dazu besitzen, oder auch, und das war ein Fortschritt, sich durch höhere Bildung ausweisen mußte. Alle mußten aber durch den Gouverneur bestätigt werden. Die Wahl gilt für drei Jahre. Mitglieder der Kreislandschaftsämter, die noch nicht Mitglied der Kreislandschaftsversammlungen sind, treten durch das erstere Amt von selbst in die letztere ein. Dem Kreislandschaftsamt steht in dringenden Fällen, wenn Eile eine Einberufung der Landschaftsversammlung nicht zuläßt, selbst mit Genehmigung des Gouverneurs das Recht der Beschlußfassung zu.

Die Gouvernementslandschaftsinstitutionen zerfallen auch in Versammlungen und Ämter. Zur ersteren wählt jede Kreislandschaftsversammlung 2 bis 12 Abgeordnete, deren Gesamtzahl 15 bis 63 beträgt. Sie steht unter dem Vorsitz des Gouvernementsadelsmarschalls, wird einmal im Jahre, spätestens am 1. Dezember, für 20 Tage einberufen und behandelt die gleichen Gebiete wie die Kreisversammlung, soweit sie nun für das Gouvernement in Frage kommen, wozu noch eine Reihe besonderer Punkte treten, wie Verteilung der Staatssteuern, Anleihen für die Bedürfnisse des Semstwos, auf alle Gebiete mit polizeilichem Charakter und außerdem ein Verordnungsrecht, soweit es nicht im Widerspruch steht mit den bestehenden Gesetzen, Beschlüsse, über deren Ausführung aber doch die Entscheidung wieder beim Gouverneur ruht. Die Ausführung geschieht durch das Gouvernementsamt, das aus der Gouvernementsversammlung durch Wahl einen Vorsitzenden und zwei Mitglieder erhält, die mit Genehmigung des Ministers des Innern bis auf sechs erhöht werden können.

Aber über das alles hat sich doch die Regierung die oberste Aufsicht vorbehalten und die folgenden Instanzen als Beschwerdeweg eingeführt: die Gouvernementsbehörden für Landschaftssachen, Gouverneur, Minister des Innern, Senat, von denen die erste Instanz dem Gouverneur nur beratend zur Seite steht, der überhaupt den mächtigsten Einfluß ausübt wie Bestätigungen, Bestimmen der Wahltermine und Wahlbezirke, ja sogar Ernennungsrecht für einzelne Abgeordnete steht ihm zu. Die schriftlich eingereichten Beschlüsse müssen alle von ihm erst bestätigt werden, andernfalls er die Angelegenheit der Gouvernementsbehörde zur Abstimmung übergibt. Ist hier die Mehrheit für Ablehnung des Beschlusses, so ist dieser endgültig abgelehnt, sonst geht die Sache an den Minister des Innern. Falls sich Beschwerden gegen gesetzwidriges Ausführen von Beschlüssen erheben, so geht die Sache an den Senat. Außerdem steht dem Gouverneur eine direkte Aufsicht über die Tätigkeit der Landschaftsämter und ihrer Beamten zu. Der Minister des Innern muß die Vorsitzenden bestätigen und ebenso Beschlüsse in einer Reihe festgelegter Punkte wie Erhebung von Wegzöllen, Umwandlung von Natural- in Geldleistungen, Marktangelegenheiten, Anleihen u. a. An den Senat hat sich die Landschaftsversammlung bei Streit mit dem Gouverneur zu richten. Findet die Landschaftsversammlung auch dann noch nicht Recht, so darf sie sich an das Ministerkomitee berufen, und handelt es sich um Erhöhung der Semstwobesteuerung, so richtet zuletzt der Staatsrat, so daß im ganzen sechs Behörden zur Kontrolle vorhanden waren. Aber die Hauptänderung gegenüber 1860 bestand doch darin, daß gerade der Adel wieder die vollkommene Überlegenheit bekam über die wieder rechtloseren Bauern. Aber auch diese neue Zusammensetzung, durch die die Regierung glaubte, ein einmütiges Zusammenarbeiten zu erzielen und die vielen Reibungen zu beseitigen, erfüllte diese Hoffnungen nicht.

Gerade um diese Zeit, 1891, brach infolge einer allgemeinen Mißernte in Rußland eine Hungersnot aus, wie sie nur bei völligem Fehlen von Wohlfahrts-

einrichtungen möglich ist. Und dieses Elend vermehrte noch eine 1892 ausbrechende Cholera. Bei Bekämpfung dieser beiden Übel traten zum ersten Male die Semstwoinstitutionen in größerem Maße segensreich auf und sie meinten, am besten einer Wiederholung solcher Zustände entgegenzuwirken, wenn sie das Volk aufklärten, und deshalb nahmen sie sich nun besonders der Pflege des Schulwesens an. Waren nun schon die bei Niederkämpfung des Elends vom Semstwo errungenen Verdienste der Regierung ein Dorn im Auge, so begann nun der offene Kampf. Außer durch die Einsetzung besonderer Schulinspektoren, die natürlich nie mit der Semstwoschule zufrieden waren, kämpfte die Regierung noch durch die Begünstigung der geistlichen Schulen. Anderseits hatte das Vertrauen zu den Semstwoinstitutionen zur Folge, daß man allerlei Petitionen an die Regierung richtete, um die Selbstverwaltung noch kräftiger zu machen. Hatte man nun bis 1891 immerhin 24 Proz. derselben bewilligt, so waren es in den Jahren 1892—98 nur 14 Proz. Nach verschiedenen Beschränkungsversuchen erlebten diese besonders seit dem 29. Mai 1900 eine Auffrischung, da sich die Regierung mit diesem Tage eine neue Aufsicht durch Zuweisung eines „ständigen Mitglieds" bei den Semstwoinstitutionen sicherte. Am 12. Juni des gleichen Jahres wurde die Selbstbesteuerung eingeschränkt. Als nun nach Übernahme des Verpflegungswesens durch die Regierung diese 1901 bei einer neuen Hungersnot doch ohne den Rat der Semstwos nicht auskommen konnte, schien man den Semstwos geneigter zu werden. Inzwischen hatte aber die überhandnehmende Entrechtung die Abgeordneten und besonders die Wähler so gleichgültig gemacht, daß es schwer war, noch eine Versammlung zusammen zu bekommen. Dafür veranstaltete man Geheimkonferenzen, besonders auf Antreiben des Moskauer Semstwos und seines Vorsitzenden, des Slawophilen D. N. Schipow. Da lenkte die Regierung endlich ein und ließ die „besondere Konferenz zur Beratung der landwirtschaftlichen Bedürfnisse" unter Vorsitz S. J. Wittes unterstützen durch lokale Komitees, an denen auch die Lokalbevölkerung, leider aber nur durch Beamte, vertreten war, während man den Rat der Semstwos ganz überging. Die als Protest dagegen von Schipow nach Moskau berufene Konferenz von Semstwovertretern, 1902, erreichte wenigstens indirekt, daß die Regierung nun doch auch Semstwomitglieder zur Beratung heranzog. Diese dazu Ernannten fühlten sich aber nicht als Vertreter der Semstwos, da sie sonst durch Wahl aus der Versammlung, nicht aber durch Ernennung berufen werden durften, und nahmen nur als Privatpersonen teil an den Sitzungen.

Da trat nach dem Zusammenbruch Rußlands im japanischen Kriege eine neue Stärkung der Semstwointeressen ein. Gerade um diese Zeit hatte die Regierung nach einigen Revisionen mit gänzlicher Übergehung der Semstwoordnung den Minister des Innern ermächtigt, die Landschaftsbehörden von Twer und Nowotorschok zu entsetzen und selbst Mitglieder zu ernennen, und als nun in dem Elende des Krieges die Semstwos, sehr gegen den Willen vieler Vertreter, die das für eine Sache der Regierung ansahen, Geldunterstützungen bewilligten, sah die

Regierung darin nur einen Versuch zum Umsturz. Da sie aber das Geld brauchte, sollten alle Pläne erst dem Ministerium des Innern vorgelegt werden und der Verwendung durch die Semstwos selbst wurden Schwierigkeiten aller Art in den Weg gelegt, bis der Oberkommandierende Kuropatkin sich selbst über die unbedingte Notwendigkeit der Mitarbeit der Semstwos aussprach. Dennoch blieb die Regierung bei ihrem Mißtrauen und versagte oft die Bestätigung der Abgeordneten, bis endlich unter dem Minister des Innern Fürst Swiatopolk-Mirski ein größeres Wohlwollen gegenüber den Semstwos begann. Als nun vom 6. bis 9. November eine große Konferenz stattfinden sollte von Vertretern aller Semstwos, ließ die Regierung doch nur die Abhaltung in Privatwohnungen zu und verbot Veröffentlichungen der geplanten Zusammenkunft. Es wurden hier nun eine ganze Reihe wichtiger Entschlüsse gefaßt, wie Hinarbeiten auf Vertrauen zwischen Regierung und Selbstverwaltung zu fruchtbringender Wechselwirkung, Garantien für Konfessions-, Rede-, Preß- und Versammlungsfreiheit, Gleichstellung aller in politischen, persönlichen und bürgerlichen Rechten, Gleichstellung der Bauern, Loslösung der Semstwoinstitution von ständischer Grundlage, ihre Zuständigkeit auf alle lokalen Bedürfnisse, Annäherung an die Bevölkerung durch kleinere Semstwoeinheit, Verbreitung über ganz Rußland, Teilnahme an der Gesetzgebung. Zunächst verhielt sich die Regierung gänzlich ablehnend, als aber nach der Arbeiterdemonstration vor dem Winterpalais am 9. Januar ein kaiserlicher Ukas die Einberufung einer Kommission zur Beratung der Frage der Volksvertretung bekanntgab unter dem Minister des Innern Bulygin, begann noch stärkeres Leben in den Semstwos und die ersten Parteigruppierungen finden statt, zunächst in den größeren Verbänden der Konstitutionellen und der Slawophilen. Die erstere weist wieder zwei Hauptströmungen auf: die konstitutionell-demokratische, die für sofortiges allgemeines gleiches Wahlrecht ist, während die konstitutionell-liberale sich vorerst mit dem indirekten zweiteiligen Wahlsystem zufrieden gibt und das Volk erst reif machen will zum allgemeinen gleichen Wahlrecht. Der zweiten Meinung folgen besonders die Semstwoabgeordneten, während der ersten die Intelligenz und die Arbeiter angehören. Die Slawophilen wollen bei einem Mitberatungsrecht die letzte Entscheidung doch dem Monarchen vorbehalten.

So weit bis zur Bildung von Parteiansätzen und bis zum Beginn der ersten allgemeinrussischen Vertretung, der ersten Duma, möchte ich meine Ausführungen bringen. Denn von nun an ist das Werk des Semstwos ganz auf die lokalen Interessen gerichtet. Es verliert seine Bedeutung im großen allgemein-russischen Kampfe gegen den Absolutismus. Der Kampfplatz wird nun die Duma, und wollen wir den weiteren Siegeszug der Teilnahme des Volkes an der Regierung erkennen, so müssen wir uns an das Schicksal der Duma wenden.

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg: Persien.

„Schutz den kleinen Nationen!“ so lautete der Vorwand, der Großbritannien angeblich veranlaßt hat, Deutschland den Krieg zu erklären. Daß dieses Schlagwort nichts als eine leere Phrase ist, und daß wohl kein Volk der Erde jemals diesen ideal klingenden Grundsatz mehr mißachtet und mit Füßen getreten hat als gerade das englische, ist oft genug in den letzten Jahren in zahlreichen Artikeln und Büchern dargelegt und nachgewiesen worden. Mit vollstem Recht hat man auf die Vergewaltigung Irlands, auf die Unterdrückung der Burenrepubliken in Südafrika und auf die gewaltsame Okkupation und schließliche Annektierung des zum osmanischen Reiche gehörigen Ägyptens hingewiesen; ein weiteres Beispiel übersah man in der Regel gänzlich oder glaubte wenigstens, nicht näher darauf eingehen zu müssen —, obwohl dieser Fall noch krasser und deutlicher zeigte, wie England die kleinen Nationen „schützte“: Persien. Gewiß war Persien für viele Deutsche bisher — leider, möchte ich sagen — eine terra incognita, wenige wußten mehr von diesem Lande, als daß dorther die persischen Teppiche kämen, daß es einen „Schah von Persien“ gäbe, und daß — wie die Zeitungen berichteten — ständige Unruhen bald im Norden bald im Süden des Landes einen Wechsel des Ministeriums notwendig machten und Protestnoten Englands und Rußlands hervorriefen. Und damit begnügte man sich. Wer den Anlaß zu diesen Unruhen gab, das war ja schließlich gleichgültig und ging einen nichts an. Daß die Urheber dieser ständigen Umwälzungen England und Rußland waren und daß diese beiden Reiche in konsequenter Weise immer wieder neue Unruhen stifteten, um ihre eigennützige Politik in Persien durchführen zu können, das war den meisten Leuten in Deutschland unbekannt.*) —

Der Hauptgrund, warum Persien immer tiefer in die Abhängigkeit seiner nördlichen und östlichen Nachbarn kam und immer mehr ein willenloses Spielzeug in den Händen Englands und Rußlands wurde, ist zweifellos in der wirtschaftlichen, insbesondere in der finanziellen Abhängigkeit zu suchen. Die unter Nasir-eddin Schah einsetzende unaufhörliche Geldbedürftigkeit, die ihn 1891 zur Aufnahme einer inneren Anleihe in Höhe von 10 Millionen Mark zwang, bildet den Anfang für den Niedergang der persischen Macht. Muzaffer-eddin Schah vergrößerte diese Staatsschuld um mehr als 71 Millionen Mark, indem er 1900 und 1902 zwei russische und 1904 und 1905 zwei englische Anleihen aufnahm, deren harte Bedingungen den finanziellen Zusammenbruch Persiens zur Folge haben mußten. An die Anleihe von 1900 knüpfte Rußland die Bedingung, daß Persien

*) Vorzüglichen Aufschluß über das Treiben Rußlands und Englands in Persien gibt das im Verlage „Der neue Orient“ 1915 erschienene Buch „Englische Dokumente zur Erdrosselung Persiens“.

nur bei Rußland oder mit dessen Einverständnis weitere Anleihen aufnehmen dürfe, und daß alle Zolleinnahmen, außer denen am Persischen Golf, als Deckung der Zinszahlungen dienen sollten. Die englische Anleihe von 1905 verpfändete die Fischereieinnahmen sowie die Einnahmen von allen persischen Telegraphen und aus den Zöllen am Persischen Golf. Das recht zweifelhafte Verdienst, den Abschluß dieser die Selbständigkeit Persiens schwer erschütternden Anleihen zustande gebracht zu haben, gebührt dem Belgier Naus, der auch der Vater des lediglich russischen Interessen dienenden Zolltarifs ist, den der spätere persische Generalschatzmeister, der Amerikaner Morgan Shuster, den „most conspicuously unsuccessful tariff of the world" nennt, und „dessen absurd niedrig abgefaßte Sätze Persien um eine der wichtigsten Einnahmequellen brachten". Die Mißwirtschaft des Sohnes Muzaffer-eddins, der 1906 den Thron Persiens bestieg, vergrößerte die Abhängigkeit des persischen Staates noch mehr. Die ständigen Kämpfe Mohamed Schahs gegen das Parlament und die Konstitution, die Muzaffer-eddin noch kurz vor seinem Tode dem Volke geschenkt hatte, und seine Russenfreundlichkeit trieben Persien immer mehr dem Abgrunde zu. Kein Wunder, daß sich schließlich England und Rußland dahin einigten, durch den bekannten Vertrag von 1907 Persien in zwei Interessensphären und eine neutrale Zone einzuteilen, um — wie es so schön in einer Note des englischen Gesandten an den persischen Minister des Auswärtigen heißt — „die persische Unabhängigkeit für immer zu sichern" und zu verhindern, daß der eine oder der andere der beiden Kontrahenten „unter dem Vorwande des Schutzes seiner Interessen" interveniere. Mit diesem Vertrage schien das Schicksal des persischen Reiches besiegelt; er war der erste Schritt zur faktischen Teilung Persiens zwischen den beiden Rivalen, die, wie sich aus den weiteren Schritten ergibt, zweifellos beabsichtigt war, über die man sich jedoch nicht so recht schlüssig werden konnte, da Rußland unbedingt zum Persischen Golf gelangen wollte, während England, das einen Verbindungsweg zu Lande zwischen Ägypten und Indien erstrebte, auf jede Weise zu verhindern suchen mußte, daß sich Rußland am Indischen Ozean festsetzte.

Noch einmal scheint es, als sollte es Persien gelingen, seine Verwaltung und besonders seine Finanzen zu regeln, um sich aus den Klauen seiner beiden „Beschützer" zu befreien. Der Amerikaner Morgan Shuster wird 1911 zum Generalschatzmeister ernannt, und seine glänzende organisatorische Befähigung, seine Energie und sein Scharfblick gab Anlaß zu guter Hoffnung — d. h. für Persien. Das erkannten auch bald die russische und englische Regierung, denen nichts weniger am Herzen lag, als eine finanzielle Gesundung und ordentliche Verwaltung in Persien. Die Herrlichkeit der Shuster'schen Wirksamkeit dauerte daher auch nur acht Monate. Von Rußland auf Englands Geheiß*) angezettelte und genährte Unruhen geben Rußland Gelegenheit, immer neue Truppen in die nörd-

*) Vgl. das englische Blaubuch über Persien Nr. 4 (1912).

lichen Provinzen zu senden, die Unruhe im Lande wächst, neue Gegenmaßnahmen Englands und Rußlands folgen, welch letzteres schließlich die diplomatischen Beziehungen abbricht und diese erst nach Anerkennung neuer harter Bedingungen durch Persien wieder aufnimmt. Unter diesen befindet sich mit an erster Stelle die Entlassung Shusters, eine Forderung, die klar und deutlich die Absichten Rußlands und Englands erkennen läßt. Shuster wird entlassen; an seine Stelle tritt der Belgier Mornard, dessen Staatsangehörigkeit schon für Persien ein schlechtes Omen war, und man geht nicht fehl, wenn man sagt, daß er dieser Bestimmung vollauf gerecht geworden ist. Als willenloses Spielzeug in den Händen der englischen und russischen Drahtzieher hat er die persische Verwaltung rein im Interesse dieser Mächte geleitet. Von Wichtigkeit ist die Verteilung der Konzessionen, insbesondere denen zum Eisenbahnbau, die ausschließlich England und Rußland zufielen; bedeutendere Strecken sind jedoch nicht zustande gekommen, zumal die beiden Mächte sich über die Trace der geplanten großen Eisenbahn quer durch Persien nicht einig werden konnten. Beide verfolgten hierbei nur ihre eigenen Interessen, ohne nach denen Persiens überhaupt zu fragen. —

„Eifersucht", so heißt das Stichwort, das Englands Politik in Persien im wesentlichen bestimmt hat, die Angst, daß eine andere Macht den englischen Einfluß in Persien gefährden und damit die weitausschauenden Pläne einer Landverbindung zwischen Ägypten und Indien vereiteln könnte. Man geht jedoch fehl, wenn man, wie kürzlich geschehen ist, annimmt, daß den russisch-englischen Vertrag von 1907 „nur Furcht vor Deutschland eingegeben haben kann".*) Gewiß war auch bei diesem Vertrage die Eifersucht Englands der treibende Faktor, aber nicht die Eifersucht gegenüber Deutschland, sondern Rußland gegenüber. Denn nach Vereitelung der russischen Expansionsbestrebungen im Fernen Osten durch die Japaner in den Jahren 1904/5 lag die Gefahr nahe, daß sich der russische Imperialismus im Süden ein neues Tätigkeitsfeld suchen werde, wofür das schwache Persien am geeignetsten gewesen wäre. Deshalb hielt England eine friedliche Einigung mit Rußland, das es für seine europäischen Ziele — die Einkreisung Deutschlands — brauchte, in Persien für vorteilhafter und sicherer. Es soll nicht geleugnet werden, daß England jedem Versuch auch deutscher Privatunternehmungen in Persien skeptisch gegenüberstand und diese nach Möglichkeit zu vereiteln suchte, aber die deutschen Interessen waren 1907 in Persien noch zu gering, als daß die Furcht vor Deutschland England zu einem Vertrage mit seinem Rivalen in Persien hätte veranlassen können.

Wie in den Finanzfragen so findet man auch auf allen anderen Gebieten der persischen Politik die unselige Tätigkeit Englands und Rußlands. Erinnert sei nur daran, welche Rolle diese beiden Staaten auf dem Gebiete des Militärwesens gespielt haben, besonders bei der Errichtung einer persischen Gendarmerie

*) Vgl. „Englische Dokumente zur Erdrosselung Persiens" S. 96.

durch schwedische Offiziere. Um der immer mehr zunehmenden Unsicherheit auf den persischen Landstraßen, die den Handel besonders im Süden des Landes — also dem englischen Interessengebiet — erschwerte und oft gänzlich unmöglich machte, zu steuern, drang England auf die Errichtung einer Gendarmerie. Auch hier spielte die Eifersucht mit; denn die Sicherung der Handelswege war nicht der Hauptgrund zu dieser Maßnahme, sondern die Eifersucht gegenüber Rußland, das die sog. persische Kosakenbrigade in seiner Hand hatte, die einzigen wirklich einigermaßen brauchbaren Truppen, über die Persien verfügte. Zu Instruktoren dieser neu zu errichtenden Gendarmerie hatte man schwedische Offiziere erwählt, die auch zunächst von England in jeder Beziehung bei ihrer Tätigkeit unterstützt wurden. Erst als man in London gewahr wurde, daß die Schweden gar nicht daran dachten, den Engländern in die Hände zu arbeiten, sondern einzig und allein das persische Interesse verfolgten, wandte sich das Blatt, und die Geschichte von der Entlassung Shusters und seiner Mitarbeiter wiederholte sich auch den schwedischen Offizieren gegenüber. Man verdächtigte die gewissenhaften schwedischen Offiziere, hemmte ihre Tätigkeit, wo man konnte, erschwerte ihnen die Auszahlung des Soldes an die Truppe und deren Bewaffnung und Verpflegung, kurz man arbeitete englischerseits mit allen Mitteln gegen die, die man selbst ins Land gerufen, und alles dies nur deshalb, weil sie es nicht mit ihrem Gewissen und ihrer Ehre in Einklang bringen konnten, für England Handlangerdienste zu leisten. Oder glaubte man in England fürchten zu müssen, eine persischen Interessen dienende Gendarmerie könnte eines Tages England gefährlich werden? Die schwedischen Offiziere mußten von der persischen Regierung infolge des Drängens Englands und Rußlands entlassen werden und ein gefügiges Werkzeug dieser beiden Erpresser übernahm die Leitung der Gendarmerie: der Amerikaner Merrill, der einzige von den Gehilfen Shusters, der bei dessen Absetzung in Persien geblieben war und dessen „Verdienste“ nun von England und Rußland mit dieser Stelle bezahlt wurden. Übrigens auch wir schulden diesem „Gentleman“ in gewisser Weise Dank. Ist er doch der Verfasser einer ganzen Anzahl von interessanten, nicht für deutsche Leser bestimmt gewesenen Briefen an den britischen Konsul in Schiras, Major O'Connor*), die uns in Schiras in die Hände gefallen sind, und die in anschaulichster Weise die Vorgänge in Persien während des Weltkrieges darlegen und ein deutlicher Beweis sind für das alte Intrigenspiel Englands und Rußlands in Persien.

Das sind nur einige wenige Punkte aus dem grausamen Spiele, das England und Rußland mit dem souveränen, unabhängigen Persien getrieben haben, dessen Integrität aufrecht zu erhalten und zu schützen beide Staaten im Vertrage von 1907 feierlich versprochen hatten. Finanzen und Heer, das sind die beiden Angelpunkte: Ohne Finanzen kein Heer, ohne Heer keine geordnete Verwaltung, und ohne diese

*) Vgl. „Englische Dokumente zur Erdrosselung Persiens“ S. 77 ff.

keine Finanzen, ein circulus vitiosus, in dem sich die wichtigsten Erfordernisse für ein gesundes Staatsleben bewegen. Und diese Angelpunkte, Geld und militärische Macht, haben die beiden Nachbarn Persiens an sich zu reißen vermocht, und durch diese Kontrolle können sie den persischen Löwen tanzen lassen, wie es ihnen beliebt, bis er einst erschöpft zu Boden fällt, so daß sie sich mit Leichtigkeit das kostbare Fell des zu Tode gehetzten Tieres teilen können.

Aber noch lebt der persische Löwe, noch ist es möglich, den persischen Staat aus den Klauen des britischen Löwen und des russischen Bären zu befreien. Der letztere liegt infolge der deutschen Siege mit gebrochenen Gliedern am Boden und dürfte — in den nächsten Jahrzehnten wenigstens — kaum Lust verspüren, noch einmal seine Haut für den englischen Freund zu Markte zu tragen. Es bleibt noch England. Nach den neuesten Zeitungsmeldungen*), die jedoch keineswegs verbürgt und vielleicht nur ein Versuchsballon der englischen Regierung sind, um das Echo in der Welt zu hören, sollen in letzter Zeit erhebliche englisch-indische Truppen in Südpersien und an der afghanischen Grenze konzentriert sein, um Persien oder doch wenigstens einen größeren Teil desselben dem asiatischen Reiche Englands einzuverleiben. Wenn diese Nachricht auch — wie gesagt — nicht mehr als ein Versuchsballon sein dürfte, so zeigt sie doch den Weg, den England in der persischen Frage zu gehen gedenkt und zweifellos auch gehen wird, wenn sich ihm von außen kein Widerstand entgegenstellt. Haben doch bereits vor dem Kriege Verhandlungen zwischen England und Rußland geschwebt über die Aufhebung der neutralen Zone und über eine endgültige Aufteilung Persiens, Pläne, die nur der Weltkrieg in die Tat umzusetzen verhindert hat.*)

Hat nun Deutschland irgend ein Interesse an dem Bestehenbleiben des persischen Staates, oder darf es ruhig mitansehen, wie dieses Land langsam aber sicher dem Untergange entgegengetrieben wird? Die erste dieser Fragen ist ebenso bestimmt zu bejahen, wie die letztere zu verneinen ist. Gewiß war vor dem Weltkrieg das wirtschaftliche Interesse Deutschlands in Persien nur gering im Vergleich zu dem Rußlands und Englands. Die deutsche Einfuhr nach Persien und die Ausfuhr dorther wiesen Zahlen auf, die hinter den gewaltigen russischen und englischen Aus- und Einfuhrziffern fast ganz verschwanden. Aber dies lag zum großen Teil an den außerordentlich hohen russischen Transitzöllen, die die Durchfuhr deutscher Waren nach Persien und umgekehrt persischer Waren nach Deutschland so verteuerten, daß jeglicher Handelsverkehr auf dem Landwege unrentabel werden mußte. Die Ein- und Ausfuhr zwischen den beiden Ländern auf dem Seewege ging fast ausschließlich durch englische Hände auf dem Umwege über London — Indien, was auch nicht zur Verbilligung des Transportes beitrug.

---

*) Vgl. z. B. „Vossische Zeitung“ Nr. 256 v. 23. 5. 18.

**) Vgl. das Buch „Persien und der europäische Krieg“ von einem persischen Patrioten (1915) S. 16.

Erst in den letzten Jahren hatte die Hamburg-Amerika-Linie eine direkte Dampferlinie nach Persien eingerichtet, die allerdings noch zu selten fuhr, als daß sie zu einer wesentlichen Hebung des Verkehrs hätte beitragen können. Nichtsdestoweniger bietet Persien wirtschaftlich manches, was für den Export nach Deutschland geeignet und wertvoll wäre, und Deutschland verfügt über zahlreiche Waren, die Absatz in Persien finden würden, oder deren bisherige Einfuhr wesentlich gesteigert werden könnte. Auch politisch sind wir an Persien interessiert; wir müssen mit allen Kräften zu verhindern suchen, daß Persien aufhört, ein selbständiger Staat zu sein, und eine Beute seiner beiden Nachbarn Rußland und England wird. Mit Recht hat Rohrbach*) bereits vor 17 Jahren es als einen großen Fehler bezeichnet, „in Persien nichts weiter zu sehen als einen Tummelplatz ausschließlich russischer und englischer Interessen". Dies hat auch die deutsche Regierung vollauf erkannt, und ein deutlicher Beweis hierfür ist, daß die Zentralmächte im Frieden von Brest-Litowsk die Aufhebung des Transitzolles für nach Persien bestimmte Waren forderten und den Russen die Verpflichtung auferlegten, Persien zu räumen. Wenn kürzlich eine Zeitung diese den Russen auferlegte Pflicht „einen recht zweifelhaften Erfolg der russischen Politik der deutschen Regierung" genannt hat, weil sie einer „Preisgabe Persiens an England gleichkommen würde", so können wir dieser Ansicht nicht zustimmen. Möglicherweise wird England — vorausgesetzt, daß es im Augenblick dazu über die nötigen Mittel verfügt — zunächst versuchen, sich im Süden Persiens festzusetzen, genau so, wie es dies getan hätte, auch wenn den Russen nicht in Brest-Litowsk die Räumung Persiens zur Pflicht gemacht worden wäre. Aber wie in Brest-Litowsk den Russen gegenüber werden die Zentralmächte bei dem kommenden Frieden auch England gegenüber die Räumung Persiens zur Bedingung machen, um die Vernichtung des persischen Staates und seine Aufsaugung durch England zu verhindern. Voraussetzung der Erhaltung Persiens auf die Dauer ist natürlich eine vollkommene Reorganisation im Innern, Neuordnung der gesamten Verwaltung, insonderheit der Finanzen, Errichtung eines persischen, von russischen und englischen Einflüssen freien Heeres, Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen „Offenen Tür", Bau von Eisenbahnen usw. Daß Persien alles dies nicht ohne fremde Hilfe wird erreichen können, ist klar und, man möchte sagen, selbstverständlich. Aber die Zentralmächte und vor allem die Neutralen, wie die Schweiz und Schweden, werden sicherlich gern der persischen Regierung geeignete Persönlichkeiten zur Verfügung stellen, die dem persischen Staatswesen das für einen Staat notwendige Lebensmark wiedergeben werden, das England und Rußland ihm bisher aussaugten: eine geordnete Verwaltung, geordnete Finanzen und ein Heer, auf das sich die Regierung verlassen kann.

*) „Persien und die deutschen Interessen" (1901) S. 19.

Dr. Eugen Meller:
Unser russisches Auslandsdeutschtum am Wanderstabe.

Gesammelte Mitteilungen und Rückblicke.

Die gründliche Erkenntnis vom eigentlichen Werte unseres Auslandsdeutschtums, das in seinen mannigfachen Schicksalen uns bei weitem noch nicht innerlich so nahe steht, wie es dasselbe verdient, gehört zu den bitteren Lehren, die uns dieser gewaltige Krieg bescherte. Es ist daher gegenwärtig der richtigste Augenblick, solche versäumte Pflichterfüllung gegen die bedrückten Brüder im feindlichen Ausland betreffs Studiums und Kenntnis nachzuholen und die geeigneten Machtfaktoren im Mutterlande auf die große Kulturarbeit des halbvergessenen und bisher stiefmütterlich behandelten Auslandsdeutschtums zu weisen. Wie wenig ist z. B. bis heute über das deutsche Bauerntum in Südamerika, im Banat, in Bulgarien und Rumänien, über schwäbische Dörfer in Transkaukasien und hessische Ansiedelungen an den Wolgaufern in Schriften niedergelegt, und seltsam genug bleiben auch diese weiteren Kreisen meist unbekannt. Die Gleichgültigkeit unsererseits gegenüber dem Bauerntum außerhalb der Grenzpfähle des Deutschen Reiches basiert sich wahrscheinlich darauf, daß die Emigranten auf fremdem Boden keine politischen Ziele verfolgten und daher auch keine sichtbaren politischen Erfolge zeitigten, daß ferner ihre Ausbreitung in neuen Ansiedelungsorten sich einigermaßen in aller Stille vollzog und dem Nationalökonomen oder Historiker kein zusammenfassendes Material lieferte, um eine eingehende Untersuchung zu ermöglichen oder zu beeinflussen.

Ein besonders prächtiges Bauerntum deutschen Stammes findet man in zahlreichen Teilen des unermeßlichen Zarenreiches. Besonders die ganze Ost- und Südgrenze Rußlands ist mit deutschen Immigranten gesprengelt. Vor etwa 150 Jahren — also zur Zeit Lessings und Herders — wurden von der Zarin Katharina II., einer deutschen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, deutsches Bauerntum ins kulturarme Land gerufen, ihnen weitgehende Privilegien gewährt und so entstanden deutsche Ansiedelungsgebiete in der Art von Selbstverwaltungskörpern. Nach dem Muster der altdeutschen Dorfgenossenschaft war das neubesiedelte Land ungeteilt und jedes Jahr brachte neuen Zuwachs, wodurch die Anteile kleiner wurden und mit der Zeit in Miniaturwirtschaften ausarteten. Vor dem Kriege gab es in Rußland ungefähr 1½ bis zwei Millionen deutsche Bauern mit schwäbischer oder platter Mundart, die sog. Deutschrussen, die als treue germanische Wacht nicht nur in baltischen, lettischen und livländischen Ostsee-

provinzen, sondern auch in anderen meist halbwilden Ortschaften des unermeßlichen Moskowiterreiches, wie z. B. in den Gouvernements: Cherson, Bessarabien, Jekaterinoslaw, Kasan, Taurien, Transkaukasien und Wolhynien, die teutonische Kultur gefördert haben. Die dort ansässigen Deutschrussen sind Hüter uralter westdeutscher Wesenszüge, stämmiger Kernhaftigkeit und echt germanischer Ehrlichkeit geblieben, trotz mannigfacher wechselnder Schicksale, die ihnen russischerseits beschieden waren. In den halbwilden, sumpfreichen Pripec-Gebieten saßen vor dem Kriege etwa 200 000 Deutsche aus allen Gauen des Mutterlandes, die aber teilweise dem verderbenden, giftigen Russentum verfallen waren, oder teils noch stets unter der Kosakenknute schmachten mußten, da die moskowitische Regierung die Vernichtung des gesamten dortselbst angesiedelten Deutschtums seit Jahren planmäßig in die Wege leitete. Diese Schwaben aus Württemberg, Galizien und Bukowina sind größtenteils von Polen dorthin, nach Wolhynien, ausgewandert, weil sie durch Ablehnung des Aufstandes von 1862—1864 dem Piastenvolke verhaßt geworden sind. In Russisch-Polen geboren, waren sie russische Untertanen, wurden jedoch als „ausländische, lästige Ansiedler“ behandelt und in ihren erworbenen, gerechten Bürgerrechten meistenteils beschränkt. Seit 1882 setzte die allgemeine, rücksichtsloseste Verrussung ein: Bedrängung von deutscher Schule, Kirche, Sprache; keine Kronländereien mehr verliehen, keine ins Grundbuch eingetragenen Pachtverträge, kein Kredit bei den Landbanken. Zuletzt die unwiderrufliche Verbannung von Haus und Herd: den urbar gemachten Boden, Vieh, Gebäude, Werkzeuge mußten sie ohne geringste Entschädigung verlassen, oder im besten Falle gar für einige Kopeken verschleudern. Als verarmte Auswanderer zogen sie wiederum, wie einstmal, nach Nordamerika, Brasilien und Argentinien. Unternehmende gingen nach Sibirien oder gar nach Persien. Doch die neuen Einwanderungsländer befriedigten nicht die bedauernswerten Deutsch-Russen, es entstand eine heimatlose Rückwanderungsbewegung, deren einige Wellen die sog. „Ansiedelungskommission“ in hochherziger Weise noch im Jahre 1906 auffing.

Die deutschen Bauern hatten ihr Mutterland während des politischen und wirtschaftlichen Druckes des Siebenjährigen Krieges und der Napoleonfeldzüge verlassen und fanden allmählich in Bessarabien, Wolhynien und Masuren, an den Ufern der Wolga und des Dnjepr, in der Krim und im Kaukasus Boden und friedliche Tätigkeit. Die deutsch-russischen Bauern fühlen sich in völkischer Hinsicht ganz als West- und Süddeutsche. Nur in Polen und Wolhynien, wo die Blutmischung mit der umgebenden Bevölkerung stattfand, äußert sich der Renegatismus und Proletarisierung des deutschen Bauernstandes. Es sei noch erwähnt, daß besonders in katholischen Distrikten Mischehen zu finden sind, während dagegen das protestantische Glaubensbekenntnis der Russifizierung oder Polonisierung dieser Massen vorwiegend einen Damm bildete. Das assimilierte deutsche Bauerntum war anfangs von der Petersburger Regierung wirklich gefördert worden. Die

deutschen Kolonisten genossen im allgemeinen Militär- und Steuerfreiheit, sie erhielten das brachliegende Land umsonst, bekamen ferner langbefristete Darlehen für Häuser- und Inventarankauf. Sie erhielten mit der Zeit auch das Zugeständnis der Selbstverwaltung auf nationaler und kirchlicher Grundlage; allerdings vergaß die moskowitische Regierung nach und nach auch diese Privilegien, aber die Ansiedler lebten bereits in so auskömmlichen Verhältnissen, daß sie dadurch nicht besonders bedrängt wurden. Im Jahre 1873, als die allgemeine Wehrpflicht in Rußland eingeführt wurde, nahm man ihnen auch das für „ewige Zeiten" zugesicherte Recht der Befreiung vom Militärdienst, aber aus echtdeutscher Dankbarkeit für die Wohltaten der einstmal loyalen russischen Regierung ertrugen auch dies die friedlichen deutschen Bauern, ohne zu murren. Und ohne größeren Widerstand zu leisten, ließen sie auch mit der Zeit die verhängnisvolle Russifizierung ihrer Schulen zu, wo der Unterricht in der deutschen Sprache durch deutsche Küster und Wanderlehrer zugunsten der russischen beschränkt wurde, nicht in der Ermangelung des nationalen Gefühls oder der verschwundenen Tradition, sondern lediglich in der Absicht, die sonst feindselige Obrigkeit nicht mehr zu reizen, die auf ihre völkische Existenz durch scharfe Regierungsmaßnahmen abgezielt hat. Der Deutschrusse ist daher bloß, wie jeder Bauer, ein Utilitarist, ein prächtiger Naturrohstoff, aus dem man, — nach den Worten Friedrichs des Großen — bei geeigneter Zucht ausgezeichnete Staatsbürger formen könnte.

Das Deutschrussentum in seiner Differenziertheit liefert mancherlei Typen von seltener Originalität, wunderbarer Spannkraft und merkwürdigem Anpassungsvermögen. Unter denen zeichnen sich die sog. „Wolga-Deutschen", deren Ansiedelungen etwa hundert Jahre älter sind, als die Wolhyniens, besonders aus. Die Zarin Katharina II. bot 1763 allen dorthin Auswandernden große „papierne" Vorteile und „Freiheiten". Trotzdem war die Lage der emsigen und biederen Siedler inmitten der halbwilden Kirgisen, raubgierigen Kalmücken, heidnischen Baschkiren eine nahezu verzweiflungsvolle. Infolge der späteren Einschränkung der Landlose auf 15 Desjätinen (Pacht), eine Fläche, die eine auskömmliche bäuerliche Existenz nur so lange sichert, als noch freie Steppe für Viehhaltung und Heumahd zur Verfügung steht, entstand allmählich, ähnlich wie in Polen und Wolhynien, die Verarmung des Bauernstandes und Verwahrlosung der Sitten und germanischer Tradition. Die „Musterbauern", die als Kulturfaktoren in jenen elenden Gebieten gewertet wurden, mußten notgedrungen nach einem anderen wirtschaftlichen Neuland sich umschauen und fanden in Sibirien, in Flor, ein wild-östliches Dorado. Die Petersburger Regierung wollte aber auch dort kein kräftiges Bauernvolk entstehen lassen und schraubte die Preise der Ländereien in eine vernichtende Höhe. Dessenungeachtet wuchs im Wolgagebiete, wo die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse am primitivsten und ursprünglichsten waren, die Zahl der wanderfrohen Schwaben, Sachsen, Schlesier, Deutsch-Böhmen und Rheinländer im Laufe von ungefähr hundert Jahren auf etwa eine

halbe Million. Ihrem wahren Germanentum, ihrer derben Geradheit und Ehrlichkeit, ihrer Gottesfurcht und teutonischen Lebenskraft haben die schlechtgesinnten und korrumpierten Tschinowniks am Petrograder Hofe ohne Unterlaß den Geheimkrieg aufs Messer erklärt. Sie legten zuerst die blutgetränkte Art an die mustergültigen deutschen Schulen, so daß die schwäbischen Kolonisten wohl „ferngesund", aber in der Bildung „zurückgeblieben" sind. Nichtsdestoweniger blieben sie dem Deutschtum nibelungentreu und bilden heute noch eine feste Wacht an der Wolga . . . Trotz wirtschaftlichen Verfalles, infolge unglücklicher Einrichtungen des Gemeindebesitzes, ist der Wolgadeutsche eine höchst markante Erscheinung. Obgleich der schädliche Einfluß des synodalen Russizismus im Laufe der Jahrzehnte sich in Sprache und Sitte bemerkbar machte und schließlich auch allmählich in das Leben jener deutschen, von der eigentlichen Heimat halbvergessenen Bauern eingedrungen ist, so hat sich im allgemeinen doch die urdeutsche Natur als unausrottbar erwiesen. Der Wolga-Kolonist spricht heute noch ein halbverständliches Deutsch, und zwar hält er am heimischen, hessisch-bayerischen Idiom fest, obwohl seine Mundart von russischen Redeweisen und Provinzialwörtern geradezu beladen ist.

In den letzten Jahren aber ist dieses Siedelungsgebiet schier unerträglich geworden. Das deutsch-russische Element befindet sich gerade jetzt in einer ernsten Krise. Die Hetze gegen sie als Fremdstämmige wird immer gefährlicher, besonders da die Behörde, infolge des Kriegszustandes mit dem deutschen Mutterlande, ihnen die Autonomie der Gemeinden nahm und die Schulen rücksichtslos zu russifizieren sucht. Da diese arbeitsfrohe Bauernbevölkerung sich ungemein rasch vermehrte, so war es für sie auch wichtig, daß die alten Bestimmungen für den Neuerwerb von Ländereien aufrecht blieben, was aber nicht der Fall war. So kam es schließlich zu einer anhaltenden Auswanderungsbewegung, deren Ziel meist die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Kanada, Brasilien war, die sich aber teilweise auch in das asiatische Zentralrußland, nach Sibirien und Turkestan, wandte. Der Niedergang des deutsch-russischen Bauerntums wurde immer trostloser; der Unternehmende wanderf gänzlich aus, andere minder Strebsame folgen dem lockenden Rufe nach Sibirien, der Leichtlebige verlottert wieder im Alkoholgenuß und der Behagliche dagegen klammert sich an sein bisheriges Besitztum mit echt germanischer Zähigkeit und Beharrlichkeit. Wohl kein Volk in der Welt hält sich, infolge der inhumanen Behandlung seitens der „echt russischen Leute", so ungern in seinem zweiten Vaterlande auf, wie die Deutschrussen im Stockrußland. U. Otto, der in einem Kriegsgefangenenlager die deutschen Kolonisten über ihre weitere bäuerliche Existenz und Zukunft nach dem Kriegsende befragte, erhielt folgende Auskünfte: Von 100 gefangenen Deutschrussen haben 67 sich bereit erklärt, aus Rußland auszuwandern, teils aus Gründen, die noch vor dem Kriege bestanden, vor allem wegen einschränkenden Landmangels und der weiteren Unzulässigkeit, das Grundeigentum zu vergrößern, teils aus Angst vor möglichen Ver-

folgungen seitens ihrer Kriegskameraden im russischen Hinterland. Einige äußerten den Willen, in Deutschland als landwirtschaftliche Arbeiter zu verbleiben, andere wieder zogen vor, nach Brasilien, Argentinien, Kalifornien oder gar nach Österreich auszuwandern. Etwa vierzig sträubten sich überhaupt, in die Fremde zu ziehen, indem sie hoffen, daß ihr Los nach dem Kriege unter dem Drucke des siegreichen Deutschlands sich mildern würde. Unter jenen, die nicht auswandern wollen, sind die Wolgadeutschen mit $^2/_3$ v. H. vertreten, das deutsche Bauerntum in Südrußland mit nur $^1/_4$ v. H., da dieses deutsch-russische Bevölkerungselement, trotz Wohlhabenheit und ihrer modernen kapitalistischen Entfaltung, unter dem russischen Industrialismus und imperialistischen Gelüsten viel zu leiden habe. Diese Beweggründe waren es, daß die sonst wackeren Bauersleute zu Proletariern geworden sind und ihre Scholle verlassen. Mit dem Wanderstab und armseliger Habe zieht der verbannte deutsch-russische Kolonist nach Sibirien, nach diesem Paradies für Landhungerleidende. Über das rapide Auswanderungsfieber dieser Armen aus den deutschen Bauernstaaten auf russischer Steppe schreibt Dr. R. Löw, daß in einem einzigen Jahre (1913) aus der Kolonie Grimm (Saratow) mit 13 000 Einwohnern nicht weniger als 200 Familien ausgewandert sind. Diese plötzliche Emigration knapp vor dem Kriege beweist zur Genüge, wie gar wenig die verfolgten Deutschrussen ihr „neues" Vaterland geliebt haben. Bisher ist die Hauptmasse des deutsch-russischen Elementes nach Nordamerika gegangen, und mit Bedauern muß man feststellen, daß Amerika immer noch auf diese Siedler eine ungeschwächte Anziehungskraft ausübt, obwohl die Verhältnisse dortselbst derzeit nicht mehr verlockend sind. Aus ehemaligen Landbesitzern werden sie im Lande der Yankees zu Industrialarbeitern und können ihre gewohnte bäuerliche Existenz nicht fortsetzen, denn wer im letzten Jahrzehnt dahin ging, war froh, als einfacher Pächter Prärien- und Steppenluft zu atmen oder gar als simpler Taglöhner in den rauchumwölkten Schloten Bethlehems oder Milwaukees unterzukommen. Unter dem beweglichen deutschen Element in Südrußland besteht seit ihrer Auswanderungssucht eine besondere Vorliebe für Philadelphia, wo den Emigranten lohnender Verdienst auf den Rübenfeldern zu winken schien. In verschiedenen Zeiten wurden Versuche mit der Ansiedelung in Südamerika gemacht. Nach Argentinien und Südbrasilien sind in dem letzten Jahrzehnt viele Deutschrussen gewandert, doch waren sie nicht so zufrieden wie in Nordamerika. Nach Dr. Löws genauen und äußerst interessanten Angaben wurden in Argentinien die deutschen Auswanderer aus allen Gauen des ungastlichen Rußlands auf dem sie heimatlich anmutenden Schwemmlande mit den unermeßlichen Weizenfeldern von den Großgrundbesitzern durch sog. „Parceriasystem" (Pacht gegen Anteil) ausgebeutet; in Rio Grande del Sol sahen sie sich zwar als unabhängige Landeigentümer, aber sie waren alsbald genötigt, ihr ganzes vererbtes, bäuerliches Glaubensbekenntnis zu wechseln. Statt der gewohnten Steppe mußten sie den bergigen Urwald lieben lernen. Den wolhynischen Bauern gelang das Umlernen vielfach gar nicht oder

erst nach vielen Enttäuschungen. Auch nach Deutsch-Ostafrika führen Spuren. Die Berichte der dahin ausgewanderten Ansiedler deutschen Stammes lauten nicht besonders günstig.

Noch vor vielen Jahren, vor dem Kriege mit Deutschland, war die moskowitische Regierung bemüht, die überschüssige Kolonialbevölkerung in den verschiedenen an Europa grenzenden Gouvernements Sibiriens unterzubringen. Die Verlockung, mit geringen Auslagen viel Land zu erhalten, war anfänglich so groß, daß ihr immer mehr Siedler unterlagen. Denn die russische Regierung, die gesundblütige Bauern brauchte, bot in Sibirien große Ländereien an mit vielen Vorrechten als Köder, und nach kurzem Besinnen bissen Heere von schwäbischen Bauern aus dem Kaukasus und sächsischen Dorfleuten aus der Wolgagegend an und zogen mit Kind und Weib nach dem unbekannten eisigen Osten. Ein gelobtes Land winkte ihnen zu. Freilich, als der Krieg mit Deutschland ausbrach, ist über das Schicksal dieses wertvollen Volkselementes ein Schleier der Ungewißheit und des Geheimnisses verhängt worden. Ob die zwangsweise Liquidation, wie sie von der russischen Regierung bei anderen Siedlungen angeordnet wurde, auch in Sibirien zur Anwendung kam, ist unbekannt. Zwar berichtet uns A. Hermann in einer interessanten Schilderung über ein seltsames Angebot Englands an diese schwergeprüften Kolonisten, das noch im März 1916 erfolgt sein sollte. Auch diesmal spielte sich das perfide Albion als „Beschützerin der geknechteten, kleinen Nationen" auf. In ihrer verzweifelten Lage kam den armen deutschen Siedlern, von denen das mächtige Deutschland gar wenig wissen wollte, eine ganz unerwartete Hilfe von England selbst. Mittels kanadischer und englischer Auswanderungsbureaus warb man die verbannten Deutschrussen für eigene Zwecke nach Kanada unter Vorspiegelung humaner Konzessionen verschiedener Art. Das englische Angebot, das aus Kriegsgründen dem verjagten deutschrussischen Bauerntum zur unentgeltlichen Überführung nach Kanada gemacht wurde, ist natürlich weniger aus philanthropischen, als aus politischen und sozialökonomischen Motiven hervorgegangen. Zunächst galt es, — meiner Ansicht nach — dem russischen bedrängten Bundesgenossen in einer heiklen Frage einen platonischen Dienst zu erweisen, indem man das Moskowitertum von diesen „unbequemen Germans" befreite. Andererseits wollten die „businessdürstigen" Engländer für ihr überseeisches Ackergebiet tüchtige Ansiedler von einer Zähigkeit und anerkannten Tüchtigkeit gewinnen, besonders da die kanadische Bauernbevölkerung durch die verlustreichen Truppensendungen nach dem englischen Mutterlande viele arbeitstüchtige Männer eingebüßt hat. Der reußische Bär sollte in seinen reinmoskowitischen Gefühlen befriedigt werden, aber Mister Jack einen materiellen und bleibenden Vorteil von dieser geschäftlichen Kalkulation haben . . .

Nach Beendigung des Krieges ist es zu wünschen und zu hoffen, daß die deutsche Regierung Mittel und Wege finden wird, daß dieser hocheinzuschätzende Bauernstamm, als Kulturträger im fernen Osten, dem reichsdeutschen Volks-

ganzen nicht verloren geht, sondern kerngesund, in germanischen Tugenden und teutonischer Spannkraft erhalten bleibt, damit er den bestehenden deutschen bäuerlichen Ansiedlungen die nationale Stärkung zuführen kann, die das überbevölkerte Mutterland zu geben nicht mehr imstande ist.

Arthur Dix: Rumänien vor und nach dem Kriege.

Rumänien als politischer Begriff ist seit knapp sechzig Jahren in Wirksamkeit. In früheren Jahrhunderten waren die Moldau und die Walachei getrennte, selbständige Fürstentümer, die im Laufe des 17. Jahrhunderts, nach etwa drei Jahrhunderte langer Unabhängigkeit unter türkische Oberhoheit kamen. Die Türkei setzte albanische und griechische Statthalter ein und gab die Fürstentümer 1710 griechischen Gouverneuren sozusagen in Pacht.

Damals dehnte sich unter türkischer Herrschaft der kulturelle Einfluß der griechischen Sprache und Kirche über die ganze Balkanhalbinsel in solcher Weise aus, daß Europa beispielsweise von der Existenz der Bulgaren kaum etwas wußte und die Balkanier in der Hauptsache als Griechen betrachtete. Die später einsetzenden Freiheitskämpfe auf dem Balkan erschienen Europa demgemäß wesentlich als griechische Freiheitskämpfe, denen die lebhafteste Sympathie entgegengebracht wurde. Der eigentliche griechische Freiheitskampf, der im Jahre 1821 zum ersten Erfolge führte, brachte auch den Donaustaaten die Befreiung von der türkischen Oberhoheit. An ihre Stelle aber trat zunächst der vorherrschende russische Einfluß und sodann nach dem Krimkriege vorübergehend eine österreichische Okkupation. Noch einmal verfielen die Donau-Fürstentümer auf kurze Zeit der Tributpflicht gegenüber der Türkei, bis am 17. Februar 1859 ihre Vereinigung unter dem Fürsten Alexander Cusa erfolgte.

Die bedeutsamste politische Tat dieses Fürsten war sein Staatsstreich von 1864, durch den er die rumänische Nationalversammlung auflöste und aus eigener Machtvollkommenheit eine durchgreifende Agrarreform erließ, die den rumänischen Bauern zum selbständigen Grundeigentümer machen sollte. Diese Reform fand den entschiedensten Widerstand der Bojaren, die ihre alte Latifundienherrschaft aufrecht erhalten wollten. Der Fürst wurde schließlich nach siebenjähriger Herrschaft zur Abdankung gezwungen. An seine Stelle wurde Prinz Karl von Hohenzollern als Fürst Carol I. gewählt.

Das Schicksal seines Vorgängers war für den neuen Fürsten von Anfang an eine Mahnung, die ihn verhinderte, die wirtschaftlich-soziale Verfassung des

Landes in einer den Bojaren nicht genehmen Weise zu regeln. Wohl wurden im Laufe der langen Regierung Carols I. allerlei Reformen durchgeführt, die den Anschein der Gleichberechtigung der rumänischen Staatsbürger und steuerlicher Gerechtigkeit erweckten; in der Tat aber blieb die Macht bei den Großgrundbesitzern. Die breite Schicht der bäuerlichen Bevölkerung lebte in doppelter Abhängigkeit von den Latifundienbesitzern und von deren Generalpächtern. Sie konnte es zu keiner wirtschaftlichen Selbständigkeit bringen und befand sich dauernd in Wuchererhänden. Dieser Zustand der rumänischen Agrarverfassung ist in unseren Tagen von erheblicher Bedeutung geworden für die außenpolitischen Wege, die Rumänien eingeschlagen hat. Wir haben ihn also für die späteren Betrachtungen im Auge zu behalten.

Bei seiner Gründung umfaßte das Fürstentum Rumänien nicht nur die alten Fürstentümer Moldau und Walachei, sondern auch das 1856 mit der Moldau vereinigte Beßarabien. Im russisch-türkischen Kriege leistete Rumänien den Russen wertvolle und entscheidende Dienste, indem es ihnen nicht nur den Durchmarsch durch sein Gebiet gestattete, sondern bei schwieriger Lage auf den Schlachtfeldern am Balkan die Entscheidung zugunsten des russischen Heeres durch rumänische Waffenhilfe herbeiführte. Rußland aber erwies sich als ein gefährlicher Verbündeter: Es verlangte volle Unterordnung Rumäniens und lohnte dessen Waffenhilfe schließlich damit, daß die russischen Truppen Beßarabien nicht wieder räumten. Das Land wurde mit Rußland vereinigt, und Rumänien erhielt zur Entschädigung die Dobrudscha, die fast gar nicht von Rumänen bewohnt war und keinen Ausgleich für das reiche Beßarabien bieten konnte.

Anfänglich betrachtete Rumänien die Dobrudscha als ziemlich wertlos. Es hat sich wirtschaftlich um sie im allgemeinen wenig bekümmert, und nur in den Städten stieg durch Beamtentum u. dergl. die rumänische Bevölkerungsziffer. Schließlich aber erhielt die Dobrudscha für Rumänien einen erheblichen verkehrspolitischen Wert, da sie Rumänien die Schaffung einer schnellen Verbindung zwischen Mitteleuropa und Konstantinopel ermöglichte. Den Weg hierzu wies die Senke zwischen Tschernavoda und Konstanza. Die Donau wurde bei Tschernavoda überbrückt und die Dobrudscha in Richtung auf Konstanza von einer Eisenbahn durchquert — ein Bau, den übrigens dereinst der junge Moltke noch als unlohnend betrachtet hatte. Durch regelmäßige Dampferverbindung zwischen Konstanza und Konstantinopel war durch diesen Brücken- und Eisenbahnbau die seinerzeit beste Verbindung zwischen Mitteleuropa und Konstantinopel hergestellt.

Im Jahre 1881 war Rumänien zum Königreich erhoben worden. Auf den äußeren Kulturfirnis pochend,—den es sich mit romanischer Leichtigkeit angeeignet hatte —, fühlte es sich berufen als eine Vormacht gegenüber dem gesamten Balkan. Die eigentlich kulturelle Hebung des Landes ließ jedoch trotz des eifrigen Willens König Carols viel zu wünschen übrig. Die Bauernschaft verharrte in ihrer wirtschaftlich-sozialen Abhängigkeit, die auf dem Papier eingeführte all-

gemeine Volksbildung konnte in der Praxis bei weitem nicht zur Durchführung gelangen. Sie war in der Zeit vor den Balkankriegen in Rumänien um ein Beträchtliches rückständiger als in dem viel jüngeren, benachbarten bulgarischen Staatswesen.

Am ersten Balkankrieg nahm Rumänien keinen aktiven Anteil; als dann aber die verbündeten Balkanstaaten an die Teilung der Beute gingen und es darüber zum zweiten Balkankriege kam, erhob Rumänien gegenüber Bulgarien Kompensationsansprüche, um das Gleichgewicht der Balkanstaaten aufrecht zu erhalten, oder richtiger: um sich selbst eine Vormachtstellung gegenüber den vergrößerten Balkanstaaten zu sichern. Während das gesamte bulgarische Heer vollauf beschäftigt war gegen Griechen, Serben und Türken, drang das rumänische Heer kampflos über die Donau vor und bedrohte die Hauptstadt Sofia. Bulgarien sah sich zum Friedensschluß gezwungen und trat Rumänien seinen Dobrudscha-Anteil ab. Damit näherte sich die rumänische Grenze der Eisenbahnlinie Rustschuk—Varna, die hinfort ein Ziel rumänischen Strebens wurde.

Für Bulgarien war diese Amputation außerordentlich schmerzhaft; denn die in seinem Besitz gewesene Süd-Dobrudscha war ein fruchtbares und hinsichtlich der landwirtschaftlichen Technik verhältnismäßig hochstehendes Gebiet. Hier, wo verbessertes Ackergerät, auch die landwirtschaftliche Maschine zuerst ihren Einzug in Bulgarien gefunden, lebte eine ganze Reihe bulgarischer Millionenbauern. Es gab moderne Großmühlen, und der Handel von Varna zog seine Hauptkraft gerade aus diesem Gebiete. Begreiflich genug, daß der „Hühnerkrieg" — wie die Bulgaren den unblutigen Requisitionsfeldzug verächtlich nannten — einen tiefen Stachel hinterließ. Verfasser selbst mußte in der Zeit, als Bulgarien eben an der Seite Deutschlands in den Krieg eingetreten war, durch Rumänien und die Dobrudscha reisen und konnte sich in Rumänien von der Doppelzüngigkeit der Rumänen, nach Überschreiten der bulgarischen Grenze von dem tiefen Haß und Rachegefühl der Bulgaren überzeugen. Allgemein ging damals die bulgarische Ansicht dahin, daß man mit den Serben bald fertig sein werde, dann aber die Abrechnung mit den verhaßten Rumänen kommen müsse.

Wie war die rumänische Stellung bei und nach Ausbruch des Krieges?

Die Politik König Carols war geleitet worden durch die Erinnerung an den Raub, den das verbündete Rußland im Jahre 1878 gegenüber Rumänien begangen hatte. Die ganzen Festungsanlagen des Landes trugen deutlich das Gepräge des Verteidigungscharakters gegenüber Rußland. Seit Jahren stand Rumänien in Militärkonvention mit Deutschland. Bei Ausbruch des Krieges war also im Grunde genommen ein Vierbund zwischen Deutschland, der Donaumonarchie, Italien und Rumänien vorhanden. Rumänien entzog sich aber ebenso wie Italien seinen Verpflichtungen und hielt sich gleich jenem zuerst neutral, war in Wahrheit durch die leitenden Politiker aber ebenso wie Italien schon nahe an die Gegenseite herangeführt.

Als König Carol in schweren Sorgen um die Zukunft seines Landes dahingegangen, hatten unter seinem Nachfolger — der stark unter dem Einfluß seiner englisch erzogenen Gattin stand — die am Ruder befindlichen Staatsmänner leichteres Spiel. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß eine Abrede bestand, der zufolge Italien und Rumänien gleichzeitig über die Donaumonarchie herfallen sollten. Dadurch wäre das von Rußland damals hart bedrängte Österreich-Ungarn in eine außerordentlich schwierige Lage gelangt. Allein dem diplomatischen Geschick des Fürsten Bülow ist es zu verdanken, daß dieser Schlag von dem verbündeten Donaureich abgehalten wurde, indem Fürst Bülow es verstand, Italien durch Verhandlungen so lange hinzuziehen, bis die Lage an der Ostfront sich wesentlich günstiger gestaltet hatte und die unter Mackensens Führung erfochtenen Karpathensiege Rumänien bedenklich stimmen mußten. Da die starke deutsch-österreichische Heeresmacht unter Mackensen in der Flanke Rumäniens versammelt war und siegreich vordrang, glaubte Rumänien zu der Zeit, als Italien den Krieg begann, das Wagnis eines gleichzeitigen Losschlagens nicht übernehmen zu können. Wenn es dann späterhin doch noch offen auf die Ententeseite trat, so ist das nicht nur den intensiven Treibereien der Entente und den nunmehr in der Dynastie herrschenden Einflüssen zuzuschreiben, sondern teilweise auch auf innerpolitische Gründe zurückzuführen:

Wollte Rumänien eine Eroberungspolitik treiben, so hatte es unter ethnographischen Gesichtspunkten die Wahl zwischen Rückeroberung Beßarabiens und Eroberung der rumänischen Gebiete Ungarns. Innerpolitisch betrachtet, hatten diejenigen Parteien, die am meisten zu Deutschland hielten, auf den deutschen Sieg und den Vorteil Rumäniens an der Seite Deutschlands bauten, nur einen sehr geringen Boden, weil es die Großgrundbesitzerpartei war, die sich der Agrarreform und der steuerpolitischen Gerechtigkeit hartnäckig widersetzt hatte. Die am Ruder befindliche Partei hinwiederum befürchtete von einer Einverleibung Beßarabiens mit seinem ausgedehnten Großgrundbesitz die Stärkung des konservativen Elements, während sie vom Krieg gegen Ungarn die Heimführung mehr bäuerlichen Besitzes erwartete, der den Getreidespekulanten von Bukarest ein willkommenes Bewucherungsobjekt zu werden versprach.

So kam es denn schließlich zum rumänischen Vormarsch über die Karpathen, der nach kurzem Siegeszug gegen das überraschte Ungarn zu dem schweren Rückschlag: Besetzung der ganzen Walachei und Dobrudscha und eines Teiles der Moldau durch die verbündeten Heere, führte.

Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß die im rumänischen Besitz verbliebene Moldau die Schrecken des Krieges in viel stärkerem Maße durchgemacht hat als die rasch eroberte Walachei. Nur wo die englische Zerstörungskommission ihren rücksichtslosen Vernichtungskrieg gegen wertvollste Bestandteile der rumänischen Volkswirtschaft geführt hatte, um zu verhindern, daß rumänisches

Erdöl die deutschen U-Boote und Flugzeuge speiste, war auch das Gebiet der Walachei von schweren Schäden betroffen; überall aber, wo die deutschen Heere vordrangen, haben sie das Land nicht nur geschont—soweit es mit den militärischen Rücksichten irgend vereinbar war — sondern unverzüglich auch den wirtschaftlichen Wiederaufbau betrieben.

Aus den Händen des Wirtschaftsstabes der deutschen Militärverwaltung geht das besetzte Rumänien wirtschaftlich wertvoller hervor, als es vordem gewesen: Auf den Ölfeldern herrscht trotz aller britischen Zerstörungskunst wieder volle Produktion. Viele Ölquellen sind neu erbohrt. Die landwirtschaftliche Erzeugung ist gesteigert worden, insbesondere sind hochwertige Öl- und Industriepflanzen unter deutscher Anleitung in weit größerem Maße angebaut als zuvor. Der Anbau von Weizen und Mais wurde planmäßig gefördert durch Steigerung der Abnahmepreise, die nicht den Spekulanten und Wucherern, sondern den Bauern unmittelbar bezahlt wurden. Dadurch hat die deutsche Militärverwaltung den Grund gelegt zur künftigen Möglichkeit wirtschaftlich-sozialen Aufschwungs der rumänischen Bauernschaft. Obst-, Gemüse-, Vieh- und Fischverwertung, die bis dahin ziemlich im argen lagen, sind gleichfalls durch die deutsche Militärverwaltung planmäßig in größestem Stile entwickelt worden. Kurzum: die besetzten Gebiete erfuhren eine Fülle wertvollster und nachwirkender Anregungen.

Am 7. Mai 1918 wurde der Frieden von Bukarest unterzeichnet, der allerdings noch kein endgültiges Bild von der künftigen Gestaltung der Landkarte Rumäniens gibt. Denn als das geschlagene Rumänien in die Friedensverhandlungen mit den Mächten des Vierbundes eintrat, war ihm durch den Zerfall Rußlands und die Vorgänge in der russischen Nachbarschaft noch Gelegenheit geboten worden, seine Kriegsziele zu verändern und den alten beßarabischen Wünschen nachzugehen. In welchem Umfange Beßarabien wieder zu Rumänien fallen wird, hängt noch von dem Abschluß der ukrainisch-rumänischen Verhandlungen ab.

Der Frieden von Bukarest hat Rumänien zunächst territoriale Einbuße auferlegt, die voraussichtlich aber durch beßarabischen Gewinn vollauf wettgemacht werden wird.

Rumänien hat aufgehört, zu den Balkanstaaten zu zählen, da es die gesamte Dobrudscha bis zum St. Georgs-Arm, dem südlichsten der Donaumündungsarme, abtreten mußte. Der südliche Teil der Dobrudscha bis nahe an die Linie Konstanza—Tschernavoda heran ist sofort bedingungslos an Bulgarien gefallen. Der nördliche Teil untersteht vorläufig der Gemeinherrschaft der Vierbundmächte, da einerseits noch Fragen der künftigen Verkehrsregelung der Strecke Tschernavoda—Konstanza zu lösen, anderseits türkisch-bulgarische Verhandlungen zu erledigen sind. Rumänien bleibt der Donauweg zum Schwarzen Meer, und es gewinnt dazu voraussichtlich auch einen beßarabischen Küstenstreifen.

Auf der Landseite hat Rumänien nicht unbeträchtliche Karpathengebiete an Ungarn abtreten müssen, um diesem eine Gewähr gegen künftige Überfälle zu

geben. An der Donau ist die ungarische Grenze bis nahe an den Hafen Turn-Severin herangeschoben, ferner sind alle Karpathenpässe mit Vorland an Ungarn gefallen, und endlich ist an der Grenze der Bukowina eine ziemlich weit ausgreifende Grenzberichtigung zur Sicherung dieses Landes vollzogen worden. Die unmittelbaren Nachbarn Rumäniens, Bulgarien und Ungarn, haben somit teils wirtschaftlich, teils strategisch wertvollen Landerwerb auf Rumäniens Kosten vollzogen. Deutschland, das den Hauptanteil an der Besiegung Rumäniens gehabt, beschränkte sich auf die Sicherstellung wirtschaftlicher Vorteile in einer Form, die dem rumänischen Staate selbst keinen Nachteil, sondern sogar finanziellen Gewinn verspricht.

Im eigentlichen Friedensvertrag sind neben den schon erwähnten Gebietsabtretungen die verkehrspolitischen Bestimmungen von besonderem Belang. Sie erstrecken sich insbesondere auf die Regelung der Donau-Schiffahrt. Bis zum Kriege unterstand die Donaumündung von Braila an der europäischen Donau-Kommission, in der seit dem Frieden von 1856 das Deutsche Reich, Frankreich, Großbritannien, Italien, Österreich-Ungarn, Rußland, die Türkei und Rumänien vertreten waren. Diese Zusammensetzung der Donau-Kommission hatte keine Veränderung erfahren, als Bulgarien als Donau-Anlieger zum selbständigen Königreich geworden war. Wichtigste Angelegenheiten des Donaumündungs-Verkehrs unterstanden also der Entscheidung von Ländern, die territorial am Donaugebiet gar nicht interessiert waren, wogegen Bulgarien als Donau-Anlieger nicht mitzusprechen hatte. Der Frieden von Bukarest beseitigte die europäische Donau-Kommission und setzte an ihre Stelle eine Donaumündungs-Kommission, die nur aus Vertretern von Staaten bestehen soll, die an der Donau und an der Küste des Schwarzen Meeres gelegen sind. Demnach verbleiben in der Donaumündungs-Kommission Deutschland, Österreich-Ungarn, Rumänien und die Türkei. An die Stelle Rußlands dürfte in der Kommission die Ukraine treten. Bulgarien hat endlich den ihm gebührenden Platz erhalten.

Rumänien ist nicht nur verpflichtet, den Schiffen der Vierbundmächte freien Verkehr auf dem rumänischen Teil der Donau in jedem Hinblick zu gewähren — es hat Deutschland und Österreich-Ungarn auch noch besondere Hafen- und Werftrechte eingeräumt. Ferner haben Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien, die Türkei und Rumänien das Recht, auf der Donau Kriegsschiffe zu halten, die stromabwärts bis zum Meer, stromaufwärts bis zur oberen Grenze des eigenen Staatsgebietes fahren dürfen. Außerdem hat jede in der Donaumündungs-Kommission vertretene Macht das Recht, je zwei Kriegsschiffe als Stationsschiffe an der Donaumündung zu halten, die stromaufwärts bis Braila Aufenthalt nehmen dürfen.

Weitere verkehrspolitische Beziehungen sind durch Sonderverträge der einzelnen Vierbundstaaten mit Rumänien geregelt worden. So soll Rumänien der Verkehr nach Konstanza sichergestellt werden, und es soll ferner eine unmittelbare

Verbindung zwischen Rumänien und der Küste des Ägäischen Meeres geschaffen werden, indem Rumänien gegenüber Bulgarien in den Bau einer neuen Donaubrücke eingewilligt hat, mit deren Hilfe Bulgarien rumänischen Durchgangsverkehr nach der Ägäischen Küste an sich ziehen kann.

Deutschland hat sich das Recht der Kabellegung in der Donau und darüber hinaus gesichert. Ferner — im Zusammenhang mit dem wichtigen deutsch-rumänischen Petroleum-Abkommen — das Recht der Röhrenleitung von Erdöl. Früher gingen die Leitungen aus den Ölfeldern über die Tschernavodabrücke nach Konstanza. Der Wirtschaftsstab der deutschen Militärverwaltung hat nach Wiedererschließung der Ölfelder diese Leitung umgelegt nach Giurgiu und dem rumänischen Erdöl dadurch den Weg donauaufwärts an Stelle des alten Weges über das Schwarze Meer gewiesen. Für die Zukunft ist eine Röhrenleitung auch unmittelbar nach dem nächstgelegenen Punkt der deutschen Grenze bei Oderberg ins Auge gefaßt.

Die wirtschaftspolitischen Vereinbarungen zwischen Deutschland und Rumänien gehen dahin, daß Deutschland sich für die Zeit der Kriegs- und Übergangswirtschaft die Lieferung der rumänischen Überschüsse an Landeserzeugnissen und für einen längeren Zeitraum die maßgebende Stelle in der Ausbeute der rumänischen Ölfelder gesichert hat. Das Petroleum-Abkommen gilt zunächst für dreißig Jahre, erstreckt sich auf deutsches Verlangen aber automatisch bis auf einen Zeitraum von neunzig Jahren. Das Monopol der Erdölgewinnung in Rumänien wird von Deutschland in Gemeinschaft mit Österreich-Ungarn durch eine Ländereien-Pacht-Gesellschaft m. b. H. ausgeübt.

Zu diesem Gewinnungs-Monopol tritt ein Handels-Monopol, das der rumänische Staat einrichtet und dessen Ausübung er einer deutsch-österreichisch-ungarischen Handels-Monopol-Gesellschaft überträgt.

Durch Gewinnanteil und Ausfuhrabgabe ist der rumänische Staat an dem Petroleumgeschäft interessiert, so daß er in dieser Ordnung der Dinge seinerseits eine gute und sichere Finanzquelle finden wird.

Die Ergiebigkeit der rumänischen Ölfelder ist groß genug, um Deutschland von den amerikanischen Petroleumlieferungen unabhängig zu machen. Wenn auch einerseits der Bedarf von Erdölerzeugnissen, insbesondere von Motoröl, nach dem Kriege sicher beträchtlich größer sein wird als vor dem Kriege, so dürfte doch anderseits der Bedarf an Leuchtöl infolge zunehmender Verwendung von Gas und Elektrizität und chemisch-technisch verbesserter Nutzung der deutschen Kohlenschätze sich beträchtlich verringern, und schließlich könnte zur Ergänzung der rumänischen Ölvorräte zurückgegriffen werden auf die südrussischen und kaukasischen, so daß das Gesamtgebiet der Randländer des Schwarzen Meeres unter allen Umständen Deutschland von jedem Bezug amerikanischen Petroleums unabhängig machen kann.

Der Frieden von Bukarest gehört überhaupt mit hinein in jene Folgeerscheinungen des Krieges, die das deutsche Wirtschafts- und Verkehrsinteresse an den weiten Randgebieten des Schwarzen Meeres wesentlich beleben. Die Arbeiten des Wirtschaftsstabes der deutschen Militärverwaltung in Rumänien aus der Besetzungszeit werden in dieser Richtung nachwirken. Wir haben genauen Einblick gewonnen in die wirtschaftlichen Bodenschätze Rumäniens und die wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten des Landes. Wir haben seine Produktion fördernd beeinflußt und die unmittelbaren Wirtschaftsbeziehungen zu ihm eng geknüpft. Wir werden hier wie in anderen Randgebieten des Schwarzen Meeres künftig einen beträchtlichen Vorsprung vor anderen Ländern haben, die bis zum Kriege in engeren Handelsbeziehungen zu jenen Gebieten standen. Wir haben Interesse genommen auch für die Hebung der Verkehrsverhältnisse in Rumänien, für die Steigerung des Donauverkehrs und des Durchgangsverkehrs nach dem Schwarzen Meer. Unser Anteil an der Regelung der Donaumündungs-Angelegenheiten ist gehoben.

Rumänien, das sich im Verlaufe des Krieges von den Mittelmächten abgewandt hatte, ist näher als zuvor an Mitteleuropa herangeführt worden. Es steht in Zukunft einerseits nicht wieder unter dem Alpdruck russischer Bedrohung, ist anderseits nicht mehr im Besitz der strategischen Möglichkeiten, gegenüber dem ungarischen Nachbarlande eine Eroberungspolitik zu verfolgen. Der Frieden von Bukarest gibt Mitteleuropa insgesamt eine klare Ausdehnung bis zur Donaumündung.

Etwaige Revanchepläne nach der bulgarischen Seite zu verfolgen, ist Rumänien dadurch erschwert, daß es auf der ganzen Linie über die Donau zurückgedrängt ist und dadurch gegenüber Bulgarien eine scharf und sicher umrissene Grenze erhalten hat, jenseits deren es keinen ethnographisch begründeten Anspruch erheben kann, sondern lediglich in friedlicher Verständigung seine natürlichen verkehrspolitischen Interessen im Hinblick auf den Weg über Konstanza zu verfolgen haben wird. Auch der neue Weg über die Donau zur ägäischen Küste schafft eine verkehrspolitische Interessenverknüpfung zwischen den beiden Anliegerstaaten der unteren Donau.

Der Rückzug Rumäniens auf das linke Donauufer nimmt ihm endlich den Charakter eines Balkanstaates und gewährleistet Bulgarien den früher von Rumänien erhobenen Anspruch auf die Rolle einer Balkan-Vormacht.

Die Neugestaltung der politischen Lage und die vertragsmäßige Verengerung der wirtschaftlichen Beziehungen vereinheitlicht das Bild Mitteleuropas bis zur Donaumündung und trägt zugleich bei zur Klärung der Verhältnisse auf dem Balkan.

Dr. A. von Wilke: Die Memoiren des Cornelis de Witt.

Stille herrscht zur Zeit auf dem französischen Büchermarkt. Die jüngeren Autoren kämpfen im Schützengraben oder dienen der Tagespresse. Von den älteren halten sich manche schweigend abseits: sie verstehen die Welt nicht mehr. An den wichtigsten Vorbedingungen des Büchermarktes, den „matières premièrès", den Rohstoffen, herrscht Mangel.

So verebbt auch die Memoirenliteratur, die in Frankreich sonst üppiger gedieh als anderswo, fast ganz und gar. Die Gegenwart hält die Geister so stark in ihrem Bann, die Zukunft birgt in ihrem Schoß so viel beklemmende Ungewißheit, daß den Wenigsten der Sinn danach gerichtet ist, sich beschaulich in die Vergangenheit zurückzuversetzen.

Fast möchte man es daher ein Wagnis nennen, wenn jetzt, mitten im Kriegslärm, die „Erinnerungen" erscheinen, die Cornelis de Witt unter dem Titel „Ma famille. Souvenirs. 1848—1889" aufgezeichnet hat, und aus denen es uns wie der ferne Widerhall längst verrauschter Kämpfe ins Ohr klingt.

Cornelis de Witt: der Name sagt uns Deutschen nichts. Und in der Tat, sein Träger hat niemals in vorderster Reihe gestanden, wenn sich begab, woraus Geschichte wird. Doch als ein Enkel von François Guizot, der die Politik des Bürgerkönigtums Ludwig Philipps bis zu dessen Sturze durch die Revolution von 1848 lenkte, atmete Cornelis de Witt von Jugend auf eine Luft, die von politischen Zuströmungen erfüllt war. Als Vertrauter des Enkels Ludwig Philipps, des Grafen von Paris, gehörte er später, in seinen Mannesjahren, zu denen, die sich, in Wort und Schrift, bemühten, dem Hause Bourbon-Orléans die Rückkehr auf den Thron zu bahnen.

Die Gestalt François Guizots überragt diese Erinnerungen. Nicht mehr die Gestalt des machtvollen Staatsmannes. Vielmehr die Gestalt des Historikers, der sich, von den Geschäften ausgeschaltet, der Niederschrift seiner Geschichte Frankreichs zuwandte, und dem die Vorsehung es beschied, noch das ganze zweite Kaiserreich und die „Invasion" zu erleben. Die Gestalt des Patriarchen, um den sich in seinem Landhause Val Richer, im Calvados, nicht weit von der Meeresküste, Kinder und Enkel scharten. Er war das anerkannte, verehrte Oberhaupt eines Geschlechtes, in das der Tod manche Lücke riß, aber auch immer neue, lebendige Hoffnungen ihren Einzug hielten.

Es waren protestantische Geschlechter, sowohl das der Guizot, wie das der aus Holland stammenden de Witt. Ihre rationelle, von allem Übersinnlichen völlig freie Weise, die Dinge zu betrachten, hätte dem Boden katholischer Weltanschauung nicht entsprießen können. So klar und nüchtern wie Guizot hat vielleicht kein

einziger anderer Franzose jemals erkannt, wie verhängnisvoll die angeborene französische Neigung werden kann, die Tatsachen, statt in ihrem wahren Lichte, in der Beleuchtung vorgefaßter Meinungen und leidenschaftlicher Wünsche anzuschauen. Guizot verleugnet, so berichtet sein Enkel, die Verstandesfühle auch nicht, als im Juli 1870 die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern von den Ministern Napoleons III. benutzt wird, um die nationale Eitelkeit der Franzosen zu befriedigen und den Versuch einer Demütigung Preußens zu unternehmen. Zunächst hält es Guizot für unmöglich, daß die spanische Thronfolgefrage einen Kriegsgrund oder auch nur einen Kriegsvorwand zu liefern vermöchte. Da seine Zuversicht sich als trügerisch erweist, schreibt er seinem Enkel:

„Ich bin traurig und angewidert. Angewidert durch Regierung und Volk. Eine von Spanien offiziell gewünschte Kandidatur mißfällt uns. Wir lassen dies Preußen, die Beschützerin des Kandidaten, wissen. Darauf zieht der Kandidat seine Kandidatur zurück. Spanien nimmt die Zurückziehung an. Wir begnügen uns damit nicht, sondern fordern von der Schutzmacht, sie solle die Kandidatur für alle Zukunft verbieten, nnd erst auf dieses unüberlegte Verlangen hin bricht der Schutzherr — „le patron" — die Verhandlungen ab, läßt es auf den Krieg ankommen!"

Zwar setzt Guizot hinzu:

„Auf den Schuldteil des Herrn von Bismarck fällt hinterlistige Unaufrichtigkeit"

indes fährt er fort:

„Der Schuldteil der französischen Regierung besteht in Leichtfertigkeit während des Verlaufes und in unnötiger Arroganz zum Beschluß der Angelegenheit."

Diese von Guizot am 17. Juli 1870 geschriebenen Sätze sind wertvoll, weil darin das Märchen, Preußen habe Frankreich zum Kriege gereizt, wenn auch nicht vollständig von der Hand gewiesen, so doch wesentlich eingeschränkt wird. Die Sorge um Frankreichs Schicksal lastete schwer auf Guizots Herzen. Noch im Dezember 1873 eröffnete er, 86jährig, eine Jubiläumstagung der „Société des Antiquaires de Normandie" mit einer Ansprache, in der er ausrief: „Frankreich besitzt die Fähigkeit der Wiedergeburt. Wiegen wir uns jedoch nicht in Illusionen, hegen wir nur Hoffnungen. Illusionen führen die Völker zum Untergang, Hoffnungen retten sie."

Vergebliche Mahnung! Jetzt, im blutigen Weltkriege, büßt es Frankreich, daß es sich von Illusionen blenden ließ.

Einige Stunden nur vor seinem Tode sagte Guizot von Frankreich:

„. . . ein Land, dem schwer zu dienen ist. Es ist unbeständig und seiner selbst nicht sicher!"

Unbeirrt erwarteten Guizots Söhne, Guizots Enkel Frankreichs Heil von einer Wiederherstellung des Königtums. So schloß Cornelis de Witt sich eng dem Grafen von Paris an, in dem sich seit dem Tode des Grafen von Chambord die Thronansprüche beider Linien des Hauses Bourbon vereinigten. Entschluß und Tatkraft, deren er bedurft hätte, um sein Prätendententum zur Erfüllung zu bringen, waren dem Grafen von Paris freilich nicht eigen. Er wollte überzeugen,

nicht erobern, und schrieb 1887 an Cornelis de Witt: man müsse den Wunsch nach der Monarchie fördern durch Hinweis darauf, was sie sein und was sie nicht sein werde. — Ein ebenso unbestimmtes wie kraftloses Programm.

Das überraschende Auftreten des Generals Boulanger auf der politischen Schaubühne erfüllte die Royalisten mit frischer Zuversicht. Als Kriegsminister, an der Spitze des Heeres, verstand er es, seine Person geräuschvoll in Szene zu setzen und sich die Anhänglichkeit des gemeinen Mannes zu erwerben. Cornelis de Witt notiert:

„Bei seinen Besichtigungen hielt er sich am längsten in den Küchen auf, und mochte er die Kasernenstuben oder die Übungsplätze inspizieren, so hatte er die Gabe, in seine Fragen und Bemerkungen viel Wohlwollen und Gutmütigkeit zu legen. Man nannte ihn den Soldatengeneral. . . Er gebot über eine gute Haltung, saß elegant zu Pferd und grüßte mit weitausholender Geste. Man erzählte, er habe ein empfindsameres Herz, als einem verheirateten Manne ziemt; ein Grund mehr zum Erfolg für ihn in gewissen Kreisen."

Die Salons rissen sich um Boulanger, der an der Tafel der Herzoginnen und Marquisen des Faubourg Saint-Germain offen von der Notwendigkeit einer Staatsumwälzung sprach. Alle Gegner der Republik sammelten sich um ihn. Der Graf von Paris indes wies seinen getreuen de Witt an, jeden Schein der Gemeinsamkeit mit dem ehrgeizigen General zu vermeiden und lieber eine erhöhte Propaganda durch — öffentliche Vorträge einzurichten.

Man weiß, wie kläglich der Boulangismus endete. Als die Stunde seines Triumphes gekommen zu sein schien, eine ansehnliche Zahl von Wählern sich für ihn entschieden hatte, ließ Boulanger seine Anhänger im Stich. Cornelis de Witt schreibt:

„An allen Ecken bildeten sich Banden, um dem neuen Volksvertreter zuzujubeln, der sein Hauptquartier im Café Durand, am Madeleine-Platz, aufgeschlagen hatte. In die Vivats der vorüberziehenden Wähler mischte sich der Ruf: Nach dem Elysée! Alle Polizeitruppen, die Schutzleute und die Republikanische Garde, waren entschlossen, sich dem General anzuschließen. Die Minister hatten vorsichtshalber ihre Koffer gepackt . . . Man wartete nur auf ein Signal zum Triumphzuge . . ."

Das Signal ward nicht gegeben:

„Während die Menge aufgeregt und ungeduldig die Boulevards auf und nieder zog, hatte der Sieger des Tages sein Komitee, seine Wähler, seine Leibwache im Stich gelassen, um durch eine Hintertür zu entweichen und zu seiner Geliebten zu eilen. Am nächsten Morgen war die Ernüchterung allgemein, die Gelegenheit verpaßt und der Zauber verflogen."

Mit einer melancholischen Betrachtung brechen die Erinnerungen von Cornelis de Witt ab:

„Nun sind, wie ihr verehrungswürdiger Führer, der Graf von Paris, alle Apostel der von ihm erstrebten demokratischen, modernen Monarchie tot, — tot auch, auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges gefallen, die Jungen, die unsere Hoffnung waren und unsere Freude."

Und Cornelis de Witt hat den Mut, es auszusprechen, daß der Ruhmeslorbeer, der sich im Weltkriege um die Fahnen Frankreichs gerankt hat, groß genug ist, — so groß, daß man sie nur noch mit Friedenskränzen umwinden sollte.

Dr. Willy Berthold:
Zur Behandlung der Nichtwählerstimmen.

Bei allen Verhandlungen über das allgemeine und gleiche Wahlrecht wird viel nach Mitteln gesucht, um alle Wähler zur Urne zu bringen. Man glaubt dadurch die Herrschaft einer einzigen Partei verhindern zu können. Auch die Wahlrechtskommission des preußischen Abgeordnetenhauses hat sich eingehend mit der Frage befaßt und sich trotz gegenteiliger Stellungnahme der Regierung grundsätzlich zur Wahlpflicht bekannt. Mir erscheint diese nicht geeignet, den beabsichtigten Zweck zu erfüllen. Für unannehmbar erachte ich ferner einen Vorschlag von Karl Kellermann in der Zeitschrift „Das neue Deutschland"; nämlich die Stimmen aller derjenigen, welche sich nicht veranlaßt sehen, zur Wahlurne zu schreiten, ohne weiteres den Konservativen zuzuzählen, da das Abseitsstehen doch beweise, daß sie mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden sind und deren Erhaltung wünschen. Kellermann meint, eine solche Maßregel werde ein starker Erwecker einer moralischen Wahlpflicht sein, freilich auch den Wahlkampf ungemein steigern. Obschon ihm in gewissem Umfange beizupflichten ist, ist doch die einseitige Begünstigung einer einzigen Partei durch das Gesetz verfehlt. Meines Erachtens müssen bei jedem Lösungsversuch die zweifellos erheblichen Erfahrungen unserer Regierungen und der ihnen unterstellten Behörden ohne unmittelbare Beeinflussung des Wählers den Wahlen dienstbar gemacht werden, in deren Ergebnissen sie jetzt nicht im geringsten zum Ausdrucke kommen.

Erfolgversprechend erscheint mir darum folgender Gedanke: Von Gesetzes wegen die Verfügung über die Nichtwählerstimmen der Regierung zu übertragen, damit diese sie zugunsten der einen oder anderen Partei bzw. deren Kandidaten in die Wagschale werfen kann.

Dieser Vorschlag, den ich in einem Eingesandt an „Das neue Deutschland" in Heft 13 vom 1. April 1918 unter der Überschrift „Statt Wahlpflicht, Verfügung der Regierung über die Nichtwählerstimmen" kurz erörtert habe, unterscheidet sich wesentlich von den beiden anderen, die Pfarrer Hans Müller in Heft 17 vom 1. Juni 1918 des „Neuen Deutschland" und ein Prof. Dr. Sch. in Nr. 14 des 77. Jahrg. der „Grenzboten" vom 5. April 1918 unter der Spitzmarke „Parteilose Wählerstimmen" gemacht haben. Sie, zumal Sch. empfehlen, der Bundesrat müsse für je 100 000 Nichtwähler einen Abgeordneten bestimmen, ohne dabei an irgend eine Person oder Partei gebunden zu sein. Ich würde eine solche Maßnahme nicht für glücklich erachten, weil der Reichstag ein reines Wahlparlament ist und weil bei der Ernennung dieser Abgeordneten die Wähler gänz-

lich ausgeschaltet würden. Außerdem würde dann die Zahl der Reichstagsmitglieder ständigen Schwankungen ausgesetzt sein. Würden z. B. das eine Mal von 14$^1/_2$ Millionen Wahlberechtigten 14 Millionen wählen, so wären bloß fünf Abgeordnete zu ernennen; wenn aber nur 4$^1/_2$ Millionen zur Urne schritten, 105. Ein Parlament mit zufällig wechselnder Mitgliederzahl ist jedoch ein Unding.

Durch meinen Vorschlag würde allerdings die Macht der jeweiligen Regierung gewaltig erhöht, und zwar je mehr, je stärker die Partei der sog. Nichtwähler ist. Bei den letzten Reichstagswahlen im Jahre 1912 wurden im ganzen Reiche rund 14 442 000 Wahlberechtigte gezählt. Von diesen übten trotz lebhafter Agitation 2 235 000 ihr Wahlrecht nicht aus, 12 207 000, also 84 Prozent, gaben ihren Zettel ab. Die größeren Parteien vereinigten davon auf sich folgende Stimmenzahlen: Sozialdemokraten 4 250 000, das Zentrum 1 991 000, die Rechtsstehenden (Konservative, Reichspartei, Wirtschaftliche Vereinigung usw.) 1 933 000, die Nationalliberalen 1 723 000, die Fortschrittliche Volkspartei 1 506 000.

In der Praxis sind drei Anwendungsmöglichkeiten meines Vorschlages denkbar.

1. Bei der Verteilung der Parlamentssitze nach dem Verhältnisse der im ganzen Reiche auf die einzelnen Parteien abgegebenen Stimmen müßte die Zuwachserklärung an eine einzige Partei erfolgen und diese würde den ganzen Nutzen davontragen. Hätte demnach die deutsche Reichsregierung 1912 den Anschluß der 2 235 000 Nichtwählerstimmen an die Konservativen oder Nationalliberalen erklärt, so würden bei Auswerfung der 397 Mandate in dem einen Falle den Konservativen 4 168 000 und in dem anderen den Nationalliberalen 3 957 000 Stimmen zugute kommen. Voraussetzung für diese Art der Regelung ist aber einmal, daß unsere politischen Parteien auch staatsrechtlich ihre Anerkennung fänden; denn bisher genießen sie diese nur in der Form von „Fraktionen" in den Geschäftsordnungen unserer Parlamente. Ferner müßten die Mitglieder der Regierung geschlossen einer einzigen Partei angehören. Das ist jedoch bisher weder bei den Beamtenministerien der Fall gewesen, noch wird es je bei einer deutschen Parlamentsregierung eintreten. Es würde sonst bei der Wahl die Entscheidung für die eine oder die andere Partei die schwierigsten Kämpfe im Schoße des Ministeriums hervorrufen, es wahrscheinlich gänzlich spalten und ein gedeihliches Zusammenarbeiten verhindern.

2. Darum dürfte bei uns — abgesehen von anderen Gründen — die Regelung mehr in dem Sinne angebracht sein, daß die Zuzählung in jedem einzelnen Wahlkreise erfolgt. Die Erklärung der Regierung könnte nun entweder vor der Hauptwahl, oder erst vor der Stichwahl abgegeben werden.

Äußert sich die Regierung schon vor der Hauptwahl, so würde ihre Erklärung sich stets dann als belanglos herausstellen, wenn mehr als die Hälfte

der Wahlberechtigten sich für einen anderen Kandidaten ausspricht. Z. B. im 1. Wahlkreise haben vier Parteien die Kandidaten A, B, C und D aufgestellt. Von den 60 000 Wahlberechtigten haben 31 000 den A gewählt und je 8000 den B, C und D; 5000 haben sich der Stimme enthalten. Diese 5000 würden weder dem B, C oder D zum Siege verholfen haben; denn A ist von mehr als der Hälfte aller Wahlberechtigten gewählt worden. Hätte A jedoch nur 26 000 erhalten — demnach 10 000 Nichtwähler — so wäre er nach den jetzt geltenden Bestimmungen mit absoluter Mehrheit der Wähler ebenfalls Abgeordneter geworden. Würde sich bei Bestehen der Regierungsverfügung die Regierung vor der Hauptwahl für B erklären können, so würden diesem die 10 000 Nichtwählerstimmen zufallen und er käme dann mit A in die Stichwahl. Wäre A von der Regierung gekürt worden, so wäre er natürlich der Sieger geblieben, und zwar bereits in der Hauptwahl. Die Folge dieser Maßnahme würde es sein, daß ein Kandidat im ersten Wahlgange nur gewählt wäre, wenn er einschließlich der Zuwachsstimmen mehr als die Hälfte der Stimmen aller Wahlberechtigten auf sich vereinigt hätte, und nicht bloß mehr als die Hälfte der abgegebenen Wahlstimmen, was jetzt überall der Fall ist. Hat sich die absolute Mehrheit der Wahlberechtigten nicht für einen bestimmten Kandidaten ausgesprochen, so muß unter allen Umständen eine Stichwahl stattfinden. Die Erklärung würde dann auch für diese Wahl gelten.

3. Um den Wählern aber möglichst lange ausgiebige Freiheit zu lassen und sie vor der Hauptwahl so wenig wie angängig zu beeinflussen, würde es am zweckmäßigsten sein, die Zuwachserklärung erst nach der Hauptwahl und vor der Stichwahl zu verlautbaren, und zwar hätte sie lediglich auf den einen der beiden Kandidaten zu entfallen, welche die meisten Stimmen der Wählenden erhalten haben. Dabei darf der Erklärung jedoch nicht ohne weiteres die Wirkung innewohnen, daß der gekürte Kandidat gewählt ist, wenn die auf ihn gefallenen Stimmen plus die der Nichtwähler die absolute Majorität der Wahlberechtigten ausmachen würden, sondern es muß unweigerlich noch einmal gewählt werden. Z. B. im 2. Wahlkreise sind 60 000 aktiv wahlberechtigt. Bei der Hauptwahl erhalten die Kandidaten E 20 000, F 12 000, G 10 000, H 7000 Stimmen, 11 000 wählen nicht. Würden diese 11 000 Stimmen dem E anzuwachsen haben, so hätte er 31 000 Stimmen, also über die Hälfte der Wahlberechtigten. Da aber der Stimmenzuwachs erst für die Stichwahl zu gelten hat, wird E in dieser nur gewählt sein, wenn es ihm gelingt, mit den von Amtswegen zugefügten Stimmen über 50 Proz. der Wahlberechtigten, mindestens 30 001 wieder zu erreichen.

Sieht man sich in den bestehenden Wahlgesetzen nach ähnlichen Einrichtungen — wie hier angeführt — um, so wird man vergebens suchen. Nahe kommt dabei die vor der Sklavenbefreiung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geltende Bestimmung, wonach für die Präsidentschafts- und Kongreß-

wahlen die Stimmen der Neger in den Sklavenstaaten denjenigen der Weißen kraft Gesetzes zugezählt wurden, obwohl jene überhaupt kein Wahlrecht hatten. Man könnte hier auch mit einem gewissen Rechte die für die Listenwahlen nach der Reichsversicherungsordnung, dem Kaufmanns- und Gewerbegerichtsgesetze maßgebenden Rechtssätze heranziehen. Ist für diese Wahlen nur eine ordnungsgemäße Liste eingereicht worden, so wird von Gesetzes wegen angenommen, daß alle Wahlberechtigten mit den Vorschlägen einverstanden sind, und eine eigentliche Wahl hat nicht mehr stattzufinden.

Eine allgemeine Begründung liegt ferner in der Erwägung, die in dem Rechtssatze „qui tacet, consentire videtur" „wer sich nicht rührt, sagt scheinbar ‚Ja'" zum Ausdrucke kommt. Ein großer Teil der Nichtwähler macht oft lediglich deshalb von seinem Rechte keinen Gebrauch, weil die Regierung doch mache, was sie wolle. Wer so denkt, darf sich nicht darüber beschweren, wenn die Regierung dann das Wahlrecht für ihn ausübt und vielleicht gerade darum tun und lassen kann, was sie will.

Obwohl man bei uns, zumal in den schaffenden Ständen der Regierung oft nicht ganz ohne Grund ein gewisses Mißtrauen entgegenbringt, so findet doch die Tatsache, daß die Verfügungsgewalt gerade in die Hände der Regierung gelegt werden soll, in dem Umstande ihre natürliche Erklärung, daß im Schoße jeder ordentlichen Regierung sich im Laufe der Jahre durch die ständige Praxis Erfahrungen hinsichtlich der Staatsnotwendigkeiten ansammeln, über welche die Parteien als solche kaum verfügen, und die auch der Durchschnittswähler nicht besitzt. Ihre Verfügung wird zumeist den gemäßigten Parteien zugute kommen, die bereit sind, das Bestehende gegen die radikalen Stürmer und Dränger, die zunächst immer in der Opposition sind, zu verteidigen oder für maßvolle Fortschritte einzutreten. Zwar befindet sich unser gesamtes wirtschaftliches und politisches Leben im beständigen Flusse und ständiger Erneuerung, doch geht das alles langsam von statten und muß vor Überstürzung und Übereilung bewahrt bleiben. Darum sind in unserem Staatsrechte und auch in dem der meisten fremden Staaten alle Verfassungsänderungen an besonders erschwerte Bedingungen geknüpft, wie qualifizierte Mehrheiten, einheitliche Beschlußfassung mehrerer nacheinander gewählter Parlamente usw. Auch im gewöhnlichen Privatrechte zeigt sich das. In der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft oder Genossenschaft bedarf es für grundlegende Erneuerungen erhöhter Majoritäten, ebenso in jeder Vereinsversammlung, und zwar muß diese Mehrheit oft nicht bloß eine solche unter den in der betreffenden Versammlung Erschienenen, sondern von allen der Gesellschaft oder dem Vereine angehörenden Mitgliedern sein. Wer also nicht erscheint, von dem wird angenommen, daß er ein Gegner der geplanten Neuerung sei. Diese Beispiele würden sich beliebig vermehren lassen. Sie alle sind Ausflüsse des oben angeführten Gedankens. Ebenso gehört hierher die in manchen Verfassungen enthaltene Bestimmung, daß falls der Haushaltplan für

das kommende Jahr noch nicht genehmigt worden ist, einfach der Etat des vergangenen Jahres für das neue Jahr seine Kraft weiterbehalten solle.

Die Frage, ob die Ausübung des Verfügungsrechtes den Zentral- oder Lokalbehörden zu übertragen sei, möchte ich im ersteren Sinne beantworten. Denn nur die Zentralbehörden haben einen eingehenden Überblick über das gesamte Gebiet der Politik. Eine Unterfrage könnte dahin lauten, ob bei den Reichstagswahlen eine Reichsbehörde, etwa der Reichskanzler oder der Bundesrat, entscheiden solle, oder die Regierungen der Bundesstaaten für ihre Wahlkreise. Im Interesse der Gleichförmigkeit und des Reichsgedankens möchte ich dem Reichskanzler den Vorzug einräumen. In Preußen könnte bei den Landtagswahlen das Ministerium oder die Oberpräsidenten für ihre Provinzen damit betraut werden.

Wenn ein Vorteil der angeregten Maßnahme darin bestehen wird, daß es jeder Regierung mit Hilfe der Nichtwähler gelingen kann, bei den Wahlen eine sichere Mehrheit zu erreichen, und dadurch Schwankungen in der inneren und vielleicht auch äußeren Politik zu vermeiden, so wird auf der Kehrseite der Nachteil stehen, daß neue durchgreifende Gedanken sich schwerer als bisher Bahn brechen können, und daß junge Oppositionsparteien viel mehr Schwierigkeiten zu überwinden haben werden, um sich politisch und im Parlamente durchzusetzen. Doch ist zu bedenken, daß die Nichtwählerstimmen abnehmen werden, je mehr — wie das dringend zu wünschen ist — das Interesse an unserem staatlichen und Volksleben wächst. In weit stärkerem Umfange als früher werden alle diejenigen, welche sich eine politische Überzeugung gebildet haben, zur Urne schreiten und von ihrem Stimmzettel als politischer Waffe Gebrauch machen. *Das zu erstrebende Ziel und Ideal ist die restlose Beteiligung aller Staatsbürger am Staatsleben*, so daß es Nichtwähler überhaupt nicht mehr gibt. *So kann und soll die Zuwachserklärung anspornend wirken*; sie wird sicher bessere Erfolge zeitigen, als eine Wahlpflicht, die, wie der preußische Minister des Inneren hervorgehoben hat, immer schematisch wirken wird. Das etwaige Bedenken, es würden dann von oben herunter gerade die Nichtwähler begünstigt werden und die Nichtbeteiligung an den Wahlen gefördert, fällt in sich zusammen, da ja die Zuwachserklärung erst nach der Hauptwahl erfolgen soll, und zwar auch nur zugunsten des einen der beiden Stichwahlkandidaten. Es muß demnach jede Partei mit allen zulässigen Mitteln versuchen, ihren Kandidaten in diese Rolle zu bringen.

Walter Wolff: Kriegsgedichte.

Zahllos wie Sand am Meer sind die im Kriege entstandenen und durch den Krieg geborenen Gedichte.

Dabei muß man unterscheiden zwischen denen, die am Schreibtische verfaßt wurden, und solchen, die draußen im Felde aus den tausend Eindrücken des Krieges heraus wuchsen. Letztere sind unstreitig die wertvolleren, wenn sie auch oft an Formenschönheit und Gewandtheit des Ausdruckes hinter den anderen zurückstehen mögen.

* * *

Unfaßbar ist der Krieg. Zwischen Szenen des grausigsten Schreckens, dessen Entsetzlichkeit in den stieren Augen Heimgekehrter zu Anfang des Krieges zu lesen war, zwischen diese nie zu vergessenden Bilder unendlichen Höllenwahnsinns flicht er Ausschnitte rührendster Traulichkeit und weltentrückter Schönheit.

Wer nur irgendwie, unter den Schlacken des grauen Arbeitslebens mit seiner abstumpfenden Gleichförmigkeit, sich ein Empfindenkönnen bewahrt hat, zu dem dringt tief ins Herz die Seltsamkeit dieser allumfassenden, in sich von tausend unentwirrbaren Widersprüchen strotzenden Gesamtheit, die alle Geschehnisse der Welt hinter sich läßt und für die es doch kein Wort gibt als das farblose, zeitlose „Krieg".

So stammelt denn die Seele des Einfachen, der von Gedichten nichts weiß, als daß sie sich reimen, sucht das Erlebte erarbeitend zu erfassen, ringt in seiner Unbeholfenheit mit dem Ausdruck und betrachtet mit fast ehrfürchtigem Staunen das eigene, schließlich so entstandene „Gedicht". Ist es doch für ihn als Ergebnis seines ihn innerlich tief erregenden Erlebens auch dessen augenfällige Verkörperung. Und daß es dem Unbeteiligten nichts sagt, oft sogar sein Lächeln erweckt, weil es in der Unbeholfenheit des Stimmungsvollseinwollens grotesk, komisch wirkt — das kann er nicht verstehen.

* * *

Im Osten, wo hunderte von Soldatengedichten durch meine Hände gingen, ist es vor allem die große Stille, die auf die Soldaten erschütternd wirkt. Endlose Weiten, unbelebte Felder, schweigende Sümpfe, stumme Wälder; sternenklare, lautlose Nächte, in denen unhörbar Leuchtkugeln steigen und fallen, Signale aufleuchten, Scheinwerfer tastend kommen und gehen — dies große, im Kriege, von dem sie nur Blut und Stürmen und Hurra und Grausen erwartet hatten, für sie so befremdende Schweigen in der Natur packt und ergreift sie.

* * *

Ein sehr großer Teil, wohl über die Hälfte aller Gedichte aus dem Osten, zumal aus Wolhynien und vom Bug, haben sich „auf Posten" aus übervollem Herzen herauskristallisiert. Und seltsam: Diese Gedichte, die sicherlich nicht nachempfunden, sondern unabhängig von einander immer wieder neu gefühlt sind, gleichen sich fast auf ein Haar. Schon in den Reimen.

Wacht und Nacht, Posten und Osten geben zumeist die ersten vier Zeilen, in denen der Verfasser verständlich zu machen sucht, wo und wie er sich befindet. Dann folgen meistens Heimatgedanken: wieder Nacht oder Wacht, diesmal in Verbindung mit (Euer oder der Lieben) gedacht; die Sterne legen den Reim Ferne (wohin die Gedanken schweifen oder wo die Lieben wohnen) nahe — wohingegen die Sternenpracht ein dem schlichten Manne zu gekünstelter Ausdruck zu sein scheint, denn die Gedichte, die ihn aufweisen, zeugen schon der Schrift nach von höherer Bildung des Verfassers. Den Lieben zu Hause gibt das vielseitig verwendbare geblieben den Gleichklang; dem Herz ist der Trennungsschmerz nicht fremd; und der Gedanke an das zurzeit unerreichbare Glück sehnt ein zurück herbei.

Flach wie die Reime sind auch die Worte. Aber nicht darauf kommt es an, wie sie es sagen, sondern was sie sagen; mehr zwischen als auf den Zeilen muß man lesen, wieviel Liebe, Sehnsucht, unbewußte Empfänglichkeit für die äußeren Eindrücke in diesen Gedichten steckt.

Und dann, als schämten sich die Verfasser ihrer Weichheit, bricht die „Stimmung" plötzlich ab und ein nichtssagender, „soldatisch" sein sollender Vers beschließt das Gedicht: Krieg und Sieg, Sturm- oder Kugelgebraus und (wir halten) aus, Gut und Blut, blut- oder Morgenrot und Tod (tot) — nichts als Erinnerungen an Soldatenlieder.

Man könnte ein Einheitsgedicht aufstellen, von dem sie alle nur Variationen sind.

* * *

Ganz gleich, ob es sich nun um bewußtes Empfinden oder unbewußtes Fühlen und Ahnen handelt — in beiden Fällen ist der Abstand vom Ausdrucksvermögen noch sinnfälliger, wenn der einfache Mann (und nicht bloß dieser!) sich hinsetzt, um in ungebundener Form zu schreiben. Hier fehlt ihm der Rückhalt am Reim, der immerhin einen gewissen Zwang ausübt, obschon vom Versmaß die wenigsten etwas wissen. Manch' einer verliert sich in Einzelheiten, unter denen das eigentliche Geschehen verschwindet — ja, er vergißt sogar, die Hauptsache zu erzählen (auch das kommt tatsächlich vor), um derentwillen er die Feder ergriffen hatte.

Noch gefährlicher als die Schilderung des eigenen Erlebnisses ist die Klippe des Stimmungsbildes. Den meisten fehlt das Gefühl dafür, worin das Wesentliche einer Landschaft oder das Charakteristische unter den in einer stillen Stunde auf den Menschen wirkenden Eindrücken liegt. Sie fühlen nur, daß irgend etwas

eine Saite in ihrem Innern angeschlagen hat, die nun schwingt, und wissen doch nicht, diese innere Musik in Töne umzusetzen.

* * *

Die schlimmsten Gedichte aber sind die sogenannten humoristischen, von denen wir die eine Gattung, die afterpatriotische, die Radau der Vaterlandsliebe gleichachtet, schon aus Eisenbahnaufschriften zur Genüge kennen gelernt haben (damit will ich durchaus nicht über manch' einen markigen oder spöttischen wohlgelungenen Vers unter ihnen den Stab brechen!).

Eine andere Gattung, die lustige Erlebnisse schildern will, geht meist von einer falschen Voraussetzung aus, daß nämlich eine Situationskomik einem witzigen Gedanken gleich verwertet werden könne: Es wirkt sicherlich spaßhaft, wenn ein Vorgesetzter über seinen Säbel stolpert und — plautz! — auf der Nase liegt; aber deswegen ist das noch lange kein Stoff für ein vierzigzeiliges Gedicht!

Die scherzhaft sein sollenden Gedichte und Geschichten aus dem Osten leiden zudem — ich bitte, dies nicht etwa selbst als Scherz aufzufassen! — unter der Läuseplage. Es herrscht nämlich, wie es scheint, tatsächlich die weitverbreitete Ansicht, ein Gedicht würde dadurch zu einem komischen gestempelt, daß eine Laus darin vorkommt. Als einmal an die Leser einer Soldatenzeitung im Osten die Bitte erging, Humoristisches einzusenden, da war, wie ich, dem die Prüfung der Eingänge oblag, zu meinem Schrecken feststellen mußte, der größere Teil der Einsendungen völlig verlaust. Hier wurde anschaulich geschildert, wie sich in dem baufälligen Panjehaus vom schaffellumgürteten Urgroßvater bis zum zarten Kindlein in der Wiegen männiglich mit einer Hingabe, die besserer Aufgaben würdig wäre, der Läusejagd befleißigte; — da zog sich die Laus, einem roten Faden vergleichbar, durch die ganze Erzählung, tauchte immer und immer wieder und an den ungeahntesten Stellen auf (was ja allerdings von trefflicher Beobachtungsgabe der Verfasser zeugt, aber doch schließlich eher betrübend als erheiternd wirkt); — dort wieder rankte sie sich lieblich um den Bericht, war ihm Rahmen und gab ihm Farbe; — wieder bei anderen kroch sie dem Verfasser heimtückisch über den Hals, verdarb ihm zum Schlusse damit das schönste Stimmungsbild, Träumerei und Heimatgedanken — irgendwann und irgendwo und irgendwie aber kam unfehlbar die Laus zum Vorschein.

* * *

So ist die Spreu beschaffen, von der — im Gegensatze zu den Weizenkörnern, die ein jeder kennt — die wenigsten etwas wissen.

Und es ist eigentlich schade, daß all' diese Gedichte in den Papierkörben der Zeitungen enden — enden müssen. Sind sie auch zur Veröffentlichung ungeeignet, so würden sie doch, gesammelt und gesichtet, einen interessanten Einblick in das Seelenleben gerade des einfachen Feldsoldaten gewähren.

Erich Hoogestraat:
Marcia funebre.

1803. Altväterlich ausgestattetes Zimmer eines Gartenhauses in einem Orte nahe Wien. Sommerliche Mondnacht. Breite, weiße Mondlichtstreifen mischen sich in den rötlichen Schein einer Studierlampe. Vor einem mit Notenblättern unordentlich übersäten Schreibtische marschiert erregten Schrittes, murmelnd und brummend, der pockennarbige, wirrhaarige, unwirsch dreinsehende Komponist auf und nieder: Ludwig van Beethoven. Er scheint damit beschäftigt, unliebsame Ideen zu verwerfen, was ihm nicht gelingen will. — Im Halbdunkel des Zimmers entsteht inmitten Nebelwolken eine Gestalt, die er mit der ganzen Willenskraft zur Gegenschöpfung in Bann zu halten sucht; er kann aber nicht verhindern, daß sie deutlichere Formen annimmt. Es ist die Gestalt Bonapartes, dem er seine dritte Symphonie gewidmet hat, die später den Namen „Eroica" tragen wird, und an deren zweitem Teile er soeben arbeitet. Ungewiß bleibt, ob er die Gestalt Bonapartes sieht, wie wir gewohnt sind, sie uns vorzustellen; sie ist aber mit großer Deutlichkeit vorhanden und sagt, auf noch tintenfeuchte Notenblätter weisend, in herrischem Tone:

Vernichten Sie diese Papiere.

Beethoven: Niemals. Was sie enthalten, mußte ins Leben treten. So will es die Menschlichkeit.

Bonaparte: Ich werde Ihr Werk nicht anerkennen.

Beethoven: Auch um diesen Preis: nein. Ihre äußeren Tugenden nehmen den ersten Teil ein. Nun soll der Mensch daran. Ich fordere den Einblick in Ihre Seele, General — — (bitter:) Oder muß ich Sie Konsul nennen?

Bonaparte (undurchdringlich): Was tut der Titel? Nennen Sie mich in Tönen, wie Sie begonnen haben, es zu tun. Ihre Abweichungen verwerfe ich.

Beethoven: Aus Empfinden und Erwägung heraus formte sich Reue, die besiegt wurde. Sie haben keinen Einspruch erhoben. Nun soll Trauer als indirekter Weg uns Einblick verschaffen in seelische Größe, die herb verschlossen liegt. Deshalb der Trauermarsch.

Bonaparte (hart): Sie wollen mich töten; ich scheine Ihnen zu groß.

Beethoven: Ich fürchte Ihre Größe nicht, aber ich will sie mit menschlichen Maßen messen.

Bonaparte: Das Genie überragt das Menschliche.

Beethoven: Nein, es ist geläutertes, höchstes Menschentum.

Bonaparte: Sie sind mein Gegner.

Beethoven: Nie war ich es. Ich habe Sie in mich aufgenommen und suche den spröden Teil Ihres Wesens zu durchdringen. Lassen Sie mich Ausbeute halten.

Ich fiebere danach. Eine würdige Form verbürgt Ihnen meine Größe neben der Ihrigen.

Bonaparte: Wer sagt Ihnen, daß Sie finden werden, was Sie suchen?

Beethoven: Meine Hoffnung. Dort muß Größe sein, wo ich gewillt bin, sie zu vermuten.

Bonaparte: Nochmals: Zerreißen Sie die Anfänge Ihres Trauermarsches. Fügen Sie das Thema einem anderen Werke ein. Schikaneder proponierte Ihnen einen Alexander, ihn dürfen Sie betrauern. Ich verlange Bewunderung. Noch lebe ich: Sie werden mich nicht zu Boden schmettern.

Beethoven (verzweifelt, aufstampfend): Geben Sie mir, was ich haben muß!

Bonaparte: Werden Sie klar und hart wie ich. Suchen Sie nicht zu schwelgen, sondern zu herrschen nach Heldenart. Sie haben mich aufgenommen in Ihr Wesen, dort will ich Sie erhöhen.

Beethoven: Das Besonnene in Ihnen will mich ersticken. Offenbaren Sie sich in mir: Ich will Ihnen eine beredte Sprache leihen.

Bonaparte: Meine Taten bedürfen keines sprachlichen Ausdruckes, dort aber verschmähe ich den Ihrigen, wo ich zu schweigen gesonnen bin. Mit mir sollen Sie schweigen, wo Zwang für uns beide zum Schweigen besteht.

Beethoven: So soll mein Werk unvollendet bleiben, weil Sie mir den Weg zur Wurzel verschließen! Niemals. Ich bin gewillt, einen ganzen Menschen zu schildern. Ich werde es tun.

(Klänge aus dem Maggiore des Trauermarsches werden hörbar.)

Bonaparte: Ich werde unbezwungen in Ihnen bleiben. Sie dürfen mich abstoßen, aber nicht vergewaltigen. Nähern Sie sich mir, wenn Sie Ihr Werk zu vollenden wünschen: Ich werde nicht zu Ihnen hinabsteigen.

(Seine Gestalt scheint zu schwanken, Nebel beginnen an ihr vorüberzuziehen.)

Beethoven (schmerzlich): Ist nicht das, was uns treibt und spornt, das Edelste in uns? Großer Mann, der Du auf mich wirkst, welchen Grund hast Du, Dich zu verbergen?

(Er tastet fiebernd nach leeren Notenblättern, der Eingang des dritten Teiles des Trauermarsches, das Minore, beginnt sich zu formen. Geigen wimmern, Oboen klagen.)

Bonaparte (wieder deutlicher werdend): Zum letzten Male: Mit mir! Oder ich verlasse Dich!

(Die Musik schwillt an, ballt sich und nimmt erdrückende Formen des Schmerzes an.)

Beethoven: Ich will Offenbarung! Hier ist mein Reich: Gehorche!

(Wild brausende Klänge eines unsichtbaren Orchesters jagen einander. Das Trauerthema taucht auf.)

Bonaparte (in Nebel gehüllt, von ferne): Du riefst einen anderen, gehe mit ihm! (Die Nebel schließen sich über ihm, schwanken und verblassen.)

Hörner- und Trompetenklang von furchtbarer Gewalt. Geigen und Violoncelli schreien auf. Chaos von Schmerz- und Siegestönen: die Erkenntnis des Schrecklichen kämpft mit der überragenden Größe eigenen Kraftbewußtseins. Langer, unentschiedener Kampf. Allmählich nimmt die Musik an Gewalt ab, wird leiser und leiser, bis sie wie in weiter Ferne verklingt.

Beethoven sitzt mit geschlossenen Augen, in sich zusammengesunken, im Sessel vor dem Schreibtisch, seine Züge drücken Ermattung aus. Frisch beschriebene Notenblätter liegen vor ihm.

Der Mondschein ist verblaßt, die Lampe herabgebrannt.

Der Morgen naht. Eine zarte Röte steigt herauf.

Dr. Ernst Barthel: Goethes Farbenlehre.

Während eines seit 1910 experimentell gepflogenen Studiums der Farbe drängte sich mir immer unabweisbarer eine grundsätzliche Schwierigkeit auf, die ich, da sie auch andere anzuregen geeignet sein dürfte, hierdurch mitteilen möchte.

Das Spektrum enthält grün, aber nicht purpur. Nun sind grün und purpur Komplementärfarben und als solche ein gleichberechtigtes Paar wie etwa gelb und blau. Man muß also vernünftigerweise annehmen, entweder daß sie beide einfache Farben oder beide Mischfarben sind. Diese Annahmen sind aber unter Zugrundelegung der Newtonischen Zersplitterungstheorie des Lichtes beide unmöglich. Denn wenn grün wie purpur eine Mischfarbe wäre, so müßte es nach der Theorie durch das Prisma in seine Komponenten zerlegt werden. Und wenn purpur wie grün eine einfache Farbe wäre, so müßte es nach der Theorie im Spektrum vorkommen.

Aus dieser Zwickmühle gibt es keinen Ausweg. Es ist nun historisch bekannt, daß Goethe besonders durch das im Jahre 1810 erschienene Buch „Entwurf einer Farbenlehre" gegen die Newtonische Theorie der Farbe aufgetreten ist. Es ist ebenso bekannt, daß Goethes Versuch bis jetzt fast völlig wirkungslos geblieben ist. Es ist aber nicht bekannt, daß in dem sehr verschiedenartigen Material der Goetheschen Untersuchungen einige Paragraphen versteckt sind, die bezüglich der oben aufgeworfenen Frage die einzig mögliche physikalische Lösung angeben und, obwohl man sie niemals genügend gewürdigt hat, den sachlichen Angelpunkt der Goetheschen Theorie ausmachen.

Aus diesem Grunde möchte ich die Erlaubnis erbitten zu zeigen, was Goethe vom physikalischen Standpunkt Neues lehrt, wobei sein Verhältnis zur exakten Berechnung in keiner Weise von Belang ist. Goethe sagt: Das Spektrum, welches von Newton zur Begründung einer Theorie der Farbe benutzt wurde, ist ein zusammengesetztes Phänomen, das sich aus einem einfacheren Urphänomen experimentell ableiten läßt. Dieses Urphänomen ist die bekannte Erscheinung, daß eine feine Trübung vor dunklem Hintergrund die Farben von dunkelviolett bis grasgrün, eine feine Trübung vor hellem Hintergrund dagegen die Farben von gelb bis purpur erzeugt. Die Farbe ist also nach Goethe nicht ein Bestandteil des Lichtes, sondern eine Verschmelzungserscheinung zweier farbloser Bestandteile, eines hellen und eines dunkeln.

Die Art und Weise, wie Goethe aus diesem einfachen, empirischen Grundgesetz das Zustandekommen des Spektrums zeigt, ist ein Meisterstück wissenschaftlicher Akribie. Man möchte wohl recht vielen Lesern den geistigen Genuß wünschen, der darin besteht, Goethes „Beiträge zur Optik" §§ 38 bis 60 und „Entwurf einer Farbenlehre" §§ 143 bis 216 auf ihre Stichhaltigkeit zu kontrollieren. Goethe zeigt hier nicht nur in überzeugender Weise, wie jede einzelne Farbe des Spektrums durch das Grundgesetz erzeugt wird, sondern auch, auf welche Weise sie im Spektrum ihre bestimmte Stelle erhält. Nach diesen Versuchen besteht auch nicht der allerleiseste Zweifel, daß das Spektrum in der Tat empirisch aus einer einfacheren Erscheinung abgeleitet werden kann, also nicht, wie Newton annahm, eine Fundamentalerscheinung ist. Für ein weiteres Begreifen der Verteilung der Fraunhoferschen Linien und der Absorptionsspektren eröffnet sich hiermit eine neue Aussicht.

Drehen wir aber die Sache um, das heißt, machen wir das Spektrum zur Grundlage der Chromatik, so ist es sehr schwierig, etwa die blaue Farbe des Himmels oder die purpurne Farbe der bei staubiger Luft untergehenden Sonne zu erklären. Die in den Lehrbüchern angedeutete Begründung dieser Phänomene durch Beugungserscheinungen sind objektiv unverständlich. Denn jedes Beugungsgitter zeigt auch den jeweiligen Komplementärbestandteil einer durch es gebildeten Farbe. Wohin sollte aber beim blauen Himmel der gelbe Restbestandteil gekommen sein?

Doch zurück zur Zwickmühle. Auch ihre Schwierigkeit wird durch Goethes Farbenlehre beseitigt. Denn in Wirklichkeit gibt es nicht nur ein Spektrum, dessen Mitte grün ist, sondern zwei Spektra, deren Mitten purpur bezw. grün sind (Goethe, „Beiträge zur Optik" § 59; „Entwurf einer Farbenlehre", 245.) Ich habe wenig wissenschaftliche Überraschungen erlebt, die sich mit derjenigen vergleichen lassen, als ich zum ersten Mal das Purpurspektrum mit eigenen Augen sah. Seine Enden sind nicht rot und violett wie beim Grünspektrum, sondern bläulich und gelb.

Goethe nennt auf Grund seiner Experimente grün und purpur Mischfarben. Immerhin dürfte jedoch auch der phänomenologische Standpunkt beachtenswert sein, welcher alle Farben des geschlossenen Farbenkreises als gleichartige Größen betrachtet. Dies empfiehlt sich besonders, wenn man die Erscheinungen des Nörrenbergschen Apparates mit berücksichtigt.

Dieser Apparat gibt für die Richtigkeit der Goetheschen Theorie einen neuen, schlagenden Beweis. Wer in ihm bei hellem oder dunklem Gesichtsfeld ein Glimmerblättchen beobachtet, erblickt zum Greifen deutlich, daß jede Farbe entweder die Aufhellung des dunkeln oder die Verdunkelung des hellen Gesichtsfeldes bedeutet. Das ist die Grundthese der Goetheschen Farbenlehre, welche von vornherein polare Phänomene feststellt und also die Polarisationserscheinungen des Lichtes auf höchst natürliche Weise zu erklären geeignet ist.

Trotz der später entdeckten Polarisationserscheinungen hielt die öffentliche Optik an dem unpolaren Standpunkte Newtons fest. Zwar trat die Polarität der Phänomene auch auf dieser Grundlage beherrschend hervor, aber der innere Widerspruch, der durch einen ungeeigneten Ausgangspunkt in die Optik kam, blieb fortbestehen. Auch mit der Physiologie hat die Physik vermöge dieses Ausgangspunktes keinerlei Gesetzesverwandtschaft aufzuweisen.

Die Physiologie hat sich niemals auf die Spektraltheorie berufen, sondern von vornherein den fruchtbaren Standpunkt der Komplementärfarben und des geschlossenen Farbenkreises vertreten. Auch die modernsten Bemühungen, ein absolutes System der Farben aufzustellen, berühren sich näher mit Goethes als mit Newtons Prinzipien. (Vgl. Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht, Januar 1917 S. 51.)

Deshalb müßte man es als wertvollen Fortschritt betrachten, wenn die öffentliche Physik den Mut fände, die veralteten Grundlagen Newtons endlich mit den modernen und fruchtbaren Gesichtspunkten Goethes zu vertauschen. An dem Inhalt der Physik braucht sich weniger zu ändern, als man fürchtet — nur die Eingangspforte, die zu dem ganzen Bau nicht mehr paßt, ist reformbedürftig. Es handelt sich bei Goethes Farbenlehre nicht um den Gegensatz eines Nichtmathematikers gegen die mathematische Naturwissenschaft, sondern um den Gegensatz genial erkannter Grundwahrheiten gegen eine veraltete *Hypothese*. *Möge die Wissenschaft sich selbst den Gefallen erweisen, Goethes Recht zunächst im eigenen Lande öffentlich anzuerkennen.* Dieser Wunsch Schopenhauers muß auch heute wiederholt werden.

Die im Publikum am meisten bekannte These Goethes, daß die Vereinigung aller Farben nicht weiß, sondern grau ergibt, ist an sich weniger wichtig als die soeben genannten Punkte. Da die Farben schwarz und weiß in der Erfahrung immer nur als Stufen des Grauen angesprochen werden können, besteht Goethes Behauptung zweifellos auch hier zu Recht. Anderseits ist dadurch Newtons Versuch,

welcher aus allen Spektralfarben wieder dasselbe Licht erzeugt, welches sie gebildet hatte, nicht ausgeschlossen. Dieser Streitfall zwischen Goethe und Newton hat mehr historische als zukünftige Bedeutung, obwohl man sich der Goetheschen Einsicht, daß jede Farbe in hellem und dunklem Zustande gleich rein existieren kann, nicht verschließen wird. Die Tyrannei des Spektrums wird auch in diesem Falle durch eine der Wirklichkeit besser entsprechende Systematik der Farben ersetzt werden, wodurch eben wieder klar gezeigt wird: Goethe hat recht.

Johann Arany:

Die Festschänder.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Prof. Friedrich Lám.

Heil'ge Glockenklänge klingen,
Dröhnend in die Weite dringen:
„Eilt geschwind zum Beten!"
Und des kleinen Dörfchens Frommen
Leise schreitend gehen, kommen
In die Kirche beten.

Flammend rot das Pfingstfest gleißte,
Als ob von dem heil'gen Geiste
Erd' und Himmel glühte,
Dieser Tag, dem Erd' und Himmel
Festlich huldigt im Gewimmel,
Wie die Rose blühte.

Welch gräßlich Gejohle? Welch teuflisch Gegell',
Heisere Flüche, Gelächter, so grell,
Daß der Kirche Türme erbeben?
Genüber der Kirche, dem Gotte zum Spotte,
Das Fest entweihend, tobt eine Rotte,
Seit gestern dem Trunke ergeben.

„Musik her! Gegeigt, gefiedelt vergnügt!
Ein Dudelsack, ist nichts andres, genügt!
Wer geht drum? Laufe Du, Kleine!"
Suschen? Sie bleibe! Nur laß sie in Frieden!
Mir sei ihr geschminktes Gesichtchen beschieden,
Sie walze mit mir, die Feine! —

Und einen Pfeifer man eben gewahrt, —
Scheeläugig und dürr, alt, häßlich, behaart.
Sein Dudelsack aufgeschwollen.

Beim Ohre sind Ziegenhörner zu schau'n, —
(Es sind die eigenen Hörnerchen, traun!)
Schon fingert am Sack er, am vollen.

„Herein, Du alter, hebräischer Wicht,
Mein Stock sonst an Deinem Buckel zerbricht!"
Die Pfaffen beten drin, Herren! —
„Was kümmern Dich, Heiden, die Psalmodein?
Das Fest ist ja m e i n , ich kann es entweih'n,
M e i n e m Gott will Flüche ich plärren!"

Schlau Grinsen auf seinem Munde sich spinnt,
Und leise zu dudeln der Alte beginnt,
Die Füße im Tanze sich schwingen.
Sie schneller und toller und dreister sich dreh'n,
Schamloser der Reigen ist an schon zu seh'n,
Bei der Pfeife klapperndem Klingen.

„Wann endet Dein Spiel schon, Du tückischer Schalk?
Nicht blase — schreit einer — den teuflischen Balg!
Auf werd' ich den Dudelsack schlitzen!"
Fort bläst nur zum Tanze der Musikant,
Und fingert, zu eiligem Takte entbrannt,
Die Tänzer vor Müdigkeit schwitzen.

Ermüdet möcht' dieser, auch jener sich setzen.
Man ruft sie nach Hause, am Mahl sich zu letzen.
Es geht nicht; fort müssen sie springen.
Man flucht dem Pfeifer, man prügelt den Schuft, —
Man prügelt, fürwahr, die Leere, die Luft.
Die Märe ins Weite muß dringen.

Der Brotherr der faulen Dirne er schreit:
„Kommst Du? Ich spieß mit der Gabel Dich, Maid!"
In der Hand die Gabel muß kleben.
Es kommt Weib, Mutter und Tochter und Sohn:
„Mann, Sohn und Vater, — zuviel ist es schon!"
Sie ringen die Hände mit Beben.

Schon nüchtern sind Söhne, Väter und Gatten,
Entfernten sich gern in der Dämmerung Schatten, —
Sie reichen die Hände voll Sehnen.
Die Gesichter der Tänzer sind blutig von Schweiß,
Doch tanzen die Füße in höllischer Weis'.
Wild spannt der Teufel die Sehnen.

Und Mitternacht schlägt schon die Uhr in dem Turm,
Aufwirbelt im Schwefelgestanke ein Sturm,
Und wie im Drehn den Staub vom Grund, —
Entführt er, bei der Musik voll Grausen,
Die tollen Tänzer, die, sagt man, sausen
Hinab in der Hölle Flammenschlund.

Die 9. Kriegsanleihe.

Während unser unvergleichliches Heer in zähem Ringen dem wilden Ansturm der Gegner tapfer standhält und alle Durchbruchsversuche unter den schwersten feindlichen Verlusten zunichte macht, wird demnächst von neuem der Ruf der Reichsleitung zur Kriegsanleihe-Zeichnung ergehen, um weiter die Mittel aufzubringen, die das deutsche Volksheer in dem Verteidigungskampfe um Heimat und Herd in seiner bisherigen Schlagfertigkeit erhalten sollen. Kein Deutscher darf zögern, zur Erreichung dieses Zieles beizutragen. In der Kraft unseres Wirtschaftslebens, in der außerordentlichen Flüssigkeit des deutschen Geldmarktes sind die Vorbedingungen für einen guten Erfolg der Kriegsanleihe gegeben. Wenn jeder gegenüber dem Vaterlande seine Pflicht tut, wenn jeder sich vor Augen hält, daß die Kriegsanleihe-Zeichnung einen wesentlichen Bestandteil des Willens zum Durchhalten darstellt, der das deutsche Volk beseelt, dann wird auch die 9. Kriegsanleihe zu einer neuen, gewaltigen Großtat werden. Sie wird den Feinden gegenüber Zeugnis ablegen von dem ungebrochenen Glauben an den Erfolg unserer guten Sache, und damit zu einem weiteren Baustein des künftigen Friedenswerkes werden.

An den bewährten Zeichnungsbedingungen ist auch diesmal nichts geändert worden. Es werden fünfprozentige Schuldverschreibungen und viereinhalbprozentige auslosbare Schatzanweisungen zum Preise von 98 Mark für 100 Mark Nennwert ausgegeben. Bei Eintragung der Kriegsanleihe in das Schuldbuch — mit Sperre bis 15. Oktober 1919 — tritt eine Ermäßigung des Zeichnungspreises auf 97,80 Mark ein. Die Auslosung der Schatzanweisungen geschieht nach dem gleichen Plane und gleichzeitig mit den Schatzanweisungen der letzten drei Kriegsanleihen; auch die Verlosungsbedingungen sind die gleichen. Die Zeichnungsfrist läuft vom 23. September bis 23. Oktober. Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 30. September an voll bezahlen. Die Kriegsanleihe braucht indes zu diesem Termin nicht etwa voll bezahlt zu werden. Es steht den Zeichnern vielmehr frei, die Einzahlungen in vier Raten zu leisten (30 Proz. am 6. November d. J., 20 Proz. am 3. Dezember d. J., 25 Proz. am 9. Januar n. J., 25 Proz. am 6. Februar n. J.). Der erste Zinsschein ist bei den Schuldverschreibungen am 1. Oktober 1919, bei den Schatzanweisungen am 1. Juli 1919 fällig. Auch diesmal können wieder die älteren fünfprozentigen Schuldverschreibungen und die Schatzanweisungen der ersten, zweiten, vierten und fünften Kriegsanleihe in Schatzanweisungen der 9. Kriegsanleihe unter den bekannten Bedingungen umgetauscht werden.

Dr. Carl Vogl: Sir Oliver Lodge's „Raymond oder Leben und Tod".

Referat und Kritik.

Fortsetzung.

Gegen Ende dieser Sitzung vom 3. März ist die Rede von Erlebnissen, die Raymond in der Anderwelt gehabt haben will. Solche Mitteilungen, die im Laufe der Sitzungen oft, bisweilen sehr eingehend vorkommen, scheinen mir nicht ohne Interesse, selbst dann, wenn sie nichts anderes als Phantasiegebilde sind. Sie hätten meines Erachtens Bedeutung mindestens in rein psychologischer, aber auch in kulturhistorischer Hinsicht. Ich glaube, der Philosoph Bergson hat recht, wenn er zur Protokollierung und Sammlung solcher Mitteilungen über das Leben auf der „andern Seite" (the other side) aufmuntert. Er meint, es könnte sich schließlich ein guter logischer Zusammenhang ergeben, der dann vielleicht weitere wichtige Schlüsse zuließe. Natürlich wird immer zu rechnen sein mit Phantasiegebilden — wie das Oliver Lodge ohne weiteres zugibt —, oder auch mit bloßen Erinnerungsbildern, die in den Medien sich angesammelt haben durch Lektüre und aus Gesprächen mit ihren oft sehr redseligen Besuchern und Klienten. Auffallend ist, daß die Beschreibungen über das Leben im Jenseits in weitgehendem Maße miteinander übereinstimmen, nicht nur bei Berufsmedien, selbst den zeitlich und räumlich weit von einander entfernten, sondern daß auch Personen, die mit Spiritismus nichts zu tun haben und ohne jegliche Bekanntschaft mit den einschlägigen Fragen und deren Literatur, in den Zuständen der Katalepsie, der Verzückung, des ekstatischen Schauens, wo sie in einer andern wirklichen Welt zu sein behaupten, ähnliche Berichte über das Dasein in dieser Anderwelt abgeben, wie jene Medien es tun als Organe ihrer angeblichen Kontrollgeister. Es muß gewisse Erlebnisse dieser Art geben, nicht einfach bloß ein Herschwatzen von Ersonnenem oder Gehörtem*) — obzwar dieses oft genug vorkommen mag, dort wo wenig oder nichts erlebt wird, der Schein aber geweckt oder gewahrt werden soll.

Am 17. November 1915 hat Lionel Lodge, der Bruder des gefallenen Raymond, eine Sitzung bei Frau Leonard. Er ist dort allein und kommt als ganz Fremder. Er hatte sich für einen bestimmten Tag anonym angemeldet; der Brief war nicht angekommen, da Frau Leonard die Wohnung gewechselt hatte und Sir Oliver Lodge seinem Sohne davon Mitteilung zu machen vergessen hatte. Er kommt also unangemeldet und anonym hin und bittet einfach um eine Sitzung, die ihm gewährt wird. Frau Leonard wurde damals den ganzen Tag von Fremden

*) In meinem Buche „Unsterblichkeit" (Einhorn-Verlag, Dachau 1917) bringe ich Beispiele.

aufgesucht. Sie erklärte dem sie zum erstenmal Besuchenden, sie sei von ‚Feda‘ kontrolliert. Schon in etwa zwei Minuten ist sie in Trance. Feda will alsbald zwei Gestalten sehen, deren Beschreibung auf den Großvater Lodge (großer Bart rund um das Kinn, über der Lippe rasiert; über ihm der Buchstabe W, der Anfangbuchstabe seines Rufnamens) und auf Raymond gut paßt; letztere Gestalt wolle ihr Gesicht nicht recht sehen lassen und lege dem Besucher den Buchstaben L bei. Mit einemmal zeigt Feda lebhafte Freude, sie will erkannt haben, daß es Raymond sei. „O, es ist Raymond.“ Sie behauptet, er klopfe Raymond auf die Schulter, was dieser freilich nicht fühlen könne. Lionel macht im Protokoll die Bemerkung, es scheine Raymonds Art gewesen zu sein, seinen Brüdern auf die Schulter zu klopfen, immer derber und derber, bis der andere es in scherzhafter Weise erwiderte.

Ein Kritiker frägt argwöhnend, ob denn Lionel den unbestellbaren Brief zurückerhalten habe. Er vergißt, daß dies nicht möglich war, da der Absender, um anonym zu bleiben, nicht angegeben werden durfte; er hätte auf der Post reklamieren müssen, woran er offenbar nicht gedacht. Ein Gewicht kann ich diesem Umstand nicht beilegen. Wohl aber läge die Frage nahe, ob nicht vielleicht in der Familie Lodge eine ausgeprägte Familienähnlichkeit besteht, die assoziativ die beiden Gestalten heraufbeschworen und dann zu ihrem Erkennen geführt hätte — ohne daß das Medium sich des ursachlichen Zusammenhanges bewußt geworden wäre. Auch pflegt ja das Auffassungsvermögen in solchen anormalen Zuständen ein geschärftes zu sein.

Die Lionel-Sitzung beschäftigt sich hauptsächlich mit der Art der Dinge in der Jenseitswelt. Man nehme dort wahrhafter, wesentlicher (real) wahr als hier. Beim ersten Erwachen in das neue Dasein erschien freilich alles schattenhaft vage, aber dann wurde alles so solid und substanziell gebildet, daß er (Raymond) anfangs gar nicht glauben mochte, er sei gestorben. Das erste lebende Wesen, das ihm begegnete, war der Großvater. Raymond lebt in einem Haus aus Backsteinen. Es gibt da Bäume, Blumen und festen Boden. Einen regelmäßigen Wechsel von Tag und Nacht aber gebe es nicht; es werde dunkel, wenn er's wünscht. Viel denkt er darüber nach, woraus die Dinge gemacht seien, und er hat sich eine Theorie gebildet. Für eine kurze Zeit habe er, wie andere, gemeint, alle die Gegenstände seien Gedankengebilde; aber das ist ein Irrtum; da ist ein chemisches Etwas, das immerwährend von der Erde aufsteigt; es macht verschiedene Wandlungen durch, bis es fest wird. — Der gegenseitige Verkehr scheine dort keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten, doch sei sein Interesse immer nach dem Kriege zugewendet, der auf Erden tobt; er helfe den „armen Kerlen, die buchstäblich in die Geisterwelt hineingeschossen werden.“ Auf die Frage, ob er kommende Dinge vorhersehen könne, antwortet er, manchmal meine er es zu können, doch sei es nicht leicht etwas vorherzusagen. Er glaubt, nicht wesentlich mehr zu wissen, als da er auf Erden war.

In einer Sitzung (26. November) redet er von weißen Kleidern, die er dort trägt. Der Mutter sagt er, sie selbst käme oft ins Geisterland, während ihr Körper schläft. In der Sitzung vom 3. Dezember wird diese Bemerkung dahin ergänzt, alle seien bereits während des Nachtschlafs bei ihm gewesen, es fehle ihnen nur die Erinnerung, wenn sie aus dem Schlafe erwacht sind. Das bedauere er, doch werde er belehrt, das Gehirn würde überlastet werden durch das Doppelleben, wenn Erinnerung zurückbliebe an das nächtliche Leben in der Anderwelt; der Mensch würde unfähig werden zu den irdischen Geschäften und Pflichten.

In eben dieser Sitzung, die Sir Oliver Lodge allein bei Frau Leonard abhält, bringt jener absichtlich das Gespräch auf die früheren diesbezüglichen Mitteilungen und gibt die Antworten in einem vollständigen Protokoll wieder. Wir erfahren da durch Fedas Vermittlung und den Mund des Mediums: Raymonds jetziger Körper ist sehr ähnlich dem früheren; er kneift sich manchmal selbst, um zu sehen, ob dieser wirklich sei, und er ist es, aber es scheine nicht so zu schmerzen, als wenn er den fleischlichen Körper kneifen würde. Die inneren Organe scheinen nicht so geartet wie vorher, bloß äußerlich gleichen sie diesen. Er kann sich freier bewegen. Aber etwas falle ihm auf: er habe dort niemals jemanden bluten sehen. Auf die Frage, ob er wohl bluten würde, wenn er sich stäche, folgt die Antwort, er habe es nicht versucht, habe aber bisher kein Blut gesehen. Er hat Augen, Wimpern und Brauen, Zunge und Zähne. Auch habe er einen neuen Zahn bekommen an Stelle eines alten. Er kennt einen Mann, der hatte einen Arm verloren, aber ein anderer bildete sich allmählich in kurzer Zeit. So ergänzten sich die auf dem Schlachtfelde verloren gegangenen Glieder; ist einer in Stücke gerissen, so dauert es längere Zeit. Ein gewisses Quantum einer offenbar ätherischen Substanz sei zerstreut und müsse sich erst wieder konzentrieren. Zwar der Geist ist nicht auseinandergeblasen, immerhin habe es Einfluß auf ihn. Verbrennt ein Mensch, so werde ihm von sog. Geisterdoktoren (spirit-doctors) Hilfe geleistet, daß der Geist sich rechtzeitig lostrenne. Große Schwierigkeiten verursache bisweilen die Feuerbestattung, die in der Regel erst nach sieben Tagen vor sich gehen sollte. Auf den Einwurf: „Wenn aber der Körper in Verwesung übergeht", erfolgt die Antwort: „Wenn dies geschieht, so ist der Geist bereits nicht mehr da." In einem Falle, da die Verbrennung zwei Tage nach dem Tode vorgenommen war, mußte der scheidende Geist zu rasch gelöst werden, und das gab eine Erschütterung, als ob ein Glied amputiert würde. Der Geisterleib entspringt nicht aus dem Erdenleib, aber eine ‚Essenz' komme aus diesem und gehe in den andern Leib, der eben bereitet wird. Beides zusammen formt sich zu einem ‚Duplikat' des früheren Körpers. Gefragt nach dem Unterschied zwischen Mann und Frau im Jenseitsleben, antwortet Raymond, auch dort gebe es Männer und Frauen, sie scheinen ähnliche Gefühle zu einander zu haben wie hier, aber andere Ausdrucksweisen dieser Gefühle. Kinder scheinen nicht geboren zu werden. Zu diesem Zwecke werde man auf den irdischen Plan gesandt. — Auch essen sieht er

einige, obzwar er selbst kein Verlangen danach empfindet. Die Speisen sehen aus wie die irdischen. Man trachte übrigens, jedes Ankömmlings Wünsche zu befriedigen. Einer, der kürzlich ankam, wollte sogar eine Zigarre haben und meinte, er würde sie nicht bekommen können; gleichwohl habe man ihm etwas ähnliches zubereitet, nicht aus fester Materie zwar, sondern aus Essenzen, ätherischen Stoffen und Gasen. Als jener aber anfing zu rauchen, hatte er nicht viel Gefallen daran. Die irdischen Bedürfnisse, die die Abgeschiedenen anfangs noch empfinden, nähmen immer mehr ab. — Bezüglich der aus Backsteinen gebauten Häuser wiederholt er die auch von andern vertretene Theorie der ‚Emanationen', die von der Erde ausgehen. Es sei, als ob Atome von da ausströmten und am Ziele sich wieder ‚konsolidierten'; man sammle und konzentriere sie dort. Wenn diese Atome in den Äther gelangten, so erhalten sie gewisse Qualitäten und es ließen sich dann feste Dinge daraus formen. Alles, was auf Erden verfällt und verdirbt, z. B. Holz, Lumpen, sei keineswegs verloren. Es gebe eine ‚Essenz' ab — was man auf Erden Geruch nenne; eben daraus würden die Duplikate jener Dinge gebildet. — Er sieht die Sterne klarer als auf Erden, obgleich er ihnen nicht näher sei. Auch die Sonne sieht er, doch scheine sie immer die gleiche Wärme auszustrahlen; überhaupt fühle er nicht warm und kalt; sein jetziger Körper sei eben anders geartet. Sobald er jedoch in Kontakt käme mit dem Erdenplan, dann fühle er etwas von Wärme und Kälte, wenigstens in Gegenwart eines Mediums. — Raymond findet alles so interessant, daß er nicht wieder ins Erdenleben zurück möchte, um so weniger, als er ja mit den Seinen verkehren könne, ja sich ihnen noch näher fühle als ehemals. Er hält es für gut, wenn man sich mit den Dingen des Jenseits schon vor dem Tode befaßt; diejenigen, welche das nicht tun, pflegen dann lange Zeit zu glauben, sie träumten. Ihm selbst sei es zunächst gewesen, als ob er sich in einer fremden Stadt befände. — Auch Tiere gibt es dort, Pferde, Hunde, Katzen, Vögel. Sein einstiger Hund, der gestorben war, und der ganz richtig beschrieben wird, ist bei ihm. — Zum Schlusse dieser Sitzung versichert Raymond, wie öfter, daß er sehr glücklich sei. — In einer andern Sitzung wird mitgeteilt, daß es drüben auch Bibliotheken gebe mit Büchern, die die nämlichen zu sein scheinen wie auf Erden; aber auch andere, die hier erst erscheinen sollen, wenn der Autor sich findet.

In solchen Dingen, die mehr oder weniger gleichsam dem jenseitigen Alltag angehören, erschöpfen sich nicht die Kundgebungen Raymonds über das Leben im neuen Dasein.

In einer Sitzung bei Frau Leonard am 4. Februar 1916 erklärt er, daß dort jeder zu dem Orte graviticre, der ihm angemessen sei. Da gibt es keine Richter und Gerichte, sondern jeder geselle sich von selbst Gleich zu Gleich. Der mit schmutzigen Gedanken und Gelüsten umgehende wendet sich einem Orte zu, wohin Raymond nicht möchte: es ist keine eigentliche Hölle, denn die Gelegenheit, besser zu werden, ist da niemandem benommen, aber die dort zueinander streben, sind

einander zur Last. Tugend und Tüchtigkeit sind das einzige, was Wert verleiht. — Raymond ist noch nicht imstande, sicher zu sagen, wo er sich eigentlich befindet, d. h. auf welcher der vielen Stufen des andern Seins. Er meint, es sei die dritte. Sie werde Sommerland oder Heimatland von einigen genannt. Er erzählt von einem herrlichen Ort, den er kürzlich besucht, wo ihm gestattet war, Einblick zu tun in die höchste Sphäre. Sir Oliver Lodge bringt nur einiges darüber im Protokoll, da er es nicht für angebracht hält, Dinge, die einer lebhaften Phantasie entspringen können, in einem Buche weitläufig mitzuteilen, welches in der Hauptsache mit Beweismaterial für ein Fortleben nach dem Tode zu tun habe. In jener Sphäre will Raymond Christus geschaut haben: seine Stimme wie Glockenklang, alles wie ein Gemisch von leuchtenden Farben. Hier nehmen die Worte den Stempel feierlicher Andacht an. Christi Geist, so wurde er belehrt, sei aber immer auch auf Erden, in jedermann sei etwas von ihm. — Auch schöne Musik kann man dort genießen, wenn man es wünscht, doch sei niemand gezwungen, etwa immerwährend Musik anzuhören.

Die Schilderungen des Jenseits, die das Buch „Raymond" bringt, — Oliver Lodge nennt sie unverifiable matter, Kundgebungen, die sich auf ihre Richtigkeit nicht kontrollieren, nicht bewahrheiten lassen, — habe ich hier in einiger Ausführlichkeit wiedergegeben, um einen Begriff zu geben von den Offenbarungen, wie sie in spiritistischen Sitzungen, meist freilich in viel weniger interessanter Art, sehr häufig vorkommen. Sie stimmen, wie oben bereits bemerkt, bei den verschiedensten Medien und auch bei medial veranlagten Personen, die der Sache ganz fern stehen, in weitgehendem Maße überein. Sie erinnern in Hauptpunkten an die visionären Erlebnisse des schwedischen Gelehrten und Sehers Immanuel Swedenborg (geb. 1688, gest. 1772), der vor allem durch seine Gabe des Fernsehens und der Hellsichtigkeit, die keinem geringeren als Kant zu denken gab*), bekannt ist. Swedenborgs Offenbarungen veranlaßten schon frühzeitig die Bildung besonderer religiöser Gemeinden, mit eigenen Predigern, besonderem Kultus, eigenen Zeitschriften und Traktaten. Bei uns zwar konnte die Bewegung bloß in Württemberg Boden gewinnen, eine ganze Anzahl Swedenborg-Gemeinden gibt es jedoch seit 1788 in England und in Nordamerika. Man lese nun in dem verbreitetsten Buch Swedenborgs „Von dem Himmel und von der Hölle"**) die Kapitel „Von den Ehen im Himmel", „Daß der Mensch nach dem Tode vollkommene Menschengestalt habe", „Daß der Mensch nach dem Tode alle Sinne, alles Gedächtnis, alles Denken und alle Neigung hat, die er in der Welt

*) Siehe dessen Brief an Fräulein Charlotte von Knobloch; viel zurückhaltender allerdings in den „Träumen eines Geistersehers" (2. Teil).

**) Übersetzung von Dr Immanuel Tafel, Tübingen 1854. Daraus bloß einen Satz, S. 420: „Daher kommt auch, daß fast alle, die aus der Welt ankommen, sich gar sehr wundern, daß sie leben, und daß sie Menschen sind gerade wie zuvor, daß sie sehen, hören und reden, und daß ihr Körper einen Tastsinn hat, wie zuvor."

hatte, und daß er nichts zurückläßt, als seinen irdischen Leib“, „Daß der Herr niemand in die Hölle werfe, sondern der Geist sich selbst“, u. a., und man wird finden, wie viele der oben gebrachten Sätze mit Swedenborgs visionär begründeten Theorien übereinstimmen. Schon die Kapitelüberschriften dürften genügen. — Eine Stelle erinnert auch an Professor Jägers Duftseele.

Ob und wie weit nun das Medium Leonard in London mittelbar oder unmittelbar von außen durch diese Gedankengänge beeinflußt ist, wäre wohl wert zu erfahren. Überhaupt vermißt der kritische Leser in Lodge's Buch Angaben über die Persönlichkeit der in Betracht kommenden Medien, wenigstens der Frau Leonard. Hat Frau Leonard Beziehungen zu einer Swedenborg-Gemeinde, gehört sie vielleicht gar einer solchen als Mitglied an? Die Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit eines Mediums zu bezeugen, genügt noch nicht.

Die Familie Lodge verkehrt schließlich, durch Tischklopfen und automatisches Schreiben, mit dem abgeschiedenen Sohn und Bruder, auch ohne fremdes Medium, so als ob er ab und zu noch daheim wäre. Der Verkehr bewegt sich in den alten vertrauten zwanglosen Formen. Man teilt Raymond Familienneuigkeiten mit, er seinerseits macht die Seinen bekannt mit seinen neuen unsichtbaren Freunden. Einmal — es war in der ersten Sitzung, die Alec Lodge, Raymonds Bruder, erlebte (23. Oktober 1915 mit dem Medium Vout Peters) — hat Alec die deutliche Empfindung, daß sein Bruder anwesend sei, daß seine Hand von dessen Händen gehalten werde (das Medium hatte quer über den Tisch Alec's rechte Hand ergriffen), und daß Raymond mit der ihm eigenen Stimme spreche. Die Episode muß nach der Beschreibung sehr effektvoll und für alle Anwesenden (außer Alec auch Lady Lodge und Frau Kennedy) überaus eindrucksvoll gewesen sein.

Behindert ist der Verkehr mit Raymond durch die in der Natur der Sache liegenden Schwierigkeiten und die Handhabung der ungewohnten Verkehrsmittel. Sir Oliver Lodge bringt den Vergleich mit einem Telephongespräch. Jemand (das Medium) hätte durch ein Telephon von etwas mangelhafter Beschaffenheit Botschaften zu vermitteln zwischen zwei ihm fremden Menschen (dem Abgeschiedenen und seinen noch lebenden Angehörigen). Der eine davon (der Abgeschiedene) wäre begierig, Mitteilungen zu machen, vielleicht nicht ganz geschickt in der Ausdrucksweise, während der andere sich möglichst schweigsam verhält und sorgsam bemüht ist, keinerlei Auskunft zu geben, und mehr oder weniger den Verdacht hegt, es sei etwas nicht in Ordnung, der Freund sei gar nicht am Apparat. Diese Schwierigkeiten gelten vor allem von den Sitzungen mit fremden Medien, weshalb der sich meldende Unsichtbare wenigstens zu Anfang hauptsächlich solche Mitteilungen zu machen bestrebt sein werde, die geeignet sind, den Verdacht des Freundes zu beheben. In einem Vortrag in der Society for Psychical Research (abgedruckt in der Zeitschrift „Light“) braucht Lodge das Bild von Arbeitern in einem Tunnel, die unter dem Brausen des Wassers und anderen

Geräuschen die Artschläge ihrer unsichtbaren Kameraden auf der andern Seite wahrnehmen. Und in einer Sitzung vom 21. Dezember 1915 (Alec zum erstenmal bei Frau Leonard) sagt „Feda" von Raymond, dieser sei nicht imstande, alles kundzugeben, was er möchte. Bisweilen nur ein einziges Wort, das dann ohne Zusammenhang erscheinen müsse. Oft auch entspringe ein Wort nicht seinem Innern.

Im dritten Teil seines Buches — der erste enthält Feldpostbriefe Raymonds, der zweite bringt die Sitzungsprotokolle und -Referate — gibt der Verfasser in etlichen Kapiteln seine Weltanschauung, wie sie sich auf Grund der psychischen Studien, die er viele Jahre gemacht, zuletzt der Erfahrungen, in denen er unmißverständliche Kundgebungen des gefallenen Sohnes glaubt annehmen zu müssen, gebildet hat. Ich fasse im folgenden Lodge's Ausführungen dieses dritten Teiles in einigen bezeichnenden Sätzen zusammen und gebe sie fast durchgehends mit seinen eigenen Worten.

Die Annahme der Fortdauer des individuellen Seins über den leiblichen Tod hinaus und der Möglichkeit eines Verkehrs — wenn auch unter gewissen Schwierigkeiten und bestimmten Bedingungen — hinweg über die Kluft, die sich auftut zwischen hier und dort, ist nicht eine willkürliche, um des Trostes und der inneren Beruhigung willen; es ist vielmehr eine Annahme, die dem Verfasser des ‚Raymond', wie auch vielen anderen Personen, nach mehr als dreißigjährigem Studium in lebendiger Erfahrung sich aufgedrängt hat. Die Beweise sind gehäuft und haben jedem vernünftigerweise zulässigen Zweifel das Rückgrat gebrochen. Die Atomentheorie des Chemikers kann nicht besser begründet sein.

Leben ist nicht eine Form der Energie, noch auch kann es sonst einer Kategorie untergeordnet werden: es ist eine der Grundformen des Seins. „Eine Eichel*) hat in sich die Lebensmöglichkeit nicht nur für einen einzigen Eichbaum, sondern für einen ganzen Wald von Eichbäumen, bis zur tausendsten Generation, ja eigentlich bis zu Generationen ohne Ende. In dieser Beziehung gibt es nichts von ‚Erhaltung der Energie' usw. Es ist hier nicht so, als ob etwas von einem Dinge zum andern überginge. Der Vorgang hat keine Parallele in der Übertragung der Energie." Das Leben ist nicht Energie und nicht Materie, aber es lenkt die Energie und beherrscht und ordnet dadurch die Materie.

Tod ist die Trennung der herrschenden Wesenheit von dem psychisch-chemischen Organismus, also das Aufhören des kontrollierenden Einflusses. Der Tod ist eine Änderung des Zustandes, wie die Geburt es auch ist. Es ist der Eintritt in neue Bedingungen des Daseins, in eine neue Gruppe von Tatsachen — die zwar jederzeit schon da waren, wie die Sterne auch am Tage vorhanden sind, aber nicht wahrnehmbar für uns.

---

*) Diesen Satz zitiere ich ergänzend aus einem andern Buche Lodge's „Life and Matter".

Wir haben kein Recht, zu behaupten, daß die Art der Existenz, wie sie allein uns vertraut ist, die einzig mögliche sei. Die Frage ist nur: haben wir einen Beweis, direkt oder indirekt, für eine andere Form des Daseins? Die Erfahrung muß die Frage beantworten.

Schon die Tatsache der Fernwirkung (Telepathie) beweist, daß die Körperorgane nicht unbedingt wesentlich sind zur Mitteilung von Gedanken. Es ist vernunftgemäß, anzunehmen, daß der Geist unmittelbarer und wirksamer sich betätigen kann, wo solche Wechselwirkung zwischen Physisch und Psychisch nicht mehr notwendig ist. Warum überdies sollte ein Körper bloß aus Materie bestehen müssen? Bloß weil wir nichts anderes kennen?

Wie auch der Philosoph Bergson lehrt, sind Geist und Gehirn keineswegs sich deckende oder auch nur untrennbar an einander gebundene Größen: das Gedächtnis braucht nicht im Gehirn lokalisiert zu sein, und die Aufmerksamkeit ist ein seelischer Prozeß, nicht ein physiologischer, wenn auch von einem solchen begleitet. Ohne Gehirn ist zwar das Bewußtseinsleben, soweit unsere irdische Erfahrung reicht, latent, aber wir haben kein Recht zu sagen, es existiere nicht.

Möge man doch nicht von einer vorgefaßten Meinung ausgehen hinsichtlich dessen, was möglich und was nicht möglich ist in diesem noch fast unerforschten Weltall; möchte man doch lieber lernen und von den Tatsachen sich führen lassen, nicht von Dogmen! Dann würde die Wahrheit schrittweise unserm Verständnis sich öffnen und sicheren Platz gewinnen, wie in den anderen Zweigen der beobachtenden Wissenschaft auch.

Die Materie ist ein indirektes Mittel des Verkehrs zwischen Geist und Geist. Unsere gegenwärtige Beschränkung auf die mechanisch-physische Vermittlung ist nach Bergson zwar als ein Vorteil für die irdische Entwicklung anzusprechen, der Zustand des Trance jedoch scheint schlafende Fähigkeiten zu befreien, die gewohnte Beschränkung, die das Gehirn bewirkt, aufzuheben und den unmittelbaren Verkehr möglich zu machen: der Geist ist dann nicht mehr isoliert, sondern mit andern in unmittelbarer Wechselwirkung. Die sogenannte Unterschwellenschicht des Seelenlebens tritt in Kraft.

(Schluß folgt.)

Friedrich Freksa:
Der Kamin.

Aus der Chronik eines Woevredorfes.

Fortsetzung.

Als am Abend Berthe von Mutter Cécile erfuhr, was geschehen sollte, war sie außer sich vor Zorn. Diese hochmütige Person also, die ihr die Kleider im Vorbeifahren mit Dreck bespritzt hatte, sollte auf dem Gérard-Hofe sitzen!

Allein es war nichts dawider zu tun. Mutter Cécile war entschlossen, um nicht zum Gespött der Gegend zu werden, ihre Hütte zu verlassen. Klug und zäh, handelte sie sich von dem Schwiegersohne eine ganz hübsche Rente heraus, und alsdann verkaufte sie heimlich ihr kleines Besitztum an Berthe, die in Buzantin blieb.

Eines Morgens hatte sie ihr kleines Bündel gepackt. In einem sauberen dunklen Kleide ging sie zum Pfarrer, um Abschied zu nehmen.

Den armen alten Mann hatte wieder einmal die Gicht schwer gepackt. Er lag auf seinem Sofa in Decken gewickelt. Als er Cécile vor sich sah, wußte er sofort, daß etwas besonderes sie zu ihm triebe. Er sah sie gütig und ermunternd an, denn er mußte sich ja denken, er solle, wie er es bei den Bavards seit sechzig Jahren getan, wieder etwas gut machen, wieder etwas ins rechte Lot bringen.

Er behielt die warme, kräftige, noch immer schöne Hand Céciles zwischen seinen kalten, dick geschwollenen Fingern und sagte: „Nun sage, mein Kind, was Dich drückt."

Cécile erwiderte: „Ich will Abschied nehmen, Herr Pfarrer, ich gehe nach Verdun oder Paris. Ich weiß noch nicht wohin."

Der alte Mann zitterte. Sein Unterkiefer klappte herab. „Du willst uns, Du willst mich verlassen?" fragte er.

Da traten Cécile die Tränen in die Augen. Sie sagte bitter: „Meine Tochter treibt mich von hier fort. Aber ich will ihrem Glücke nicht im Wege stehen. Sie ist ja seit drei Generationen die erste Bavard, die einen Mann zur Ehe gefunden hat."

Der Pfarrer senkte seinen großen weißen Kopf und blieb solange unbeweglich in Nachsinnen verloren, daß es Cécile ängstlich zumute war.

Sie begann leise „Herr Pfarrer!", er aber hielt ihre Hand fest in den seinen und hörte sie nicht.

Endlich seufzte er und schaute auf in Céciles Gesicht, tastete mit der Hand an ihre Wange, strich sie sanft und sagte: „Dann geh' mit Gott, Marion."

Cécile schaute ihn, da er den Namen ihrer Mutter nannte, erschrocken an. Aber sie wagte nichts zu erwidern und ging leise hinaus.

Vierzehn Tage danach war der Herr Pfarrer Réchat gestorben und ward begraben auf dem Friedhof, wie sich's geziemt, von einer großen trauernden Menge.

Die Jahre gingen dahin, Berthe begann wie ihr Großvater, einen Acker nach dem andern an sich zu bringen.

Im Gérardschen Hause begann ein lustiges Leben. Es war zwar nur ein Sohn vorhanden, ein lang aufgeschossener, blonder Junge, der nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem robusten, schwarzlockigen, stiernackigen Vater hatte, dessen untersetzter Oberkörper nach einer fünfzehnjährigen Ehe einem Würfel glich. Allein Herr Turifère schenkte in dem Rosengarten hinter dem Hause des Sonntags Wein aus, auch verstand er sich ausgezeichnet auf Hühnerbraten am Spieß. Seine Frau wußte die Geheimnisse der feinsten Salate. So zogen die Bürger aus den kleinen Städten der Umgebung, selbst die deutsch gewordenen Metzer gern im Sommer hinaus nach Buzantin, um sich an den ländlichen Leckereien wohl zu tun.

War Herr Turifère sehr gut aufgelegt, so ergriff er eine Mandoline, stellte sich vor die Tische der Schmausenden und Zechenden und sang die in Paris gerade Mode gewordenen Kabarettlieder mit tönender, schmalziger Stimme.

Auch Virginies Sohn ward Advokat, und als er sich eine Praxis in Verdun erhandeln wollte, mußte Virginie nach dem Tode ihres Mannes eine Reihe der Äcker verkaufen. Es war ein Triumph für Berthe, als sie so einen Teil des väterlichen Besitztums wieder zurückerobern konnte.

Trotzdem sie die reichste Frau in der Gegend war, ging sie doch stets in alte häßliche Lumpen gekleidet. Sie war hager geworden, die Haare glänzten schlohweiß, ihre dürren Hände erschienen wie verwittertes Holz, aber noch immer waren die schwarzen Augen zwischen den faltigen Lidern hungrig und unersättlich wie bei einer alten Wölfin.

Aus Virginie war mit der Zeit eine dicke, schwere Landfrau geworden, deren Gesicht gemach eine blaurote Färbung annahm, da sie stets auf dem Kaminsims eine Kognakflasche zu stehen hatte. Die Bewirtschaftung ihres Landes ließ sie mehr und mehr außer acht. Felder und Wiesen, die am Rande des Waldes lagen, begannen zu vermoosen. In dieser Vernachlässigung des Landbesitzes folgte sie nur dem Beispiele vieler anderer Bauern der Ebene, die nach dem fünfzigsten Jahre, dem Rentneralter der Franzosen, sich nicht mehr plagen wollen. Sie lassen die Felder verlottern, wenn keine Kinder da sind, die sie übernehmen können. Und so befinden sich viele tausend Morgen Acker in dauerndem Niedergang und ständiger Verwahrlosung.

Vergebens trat Berthe mit Kaufangeboten an die bequeme Frau heran. Virginie war zwar nicht abgeneigt, aber sie scheute die Mühe, die der Vollzug des Geschäftes mit sich gebracht hätte. Sie war so faul geworden, daß sie sich trotz ihrer großen persönlichen Eitelkeit nur des Sonntags noch gut kleidete. Dann allerdings schritt sie in bunten Seidenkleidern und großen pompösen Hüten stolz

wie ein Pfau in die Kirche, wo sie in ihrer knisternden Pracht die gesamte Weiblichkeit des Dorfes überglänzte.

* * *

Noch immer hatte sich Berthes Lebenswunsch, wieder im Gérardschen Hause als Herrin am Kamin zu sitzen, nicht verwirklicht.

Der Juli 1914 war herangekommen. Beunruhigende Gerüchte liefen im Lande um. Die jungen Reservisten waren eingezogen worden, auf der großen Straße von Verdun nach Conflans bewegten sich Infanteriekompagnien hin und her. „Wir werden Revanche an den Preußen nehmen", riefen die jungen Leute, die Sonntags aus den Städten auf's Land kamen, um dort zu frühstücken.

Aber die Automobile mit den Metzer Bürgern, die ihnen bekannte Weinbauern in der Woëvreebene besuchten, schüttelten die Köpfe und sagten: „Glaubt nicht daran."

Berthe empfing nach langen Jahren einen dringenden Brief von ihrem Bruder aus Paris mit der Aufforderung, sie möge doch zu ihm kommen, sie könne sonst unruhige Zeiten da drunten in Lothringen erleben.

Sie antwortete ihrem Bruder nicht einmal. Aber des Abends ging sie an den Zaun von Virginies Garten. Da fand sie die schwerfällige Frau in einem schmutzigen, blauen Morgenrock mit schwarzen Spitzen im Lehnstuhl liegen und einen zerfetzten gelben Roman lesen. Berthe erzählte ihr von dem Briefe ihres Bruders. Sie wollte der Feindin Angst machen. So hoffte sie sie zum Verkauf zu bewegen.

Über die Schwelle des Hauses selbst setzte sie keinen Fuß, seit das Haus fremden Menschen gehörte. Am Kamine andere als ihre eigenen Sessel zu sehen, hätte ihr das Herz still stehen lassen.

Da lief es eines Tages durch das ganze Land: „Wir haben den Krieg." Vor dem Hause des Maires wurde eine gedruckte Bekanntmachung angeschlagen, die mit den bunten Fahnen der Republik geschmückt war. Herr Poincaré, der Präsident der Republik, rief die Franzosen auf zum Kampfe gegen die Deutschen, die einem friedlichen Lande den Krieg aufzwangen und die Freiheit Europas und die Zivilisation bedrohten.

Ein jüngerer Mann las die langen, pompösen Sätze laut und feierlich vor. Ein fanatischer Alter in der blauen Bluse meinte: „Er ist einer von uns! Er ist Lothringer, der Präsident. Drüben bei les Paroches hat er selbst ein Landhaus! Wenn er den Krieg wagt, muß er seiner Sache sicher sein."

Ein alter fetter Weinbauer verzog den glatt rasierten Mund, schüttelte den grauen Kopf und sagte: „Wir werden sehen!" Am Abend aber, als alle getrunken hatten, schrieen sie: „Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!" Und sie sangen die Marseillaise und umarmten Soldaten, die nach Conflans durchmarschierten.

Dann aber kamen und gingen Nächte über das Dorf, wie sie schon einmal vor fünfundvierzig Jahren gekommen und gegangen waren. Trotz des blauen Sommerhimmels grollte es tagelang in der Ferne wie Gewitter. Auf der Straße standen die Leute und warteten auf Nachricht. Große, Wolken aufwirbelnde Automobile durchbrausten den Ort. Bagagewagen trotteten hindurch. Sie waren mit dem dicken grauen Staub der Ebene gleichmäßig überzogen, ebenso wie die dunkelblauen, begleitenden Mannschaften.

Rothosige Soldaten kamen von Osten zurück, sie hatten es eilig und sagten: „Wir sind verraten! Wir stecken in einem fürchterlichen Dreck!" Andere kamen und riefen: „Es lebe Frankreich! Wir haben gesiegt!" Sie erzählten wilde Heldentaten, wie sie mit den Bajonetten gegen eine Überzahl sich geschlagen hätten, und machten es vor, wie sie die dicken, schwerfälligen Deutschen in die Därme kitzelten. Mitten in ihren Erzählungen aber brachen sie ab und bettelten um Wein.

In einer Nacht hörten die Leute in Buzantin das Schießen so deutlich, daß sie das pfropfenähnliche Knallen der einzelnen Infanterieschüsse zu unterscheiden vermochten. Als sie sich vorsichtig auf die Straße wagten, sahen sie in der Richtung von Conflans einen blutroten Flammenschein. Am Morgen kamen verstörte Städter mit Reisekörben atemlos und schweißbedeckt in das Dorf. Sie berichteten: „Schlechtes Volk hat im Arbeiterviertel aus den übel berüchtigten Häusern auf die Deutschen geschossen. Wir haben uns davon gemacht! Wir wollten nicht länger in dieser Hölle bleiben."

Berthes Augen funkelten vor Freude, als sie sah, daß bei dieser Erzählung Virginies Gesicht grau vor Entsetzen wurde. Unablässig redete sie auf die fassungslose Frau ein und suchte ihre Angst zu verstärken.

Am Nachmittag aber trank Virginie Kognak. Der machte sie wieder völlig stumpf und so waren alle Worte Berthes in den Wind geredet.

Noch am Abend desselben Tages erhielt das Dorf französische Einquartierung. Die Soldaten machten sich in den Häusern breit. Als Landesverteidiger, die vielleicht am nächsten Tage tot sein konnten, verlangten sie von den Bauern das beste, was sie in Küche und Keller hatten. „Was wir essen," sagten sie, „wird Euch von der Republik wieder ersetzt. Und was wir haben, das können die Deutschen, wenn sie hereinkommen sollten, nicht nehmen."

Auch in die kleine Hütte Berthes wurden acht Mann gelegt. Sie kochte ihnen für Geld, denn ihr Grundsatz war es, jeden, auch den kleinsten Verdienst in die Tasche zu stecken. Des Abends aber erzählte sie ihnen aus dem Jahre 1870/71, wie damals die Preußen im Lande gehaust hätten. In ihrer Erzählung ward Horace zu einem übermenschlichen Helden. Die jungen Soldaten schwuren der Mutter Berthe, sie würden sie an den Deutschen rächen. Diesmal würde der General Joffre sicher Revanche nehmen für das Jahr 1870. Hatte er es doch schon an der Marne gezeigt, was das verjüngte Frankreich vermochte.

So schlug sich denn Berthe ganz gut durch die harte Zeit hindurch, während Virginie sich nicht genug tun konnte im Jammern. Der Hauptgrund ihres Schmerzes war der Umstand, daß die schlauen Burschen, die bei ihr einquartiert waren, hinter die Verstecke ihrer Kognakflaschen gekommen waren und ihr das geliebte Gift entzogen.

So lag denn der Krieg monatelang vor dem Dörfchen auf der Lauer. Nur acht Kilometer östlich vor dem Orte wühlten sich die Schützengräben durch den Lehm des Ackerbodens und zerschnitten die Straße, die nach Conflans führt. Das Rollen des Geschützfeuers war den zurückgebliebenen Einwohnern vertraut geworden. Im Frühjahr waren viele noch zur Bestellung der Äcker hinausgezogen. Doch Berthe begann zum erstenmale die Schwere des Krieges zu spüren, denn ihr fehlten Arbeitskräfte und Tiere, um ihre weitläufige Besitzung zu bestellen.

* * *

Wieder waren die Bäume von den ersten grünen Schleiern umwoben. Blau und licht waren die Tage und liehen der Landschaft den silbrigen Schimmer, wie ihn schon Claude Lorrain in Erinnerung an seine Heimat auf seinen Bildern gehalten hat. Breite, schöne Wolken schwammen über dem Himmel.

Eines Mittags begann es so stark zu grollen und zu donnern, daß alles die Köpfe aufreckte und lauschte. Langsam kam der Abend und die Nacht. Von bronzenem Wetterleuchten war der ganze Himmel erfüllt. Wie vom Himmel niedergefallene, weißbrennende Sterne standen Schnüre von Leuchtkugeln über den Wäldern im Süden.

Über dem Dorf begann es in den Lüften zu heulen. „Das sind unsere schweren Geschütze," sagten die Soldaten und lachten.

Da aber wankte der Boden der Erde, ein Krach überwältigte die Ohren aller, daß sie mit zusammengekniffenen Augen und offenem Munde auf Momente alles vergaßen. Als sie wieder aufschauten, drang ihnen ein feiner Staub in die Augen.

„In die Keller!, in die Keller!" schrien die Soldaten, „sie schießen in den Ort!" und sie zogen die Einwohner mit sich. So wurde Berthe in das Haus Virginies gedrängt und fand sich wieder in dem ihr wohl bekannten gewölbten festen Weinkeller, der voll war von schutzsuchenden Ortseinwohnern und Infanteristen.

Wieder erzitterte der Boden, die Laternen, die mit den brennenden Stearinkerzen vom Gewölbe herabhingen, schwankten, während das Krachen die Luft spaltete. Virginie saß auf einem Haufen Weinflaschen und weinte hemmungslos.

Berthe kauerte neben ihr. Mit wilden Gebärden ihrer dürren Hände redete sie auf die fassungslose Frau ein, die sie mit ihren schwarzen Raubtieraugen zu bannen suchte. Jetzt oder nie mußte ihr der Kauf, die Rückeroberung des väter-

lichen Gutes gelingen. Und über diesem Vorsatz vergaß sie den Schrecken der Stunde.

„Habe ich es Dir nicht vorher gesagt, Virginie?" fragte sie. „Du siehst, wie gut ich Dir geraten hatte, als ich sagte, bleibe nicht hier."

„Aber warum bist Du denn nicht selbst gegangen?" sagte Virginie.

„Ich weiß, wie es im Kriege zugeht, ich habe das Jahr 1870 erlebt," rief Berthe stolz.

Ein paar Soldaten, die in der Ecke ihre Zigaretten rauchten, sahen sie an wie eine Schauspielerin, die eine große Rolle spielt.

Sie umfaßte Virginies Kopf, zog ihn zu sich herab und redete ihr mit leiser, eindringlicher Stimme ins Ohr: „Warum willst Du nicht zu Deinem Sohne nach Verdun gehen? Jetzt, da das Land vom Kriege verwüstet wird, bringt es Dir keine Zinsen mehr. Aber ich verstehe mich auf den Boden! Ich kenne ihn von früher her. Ich werde ihn wieder nutzbar machen. Sei vernünftig, ich gebe Dir achtzigtausend Franken für das Land. Sage, was willst Du für das Haus? Bedenke, was ihm alles geschehen kann. Die Granaten können es zerschlagen! Es kann verbrennen. Viel darfst Du dafür nicht fordern!"

„Nein, ich gehe aus dem Hause nicht fort!" rief Virginie kreischend und eigensinnig wie ein Kind.

„Ich sage Dir, Du wirst es bereuen. Also noch einmal: Ich biete achtzigtausend Franken für die Ländereien."

„Rede nicht weiter!"

„Törin!"

„Ich will nichts wissen."

Wieder erschütterten schwere Granaten den Keller. Wieder brach Virginie in lautes Schluchzen aus. Sie betete und rief alle Heiligen um Hilfe an. Zuletzt aber bebten ihre Lippen, während sie unaufhörlich die Worte noch stammelte: „Mein Gott, wäre ich doch erst ganz tot! Wäre ich doch erst ganz tot!"

Im Keller entstand ein Gedränge. Ein paar Frauen kreischten auf. Ein Verwundeter ward hinunter getragen. Mit geschlossenen Augen und vergrautem Gesicht, das von einem zottigen, bestäubten Bart umrahmt war, lag er auf der Bahre. Ein Granatsplitter hatte ihm den Unterschenkel am Knie fortgerissen und aus den Fetzen der roten Hose und des Unterbeinkleides starrte das blutige Fleisch hervor. Die hin- und herpendelnde Laterne, die über dem wunden Manne hing, als die Bahre niedergesetzt wurde, ließ die tiefen Schatten wie lebende Wesen über den Körper laufen.

(Schluß folgt.)

Rundschau

Politisch-wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. A. Liffrin.

Hardens „Krieg und Friede“.

I.

Bis an den Hals steckt der Menschheit Leib in dem Ideensumpf traditioneller Gewalt. Ist umstrickt, verschnürt, kann körperlich sich nicht regen, kein Glied rühren. Ringsum steigt noch die Flut, und der schlammige Boden sinkt unter den Füßen . . . und, ein Hilfloser auf treibendem Mast, späht er mit seinem Hirn in alle vier Richtungen, mit verängstetem, hohläugigem Tasterblick, nach der Taube mit dem Ölzweig. Ein Wunder muß werden! Selbstverstümmelung hat orgiastisch genug gewütet und die Wurzel des Menschheitsbewußtseins von Millionen angefressen und zernagt. Und Obrigkeiten gossen allemal Öl dazu!

Die Scheide zweier Welten und Weltgesetze, der Ideenbruch von Gestern und Morgen offenbart sich mit jedem Tag und jeder Nacht, selbst dem nur halb geöffneten Auge und kündet, daß nahe Weltgeburt Ereignis werden muß. Gestern: Im Anfang war die Kraft! — Morgen: Im Anfang war der Geist! Heute dämmert der innere Sinn von der Suprematie des Geistes herauf, läutet dem pessimistischen Machtwort: der dunkle Willenstrieb hat sich im Chaos den Geist als Laterne angezündet, das Sterbeglöcklein. Eine neue Welt muß erstehen. Aus Triebhaftem wird Treibendes, aus Keimendem Hoffnungsgeknosp. Nur eine ewig gestrige Gedankenwelt, die Kraft, Macht und Gewalt auf den Knieen anbetete, konnte in dieses Labyrinth münden und dies erschreckende Trauerspiel der Menschheit offenbaren. Nur Geist kann wieder herausführen. Logos heißt der König von Morgen. Erwägen und denken; auf Jahrhunderte weiter denken — und abermals überdenken! Denken!

Über solche Station hinauszugehen, ohne auf den Geist-Leuchtturm heutiger Wüstenei stark bewußt hinzuweisen, ist unmöglich — und Verlust. Tätiger Geist! Bildet die Politik für die Theorie, die in aller Welt tiefste Wurzeln schlug. Ein Fels, ein Ausguckturm auf dem Eiland. Kurt Hiller heißt seine Schrift: Ein deut-

sches Herrenhaus*)), ruft auf zum Bund der Geistiggerichteten, der den Geist „in den Stand der Macht zu setzen" erstrebt — vorerstrebt, da sie kommen muß. Ein Magnet, der in den Sud buntgemischter Elemente gesenkt wird, um das wertige Metall auszuscheiden, zusammenzufassen, um . . . Macht, Triebkraft des Landes, der Welt, des Menschentums zu bilden. Ist edelster Reflex unserer Zeit, nicht minder der kritischste, darum wertvolle Scheinwerfer in unsere Zeit. Ist Schwergewicht gegen Massengunst, Auftrieb gegen beharrenden Tiefgeist (nicht Geistestiefe!) Unpolitischer. Dies lese jeder, der das ewige Ziel einer im Kriege abgehärmten, graugewordenen Menschheit am Horizonte ahnt, wisse jeder, der vermeint, Gewalt-Macht allein müsse, könne die Welt in Bann halten . . .

Denken! Für Jahrhunderte weiter denken!

Ein solches Geleit gab uns schon seit etwa zwei Jahren Maximilian Harden in seiner „Zukunft". Und nun gibt er es uns neu wieder als Komplex tiefster Erkenntnisse, die berufen sind, das Erlebnis eines jeden Denkenden zu steigern und zu vertiefen, vollkommener, abgerundeter, von manchem Eintagsballast befreit, von Ewigkeitsdingen bereichert: „Krieg und Friede".**)

Von allen, die in dieser Zeit über Politik schrieben oder Politik „machten", hat keiner mit solcher Offenheit und solcher Inbrunst, solcher Konsequenz des Denkens den Kern des grausigen Weltgeschehens herauszuschälen gesucht wie Harden. Der lag hergekommener Denkweise, die sich selber nur im Lichte kennt, verborgen. Und überall wurde eifrig die Zunge geführt, um den Sinn des Gedachten zu verdecken, statt ihn zu enthüllen. Auch diese Wortwaffen, die mehr denn je einen Lügenturm zu Babel allerwärts errichtet haben, gehören ins Arsenal gestriger Denkweise. Mit einer Wahrhaftigkeit, die keine Schonung kennt, einem Schürfungseifer ohnegleichen, mit tigerhafter Zähigkeit wird zu dem Kern gedrängt, der diese Welt zu Trümmer sprengte. Peter Schuwalows düster prophetisches Wort: In Bosnien liege der Zunder, der einst Europa in Flammen treibt, bildet die — einzige, fruchtbare — Basis für die Erkenntnis der „Kette von Geschehnissen", die das gestrige Menschheitsband durchrissen, und bleibt die einzige Basis für den Aufbau der neuen Welt!

Die staatsmännische Enge, von Privatinteressen überladene, zusammengepferchte politische Weisheit gestriger Diplomaten, aus der das Pulver in die Menschheit geschleudert ward, muß aufgehen in der Erkenntnis, daß es mehr zwischen Mensch und Menschen gibt, als nur was sie Obrigkeit gegeneinander empfinden heißt. Sarajewo ist der Schlußpunkt einer zusammengebrochenen Denkweise und nur der Anfang fürchterlicher Konsequenzen. Diese Wurzeln, über die die Welt gestrauchelt ist, legt Harden bloß, leuchtet unerbittlich, klärend, menschlich in das Geäst hinein, in welches sich die Menschheit zu Selbstverstümmelung verstrickte.

In festumrissenen, musterhaft zusammengedrängten Bildern, werden Handlungen, Irrtümer, Geschehnisse, führende Gestalten in den verschiedenen Ländern festgehalten. Sie bilden gleichsam die Leitersprossen, auf die man heraufzuklimmen hat, um die durchdringende Aussicht ins weite — öde — Land zusammengebrochener Menschheit zu besitzen. Und können starren ins leblose Gefüge, wie Jeremias über den rauchenden Trümmern Jerusalems.

*) Verlag Der Neue Geist, Leipzig, geb. 1.20 Mk.

**) Erich Reiß-Verlag, Berlin.

Harden führt uns durch breite Wege, dann durch schmale Nebengassen jüngster Geschichte in die unzerrüttbare Erkenntnis, daß eine neue Welt werden muß. Vieles ist im Werk vorhanden, das Harden den Namen einbringen könnte, er sei der Historiker der Nebensächlichkeiten. Nebensächliches — scheinbar Nebensächliches indessen — treibt die Blüte in solche Üppigkeit, daß die Ideenalleen dem Auge oft unerkennbar werden. (Allein, die Überschriften sind hierbei die besten Wegweiser!) Man wird nie müde zu lesen, neu zu lesen, zu erforschen, sich in die Seitenwege zu vertiefen, die letzten Endes den Quell der Ereignisse speisen. Lebendigkeit der Darstellung rückt vieles Längstvergessene so in die Bewußtseinsschwelle der Gegenwart, daß das Urteil unmittelbarer, unbefangener wird.

Harden hat über manche Dinge früher anders gedacht und geschrieben, als er heute denkt und schreibt. Namentlich seine Stellung zur machtpolitischen Mentalität hat er ganz geändert. Ist's Schwäche? — Gerade das Gegenteil, dünkt mich, spricht aus solcher Eigenbekehrung. Mit dem ihm eigenen Mut hat er die „Bastille" gestürmt. Nicht weil er sich geltender Meinung in Gegensatz bringen wollte — sondern, weil Menschheitsbewußtsein in der Welt Wiedergeburt und Auferstehung feiert. Dieser Mut, der Wahrheit furchtlos ins Antlitz zu sehen, ist Hardens beste Eigenschaft, die aus jeder Bekennerzeile des Buches hervordringt. (Wohl ist einiges enthalten, das man sich nicht zu eigen machen mag, so z. B. die Wiederaufnahme der Mär vom Handelsneid Britanniens, die an die krasse, professorale Spitzfindigkeit von „Händler und Helden" gemahnt!! Der Flug ins Große bleibt bestehen — und bei Neuauflagen wird manches noch, das dem Einzeltag gehört und das Bleibende flieht, herausfallen.) Die großen Züge, der hohe Flug der Hardenschen Gedankengänge machen das Buch wertvoll, unvergänglich. Aus der Zeit geboren, mit der Zeit ins Riesenmaß des Unvergänglichen, Imposanten gewachsen, um in die Zukunft als schönstes Dokument einer besonnenen Menschheit zu leuchten.

Harden hat von je in der Opposition gestanden, einst, mehr um der Opposition willen. Heute geht es um die tiefsten Dinge. Steht jenseits der Straße, die die „Heutigen" weisen. Und überragt sie turmhoch. Weil er jene Höhe überschaut, jene Tiefe ergründet und erfühlt, die Menschheitsdurstige erfaßt, die den ewig gestrigen Wahn der Gewalt begräbt und in hohe Ziele weist, nach denen sich die besonnenen Einzelnen, Familien, Völker sehnen. Menschheitsband! Und die jüngsten Worte in der „Zukunft" klingen an: „Uns lichtet, wärmt, durchduftet es die von Wahnsinn verwüstete Welt." — „Jedes Volkes höchstes Strebensziel müsse sein, sich, wie es liegen will, betten zu dürfen und in Freiheit, von Anderen als sein, von ihm als Anderer Besitz geachteter, Freundschaft zu erwerben; alles Streben nach sittlich minder hohem Ziel sei fortan in Unfruchtbarkeit verflucht!"

Harden war in seiner Ganzheit immer nur ein Zerstörer. Jener Dämon produktiven Aufbauens war seinem Wesen fremd. Hier offenbart sich ein Wille, der das Leben zu Menschheitsdasein inbrünstig bejaht, aufbaut, als einer der Besten, für dieses Ziel stritt. Hier erscheint er neu, fruchtbar — darum bleibend!

Gar manches ist nicht für die unmittelbar nächste Zeit reif — und dem bleibt zu widersprechen. Aber das Buch ist erfüllt von dem unerschütterlichen Glauben an das Gute, an das Rechtsgefühl in der Menschheit. Was jeder Traditionsfreie hundertfach

empfand, das klingt aus Hardens Zeilen in Vollklang. In das helle Geläute nächster Zukunftsahnung versenke sich ein jeder, es lese ein jeder dieses Bekennen zur Menschheit, ein jeder, der bewußt, leidend, menschheitsleidend diese Blutjahre durchgemacht. Es trägt ihn zu Erkenntnis und zu Sicherheit, daß eine neue Welt wird —.

II.

Die überragend schnelle Entwickelung der Technik — der Verwertungs- und Ausbeutungskunst des rein wissenschaftlich Erkannten — in den verflossenen Jahrzehnten malt sich deutlich, gleichsam stationsweise, in einer Reihe von Persönlichkeiten ab. Organisatorische Schöpfernaturen mit technischem Können, klarem Blick für die Realisierungsmöglichkeiten, Tatkraft für deren Verwirklichung. Eines hebt sie weit über die Höhe der Mitläufer ihrer Zeit hinaus: ihre Romantik. Jene Wucht, jene Lebendigkeit ihrer Phantasie, prophetisch, wie im Wetterleuchten weite Gebiete, Länder, Möglichkeiten, Resonanzen im Zusammenhang zu erblicken. Das läßt sie als Kinder ihrer Zeit gelten — und stempelt sie zu deren Paten zugleich.

Auf dem Hintergrunde des industriellen Zeitalters läßt Felix Pinner das Wesen einer der bedeutendsten Schöpfernaturen erstehen und benennt das Buch: „Emil Rathenau und das elektrische Zeitalter" (Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H., Leipzig).

Dem Nur-Techniker jener Zeit Werner Siemens steht der Nur-Kaufmann Emil Rathenau gegenüber; und charakteristisch ist die Frage, die man oft gestellt, ob Rathenau überhaupt Ingenieur gewesen. Das Bild des Anfangs nur als Ingenieur sich betätigenden Rathenau wird menschlich, bis in intime Einzelheiten entworfen. Man kann an der Jugend des Mannes nichts von der künftigen Größe des gewaltigen Organisators erkennen. Felix Pinner faßt das Wesen Rathenaus ganz dynamisch, aktiv, auf, fast losgelöst von der Umgebung. Er individualisiert die Schöpfertat, den Riesenerfolg Rathenaus, die allüberall dieser genialen Natur möglich gewesen wäre. Wenn auch von der Zeit und Umgebung begünstigt — die Pariser Weltausstellung stellt die Weiche seines Entwickelungsgleises — so ist Rathenau in nicht so ausgesprochenem Maße lediglich ein Produkt der Zeit. Wohl in ihr geboren, herausgewachsen, nicht von ihr hervorgebracht. Diese individualisierende Auffassung bringt uns die Gestalt Rathenaus menschlich außerordentlich nahe und läßt den mechanistisch organisatorischen Hintergrund gebührend abgerückt. So erhält das „elektrische Zeitalter" in der fesselnd geschriebenen Darstellung etwas menschlich Leibhaftes, Lebendiges, etwas von einer allfühlenden Menschenseele, von einem Riesenpuls mit seinem Fieber und Bangen, mit seinen Krisen und Schwächen.

Man lese selber nach; man wird von der distanzierten Schilderung in das Zeitalter, in dem wir stehen, bewußt hineingetaucht, elektrisch durchpulst und staunt, mit welch verschlossenen Augen man durch diese größte technisch-wirtschaftliche Revolution schreitet.

Eine Fülle von Kenntnissen, die in das Gefüge des Zeitalters Einblick gewähren (mir erscheint das Privatwirtschaftliche ein wenig zu stark betont), persönliche Erfahrungen des Verfassers, wissenschaftlicher Weitblick und an die Wurzel setzende Kritik, menschlich liebevolle Behandlung menschlicher Züge, machen das Buch außerordentlich wertvoll.

Die Entwickelung des größten Wirtschaftszweiges, der technisch wirtschaft-

lichen verwerteten Elektrizität, die unsere ganze moderne Wirtschaft mit Licht und Kraft durchwebt, ist in bleibenden Zügen von kritischem, wissenschaftlich durchdringendem Geist der Mit- und Nachwelt gegeben. Dem Verfasser, dem das Werk voll gelungen ist, wird Wirtschaft und Wissenschaft Dank wissen.

Rundschau der Kriegsliteratur XXXVII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Viel, sehr viel sogar ist in den letzten Jahren über Belgien geschrieben worden, und doch gibt es wenig Bücher über dieses Thema, die verdienen, von weiteren Kreisen gelesen zu werden, und die der Mühe des Lesens in dieser mit Neuerscheinungen so reich gesegneten Zeit der Papierknappheit wert sind. Das neue im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) über „Belgiens Volkswirtschaft" erschienene Werk darf man wohl zu den genannten wenigen guten, lesenswerten Büchern über Belgien rechnen. In Verbindung mit einer Anzahl von Spezialisten, dem Geh. Regierungsrat Dr. Karl Bittmann, dem bayerischen Ministerialrat Geh. Rat Dr. Josef v. Graßmann, Dr. Georg Jahn, dem bekannten Hamburger Professor Dr. Karl Rathgen und Dr. Fritz Schulte, haben Prof. Dr. Hans Gehrig, zur Zeit in Brüssel, und der ebenfalls bei der deutschen Verwaltung in Brüssel tätige Hallenser Nationalökonom Prof. Dr. Heinrich Waentig hier ein Sammelwerk herausgegeben, das in knapper, aber leicht verständlicher Form alle Seiten der belgischen Volkswirtschaft behandelt und dem Leser einen trefflichen Einblick gewährt in das so interessante Wirtschaftsleben des kleinen, aber wirtschaftlich so reichen Landes im Nordwesten der deutschen Grenzen, in die belgischen Zustände, die — wie die Herausgeber im Vorwort leider mit Recht bemerken — „für die große Menge des deutschen Volkes, auch die Kreise der sogenannten Gebildeten . . . ein Buch mit sieben Siegeln" waren.

Der erste Teil bietet eine geschichtliche Übersicht über die Entwicklung der belgischen Volkswirtschaft von 1715 bis 1908 aus der Feder von Professor Waentig. In kurzen Zügen zeigt der Verfasser die Entstehung der belgischen Volkswirtschaft in der österreichischen Zeit, unter der französischen Herrschaft um die Jahrhundertwende und während der nur 15 Jahre dauernden, auf dem Wiener Kongresse dekretierten Vereinigung mit dem Königreich der Niederlande, sowie den nach der Lösung dieser künstlichen Verbindung einsetzenden Kampf um die wirtschaftliche Unabhängigkeit, der zunächst zu einer Schutzzollära griff, bald jedoch infolge äußerer Umstände zum Freihandel überging. Alsdann behandelt Waentig die wirtschaftliche Expansion in den letzten vierzig Jahren seit 1863, der Thronbesteigung Leopolds II., dessen wirtschaftlichem Talente er vollauf Gerechtigkeit zuteil werden läßt, und dem Belgien jenen Stand in der Weltwirtschaft verdankt, den es vor dem Weltkriege eingenommen hat. — Der zweite Teil, der Dr. Jahn und Prof. Dr. Gehrig zu Verfassern hat, beschäftigt sich mit den Grundlagen der belgischen Volkswirtschaft, der Bevölkerung und ihrer sozialen Gliederung, sowie den wirtschaftspolitischen und sozialen Triebkräften, insbesondere mit den politischen Parteien und ihrer Stellungnahme zum Wirtschaftsleben. — Der folgende Abschnitt ist dem Aufbau der belgischen Volkswirtschaft gewidmet und schildert die Landwirtschaft, den Bergbau, die heutige Industrie — diese

Teile aus der Feder von Dr. Jahn — sowie die Sozialpolitik, welch letztere Geheimrat Bittmann bearbeitet hat. Weiterhin behandelt Prof. Waentig den Handel, Ministerialrat von Graßmann das Verkehrswesen, Eisenbahnen, Post und Telegraphen, Seeverkehr und die in reichlichstem Maße im Lande vorhandenen Wasserstraßen, Dr. Schulte und Prof. Gehrig das Geld-, Bank- und Börsenwesen und Prof. Rathgen den Kolonialbesitz. — Im vierten Teile gibt endlich wiederum Prof. Waentig interessante Rückblicke und Ausblicke, die wohl allgemein von Interesse sein dürften. Ein recht ausführlicher Literaturnachweis von Prof. Gehrig, ein gutangelegtes, übersichtliches Personen- und Sachverzeichnis, sowie — es sei dies besonders mit Dank begrüßt — eine Karte Belgiens vom wirtschaftlichen Standpunkte aus erhöhen den Wert des Werkes.

Im einzelnen auf die verschiedenen Abschnitte einzugehen, verbietet leider der Raummangel. Wir müssen es uns daher versagen, ausführlicher den interessanten, lehrreichen Inhalt des Buches wiederzugeben, und möchten unseren Lesern nur empfehlen, selbst das Buch zur Hand zu nehmen und sich von dem Werk und von dem reichen Inhalte des Werkes zu überzeugen, das seiner von den Herausgebern gegebenen Bestimmung vollauf gerecht wird: eine klaffende Lücke in der volkswirtschaftlichen Literatur auszufüllen.

* * *

Fünf Bändchen österreichischer Geschichte sind in der weitverbreiteten und allseitig rühmlich bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin) erschienen. Ihr Verfasser ist Richard Charmatz, der sich als Geschichtsschreiber bereits einen guten Namen geschaffen hat, und dessen auch an dieser Stelle besprochene Biographie des österreichischen Ministers von Bruck allseitig freundlichste Aufnahme gefunden hat. Die ersten beiden Bände (Nr. 651 und 652) behandeln „Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1895", die Bände 653 und 654 die „Geschichte der auswärtigen Politik im 19. Jahrhundert", während der letzte Band (655) „Österreichs äußere und innere Politik von 1895 bis 1914" schildert. Die ersten beiden Bände bilden bereits die dritte, die Bände über die auswärtige Politik die zweite Auflage; dies zeigt schon ohne Kommentar, daß diese österreichische Geschichte beim Publikum Anklang gefunden haben muß. Dankenswerterweise hat Charmatz sich entschlossen, seine früheren Arbeiten bis zum Ausbruch des Weltkrieges fortzuführen, und um die einzelnen Bände nicht unhandlich zu machen, einen fünften Teil hinzuzufügen, der sich mit der äußeren und inneren Politik Österreichs in der jüngsten Zeit befaßt. Die Anordnung des Stoffes hat der Verfasser bei dieser Neuauflage etwas geändert, und man kann diese „Umgruppierung" wohl als eine recht glückliche bezeichnen. Der an vielen Stellen reichlich vermehrte Stoff ist in geschickter, klarer, übersichtlicher Weise geordnet und gewährt dem Leser einen trefflichen Einblick in die Geschichte unserer Bundesgenossen. Vielleicht findet sich Charmatz noch bereit, auch noch zur Vollständigkeit die innere Geschichte seines Vaterlandes vom Wiener Kongreß bis zur Revolution von 1848 zu schreiben; er würde hierdurch sicherlich vielen einen großen Dienst erweisen und die Teubnersche Sammlung um einen neuen interessanten Band bereichern.

Von der schon des öfteren an dieser Stelle genannten Sammlung „Aus Österreichs Vergangenheit", die im Schulwissenschaftlichen Verlage A. Haase in Leipzig veröffentlicht wird,

liegen zwei neue Heftchen vor. Das 13. Heft, als dessen Verfasser Schulrat Anton Weiß zeichnet, und das den Titel „Das Werden unserer Volksschule" führt, gibt eine Auswahl der Vorschriften und Gesetze über das Werden und über die Entwicklung der Volksschule in den österreichischen Ländern, die anfangs in den einzelnen Kronländern, ja sogar vielfach in den einzelnen Städten verschieden geregelt war und erst im Jahre 1774 zu einer österreichischen „Reichsvolksschule", wie sich der Verfasser in der kurzen geschichtlichen Einleitung ausdrückt, die er den Urkunden vorausschickt, geworden ist. Dieser Zeit vor der Vereinheitlichung entstammen die Urkunden, Gesetze, Beschlüsse, Schulpläne und Schulordnungen, die Weiß in dieser kleinen Sammlung vereinigt hat.

Das 14. Heft gibt einen Einblick in „Das Siedlungswesen der Deutschen in Mähren und Schlesien bis zum 14. Jahrhundert". Prof. Dr. Hans Reutter hat hier eine kleine Auswahl aus den recht zahlreichen Urkunden über die Siedlungsgeschichte des Deutschtums in Mähren und Schlesien zusammengestellt. Auch diesem Bande ist wie den früheren eine geschickte, knappe Auswahl eigen, die die Lektüre nicht zu erschwerend gestaltet und die auch demjenigen, dem nicht viel Zeit zur Verfügung steht, gestattet, sich mit diesem Problem zu beschäftigen. —

Als 22. Heft der „Kriegspolitischen Einzelschriften", die bei der Verlagsbuchhandlung C. A. Schwetschke & Sohn in Berlin erscheinen, veröffentlicht Dr. Julius Bunzel eine Arbeit: „Ungarn und wir." In freimütigster Weise gibt der Verfasser ein Bild von den Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschen im Verlaufe der Jahrhunderte. Er schildert die Kämpfe der Ungarn mit den Deutschen, ihre Einfälle in das Gebiet des Deutschen Reiches, die Zeit der Türkenkriege und die schließliche Vereinigung des Ungarlandes mit der Habsburgischen Monarchie. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über die Lage der Deutschen in Ungarn selbst und ihre Behandlung durch die Magyaren, die meist alles andere als wohlwollend war. Auch die Schlüsse, die der Verfasser für die deutsch-ungarischen Beziehungen nach dem Kriege zieht, sind lesenswert, mögen sie auch hier und da als etwas zu optimistisch erscheinen. Recht wünschenswert wäre es, wenn der Verfasser auf S. 164 einen ihm oder dem Setzer unterlaufenen Fehler verbessern würde; denn von Barrikadenkämpfen in den Straßen von Berlin nach dem Kriege von 1870/71 ist uns nichts bekannt, und soll wohl „Paris" heißen. Immerhin wäre es recht gut, dieses Versehen abzuändern, schon damit nicht ein amerikanischer oder französischer Gelehrter auf den Gedanken kommt — und dies ist jetzt auf der gegnerischen Seite wiederholt passiert — und, sich hierauf stützend, ein Buch über die Berliner Revolution von 1871 schreibt. —

Über Bulgarien sind neuerdings zwei Bücher erschienen, von denen das eine Beachtung verdient. Es enthält unter dem Titel „Die bulgarische Nation und der Weltkrieg" gesammelte Aufsätze des Universitätsprofessors in Sofia Dr. Iv. Gheorgow und ist von der deutsch-bulgarischen Gesellschaft, die sich dankenswerterweise auch eine gleichsam „innere" Fühlungnahme zwischen Deutschen und Bulgaren angelegen sein läßt, im Verlage A. Hoffmann (Berlin) herausgegeben. Diese Aufsätze befassen sich zum größten Teil mit der äußeren Politik Bulgariens, insbesondere mit jenem Problem, das seit Jahren im Mittelpunkt dieser Politik steht: der mazedonischen Frage. Aber auch andere interessante Fragen hat der Verfasser in diesen

Aufsätzen behandelt, so vor allem die Stellung Bulgariens zu seinen Nachbarvölkern und zu den Staaten des Vierbundes. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der bekannte Reichstagsabgeordnete Dr. G. Stresemann diesem Buche ein kurzes, aber lesenswertes Vorwort vorausgeschickt hat, in dem er auf die Wichtigkeit guter Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien hinweist.

Weniger wichtig ist die zweite Schrift „Die Bulgaren im südwestlichen Morawagebiet im Jahre 1858", die A. Teodoroff-Balan im Verlage von Al. Paskaleff & Co. in Sofia veröffentlicht. Sie befaßt sich mit den Reisen des Österreichers Johann von Hahn in das Morawagebiet und sucht — nicht immer in sehr geschickter Weise — an Hand der von Hahn herausgegebenen Schriften zu beweisen, daß diese Gebiete zum großen Teil von Bulgaren bewohnt werden und infolgedessen beim Friedensschluß Bulgarien zugesprochen werden müßten. —

* * *

„Mandevilles Bienenfabel", die letzten Gründe einer wissenschaftlich geleiteten Politik gibt der Berliner Rechtsgelehrte Prof. Dr. Rudolf Stammler im 5. Heft von „Reichls deutschen Schriften" (Otto Reichls Verlag, Berlin). Die etwa 200 Jahre alte Bienenfabel Mandevilles will bekanntlich zeigen, auf welchem Wege ein Staat zu Reichtum und Macht gelangen kann. Die dabei zugrunde liegende englische Rechtsphilosophie hat mehrfach auch in Deutschland Wurzeln geschlagen. Ihre kritische Betrachtung führt zu den prinzipiellen Erörterungen dessen, was wir soziale Frage nennen. Der Verfasser zeigt dieses in der vorliegenden Schrift in einer für weiteste Kreise bestimmten Art und Form; er wirft die Frage nach dem Maßstabe auf, an dem man überhaupt erst feststellen kann, ob eine politische Bestrebung grundsätzlich berechtigt ist oder nicht, und zieht aus der abschließenden Beantwortung dieser Frage die notwendigen Folgerungen für eine wissenschaftlich geleitete Politik.

Als 6. Heft der von M. Hobohm im Verlage von Eugen Diederichs in Jena herausgegebenen Schriftenreihe: „Der Tag des Deutschen" erscheint vom Herausgeber selbst eine erste Auswahl aus der „Deutschen Korrespondenz" unter dem Titel: „Vaterlandspolitik". Wenn man auch vielen Ausführungen und Behauptungen Hobohms die Zustimmung versagen mag, so bieten sie doch zweifellos manche interessante und beherzigenswerte Punkte, die uns als lesenswert erscheinen.

* * *

Von Dr. Georg Wilhelm Schiele ist unter dem Titel „Waffensieg und Wirtschaftskrieg" im Verlage „Das größere Deutschland" (Dresden) eine Rede erschienen, die er im April 1918 auf Veranlassung der Handelskammer für Essen, Oberhausen und Mühlheim a. d. Ruhr in letzterem Orte sowie auf der Tagung des Gesamtvorstandes des Alldeutschen Verbandes im gleichen Monat in Berlin gehalten hat. Der letztere Umstand dürfte manchen Leser zunächst stutzig machen; aber die Lektüre dieser kleinen Schrift wird ihn bald eines Besseren belehren; denn die meisten von Schiele vorgebrachten Gedanken wird man ohne weiteres unterschreiben können. Der Verfasser kommt in seinen Ausführungen zu dem Ergebnis, daß die während des Krieges erforderlich gewordene Kriegswirtschaft, je länger sie dauert, „zu einem inneren deutschen Wirtschaftskrieg" führen wird. „Der Erfolg wird sein ein Leichenfeld von Mittelstandsexistenzen".

Dies aber wäre ein schweres Unglück und ein grober Fehler. „Der Staat soll nicht wirtschaften, er soll zwischen sich und die Wirtschaft möglichst viel lebendige und freie Existenzen setzen", jegliche Bureaukratisierung der Wirtschaftspolitik muß vermieden werden, da sie unweigerlich früher oder später zu einem „lebentötenden Kommunismus" führt. Die Vernichtung des deutschen Kaufmannsreiches, das ist es, was sich unsere Feinde zum Ziel gesetzt haben. Dagegen kämpfen wir, und wie sollten wir da ihnen Vorschub leisten wollen, indem wir selbst unseren Kaufmannsstand durch „papierne Ketten einer unnützen Bureaukratie" fesseln, die ihm zum Verderben gereichen müssen!

Die gleichen Grundsätze verficht Schiele auch in einem anderen, „die Unentbehrlichkeit des freien Handels" betitelten Aufsatze, der in einem von der „Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung" veröffentlichten Buche „Fragen der Kriegsernährungspolitik" erschienen ist. Dasselbe Buch bietet auch noch eine ähnliche Forderungen aufstellende Arbeit von Dr. Felix Borchardt über den „Handel als Befreier der Lebensmittelorganisation".

Dr. Rudolf Dalberg, dessen Buch „Die Entthronung des Goldes" wir seinerzeit zu besprechen Gelegenheit genommen haben, veröffentlicht im Verlage von Puttkammer & Mühlbrecht (Berlin) eine neue Schrift über „Die Entwertung des Geldes", in der der Verfasser die Einwirkungen von Kreditanspannung und Geldumlauf auf Preisniveau und Valutastand untersucht. Dalberg beschäftigt sich in diesem zweiten Buche in der Hauptsache mit dem Inflationsproblem, d. h. „der Klarlegung derjenigen Umstände und Kräfte, welche Preise und Valuta nicht von der Marktlage der einzelnen Güter aus, sondern von der Finanzlage der ganzen Volkswirtschaft aus beeinflussen". In erster Linie verfolgt auch diese neue Arbeit Dalbergs theoretische Ziele; die Ergebnisse, zu denen er in seiner Untersuchung gelangt, sind jedoch auch von wesentlicher praktischer Bedeutung für die finanzielle Kriegs- und Übergangswirtschaft. Schon aus diesem Grunde dürfte sich auch diese Schrift des Verfassers viele Leser erwerben und in den Fachkreisen dieselbe Beachtung finden, die seiner früheren Arbeit zuteil geworden ist.

Als 34./35. Heft der „Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen", die bei Ed. Strache in Wien-Warnsdorf verlegt werden, und von denen wir früher die ersten Hefte besprochen haben, veröffentlicht Staatsbahnrat a. D. Dr. Viktor Krakauer eine Abhandlung über „Das Verkehrswesen nach dem Kriege". Er weist vor allem darauf hin, daß das Ende des Krieges gleichzeitig die Wiedereröffnung des uneingeschränkten zwischenstaatlichen Verkehrs bedeuten wird, da doch der Schiffahrts-, Bahn- und Nachrichtenverkehr seinem ganzen Wesen nach international sei, so daß er nicht von den Grenzpfählen der einzelnen Staaten umfriedet, nicht vom Weltverkehr abgeschlossen werden könne. Überdies sei der Verkehrstrieb in der jetzigen Entwicklungsstufe der Menschheit so mächtig, daß er befriedigt werden müsse, trotz aller Bestrebungen, die etwa dagegen gerichtet werden sollten. Der Verfasser verkennt nicht, daß sich diesem Verkehrsbedürfnisse in der ersten Zeit nach dem Kriege erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellen werden. Der Verfasser gibt dann zugleich Mittel und Wege an, zu denen man rechtzeitig greifen sollte, damit Österreich den großen Aufgaben der Zukunft gewachsen sei und in allen Verkehrszweigen Gediegenes zu leisten vermöge.

„Die Kohlenversorgung Europas" behandelt Ingenieur A. H. Goldreich in einer ausführlichen, gründ-

lichen Abhandlung, die auch für den gebildeten Laien leicht verständlich ist. Sie ist im Verlage von Urban & Schwarzenberg (Berlin und Wien) erschienen. Der Verfasser will mit seinen Ausführungen dem Leser eine Vorstellung verschaffen über die Bedeutung der Kohle als Kraftquelle in der Weltwirtschaft. In sehr fleißiger Arbeit hat er das bisher verstreute statistische Material zusammengestellt. Im ersten Abschnitt beschäftigt sich Goldreich mit dem Kohlenbergbau und seiner Bedeutung in der Wirtschaftspolitik. Er bespricht hier den Kohlenvorrat der Erde, die Kohlenproduktion und den Kohlenverbrauch Europas, die Ein- und Ausfuhr von Kohlen bei den Ententemächten einerseits und bei den Zentralmächten andererseits. Ferner behandelt er die Koksproduktion, die Eisenerzgewinnung, die Roheisen- und Stahlerzeugung Europas, sowie die Weltkonkurrenz in der Kohlenproduktion vor dem Weltkriege. Der zweite Abschnitt trägt die Überschrift „Eisenbahn und Kohlenbergbau im Lichte der Volkswirtschaft". Der dritte Abschnitt endlich behandelt „Die Kohlennot Europas". Goldreich setzt sich hier mit den Wirtschaftsproblemen auseinander, um für die Zeit nach dem Kriege die großen Möglichkeiten der Kohlenverwertung aufzuweisen und einen europäischen Kohlenverteilungsplan zu fordern. Ein Nachtrag behandelt noch die Novelle zum österreichischen Allgemeinen Berggesetz, die während der Drucklegung des Werkes im österreichischen Parlamente eingebracht ist. Der Verfasser lehnt in seiner Darstellung den Staat als Unternehmer ab mit der Forderung der vollen Bergbaufreiheit, wobei er u. a. besonders gegen Rathenaus Schrift „Neue Wirtschaft" Stellung nimmt. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß das Buch mit 44 Textabbildungen geschmückt ist, die teils graphische Darstellungen zu den statistischen Abschnitten bilden, teils Bilder aus der Grubenarbeit wiedergeben. —

Einen interessanten Beitrag zur neuesten Entwicklung der japanischen Außenhandelsförderung bietet die vom deutschen Überseedienst in Berlin herausgegebene, von Dr. Th. **Schuchart** bearbeitete Schrift „Japans Rüstung für den Handelskrieg". Der wirtschaftliche Aufschwung des Mikadoreiches während des Krieges ist ganz außerordentlich groß gewesen; in Südamerika, Ostasien, Indien und Australien nimmt der japanische Handel immer mehr zu, seine Finanzen, die bisher niemals besonders rosig aussahen, sind so günstig wie nie zuvor, kurz, die weise Zurückhaltung, die die japanische Regierung trotz aller Bitten und Vorstellungen seitens seiner Bundesgenossen in der Beteiligung am Kriege bis jetzt geübt hat, und die sie auch nur aufgeben wird in rein egoistischem Interesse, diese Zurückhaltung hat Japans Volkswirtschaft, seinen Handel und seine Industrie gestärkt und sie auf fast allen Märkten zu einem gefährlichen Konkurrenten gemacht. Das Material, das über diesen wirtschaftlichen Aufschwung Japans bei uns zur Verfügung steht, ist naturgemäß recht bescheiden und lückenhaft. Aus diesem Grunde konnte der Verfasser auch keine abgeschlossene Abhandlung geben, sondern mußte sich darauf beschränken, das vorhandene Material zu sammeln und zu verarbeiten; immerhin enthält sie das Wesentliche von dem, was zur Beurteilung der japanischen Rüstung für den Handelskrieg und der Entwickelung der japanischen Außenhandelsförderung zur Zeit wichtig und von Belang ist.

Zum Schluß seien noch zwei Bücher wenigstens ganz kurz genannt. Superintendent H. **Braun** gibt in seiner bei Otto Nemnich (München-Leipzig) verlegten „Ostpreußen-Chronik" fesselnde Bilder aus der ersten Zeit des

Krieges, als die russischen Horden in Ostpreußen wüteten, brandschatzten und mordeten, bis sie von Hindenburg für immer aus dem deutschen Lande vertrieben wurden.

Das zweite Buch sind die „Kindheitserinnerungen" des vor nicht allzu langer Zeit verstorbenen Leipziger Historikers Karl Lamprecht, die im Verlage von Friedr. Andreas Perthes in Gotha von den beiden Töchtern des Verstorbenen herausgegeben worden sind. Auf diesen Blättern erzählt Lamprecht seine ersten Lebensjahre, die er in dem kleinen Städtchen Jessen verlebt hat, wo sein Vater Oberpfarrer war. Abgesehen von seinen persönlichen Erlebnissen gibt Lamprecht in dieser Schrift, die wohl als Beginn einer Autobiographie gedacht war, ein lebhaftes Bild von dem deutschen Kleinstadtleben um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts. Alle, die die Schriften Lamprechts schätzen und lieben gelernt haben, werden auch dieses Büchlein mit Interesse lesen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

In der Aufklärung wurzelt unsere klassische Dichtung, von ihr empfängt sie den Gedanken der Ausbildung zu reinem Menschentum, von ihr den weltbürgerlichen Geist, der das staatliche Leben gleichgültig oder mit Abneigung betrachtet. Dazu wirkt das Vorbild der Ferne, des griechischen Altertums, so mächtig, daß ihm gegenüber das eigene Volkstum und Vaterland zurücktritt. So sehr wir auch deutsches Wesen mit seiner Innerlichkeit und seinem Reichtum in der klassischen Dichtung ausgedrückt sehen mögen, Staatsbewußtsein und nationales Empfinden bilden nicht ihre Stärke. Wo sich das Vaterlandsgefühl noch am schönsten verkörpert, wird es — in der „Jungfrau von Orleans" — an fremdes Volkstum angeknüpft, oder es dient — im „Tell" — zur Verherrlichung eines Kampfes, der die Trennung eines deutschen Landes vom deutschen Reich einleitete. Die Not der Zeit weckt auch in der Dichtung neues Leben, und wunderbar wirken damit zusammen zwei starke und tiefste Wirkung ausübende Strömungen des deutschen Geistes: die idealistischen Nachfolger Kants lehren wahrhaft geschichtlich denken und begründen als unverlierbaren Besitz deutscher Weltanschauung das Bewußtsein vom Staat als dem wichtigsten Schauplatz zugleich und Gebilde des geschichtlichen Lebens; die Romantik leitet in Kunst und Wissenschaft dazu, die eigene Überlieferung und das eigene Volkstum zu erfassen. Wie sich so im neunzehnten Jahrhundert die deutsche Literatur neu gestaltet, zeigt in anregendem Überblick die Schrift von Johann Georg Sprengel „Das Staatsbewußtsein in der deutschen Dichtung seit Heinrich von Kleist" (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1918). Bei solchen Betrachtungen, die von einem einzigen Gesichtspunkte aus angestellt werden, pflegt es nicht auszubleiben, daß manches einseitig oder übertrieben wirkt. Auch diese Schrift ist nicht frei davon. Es scheint mir, daß die Begriffe, besonders die des Staatsbewußtseins und des völkischen Empfindens, nicht reinlich genug geschieden sind, daß die Anordnung des Stoffes zum Teil unübersichtlich ist, daß in manchen Einzelheiten Bedenken erlaubt sind, aber im ganzen ist die Darstellung in ihrer zugleich wissenschaftlich begründeten und warmherzigen Art wohl geeignet, aufzuklären und aufzu-

rütteln. Von besonderem Wert und Nachdruck sind die Ausführungen über Kleist, Hebbel, Grillparzer, C. F. Meyer, Keller und Liliencron. Unmittelbarste Bedeutung haben diese Betrachtungen für Unterricht und Erziehung. Der Verfasser zeigt klar, wie notwendig politische Erziehung, wie wichtig die Dichtkunst für die Bildung des Staatsbewußtseins, wie wünschenswert es ist, daß neben die Werte des älteren weltbürgerlichen Idealismus die des volks- und staatsbewußten Idealismus im neunzehnten Jahrhundert treten.

Der Kleistliteratur, die auch durch Sprengels Buch bereichert wird, ist eine Arbeit von Karl Wächter gewidmet: „Kleists Michael Kohlhaas, ein Beitrag zu seiner Entwicklungsgeschichte" (Weimar, A. Duncker, 1918). Die Erzählung ist in zwei Fassungen überliefert, die vielfach voneinander abweichen, als Bruchstück in der Zeitschrift „Phöbus", vollständig im ersten Band der Erzählungen. Durch sorgfältige Prüfung des Textes gelingt es Wächter, durchweg überzeugend darzulegen, wie den Grundanlagen nach die nicht erhaltene Urfassung ausgesehen habe. Gründlich und geschmackvoll ist auch die Untersuchung über die Quellen des Werkes, nicht nur die stofflichen, sondern auch die wichtigeren ideengeschichtlichen, wobei Kants Einfluß auf den Dichter neu beleuchtet wird. Die ganze Arbeit führt tief in die Geheimnisse der Dichterwerkstatt und lehrt Leitgedanken und künstlerischen Wert der Novelle besser erkennen.

Die Tagebuchblätter des badischen Volksschriftstellers Heinrich Hansjakob, „Feierabend" (Stuttgart, Adolf Bonz & Co., 1918), werden den Freunden ihres urwüchsigen Verfassers willkommen sein. Die Eintragungen stammen aus den letzten Lebensjahren, die Hansjakob, nachdem er sein Amt als Freiburger Stadtpfarrer niedergelegt hatte, auf seinem „Freihof" in Haslach verbrachte. „Feierabend", das heißt hier nicht friedvolles Behagen, nicht milde und stille Altersweisheit. Gelegentlich mischt sich wohl solche Stimmung ein, aber im ganzen ist Hansjakob als Greis geblieben, was er immer war: voll knorriger Kraft wie die Bauern seiner Dorfgeschichten, voll von Unruhe des Geistes, von Schrullen und Widersprüchen, eine Kämpfernatur, ein pessimistischer Humorist. So hören wir hier, wie er sein Altersheim baut, wie er darin haust, wie er nicht ohne Verbitterung Erinnerungen aus der Jugend und dem Mannesalter auskramt, wie er sich mit Menschen, Büchern, politischen und kirchlichen Zeitströmungen auseinandersetzt und wie er die letzte große Erschütterung seines Daseins, den Weltkrieg, erlebt. Und der alte Preußenhasser bekennt: „Ich nehme seit dem Kriege, den das perfide England in Gesellschaft von Mordbuben und von erkauften Ministern verführten Völkern gegen uns in Szene gesetzt hat, alles zurück, was ich gegen den preußischen Militarismus, der jetzt unsere Rettung ist, geschrieben habe."

In Norddeutschland ist Hansjakob trotz einer langen Reihe von Werken und trotz zahlreicher Auflagen weniger bekannt, als dieser Nachfahr Jeremias Gotthelfs es wohl verdiente. Wer sich näher über ihn unterrichten will, dem kann ein Landsmann des Dichters, Joh. Karl Kempf, mit seinem liebevollen Buch „Heinrich Hansjakob. Sein Leben, Wirken und Dichten" Führerdienste erweisen, wenn man auch nicht allen Wertungen beipflichten wird.

Einer der besten Kenner des flämischen Schrifttums, Franz Jostes, veröffentlicht zwei gute Darstellungen „Die flämische Literatur im Überblick. Mit besonderer Berück-

sichtigung von Guido Gezelle“ und „Hendrik Conscience“ (Schriften der Gesellschaft zur Pflege der deutsch-flämischen Beziehungen, Heft 1 und 2, M.-Gladbach, 1917, Volksvereins-Verlag). Das erste Heft zieht dankenswerter Weise auch die Literatur der älteren Zeit in den Rahmen der Betrachtung und fügt ansprechende Verdeutschungen einiger Gedichte von Gezelle bei. Im zweiten Heft wird mit Sachkenntnis und Liebe ein Bild vom Leben und Schaffen des großen Dichters und Volksmannes Conscience gezeichnet, der, wie kaum ein anderer, das Herz der Flamen gewonnen und auch die Gunst des Auslandes erlangt hat. Beide Schriften sind allgemeinverständlich, setzen aber doch Leser voraus, die mehr als bloße Plaudereien erwarten.

Daß es für uns Deutsche mit verhältnismäßig geringer Mühe möglich ist, das flämische Schrifttum im Urwortlaut kennen zu lernen, ist kaum allgemein genügend bekannt. So sei die Gelegenheit benutzt, um auf ein Hilfsmittel dazu hinzuweisen, das in demselben Verlage erschienene Werk von Heinrich Verbeek „Flämisch für alle Deutschen. Eine Anleitung zum leichten Erlernen der flämischen Sprache“. Besonders ausführlich werden die Lautgesetze behandelt, durch die sich das Flämische, ein Zweig der niederdeutschen Sprache, vom Hochdeutschen unterscheidet. Umfangreiche Listen von Beispielwörtern erläutern die Darstellung. Eine Reihe von Lesestücken macht den Beschluß. Aussprachebezeichnungen hätten reichlicher gegeben werden können.

* * *

Von neuer Lyrik. Als wohlmeinender und leidlich reimender Kunstliebhaber erscheint Heinrich Husserl in seinem Buch „Heilige Stunden“ (Wien und Leipzig, 1918, Deutsch-Österreichischer Verlag). Man kann aus den Gedichten entnehmen, daß ihr Verfasser ein Mann aus dem Geschäftsleben ist, der „plötzlich zum Dichter“ geschaffen zu sein glaubt. Es ist ein Irrglaube.

Höher steht das Können von Paul Kockjoy („Heimatglocken im Weltensturm. Dichtungen.“ Brandenburg (Havel), Neuland-Verlag). Man wird wohl durch schiefe Gedanken und schiefe Bilder gestört, manche Gedichte erscheinen nichtssagend, und auch die besten sind nicht frei von wohlfeilen Wendungen, aber Gemütstiefe und Naturandacht finden doch häufig stimmungsvollen Ausdruck, und das einleitende Gedicht „Meiner Mutter“ würde ohne den schwülstigen Schluß als reifes Kunstwerk gelten können. Beigefügt sind den Liedern eine hoffnungslose „Lyrische Szene“ und Novellen, die in Einzelheiten Vertrauen erwecken.

Dichterisch am eigenartigsten, wenn auch im Ausdruck oft gehemmt, ist Konrad Bänninger („Weltgarten. Gedichte“, Zürich, 1918, Rascher & Co.). Hier steigert sich das Naturgefühl zu einer manchmal fast krankhaft anmutenden Verliebtheit in die Natur, in Berg und Fluß, in Pflanzen und Tiere. Der Dichter ist ein Feind alles Rohen, überempfindlich bei jeder Berührung mit der Außenwelt, ein unermüdlich spürender Liebhaber alles Zarten und Kindlichen, der immer wieder in der Natur Zuflucht und Verzückung sucht und findet. Er „vergeht atemlos an“ einem weißen Windspiel, er zittert mit jedem Blatt, fühlt sich vom Krähenflug berauscht, versenkt sich beglückt in die „Ziergebärde“ eines Tannenzweigs, und alle Erscheinungen der Natur, mehr noch die kleinen als die großen, werden ihm zu heiliger Offenbarung, zu heilender Läuterung, zu einer Verschmelzung des eigenen Wesens mit der Natur.

Manche schön dahinrauschende Strophe erinnert an Hölderlin, der mystische Geist des Ganzen an Novalis. Trotz unleugbarer Unvollkommenheiten und Verschrobenheiten zeugt das Werk von selbständiger und verheißungsvoller Dichterkraft.

* * *

Bemerkenswert sind zwei kunstgeschichtliche Werke aus dem Verlage von Benno Schwabe & Co., Basel. Auf gründlichem Wissen und feinem Verständnis beruht die Arbeit von Ulrich Christoffel „Der schriftliche Nachlaß des Anton Raphael Mengs. Ein Beitrag zur Erklärung des Kunstempfindens im späteren 18. Jahrhundert." Die bei aller Zwiespältigkeit kräftige und wirkungsreiche Persönlichkeit des Meisters wird eingehend gewürdigt, die in seinen Schriften niedergelegte Kunstlehre umfassend dargestellt, unsere Kenntnis von dem allgemeinen Kunstempfinden seiner Zeit gefördert. Bedeutungsvolle Hinweise auf Winckelmann, Lessing, Goethe und andere Kunstphilosophen und Dichter des 18. Jahrhunderts machen das Werk, das bei den Lesern tüchtiges Wissen voraussetzt, auch für die Literaturgeschichte wertvoll.

Der zweite Band der Briefe von Eugène Delacroix, deutsch von Wilhelm Stein, fesselt in hohem Maße, fast mehr noch als der erste*), da er einen noch größeren Reichtum in glänzenden Ausstrahlungen offenbart. Hier steht der Meister auf der Höhe des Schaffens vor uns, hier ist er zugleich ein reifer Lebensphilosoph, dessen Bemerkungen immer anregend wirken und nicht nur geistreich sind, sondern oft tiefe Weisheit mit künstlerischem Gepräge vereinigen. Von der Kunsttheorie will er, darin ganz ein Gegenstück zu Mengs, nicht viel wissen, um so lieber streut er in seine Briefe Betrachtungen über das Leben: er liebt, ein Schüler Rousseaus, die Natur und das Natürliche; er kennt die Enttäuschungen und Nöte des Daseins; er weiß, daß „die Illusionen vergehen eine um die andere; nur eine einzige bleibt, oder vielmehr ist es keine Illusion, es ist ein wirkliches Vergnügen; das einzige, worein die Bitterkeit der Klage sich nicht mischt. Es ist die Arbeit." Mit der lebens- und kunstgeschichtlichen Bedeutung des Werkes verbindet sich ein nicht geringer philosophischer und dichterischer Reiz. Die feinsinnige Übersetzung ist um so verdienstvoller, als die französische Ausgabe seit langer Zeit vergriffen ist. Durch Anmerkungen und Nachweislisten hat Wilhelm Stein den Wert seines auch im äußeren Gewande vornehmen Buches noch erhöht.

Zum kunstgeschichtlichen Gebiet gehört großenteils auch das zweibändige Werk von Michael Huber O. S. B. „Im Reiche der Pharaonen", das über einen vierzehntägigen Aufenthalt des Verfassers in Ägypten berichtet. Die ausführliche Reisebeschreibung, besonders die Darstellung der Altertümer läßt zunächst einen viel längeren Aufenthalt vermuten, und man erstaunt, wenn man eine so geringe Dauer für das Einsammeln des hier verarbeiteten Stoffes herausrechnet. So frisch der unmittelbare Eindruck des Geschauten oft wiedergegeben ist, so würde man doch gern ein Wort über die sonstigen Quellen der eingehenden kultur- und kunstgeschichtlichen Abschnitte hören. Mehr breit als tief wirken die Bemerkungen über das gegenwärtige Leben in Ägypten, ziemlich belanglos die persönlichen Reiseerlebnisse. Am wichtigsten erscheint das, was der Verfasser, selbst

*) S. „Nord u. Süd", Bd. 165, S. 107.

ein Geistlicher und Ordensmann, über das Christentum und das Mönchsleben in Ägypten erzählt. Hier bietet das Buch, das sich im ganzen seinem Inhalt wie seinem Plauderton nach an weiteste Kreise wendet, auch in höherem Sinne Wertvolles.

Kulturelle Rundschau.

Von Hans Brecht.

Frauenfrage und Verwandtes.

Liebe — dieses heilige Wort hat in unseren Tagen nicht mehr jene hohe Bedeutung wie damals, in der Zeit des Idealismus und jener längst versunkenen Romantik. Das ganze Leben hat eine andere Gestalt angenommen, es erscheint weniger göttlich als nur allzumenschlich. Die Gärten der Hesperiden sind entschwunden, der Olymp ist entthront, Arkadien ein Trugland, denn es hat weniger glückliche Bewohner, wie Schiller sie dichtete; der Olymp ist ein Berg wie jeder andere Berg und die Gärten der Hesperiden eben nur die schönen Gefilde des Südens. Und wie die ganze Welt nach der Götterdämmerung des Idealismus andere Gestaltung, anderes Wesen angenommen, so auch das Wesen und die Seele des Weibes, das einst die Dichter in Hymnen zu besingen nicht müde wurden. Jene Zeiten, in denen dies geschah, ja, wo man eine Kunst ohne Verherrlichung des Weibes sich gar nicht vorstellen konnte, bedeuteten stets einen Höhepunkt der Kunst. Die gepriesenen Namen eines Byron, Hölderlin, Goethe und Schiller zeugen beredt für diese Tatsache. Die Meister der Musik gaben ihr Bestes: Thomas, Gluck, Mozart, Grieg und andere mehr. Bis die Moderne, auf den Naturalismus gestützt, siegreich einer neuen Zeit die Prägung gab. Nietzsche, Strindberg, Bernhard Shaw, Sudermann und unzählige andere sind die Vertreter dieser neuen Richtung. Vielleicht war es die Folge der Wissenschaft und des Fortschritts im allgemeinen, die sich nun auf die Seele des Dichters erstreckte, ihn in einen Psychologen und Skeptiker wandelte. Keine Helena wurde in klassischen Versen gepriesen, kein Hyperion schloß den edelsten Bund mit der unsterblichen Diotima — Nora, Hedda Gabler und Frau Warren waren die Frauen, die sich Dichter zu Vorbildern und Beispielen erkoren. Ohne Frage: Hier wurde Psychologie, eine Analyse der weiblichen Seele geboten, nicht aber jene Schönheit und Erhabenheit der antiken Welt, deren Poesie in reinster Form nichts anderes war, als in Worte gebannte Musik, als ein Weg zum Olymp, den Blumen und Lorbeer schmücken. Vielleicht besaß die spätchristliche Menschheit nicht mehr jene psychische und seelische Stärke, jenen Heroismus und die Sonnenhöhe der antiken Welt, die es erst möglich erscheinen lassen, soviel Schönheit, Glück und Genuß ohne Schaden zu ertragen; vielleicht fehlte ihr der Mut jener großen „Gottlosen"!

Vom Standpunkt der Wissenschaft aus gesehen, ist die Entgötterung des Weibes die Folge des durch die Moderne gesteigerten Lebens, des Kulturprozesses im allgemeinen; eine Reaktion und nicht unbedenkliche Ernüchterung des neuzeitlichen Menschen, dessen Seele ein Plus der erotischen und platonischen, das heißt der idealen Liebe, nicht mehr zu ertragen vermochte. Wie ein Zecher, der am Morgen nach durchschwelgter Nacht das Leben grau und reizlos findet, so empfanden ähnlich die Dichter der Neuzeit der Frau gegenüber. Eine der Hauptursachen bildeten zweifellos die sozialen Verhältnisse.

Die Frau, deren ureigentlicher Beruf noch zu Goethes Zeiten der häusliche Herd war, und die nach Erfüllung ihrer Pflichten nichts lieber hat, als ihren Geist am Born der klassischen Schönheit zu nähren, das heißt durch das freie Studium der Dichter und Denker einen idealen Kult der Seele zu treiben — dieser durchaus gesunde, nachahmenswerte Typ der Frau wurde bald im Laufe der Jahrzehnte verdrängt durch jenen Typ, wie wir ihn kurz als den modernen bezeichnen wollen. Die Frau, oder sagen wir ein großer Teil der Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts, rang nunmehr nach „Gleichberechtigung" mit dem Manne. Zunächst in gesellschaftlicher, dann in beruflicher und zuletzt in politischer Beziehung. Allerdings litten die europäischen Staaten, insbesondere die westlichen, an einer nicht unbedenklichen Übervölkerung, und außerdem überwog das weibliche Geschlecht. Daß es also mit in den Daseinskampf gezogen wurde, konnte unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse begreiflich erscheinen, aber es fragt sich, ob diese Verhältnisse durch entsprechende Gesetze nicht hätten geändert oder überhaupt vermieden werden können. Hierüber später.

Wenn eine Frau von Jugend auf in männlichen Sitten erzogen würde, so nähme zweifellos auch ihr ganzes Wesen männliche Art an. Es fände also eine Umbildung zum Schaden ihres angeborenen Geschlechts statt, eine Versündigung gegen die Natur würde begangen. Zwar ist, wenn in der Gegenwart die Frau einen Beruf ergreift, in dem eigentlich, wie z. B. in den öffentlichen Ämtern, nur Männer vertreten sein sollten, damit noch keine Versündigung gegen die Natur in strengem Sinne begangen, jedoch wirkt eine derartige Tätigkeit, zumal wenn sie von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzt wird, zweifellos degenerierend und metamorphosierend auf die Psyche der Frau. Genealogisch ergibt sich folgendes: Die Seele der Kinder solcher in männlichen Berufen tätigen oder tätig gewesenen Frauen erleidet, infolge der Heredität und der damit verknüpften Bedingungen, eine Beeinträchtigung ihres ursprünglichen Wertes. Die Seele des Mannes wird ein Zuviel von der Seele des Weibes haben, und umgekehrt. Die mannigfachen Verirrungen auf dem Gebiete des Sexuellen bestätigen die Richtigkeit dieses Schlusses.

Die Realität des modernen Berufes wie die als Folge seiner Anstrengungen so vielgenannte Nervosität bilden leider auch die Ursache, auf die jene beklagenswerte Verflachung des weiblichen Gemüts zurückzuführen ist. Denn eine Vertiefung, eine Reinhaltung des letzteren vor schädlichen Einflüssen kann meines Erachtens nur im Fernhalten von allen Beschäftigungen erzielt werden, für die männliche Nerven und männlicher Geist erforderlich sind. Nicht zu unterschätzen ist ferner die Wirkung des Großstadtlebens auf den überwiegenden Teil des weiblichen Geschlechts, d. h. die Wirkung jenes leichten, oberflächlichen Lebens auf die Seele des heranreifenden Weibes, das, im Gegensatz zum Manne, gewissen äußeren Einflüssen viel leichter erlegen ist. Hierzu zähle ich auch die mehr beliebten als Anstand und Sitte verratenden Auswüchse auf dem Gebiete der Kleidermode, sowie alle jenen bunten Abwechslungen, die geeignet erscheinen, die Frau ihrer eigentlichen Bestimmung zu entfremden, ihr Innenleben zu disharmonisieren. —

Man behauptet, mit dieser sozialen Entwicklung müsse gerechnet werden, sie sei eine Folge der Übervölkerung, insbesondere der Großstädte, und es sei unmöglich, auf diesem Gebiete zu einer Reform zu gelangen. Letzteres erscheint mir im Gegenteil nicht ganz aussichtslos. Es könnte z. B. mit einer all-

mählichen Ausschaltung aller männlichen Berufe für das weibliche Geschlecht begonnen werden. Die diesem früher gezahlten Gehälter fallen bis zu einer bestimmten Höhe dem Manne zu, der so in die Lage versetzt wird, seine Familie von nun an besser und mit weniger Sorge um die Zukunft unterstützen zu können. Die Tätigkeit der Frau dürfte sich also, nach diesem Vorschlag, lediglich auf weibliche oder solche Berufe beschränken, in denen sie als Gehilfin fungiert (wie z. B. als Krankenschwester, wobei ihre weiblichen Eigenschaften ihr vortrefflich zustatten kommen), und in denen ihr nicht Gelegenheit gegeben ist, als Konkurrentin des Mannes aufzutreten.

Daß selbst die schwierigsten inneren Reformen, mit der erforderlichen Energie betrieben, möglich und ausführbar sind, hat der Völkerkrieg gelehrt. Auch die Frauenfrage wird eines Tages erneut die Öffentlichkeit beschäftigen, und es bleibt nur zu wünschen, daß es Psychologen und Staatsmännern gelingen möge, einen Wandel zugunsten der Frau zu schaffen!

Der Kampf um die Seele ist auch ein Kampf um die Frau. Trotz allem „Naturalismus" und „Materialismus" ist und bleibt es unsere Pflicht, die Seele des Menschen höherzubilden, anstatt sie zu profanieren. Und da erst beide Geschlechter ein harmonisches Ganzes bilden, so ist die Veredlung der Seele erst dann zu einer idealen Wirklichkeit geworden, wenn sie auch im Weibe wirklich und wahrhaft zu werden beginnt. Denn letzten Endes sind alle Fortschritte in Technik und Wissenschaft nur von sekundärem Werte, sobald der Mensch, Mann wie Weib, seiner vornehmsten Bestimmung: ein höheres, gottähnliches Wesen zu sein, verlustig geht!

Berichtigung.

Im Septemberheft muß es in dem Aufsatze: „Der Milliardenbedarf zur Wiederbelebung der Bautätigkeit in der Übergangszeit und die Zwangswirtschaft" von Professor Bodo Ebhardt heißen:

S. 283. Fußnote: Bauwelt (nicht: Baumelt).

S. 284. Zeile 17 von unten: kosteten (nicht: kosten).

S. 287. Zeilen 8, 11 und 13 von unten: 23 (nicht: 22).

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift
Sr. Durchlaucht des Fürsten von Ysenburg.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig E. F. Steinacker. — München Berthold Sutter. — Berlin W. 10 — Budapest Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. — Kopenhagen Erslev & Hasselbalch.

Stockholm C. E. Fritze, Librairie Royale. — Christiania Jacob Dybwad Buchhdlg. — Konstantinopel Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 167. Heft 530. November 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Natur und Geschichte.

Fichte hat in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ (1806) einen spekulativen Anlauf dazu genommen, die Geschichte unter dem Gesichtswinkel eines ständigen Aufstiegs zur Gleichheit zu beleuchten. Aber Fichte befragte nicht erst die Geschichte, sondern zwang ihr, wie ich anderwärts ausführe, seine dialektische Methode, sein metaphysisches Schema gewaltsam auf. Heute verfahren wir nicht mehr konstruktiv, sondern empirisch. Heute ist die Geschichte unsere große Lehrmeisterin. Wollte man in den Epochen vorwissenschaftlichen Denkens Auskunft über die große Rätselfrage des Daseins holen, so befragte man Seher und Auguren, Zeichendeuter und Orakel. Unser heutiges Delphi heißt: Universalgeschichte.

Die Maßstäbe menschlichen Handelns und Richtungslinien gesellschaftlicher Entwicklungsformen wurden im theologischen Stadium unseres Kultursystemes von den beiden Testamenten, von Gott und Offenbarung oder von Interpreten derselben: Konzilien, Synoden und päpstlichen Bullen festgesetzt. Unter dem Einflusse jenes naturalistischen Denkens, das die französische Enzyklopädie zur öffentlich verfehmten, aber heimlich verbreitetsten Weltanschauung erhoben hatte, verwandelte sich die Natur in eine gesetzgebende und normschaffende Instanz. Die Physiokraten und Rousseau lassen den alten zynisch-stoischen Weckruf „Handle naturgemäß“ in maßlosen Verherrlichungen erschallen, so daß der Anschein entsteht, als sei das Rätsel der Sphinx endgültig gelöst. Was früher Gottesgebot hieß und seine bindende Kraft aus dieser übersinnlichen Motivquelle schöpfte, heißt jetzt Naturgesetz. Alles, auch der menschliche Gattungsgeist, wird von den Enzyklopädisten vernatürlicht, und die Geschichte selbst von Holbach, Diderot und Helvetius nur noch als ein Spezialfall der Naturentwicklung begriffen. Daraus folgerte man, daß die Naturwissenschaften die Kriterien nicht bloß der Wirklichkeitswerte, sondern auch der Wahrheitswerte der Menschen zu formen haben. Die menschliche Gesellschaft ist danach nur ein Ausschnitt der Gesamtnatur. Sie empfängt daher ihre Direktive wie immer von einem Priesterstand. Nur heißen

die Priester der neuen Lehre jetzt Naturforscher. Sie sind es, welche die Gesetze nicht bloß der unlebendigen, sondern auch die der lebendig organischen Natur und zuoberst die Entwicklungsgesetze menschlichen Zusammenlebens festzustellen haben. Statt der Synoden Akademien, statt der Konzilien wissenschaftliche Kongresse, statt der Bullen Fachgutachten der Naturforscher.

Gegen diesen überspannten, auf die Spitze getriebenen Naturalismus lehnt sich seit einem Jahrhundert etwa der Historismus macht- und energievoll mit folgender Argumentation auf: Die Naturforscher können uns im günstigsten Falle Aufschluß darüber geben, was ist, in manchen Fällen, soweit es ihnen gelingt, Naturgesetze zu formulieren, auch darüber, was sein muß, aber niemals vermögen sie mittelst ihrer Methoden festzustellen, was sein soll. Die Welt der Werte, das Reich des Sollens, entzieht sich ganz und gar ihrer Kompetenz. Aber gerade darauf kommt es an. Die Menschen sind nicht bloß denkende, sondern daneben und darüber hinaus handelnde Wesen. Wie wir uns die Welt theoretisch denken sollen, kann uns zur Not kalt lassen, sintemal unser persönliches Wohl und Wehe nicht davon abhängt, ob das Universum aus Atomen, Energien, Monaden oder Kraftpunkten zusammengesetzt ist. Nicht so unser Handeln. Hier heißt es für jeden: tua res agitur. Von unseren Handlungen hängt unsere ganze Lebensführung und Lebensgestaltung, im höchsten Sinne unser Lebensstil ab. Bei den Naturforschern aber können wir uns unmöglich Rats holen, wie wir handeln sollen, da uns Protoplasma oder Zellkern niemals darüber belehren können, welcher Sinn im menschlichen Zusammenleben verborgen liegt, und welchen Weg wir daher einzuschlagen haben, den latenten Zwecken oder Gesetzen dieses Gemeinschaftslebens auf die Spur zu kommen.

Hier läßt uns die „Natur" im Stich. Jene phantastischen Soziologen, welche einst geträumt haben, menschliches Zusammenwirken rein naturalistisch als Spezialfall der Gesamtnatur auf dem Wege rein mechanischer Kausalität ableiten zu können, haben samt und sonders Schiffbruch gelitten. Nicht die Natur vermag uns zu verraten, wohin wir steuern, was wir sollen, wo wir die Ziele menschlichen Zusammenwirkens zu suchen haben, sondern nur die Geschichte kann uns in allen diesen Lebensfragen des Menschengeschlechts Beraterin und Wegweiserin sein. Denn die Natur selbst ist vielleicht nichts weiter, als eine subjektive Verdoppelung, die Übertragung der an uns selbst beobachteten Einheit des Ich auf eine geforderte Einheit des Weltganzen. Wenn wir den Begriff Natur als Einheit des Kosmos bilden, so haben wir vielleicht nichts anderes getan, als unsere eigene Einheit des Ich jenen Billionen von Mannigfaltigkeiten geliehen, die uns in der Außenwelt verwirrend und betäubend entgegentreten. Jene oberste Einheit, welche im Begriff Natur alle Mannigfaltigkeiten des Seins, Geschehens und Denkens zu einem einzigen Einheitsakt des Bewußtseins zusammenfaßt, erweist sich vielleicht nur als eine von uns erborgte, als eine bloße Hinüberprojizierung der Einheit des Ich auf eine hypostasierte Einheit des Weltengrundes.

In völlig anderem Sinne sprechen wir indes von einem Konatus der Geschichte. Wir verstehen darunter den sich in der Menschheitsgeschichte offenbarenden kontinuierlichen Aufstieg zu immer bewußterer Zwecksetzung, zu immer planmäßigerer Ausgestaltung unserer Waffen im Daseinskampfe behufs unbestrittener Beherrschung aller Kreaturen auf unserem Planeten. Jenen „Willen zur Macht", den Hobbes, Spinoza und Nietzsche als Grundgesetz des Universums entdeckt zu haben vermeinen, vermag ich nur in der Menschheitsgeschichte vorzufinden. Die Menschheitsgeschichte ist die oberste Stufenleiter jenes Systems von Zwecken, welches wie punktiert schon in der Monere hervortritt; sie stellt die „Zielstrebigkeit" in höchster Potenz dar. Sie ist das Spiegelbild jenes ewigen Ringens des Menschengeistes, welches immer m e h r Macht mit immer geringerem Aufwand an Mühe zu erreichen bestrebt ist. Die sozial-philosophisch verstandene Geschichte des Menschengeschlechts ist im wesentlichen eine Geschichte der Ausbildung, Verfeinerung und Vervollkommnung menschlicher Waffen, insbesondere intellektueller, zur Bereicherung menschlicher Macht, und die Taktik dieses ewigen Kampfes heißt: immer vollendetere Anpassung menschlicher Willenshandlungen und Zwecke, ein immer proportionierteres Verhältnis zwischen Energieverbrauch und jeweiligem Zweck. Das letzte Ideal dieser Kampfesmethode wird natürlich sein: die restlose Durchführung des Prinzips des kleinsten Kraftmaßes im Geistigen, d. h. ein vollkommen adäquates Anpassen von Kraftverbrauch und Zielsetzung, von Mittel und Zweck.

Können wir dergestalt von der Geschichte und nur von ihr erfahren, wie wir handeln sollen, wenn wir anders die uns von ihr aufgezeigten Tendenzen menschlichen Zusammenwirkens bewußt ausbauen wollen, so müssen wir uns vor der Übertreibung hüten, an die Stelle eines Kultus der Natur einen Kultus der Geschichte zu setzen. Gegen ein solches Verfahren würde von keiner Seite lebhaftere Einsprache erhoben werden, als — von der Geschichte selbst. Denn sie ist und bleibt die klassische Wissenschaft des Relativen. Alles, was einst als absoluter Wert gegolten, erweist sich in geschichtlicher Betrachtung als wandelbar, vorübergehend, nur für eine bestimmte Zeit und einen gegebenen Ort gültig. Die gewaltigsten Menschheitsheroen erliegen, Weltreiche gehen unter. Institutionen, die für die Ewigkeit geschaffen schienen, werden brüchig und müssen durch andere ersetzt werden. Machtvolle Dynastien sterben aus, oder sie werden durch stärkere vergewaltigt. Völker verschwinden. Selbst die chinesische Mauer wird geschleift. Auf die Geschichte läßt sich das Wort Börnes anwenden, daß nur der Wechsel beständig ist. Das kecke Paradoxon des Relativismus: Tout est relatif, et seul le relatif est absolu, gilt, wenn überhaupt, so sicherlich von geschichtlichen Erscheinungen. Hier, wenn irgendwo, behält der dunkle Ephesier Recht: „Alles fließt".

Soll also die Geschichte die Beraterin des Menschengeschlechts werden, so wird man auf absolutes Erkennen verzichten müssen, um sich mit relativen Er-

kenntniswerten zu begnügen. Denn wenn von der Geschichte gefordert wird, sie solle die Gesetze des menschlichen Zusammenlebens ermitteln, so liegt schon im Postulat der Gesetzmäßigkeit selbst eine Bedrohung ihres wissenschaftlichen Charakters. Wir lehnen daher dieses Postulat ab, wie wir alles Absolute ablehnen. Wir befragen die Geschichte nicht nach unbedingt gültigen Befehlen, sondern nur nach weisen Ratschlägen. Befehlen muß, Ratschlägen, besonders guten, soll man gehorchen. Wir deuten jene Zusammenhänge und Gleichförmigkeiten, jene ständig wiederkehrenden geschichtlichen Erscheinungen und typisch sich wiederholenden Vorgänge im geschichtlichen Leben der Völker, aus denen die Fanatiker des Historismus in übereilter Generalisierung Gesetze herauslesen, als empirische Regeln, nach denen man im wohlverstandenen Eigeninteresse handeln soll. Was die Grammatiker für die Sprache, das leisten die Soziologen für die Geschichte; jene leiten aus dem Sprachgebrauch die Regel ab, wie gesprochen, diese aus den meistbewährten Handlungen der Menschen die soziale Regel, nach welcher gehandelt werden soll. Die an der Geschichte orientierte Soziologie erweist sich gleichsam als Grammatik des sozialen Lebens. Sie bietet keine Gesetze, sondern Regeln, keine kategorischen, sondern hypothetische Imperative. Naturgesetzen muß man sich, sozialen Regeln soll man sich unterwerfen. Jene erteilen starre, unwidersprechliche Befehle, gegen welche dem menschlichen Willen kein Vetorecht zusteht, diese enthalten Maßregeln, Nützlichkeitserwägungen und Klugheitsmaximen, welche nur in der Voraussetzung gelten, daß der Mensch sein eigenes Interesse wahren, d. h. weise handeln will. Aus relativen Werten, wie sie uns die Geschichte bietet, lassen sich auch nur relativ gültige Allgemeinurteile ableiten. Die Natur ist eben ein System von ausnahmslos gültigen Gesetzen, die Geschichte ein System von beziehungs- oder bedingungsweise gültigen Zwecken. Gesetzen muß, Zwecken soll man gehorchen. Die Natur ist das Reich der mechanischen, die Geschichte die Welt der teleologischen Kausalität; jene besitzt die Wirklichkeit, diese die Wahrheit; jene zeigt uns die Einheit der Welt, wie wir sie denken müssen, diese erschließt uns ein System von menschlichen Zwecken und Werten, nach denen wir unser Handeln richten sollen; jene hat es endlich mit obersten Gattungsbegriffen — Naturgesetze sind nichts anderes — oder Ideen —, diese mit Idealen zu tun.

Wilh. Meridies: „Sicherungen.“

I.

Walter Rathenau, einer unserer besten Publizisten der Gegenwart, dessen Buch „Von kommenden Dingen“ ihn, den Großindustriellen, mit einem Schlage zur literarischen Berühmtheit machte, schrieb vor kurzem in der „Frankf. Ztg.“ einen die Beachtung weitester Kreise verdienenden Aufsatz unter obigem Titel. Gerade jetzt, wo die Rede Kühlmanns über die mögliche Dauer und Art der Beendigung des Krieges bei den Konservativen so viel Widerspruch gefunden und andererseits von den Mehrheitsparteien so eifrig auf einen Verständigungsfrieden ohne Annexionen hingearbeitet wird, dürfte er, beiden Teilen Rechnung tragend, in vieler Hinsicht aufklärend wirken; rein sachlich und weitausschauend beleuchtet er die politische Lage und Entwicklung der Dinge. Auffallenderweise urteilt Rathenau ziemlich übereinstimmend mit Paul Rohrbach, der freilich vor einiger Zeit in der „Deutschen Politik“ zu einer anderen, seiner Orientpolitik Recht gebenden Schlußfolgerung kam. Die Grundideen jedoch sind beiden gemeinsam und so einleuchtend, daß sie wirklich in Deutschland Allgemeingut zu werden verdienten. —

Wir Deutschen überließen von jeher, als unpolitisches Volk, die Bestimmung unseres Schicksals teilnahmslos einer kleinen Schicht von Berufsleuten, bis uns plötzlich die Angst und Not dieses Krieges erkennen lehrte, daß das Geschick des Staates nicht eine Fachangelegenheit ist, vielmehr das Dasein eines jeden Einzelnen einschließt. Von allen Seiten standen neue Politiker auf: Gewerbetreibende, Schriftsteller, Gelehrte, die früher ihrem Beruf, der Bildung ihres Geistes oder Vermögens lebten und jeder Beschäftigung mit Staatsgeschäften abhold waren. Emsig beginnen sie Zeitungen und Zeitschriften zu lesen, studieren Lebensläufe und Geschichtsbücher, erörtern Tagesfragen; sie finden, daß die Geschichte manches vorgearbeitet hat, daß sich aus geographischen und ethnologischen Begriffen, aus Sprüchen großer Männer mancherlei Grundsätze ableiten lassen, die auf die Gestaltung des Gegenwärtigen und Künftigen angewandt, eine Art von Politik ergeben. Ironisch bemerkt Rathenau hierzu: „Wie etwa begabte Primaner nach reichlichem Genuß dramatischer Werke einen romantischen Abschnitt ihrer geschichtlichen Lektionen in wechselnder Rede niederschreiben und eine handliche Tragödie vor sich gebracht zu haben glauben.“

So ist es durchaus nicht verwunderlich, wenn im Laufe von annähernd 50 Kriegsmonaten fünfzig große Illusionen sich des Landes bemächtigen konnten, beginnend: „in drei Monaten ist der Krieg aus,“ „die Engländer bringen kein Heer auf“, „die Franzosen halten keinen Winterfeldzug aus“ und endend: „im Februar bricht England nieder“, „im Sommer 1918 ist Friede“. Zu Anfang ist

es auch nicht bedenklich, daß jede dieser Illusionen nach verstrichenem Termin zugunsten der nächsten schmerzlos verlassen, ja später infolge kurzen Gedächtnisses von den meisten abgeleugnet wird. Bedenklicher aber ist es schon, daß eine jede dieser Illusionen fast ausnahmslos vom ganzen Volk, von oben bis unten, von Unterrichteten und Mitläufern geteilt wurde; daß man jeden verschrie und verfolgte, der sie nicht mitmachte. Rathenau sagt darüber sehr richtig: „Mangel an politischer Voraussicht kann hier direkt zur Gefahr werden; denn anzustreben ist nicht jene Stimmung, die sich an irrige Einschätzungen klammert, sondern die Zuversicht, die gleichviel in welcher Lage des Augenblicks, an die Stärke des Landes und seiner Menschen glaubt; die ihre Opfer aus tiefer Überzeugung spendet, unbeeinflußt von Erfüllungen und Enttäuschungen des Augenblicks; die nicht der täglichen Anfeuerung und Auffrischung bedarf."

Im Anschluß an politische Beurteilungen und Voraussagen muß nun, unbekümmert um jede noch so rasch erwiesene Irrung, die politische Forderung erhoben werden.

II.

Rathenau sagt: „Da unsere Kriegsführung in den besten Händen liegt, so ist diese politische Forderung nicht eine Forderung des Krieges, sondern des Friedens; da wir keinen Angriffskrieg zu führen gesonnen sind, so ist sie nicht eine Forderung von Eroberungen, sondern von S i c h e r u n g e n." — Der neuen politischen Übung ist hier, von sich das Spiel leicht machenden Sonderwünschen abgesehen, ein weites Feld bereitet. Leider wird hierbei oft verkannt, daß Politik nicht in gelehrter oder literarischer Anwendung von Grundsätzen und Regeln, von überkommenen Begriffen, Redensarten und Schlagworten besteht, sondern daß sie eine Fähigkeit und Kunst ist. „Die Fähigkeit, Dinge vorauszusehen, die noch nicht sind, und die Kunst, sie zu meistern, das ist Politik." —

Sicherungen: Es ist vorauszuschicken, daß dieser Begriff kein strategischer, sondern ein politischer ist. Hören wir Rathenau: „Es gibt kein Land der Erde, das sich beliebig lange und beliebig oft gegen eine beliebige Zahl von Gegnern halten kann. Dabei ist es ganz gleichgültig, welcher Art und Zahl seine militärischen Sicherungen sind. Eine Sicherung kann daher nur wirken unter der Voraussetzung einigermaßen ausgeglichener physischer und politischer Verhältnisse. Da aber die Beschaffung einer Sicherung auf die politischen Verhältnisse zurückwirkt, so kann es kommen, daß eine vermeintliche Sicherung zum Siegel des Verderbens wird." Und aus der Erkenntnis, daß sich die kriegerischen Machtmittel beständig und unvoraussehbar ändern; daß seine technische Führung von der bloßen Geometrie, der animalischen Kraft und der einfachen Mechanik immer mehr auf Physik und Chemie, Industrie und Wirtschaft übergeht; daß die menschliche Beanspruchung überhaupt von den Muskeln auf die Nerven gleitet, die

geistige von Zucht und Entschluß auf Verfügung und Gesinnung: aus alledem folgt für Rathenau der Satz: „Große Weltexekutionen werden sich künftig, sofern die Völker bereit sind, sie zu erdulden, in den schweigenden Formen des Wirtschaftskampfes, der Arbeits- und Leistungsweigerung vollziehen. In beiden Fällen sind geographische und geometrische Sicherungen nicht mehr, was sie scheinen." — Um nun zu ermessen, was denn eigentlich, abgesehen von inneren Kräften und Werten, die Stellung eines Staates nach außen zu sichern vermag, gibt Rathenau in dem Aufsatz ein Bild von der möglichen Kampfbereitschaft der Völker, das geradezu verblüffend wirkt, denn es zeigt, daß in Zukunft ein Rüstungswesen im bisherigen Sinne nicht mehr möglich ist. Wir wollen über diese Berechnungen Rathenaus, da sie für das eigentliche Thema „Sicherungen" nicht in Betracht kommen, hinweggehen. Nur dies sei angeführt: „Zum ersten und wahrscheinlich zum letzten Male ist es möglich gewesen, einen Krieg gegen zehnfache Nationenzahl zu führen, aus dem uns im Grunde auch bei diesem Male schon nur das Wunder der russischen Revolution errettet hat."

III.

Was ist also die Folge für die Zukunft? Politische Voraussetzung unserer politischen Existenz ist, daß es gelingt, zehnfache Koalitionen gegen uns zu verhindern (die immer wieder zur Wirklichkeit werden können). Also beruhen auch alle Sicherungen dieser Existenz auf politischer Grundlage und nicht vorwiegend auf militärischer, wie noch vielfach angenommen wird. Als Grundbegriff, von dem die Erörterung deutscher politischer Verhältnisse auszugehen hat, wenn man die Hauptgefahr der Massenkoalition in Betracht zieht, nennt Rathenau den Begriff der Erbfeindschaft. Nach verschiedenen geschichtlichen Betrachtungen über das Wesen der Erbfeindschaft und ihre Bedeutung für Deutschland, kommt er zur Gegenwart und stellt fest: „Wir haben für absehbare Zeit mit der hochgesteigerten Erbfeindschaft der Franzosen und Belgier gegen uns, der Italiener, Rumänen und Serben gegen Österreich zu rechnen. Den Gedanken, unsere und unserer Freunde Erbfeindschaften zu beschränken, hätten wir in den Vordergrund unserer Friedenspolitik stellen und im Osten damit beginnen sollen. Wir haben eine unklare Randstaatentheorie geschaffen in der Meinung, es gäbe noch einen überkräftigen Mittelpunkt, der abgedämmt werden müßte, während in Wirklichkeit ein Mosaik von Mittelpunkten entstanden ist, von denen gerade die Randelemente die organisierbarsten und darum gefährlichsten sein werden. Es wäre besser gewesen, die Entstehung neuer Erbfeindschaften, vor allem eng benachbarter, zu verhindern." Im Westen hält Rathenau, trotz des gegenteiligen Anscheins, die Dinge für indifferenter und meint, man müsse von der Voraussetzung ausgehen: Gewaltsame Angliederungen sind auch in Zukunft zulässig, wenn auf ihrer Grundlage ein Friedensschluß mit See- und Überseemächten möglich ist. Und wo gar eine unaus-

löschliche Feindschaft schon besteht, kann jedes neue Kompensationsobjekt eher die Hoffnung auf Abbau als die Furcht der Verschärfung rechtfertigen. Alles in allem bestätigt die Betrachtung des Begriffs der Erbfeindschaften von neuem, daß Sicherungsfragen politischer Ordnung sind. Zum Schluß gibt Rathenau, in der Absicht, auch hier wieder die Notwendigkeit politischer Sicherungen zu betonen, ein Bild des mutmaßlichen Verlaufs des Weltkrieges und des späteren Verhältnisses der Nationen untereinander, das zwar auf den ersten Blick bei vielen ein Kopfschütteln hervorrufen dürfte, bei näherem Zusehen jedoch als sehr wahrscheinlich anzusehen ist. Wie schon eingangs bemerkt, geht hier Rathenau vollständig einig mit Rohrbach und anderen namhaften Politikern; selbst englische Stimmen äußern sich in letzter Zeit häufiger in diesem Sinne.

IV.

Frankreich, das vor der Gefahr steht, mitsamt seinen Häfen und seiner Hauptstadt in unsere Hände zu fallen, wird sich in solchem Falle entweder mit einer Exilregierung in San Sebastian oder Portsmouth eine Okkupationsverwaltung nach belgischem Muster gefallen lassen müssen, oder eine provisorische Regierung beauftragen, den deutschen Frieden zu unterzeichnen. Für uns kommt es auf das Verhalten unserer Seefeinde an. England wird sich und der Welt eingestehen müssen, daß der Landkrieg verloren und Deutschland militärisch unbesiegbar ist. Aus der Not der Verzweiflung jedoch gebiert Britannien eine Tugend. Es wird erklären, der See- und Überseekrieg könne nicht zu Lande entschieden werden; es wird berechnen, daß zwei Millionen freiwerdende Munitionsarbeiter, verstärkt um zwei Millionen Restbestand des festländischen Ententeheeres auf der Insel verfügbar werden; die Hälfte für Schiffbau, die Hälfte für Friedensindustrie. Unter dem Schutz der Blockade wird es versuchen, die warenhungrige Überseewelt mit Frachten und Fabrikaten zu versorgen und alljährlich eine friedlich erpreßte Kriegsentschädigung von seinen Freunden einzutreiben. „Zum Kampfplatz wird der Ozean." „Inzwischen ist in Europa die Lage der Mittelmächte so beherrschend wie nie zuvor. Italien liegt wehrlos, das Mittelmeer mit allen seinen Buchten ist erschlossen, der Orient steht offen, der U-Bootkrieg ersteigt seinen Gipfel. Zum Kampfplatz wird das Mittelmeer und der Osten." „Damit beginnt der letzte, gänzlich vorbildlose und vielleicht langwierigste Abschnitt des Krieges. Die sichtbaren Berührungsflächen mit dem Feinde verringern sich, auf beiden Seiten wächst der innere Druck. Die physische Kraftentfaltung nimmt ab, der Krieg wird zur reinen Frage des Geistes und Willens. Dieser letzten Prüfung ist Deutschland gewachsen."

Wenn dann dieser Abschnitt, vielleicht erst nach vielen Jahren, zu Ende geht, dann werden manche unserer heutigen politischen Vorstellungen vergessen sein und man wird den Krieg erkannt haben, als das was er ist: Die wirtschaftliche und

soziale Revolution der Alten Welt. Man wird seine Ursachen finden in den sozialen Spaltungen und in ihren nationalistischen und imperialistischen Folgeerscheinungen. Die Sicherungen verlegen sich in das Innere der Staaten. —

Rathenau schließt seine Betrachtungen mit dem prophetischen, resigniert klingenden Satz: „Der Frieden, den wir erleben oder nicht erleben, wird ein Gesinnungsfrieden sein."

G. Buetz, Dessau:
Die wirtschaftliche Lage Japans.

Ein Wort zu den japanischen Unruhen.

Die Unruhen in Japan, welche ein Ergebnis der inneren Wirtschaftslage des Landes sind, lenken das Interesse von den Vorgängen der äußeren politischen Handlungen jenes Staates ab und führen es seiner inneren Lage zu. — Da die Vorteile, welche der Weltkrieg Japan in wirtschaftlicher Hinsicht brachte, in ihren großen Zügen bekannt sind, sollen jene in dieser kurzen Untersuchung nur im Wege des Vergleiches herangezogen werden, während das Hauptaugenmerk auf diejenigen Nachteile gelegt werden soll, welche dem japanischen Wirtschaftsleben durch eine fast vierjährige Hochkonjunktur erwuchsen.

Will man einen Überblick über die heutige wirtschaftliche Lage Japans gewinnen, erinnere man sich dessen, daß Japan in dem vierjährigen Zeitraume des Weltkrieges wirtschaftlich wie wirtschaftspolitisch eine Entwicklung erlebte, welche sich gemeinhin auf eine erfolgreiche Entwicklung zweier Generationen zu verteilen pflegt. Japan hat seine in den Anfängen begriffene Industrie in vier Jahren zu einer hohen Leistungskraft emporgearbeitet, Japan hat eine Reihe völlig neuer Industriegruppen geschaffen, Japan hat, um seine sprunghaft entwickelte Industrie speisen zu können, die Schätze seines Bodens in zuvor ungeahntem Umfange nutzbar zu machen gesucht. Japan hat seine händlerische Einflußzone, die zuvor Asien und im ganz beschränkten Maße und nur für gewisse Artikel Europa hieß, auf Australien, Afrika und Süd- wie Mittelamerika übertragen. Ein Importland europäischer Waren und mittelamerikanischer Rohstoffe vor dem Weltkriege, ist Japan heute ein Exportland von Waren, Rohstoffen und Lebensmitteln geworden. Eine derartige Umwertung aller Werte muß naturgemäß ihre Gefahren mit sich bringen. Japans Wirtschaft ist heute gleich einer Riesenblüte, die auf einem halmdünnen Stengel thront. Weder die Finanzkräfte noch der innere Aufbau des Staates haben sich der gewaltsamen Bewegung anzupassen vermocht. So mußten sich die Schatten bilden, jene Gefahren naherücken,

die Japan heute umlauern. Das Reich hat ja seine Ziele, für seine Kraft bemessen, in das Gigantische gesteckt. Während man eine innere wirtschaftliche Expansion von unerhörter Schnelligkeit vornahm, schickte man sich zur gleichen Zeit an, China zu unterwerfen. In die Sprache der Weltwirtschaft umgesetzt, heißt das: man schoß China Gelder vor, bewilligte ihm hohe Anleihen, brachte sich durch Aktienankäufe in den Besitz chinesischer Bahnen und Bodenschätze, kaufte wirtschaftlich wertvolle Gebiete auf, übernahm pacht- und kaufweise chinesische Industrieanlagen und Gebäude. Dem Gelde ließ man seine Techniker, seine Ingenieure, seine Kaufleute und seine Beamten folgen. Das gleiche Spiel wie in China versucht man ja, wenn auch im Miniaturstile, in den russischen Amurprovinzen und in dem Zentrum von Wladiwostok zu treiben. Um einen Beweis für die aufgestellten Behauptungen zu geben, mögen hier einige Ziffern folgen. Sie belegen trotz ihrer Kürze wohl das Gesagte in aller Klarheit.

Nach Japan Financial and Economic Monthly, Bd. 9, Nr. 8, stellte sich die Entwickelung des japanischen Handels in der folgenden Weise dar. Es wurden ein- und ausgeführt im Werte von Millionen Yen:

Einfuhr:

1913	1914	1915	1916 (1. Halbj.)	1917 (1. Halbj.)	1918 (1. Halbj.)
669,921	553,786	448,498	380,440	447,948	658,793

Ausfuhr:

1913	1914	1915	1916 (1. Halbj.)	1917 (1. Halbj.)	1918 (1. Halbj.)
571,270	539,374	636,885	469,565	708,519	786,239

Während in dem ganzen Jahre 1913 die Einfuhr Japans nur 669 Millionen Yen betrug, belief sich die Einfuhr eines halben Jahres 1918 schon auf 658 Millionen Yen, also annähernd die Summe, die im Frieden in einem Jahr zur Einfuhr genügte. Während im Frieden die Einfuhr nach Japan die Ausfuhr des Staates überwog, im Jahre 1913 hatte man, wie obige Ziffer zeigt, für 98 Millionen Yen mehr Waren ein- als ausgeführt, hatte man in dem ersten Halbjahr 1918 bereits um 215 Millionen Yen mehr ausgeführt, als in der Dauer des ganzen Jahres 1913! Im ersten Halbjahr 1917 hatte Japan schon für 261 Millionen Yen mehr Waren aus- als eingeführt. Das Überwiegen der Ausfuhr tritt klar hervor.

Ebenfalls an der Hand der japanischen Ausfuhrstatistik läßt sich die Ausweitung des japanischen Handelsgebietes belegen. Der Handel mit Nordamerika, welcher 1913 einen Wert von 168,724 Millionen Yen erreichte, belief sich in dem ersten Halbjahre 1917 schon auf 200,167 Millionen Yen, die Ausfuhr nach Südamerika, die 1913 den Wert von 1,587 Millionen Yen ausmachte, belief sich im ersten Halbjahr 1917 auf 2,616 Millionen Yen. Noch stärker fällt das Anwachsen des Handels mit Afrika in das Auge. Im Jahre 1913 hatte man eine

Ausfuhr, die nur 1,587 Millionen Yen ausmachte, im Jahre 1917 belief sich in den ersten 6 Monaten die Ausfuhr schon auf 7,094 Millionen Yen! Trotz des Ausfalles des Handels mit Deutschland, Österreich-Ungarn und Belgien — die Ausfuhr nach jenen Ländern hatte sich auf 16,194 Millionen Yen 1913 belaufen — hat sich auch der Europahandel des gelben Mannes steigern können. Im Jahre 1913 belief sich der Wert der japanischen Ausfuhr nach Europa auf 132,290 Millionen Yen, im ersten Halbjahre 1917 hatte man nach Europa schon für 157,687 Millionen Yen Ware versandt.

Um einen Einblick davon zu geben, in welcher Weise Japan, das 1900 erst 2084 Fabriken mit Dampfbetrieb besaß, sich industriell entwickelte, mögen folgende Zahlen gegeben werden. Nach einer russischen, in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" wiedergegebenen Meldung (23. 9. 16) arbeiteten im Sommer 1916 rund 9500 Fabriken mit etwa 250 000 Arbeiterinnen für die Herstellung von Kriegsmaterial. Nach „Japan Chronicle" hatte das Land 1916 bereits Aufträge im Werte von 240 Millionen Yen für Kriegs-Industriearbeit. Japan, das 1900 über ganze 859 Handelsdampfer verfügte, lieferte im Laufe 1918/19 nicht weniger als 66 Dampfer vertragsweise für Kriegszwecke. Diese 66 abgegebenen Dampfer sind nur um 20 000 Tonnen im Raumgehalt geringer, als die ganze Flotte Japans 1900 ausmachte! Japan, das 1900 nur 6,2 Millionen Kwanne (1 Kwanne = 3,75 kg) Eisen und 40 Millionen Kin (1 Kin = 0,6 kg) Kupfer und 3,3 Millionen Kin Blei erzeugte, hat nach den neuen Handelsausweisen 1917 für 570 172 t Gußeisen, für 50 895 t Gußwaren, für 599 990 t Bleche, Platten und Formeisen erzeugt.

Die Ausweitung des japanischen Handelslebens in diesen Formen mußte naturgemäß eine Überspannung aller wirtschaftlichen Kräfte hervorrufen. Jede Hemmung, die dem überreizten Wirtschaftskörper begegnete, mußte so von einer Wirkung sein, die über das Maß der Ursache herausging. An diesen Hemmungen hat es nicht gefehlt, und ihre Wirkungen sind ja auch nicht ohne Schaden vorübergegangen.

Zunächst war es die Transportnot, welche eine Krisenstimmung im Beginne des Jahres 1917 hervorrief. Eines der besten Kriegsgeschäfte hatte Japan mit Rußland gemacht. Die russischen Verkehrsnöte wirkten in sehr scharfer Form auf Japan ein, da die bestellten Waren von der sibirischen Bahn nicht abtransportiert werden konnten. Die in Wladiwostok, in Charbin und bei den Umladestationen des Amurgebietes sich bemerkbar machenden Güterstauungen wirkten auf den japanischen Verkehr zurück. Bald kam es auch hier zu einer Transportkrisis, die um so schwerer zu tragen wurde, als Japan ohnehin nicht in der Lage war, ohne alle Hemmungen der gewaltigen Ansprüche Herr zu werden, welche die erwachte Kriegskonjunktur an den Verkehr stellte. Zunächst bemühte man sich, die Küstenschiffahrt zur Entlastung des Binnenverkehres heranzuziehen, da aber die Küstenschiffahrt dem Friedensstande gegenüber herabgemindert worden war,

genügte auch sie nicht den Forderungen; im Gegenteil der Transportnot im Inlande folgte jene der Küstenfahrt. Die Küstenschiffe waren, soweit nur möglich, zur großen Fahrt herangezogen worden, um dem Tonnagebedürfnis gerecht zu werden, man hatte sie in der wilden Fahrt eingestellt und somit die Leistungsfähigkeit des Küstentransportes bedenklich herabgemindert. Infolge der allgemeinen Verkehrsstockung wurde nicht nur der Warentransport behindert, auch die industrielle Zufuhr litt. Japan hat für die Industrie seine regelrechte Rohstoff- und Kohlennot gehabt. Die Stimmung wurde nervös, die Haltung des Marktes schwankend.

Nun gelang es zwar, eine Reorganisation des Verkehrswesens herbeizuführen, doch die Zustände in Rußland brachten neue Erschütterungen der Lage. Die langsam eingeebbte Unsicherheit machte einer neuen schwankenden Stimmung Platz. Der Ausbruch der russischen Revolution beraubte Japan seines besten Kunden. Hinzu kam, daß man in ein gespanntes politisches Verhältnis zu den Vereinigten Staaten geriet, dessen äußeres Ergebnis sich schließlich in der Sperrung der amerikanischen Stahllieferung dokumentierte. Die damalige heftige Erregung innerhalb der Handelskreise zeigte, in welchem Maße die händlerische Überspannung bereits auf das Wirtschaftsleben Japans einzuwirken begann. Die nervöse Unsicherheit mehrte sich. Infolge der dauernden Not an Schiffsraum vermochte man die Waren der neugeschaffenen Industrien, die vorzugsweise für Afrika und Australien wie Südamerika bestimmt waren, nicht in der wünschenswerten Menge unterzubringen, die Ausfuhr nach China ließ aus politischen Gründen nach, der Handel mit den Vereinigten Staaten stand unter dem Eindrucke des Kriegszustandes dieses Staates. Die industrielle Rohmaterial-Einfuhr, vorzugsweise jene an Wolle und Eisen, verminderte sich wachsend. Das erlassene Goldausfuhrverbot der Vereinigten Staaten von Amerika bedrohte die Einfuhr der indischen Baumwolle. Ein Ausfuhrverbot für Gold war Japans Antwort. Der Panik an der Börse fielen einige Baumwollhändler zum Opfer. Am schwersten aber war es, die Einfuhrverbote der Vereinigten Staaten und Großbritanniens zu ertragen. Ein Rückgang der Ausfuhr war nicht mehr zu vermeiden. Es muß bedacht werden, daß, nachdem man den russischen Abnehmer verloren hatte, man in Amerika einen weiten Ersatz zu finden geglaubt hatte, denn wenn auch Frankreich mit großen Bestellungen auftrat, so lagen hier doch die Verhältnisse hinsichtlich der gefahrvollen Verschiffung wie ihrer großen zeitlichen Inanspruchnahme bei weitem ungünstiger. Der Ausfuhrhandel mit den Vereinigten Staaten hatte 1917 die Höhe von 478 Millionen Yen erreicht, während man 1913 nur eine Ausfuhr von 163 Millionen Yen diesem Lande gegenüber zu verzeichnen gehabt hatte. Die amerikanischen Einfuhrbeschränkungen im Auslande zu ersetzen, war nicht möglich. An den Handelsausweisen kennzeichnet sich der Rückgang der Ausfuhr ganz augenscheinlich, denn obgleich über 3/4 aller Ausfuhrwaren Japans für 1918 eine weitere und nicht unerhebliche Steigerung der Preise

aufzuweisen haben, ist die Ausfuhr doch hinter der Einfuhr zurückgeblieben. Japan hat seit dem Frühjahr 1918 mit einem erneuten monatlichen Einfuhrüberschuß zu rechnen. Die Exportindustrie sah nunmehr keinen anderen Ausweg, als sich im Lande selber einen Abnehmer zu sichern. Wie in den Vereinigten Staaten von Amerika wurden die Heeresindustriellen die besten Kriegsstützen. Börse und Industrie unterstützten weitgehendst die sibirische militärische Intervention!

In der sprunghaften Weise, in welcher Japan seine Kriegsgeschäfte betrieb, bei der inneren Unentwickeltheit, welche dem japanischen Handelsleben innewohnt, bei der Kapitalarmut von Industrie und Staat — als der Weltkrieg begann, war Japan der bestverschuldete Staat — mußte die Spekulation an sich eine große Rolle in dem Kriegswirtschaftsleben spielen. Der Faktor Spekulation aber wurde durch die stets von den Ereignissen der Kriegslage der mit Japan kontrahierten Staaten abhängige Konjunktur noch mehr in Aktion gesetzt. Die schwankende Lage des Marktes bot die besten Handhaben hierzu. Japan hat denn auch infolge des Mangels an einer ausgeglichenen inneren Reife, wie sie eine geregelte Wirtschaftskultur mit sich bringt, amerikanische Zustände insoweit gesehen, als die Hochkonjunktur des Wirtschaftslebens eine allgemeine Hebung der Volkswohlhabenheit nicht brachte. Unvorbereitet auf derartige Expansionen, innerlich noch asiatisch kultiviert, hat man von seiten des Staates nicht über diejenigen Mittel, Wege und gesetzlichen wie sittlichen Handhaben verfügt, die eine allgemeine Beteiligung des Landes an dem Kriegsgeschäfte gewährleistet hätten. Die Verdienste, welche das Kriegsgeschäft mitbrachte, befruchteten nicht das ganze Land, gaben nicht den unteren Volksklassen reiche Verdienste, sondern häuften sich in wenigen Händen auf. Der Mittelstand und die Arbeiterbevölkerung blieben in ihrer wenig günstigen Lage. Ihr Anteil an der Kriegskonjunktur bestand darin, sich mit der Teuerung, die in dem Lande Einzug gehalten hatte, auseinander zu setzen.

Das Eindringen teuerer Preise in das Land konnte Japans Regierung nicht vermeiden. Diese Teuerung war eine ökonomische Folge der Zustände Europas. Vermieden aber hätten jene Preissteigerungen werden können, welche die Spekulation hervorbrachte. Bei einer Zügelung der Kriegskonjunktur wäre es auch vermeidbar gewesen, jener Preise Herr zu werden, die sich aus dem Übermaß der Produktion heraus entwickelten. Vor allem hätte man das Steigen der Lebensmittelpreise zu regulieren vermocht, wenn es nicht das Trachten Japans gewesen wäre, Vorteile auf allen Linien zu erreichen. Man hat eine Lebensmittelausfuhr von seiten des Staates zugelassen, die in keinem Verhältnisse zu den Vorräten und der landwirtschaftlichen Produktionskraft Japans stand. Rußlands Heere sind mit japanischem Reis, Tee, Bohnen und Zucker verpflegt worden, die englischen Truppenmassen in Mesopotamien und in Tripolis sind mit japanischen Lebensmitteln versorgt und japanische Futtermittel mußten in jene Heerlager entsandt werden. Die hierdurch hervorgerufene Preissteigerung wurde um so

stärker, als ein tatsächlicher Mangel an Waren eintrat, vornehmlich der Reis, die Volksnahrung, war nicht mehr in der notwendigen Menge erlangbar.

Die Regierung hatte sich zunächst bemüht, die Lebensmittelpreise trotzdem in erträglichen Bahnen zu halten. Als aber der Rückgang der Ausfuhr begann, die Unsicherheit den Markt beherrschte, sah sich die Regierung angesichts der drohenden Krise gezwungen, den Lebensmittelmarkt preiszugeben. Man unterstützte die Ausfuhr durch finanzielle Machinationen, man trat zwar den offenkundigen Spekulationen auf dem Lebensmittelmarkte entgegen, vermochte aber nicht, sonst entscheidend einzugreifen. Die Folge hiervon war, daß die Preise sich in keinem Verhältnis mehr zu den Verdiensten der unteren Bevölkerung stellten. Es kam zu Unruhen, die in der Form von Streiks ihren Ausdruck fanden. Im Jahre 1915 hatte die japanische Industrie im ersten halben Jahre 80 Streiks zu verzeichnen, im Jahre 1916 bereits 100. Im Jahre 1917 aber hatte man 180 Streikbewegungen.

Japan hatte im Kriege bisher keinen Mangel an Arbeitskräften, weil Japan ein Kriegsheer nicht aufzustellen hatte. Japan hat an sich eine starke Bevölkerung, diese Bevölkerung hat im wachsenden Maße zur Auswanderung hingedrängt. Diese Auswanderung aber war durch den Krieg zum überwiegenden Teile gesperrt. Das große Angebot an Arbeitskräften wie an Beamtenpersonal hatte eine Steigerung der Löhne hintenan gehalten. Soziale Maßnahmen, welche die Lage der Bevölkerung zu erleichtern in der Lage sind, kann man in Japan bisher kaum antreffen. Durch Unterstützungen die Kriegsteuerung auszugleichen erschien dem Staate bei seiner starken finanziellen Inanspruchnahme nicht möglich. So begann denn jenes Elend um sich zu greifen, dessen Folgen die Reisrevolten sind, von denen die Zeitungen zu melden hatten. Die Preise sind überraschend gerade in den letzten Monaten gestiegen. Die Lebensmittelspekulationen boten den Kreisen, die an dem Kriegsgeschäfte keine lohnende Beteiligung mehr zu finden Gelegenheit hatten, einen guten Ersatz. Für die Exportfirmen wurden Lebensmittel zu den immer noch rege nachgefragten Gütern. Beim Kriegsbeginn die Ziffer auf 100 angenommen, stand die Quote im März 1918 auf 242,6. Nach den Berichten der Bank von Japan haben sich die Hauptnahrungsmittel in der folgenden Weise verteuert. Berechnet für den Monat Dezember stand

	1914	1917		1914	1917
Reis	106	199	Kohle	144	357
Weizen . . .	144	207	Petroleum . .	158	227
Mehl	160	234	Holzkohle . . .	92	237
Zucker	245	274	Baumwolltuch .	85	209
Tee	112	140			

Das Vorgehen Japans in Sibirien hat infolge der eigenen Heeresaufkäufe die Nahrungsmittel im Preise noch höher getrieben. Teilweise ist vor allem

das Gut überhaupt nicht mehr käuflich, so daß im Sommerausgang 1918 eine teilweise aufgetretene Hungersnot zu melden war.

Einsichtige Kreise haben in Japan selbst bereits im Ausgange des Jahres 1916 auf die allgemeine Überspannung der wirtschaftlichen Kräfte des Landes hingewiesen. Der in das Rollen geratene Stein hätte damals vielleicht noch aufgehalten werden können. Heute ist Japan hierzu nicht mehr in der Lage, denn es hat sich in seinen eigenen Netzen verstrickt. Es wird zweifellos von der Länge und der Art des Kriegsausganges abhängen, wie Japan über seine inneren Krisen hinwegkommen wird. Anscheinend rechnet man zunächst selbst mit bevorstehenden äußerst schweren Zeiten.

Universitätsprofessor Dr. Bergsträßer: Die Weißrussen und die östliche Abgrenzung Polens.

Die Bestimmungen des Friedens mit der Ukraine über das Cholmer Land haben die Frage der östlichen Abgrenzung Polens von neuem als wichtiges politisches Problem gekennzeichnet; sie haben, auch wenn durch die nachträgliche Modifikation der Grenze noch Änderungen im Einzelnen stattfinden werden, doch die Grundlinie für den südlichen Teil der Ostgrenze Polens gezogen. Je mehr die Polen selbst ihre Unzufriedenheit mit dieser Linie schroff ausdrückten — sie machen ja im Grunde nicht nur auf das Cholmer Land, sondern, wie der Abgeordnete Seyda betonte, auch auf die Poleßje Anspruch, desto mehr haben polenfreundliche Kreise hervorgehoben und befürwortet, daß man die Polen wenigstens im nördlichen Teile ihrer Ostgrenze entschädigen müsse, indem man ihnen hier ein Siedlungsland zuweise.

Das ist begründet worden damit, daß es im eigensten Interesse der Polen liege, wenn man ihnen nach Osten hin Aufgaben zuweise; überdies, so sagen die Verfechter der ostpolnischen Zukunft, sei das Land jetzt schon so stark bevölkert, daß es aus wirtschaftlichen Gründen eines Abflußgebietes dringend bedürfe. Nun ist es ja an sich zweifelhaft, ob nicht eine Intensivierung des landwirtschaftlichen Betriebes auch in Polen noch Raum für weitere Bauernmassen schaffen würde, auch wird wohl die Durchführung der vollen Judenemanzipation in Rußland eine Abwanderung des jüdischen Proletariats aus den Industriezentren Polens zur Folge haben; aber auch wenn wir diese Gesichtspunkte zunächst einmal ausschalten, werden wir uns, wie bei allen polnischen Ansprüchen, zu fragen haben, ob sie ethnographisch berechtigt sind oder nicht.

Das dem eigentlich polnischen Siedlungsgebiet nordöstlich vorgelagerte Land ist bewohnt von den Weißrussen. Jede ethnographische Karte gibt darüber Aufschluß und Karten der verschiedensten nationalen Herkunft unterscheiden sich in ihren Ergebnissen nur wenig.

Die Weißrussen sind ein selbständiges slawisches Volk. Ihr Eintritt in die Geschichte vollzog sich früher als der der Großrussen; sie wohnten schon zu Beginn ihrer geschichtlichen Zeit in demselben Gebiet wie jetzt und sind als Kriwitschen an der Bildung des Kiewer Staates, der ersten großen politischen Zusammenfassung slawischen Volkstums, beteiligt, in naher Verbindung mit den Ruthenen, die die eigentlichen Träger dieses Staates waren. Dem Kiewer Staate haben sie bis zu seinem Zerfall angehört; in jener Zeit schon kamen sie zu einer ziemlichen kulturellen Entwickelung; auch fand das Christentum damals schon (um das 10. Jahrhundert) bei ihnen Eingang. Als der Kiewer Staat dem Einfall der Mongolen zum Opfer fiel, gelang es den Litauern vom Westen her ihre Herrschaft auszudehnen und so ziemlich das ganze weißrussische wie auch einen Teil des kleinrussischen Gebietes an sich zu reißen. Innerhalb dieses damaligen litauischen Reiches blieben aber die Weißrussen gegenüber den Litauern nicht nur zahlenmäßig, sondern auch kulturell überlegen; so wurde das Weißrussische Amtssprache im Großfürstentum Litauen und blieb es bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts. Erst 1696 wurde es durch einen Beschluß des polnischen Reichstages von der polnischen Sprache abgelöst.

Die Weißrussen behielten nur ihre selbständige Sprache und bewahrten ihre Nationalität; dies um so leichter, als sie kirchlich von den Litauern wie von den Polen getrennt waren, denn sie hatten das Christentum von Byzanz her empfangen und sich dem Schisma, der Trennung von Rom, angeschlossen. In der Folgezeit jedoch gelang es der katholischen Kirche mit einem Teil der griechischen Kirche zu einem Ausgleich zu kommen; Rom bewilligte Priesterehe und Abendmahl in beiderlei Gestalt sowie die slawische Sprache im Gottesdienst, dafür erkannte die sich von der byzantinischen Kirche abzweigende unierte Kirche, die Uniaten, die Hoheit des Papstes an (1453). Ein Teil der Weißrussen machte diese Entwicklung mit, die sie den Polen und den Litauern etwas näherte, sie aber vor allem scharf von den Großrussen trennte. So blieben sie beiden gegenüber etwas Selbständiges.

Das Hauptsiedlungsgebiet der Weißrussen sind die Gouvernements Minsk, Mohilew, Witebsk, der östliche Teil von Wilna und der nördliche von Grodno; über dieses stoßen sie in das zu Kongreßpolen gehörige Gouvernement Suwalki spitz vor; ein Teil des Kreises Augustowo ist weißrussisch. Östlich greifen die Weißrussen in die Gouvernements Smolensk und Tschernigow über.*) Wichtig

*) Vergleiche hierzu die einschlägigen Karten des Atlas „Völkerverteilung in Westrußland", Verlag der Kownoer Zeitung 1916.

ist, daß diese Gebiete ziemlich geschlossen weißrussisch sind; die Landbevölkerung ist so gut wie einheitlich und nur die Städte sind mit polnischen und jüdischen Anteilen durchsetzt, die allerdings häufig die Überzahl haben. Dies hängt aufs engste mit der wirtschaftlichen Gliederung der Weißrussen zusammen. Sie sind ein ausgesprochenes Bauernvolk. 76 Proz. der Bevölkerung sind in der Landwirtschaft beschäftigt. Zum Teil ist dies eine Folge des wirtschaftlichen Charakters ihres Siedlungsgebietes, das nicht zu den fruchtbareren Teilen Rußlands gehört; es ist reich an Wäldern und Sümpfen, die mit leichten Sandböden abwechseln. Sind schon diese Daseinsbedingungen ungünstig, so kommt der gering entwickelte Verkehr, der Mangel nahe gelegener Absatzgebiete hinzu, wodurch sich die Kapitalarmut des Landes erklärt. Darum haben sich auch die Industrien, die an sich hier einen Boden hätten finden können, nicht entwickelt. Geschichtliche Ursachen spielen mit; in der Zeit der polnischen Herrschaft ist ein Teil des Bodens in polnische Hand gekommen, in der er sich noch jetzt in der Form des Großgrundbesitzes befindet; als dann später durch die russische Gesetzgebung den Polen weiterer Grunderwerb verboten wurde, strömte ein Teil der grundbesitzenden Familien, vor allem die jüngeren Söhne, in die Städte und bildete da den höheren Mittelstand; ihre wirtschaftliche Lage erlaubte ihnen das, während der arme weißrussische Bauer sich diesen Luxus nicht leisten konnte; ihm fiel es sogar schwer, mit dem auch nicht sonderlich kapitalkräftigen Juden in den Städten zu konkurrieren. So fehlte dem weißrussischen Volkstum lange der soziale Oberbau, er ist auch heute noch dünn; dagegen strömten Arbeitskräfte in die Industriezentren, vor allem nach Petersburg ab, wo sie vielfach dem eigenen Volkstum verloren gingen. Trotzdem haben sich die Weißrussen in der beträchtlichen Zahl von etwa 7 bis 8 Millionen erhalten.

Das ist um so bedeutsamer, als seit der Vereinigung Weißrußlands mit dem großrussischen Reiche im Jahre 1772 (erste Teilung Polens) von der Regierung alles geschehen ist, um die nationale Selbständigkeit der Weißrussen zu brechen. Sie hat ihnen gegenüber dieselbe Politik angewandt, die sie gegen alle Nationalitäten befolgt und die ihren letzten Grund darin hat, daß der eroberungssüchtige Großrusse mit jeder neuen Eroberung immer wieder Gefahr lief, in seinem eigenen Reiche rettungslos zur Minderheit zu werden. Man hatte wohl die Hoffnung, bei den Weißrussen schnell zum Ziele zu kommen, da die Stellung dieses Volkstums zwischen Groß- und Kleinrussen sie immerhin zum nächsten Verwandten des herrschenden Volkes machte. Man bezeichnete als dialektische Verschiedenheit, was doch ein tieferer Unterschied der Sprache und des Wesens war, und sah den Haupthinderungsgrund in der anderen Konfession. Sie bekämpfte man also zunächst und mit dem einfachen Mittel, das dem Großrussen so geläufig ist, dem Zwang. Im Jahre 1839 wurde die unierte Kirche in Rußland aufgehoben, die Zugehörigkeit zu ihr unter Strafe gestellt, ihre bisherigen Anhänger kurzer Hand als Orthodoxe erklärt. Formell gelang dieser Streich, indem die alte

Kirche verschwand; äußerlich, aber doch nicht aus dem Herzen. Noch in den sechziger Jahren fanden Strafexpeditionen statt, um die hartnäckigen Untertanen zur orthodoxen Kirche „zurückzuführen", und selbst als 1905 die Glaubensfreiheit in Rußland eingeführt wurde, blieb die unierte Kirche verboten, so daß eine größere Anzahl Weißrussen (man schätzt sie auf 200 000) zum Katholizismus übertraten.

Die Verfolgung der unierten Kirche hatte die Nebenwirkung, daß die Weißrussen, schon durch Übertritte, den katholischen Polen genähert wurden, sich deren Opposition gegen die Regierung anschlossen. Zeitweise gehen beide direkt zusammen, beim Aufstand von 1863 erlassen die Polen Aufrufe in weißrussischer Sprache; der Wilnaer Lehrbezirk (Provinzialschulkollegium) erkennt das Recht der Weißrussen auf ihre Muttersprache in der Schule an, es werden auch weißrussische Schulbücher herausgegeben; aber die Petersburger Zentralbehörde schob sogleich einen Riegel vor und machte alle diese Freiheiten rückgängig. Im Gegenteil, 1865 wurde der Gebrauch der weißrussischen Sprache nicht nur in der Schule, sondern in jeglichem Druckwerk untersagt; die weißrussische Bewegung, die eben begonnen hatte, verstummte wieder auf Jahre hinaus.

Und doch liegen in den sechziger Jahren die Wurzeln der zukünftigen Arbeit; die Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) hatte zur Folge, daß sich ein weißrussisches Kleinbürgertum bildete, das seinen Kindern seit Beginn der achtziger Jahre den Aufstieg in die Intelligenz ermöglichte; sie wurden als Studenten oder in der Vorbereitungszeit zum Lehramte mit dem modernen Geistesleben, mit nationalen, liberalen und auch sozialen Gedankengängen bekannt; es bildeten sich politisch gerichtete weißrussische Studentenvereine in Petersburg und Moskau; damit erwies sich die Nationalität doch so stark, daß sie für diese neue Jugend zum Bindemittel wurde; das war entscheidend für die Zukunft; hier entstanden Führer. Die Studentenvereine gaben Volksschriften heraus, Ende der achtziger Jahre wurde sogar in Minsk eine illegale Zeitung — „Homan" — gegründet, deren Tendenz war, das Volk zu heben, die Regierung zu bekämpfen. Ende der 90er Jahre griff die Bewegung dann auf die Mittelschulen und auf die Lehrerseminare über, was ja für alle oppositionellen Strömungen in Rußland ein bezeichnendes Stadium ist. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution bildete sich, 1902, eine „Gesellschaft der weißruthenischen Volksaufklärung"; 1903 die erste parteiähnliche Organisation, die „weißruthenische soziale Genossenschaft". Sie hatte einen sozialistischen Einschlag und fand Anhänger unter den Bauern, deren Bedürfnisse sie mit einem agrarsozialistischen Programm entgegen kam. In der Revolutionszeit entstand dann ein weißrussischer Bauernverein. Dieser stellte auf einer Tagung in Wilna 1905 ein vollständiges nationales Programm auf: Anerkennung der nationalen Rechte der Weißrussen, politische Selbständigkeit und Selbstverwaltung mit eigenem Landtag (Seja), nach Art des finnländischen. Durchgesetzt wurde dieses Programm nicht, die Reaktion zerstörte diese, allerdings

überaus weitgehenden Hoffnungen; nicht einmal weißrussische Schulen wurden erlaubt; die Vereine wurden verfolgt, ihre Führer nach Sibirien verbannt, soweit es ihnen nicht gelang, nach Galizien zu fliehen, wo sie bei den Ruthenen gute Aufnahme fanden. Die einzige Errungenschaft der Revolutionszeit blieb die Erlaubnis, Druckschriften in weißrussischer Sprache herauszugeben, obwohl auch sie durch die Verwaltungspraxis und die Schikanen der politischen Polizei in stärkstem Maße beschnitten wurde.

Trotzdem entstanden in Wilna, Minsk, Petersburg weißrussische Verlagsgesellschaften, die Kalender, belehrende Schriften und allerlei Volksliteratur herausgaben. In Wilna erschien sogar seit 1906 die erste legale weißrussische Zeitung, die Nasha Niwa (Unser Acker), gedruckt in lateinischer und cyrillischer Druckschrift. Sie hatte 3000—5000 Auflage und wurde durch zwei Zeitschriften in Minsk ergänzt, „Socha" (Pflug), eine landwirtschaftliche, und das Jugendblatt „Lutschink" (Kienspan), beide mit etwa 3000 Auflage. Für die Haltung der „Nasha Niwa" ist bezeichnend, daß sie während des Krieges den Standpunkt unbedingtester Opposition vertrat; das Land solle seine Kräfte nicht dem Kriege, sondern innerer Kulturarbeit widmen; sie sprach auch in bezug auf den Krieg nie von „wir", sondern immer nur von „sie"!, die Großrussen, damit hervorhebend, daß die weißrussische Nationalität ihrer Meinung nach mit diesem Kriege nichts zu schaffen habe. Sie betrachtete ihn als einen großrussischen Eroberungskrieg und das war er ja auch. Bedeutung für die Weißrussen im Sinne der „Nasha Niwa" gewann er erst, als die deutschen Truppen ins Siedlungsgebiet der Weißrussen einrückten und es zu einem bedeutenden Teile besetzten.

Die deutsche Verwaltung erlaubte nach dem Grundsatze völliger Parität den Nationalitäten gegenüber den Weißrussen die Herausgabe einer eigenen Zeitung, des „Homan" in Wilna, und hat vor allem weißrussische Schulen gegründet, in Wilna sowie in Grodno im ganzen Gouvernement; schon während des Krieges geht hier die deutsche Verwaltung weiter, als es die russische im Frieden je tat, sie erkennt die Weißrussen als Nationalität an. Eine Wirkung dieser neuen Verhältnisse mag es mit gewesen sein, daß im Laufe des Krieges der Gegensatz, der früher zwischen katholischen und orthodoxen Weißrussen bestand, im besetzten Gebiete mehr und mehr zurücktrat; sie arbeiten hier jetzt nebeneinander in kulturpolitischen Bestrebungen und den vielen Hilfsorganisationen, die durch den Krieg nötig geworden sind.

Mit der russischen Revolution ist natürlich auch der Teil der Weißrussen in Bewegung gekommen, der damals hinter unseren Linien lebte. Im April 1917 tagte in Minsk ein weißrussischer Kongreß, der sich für eine föderative russische Republik aussprach, innerhalb deren Weißrußland, als eine national-kulturelle Einheit, eine völlige Autonomie erhalten müsse. Im Anschluß an diesen Kongreß bildete sich ein weißrussisches Nationalkomitee. Es berief zum August einen Dele-

giertenkongreß aller weißrussischen Parteien und Organisationen. Er beschloß die Einberufung einer nationalen Zentralrada und verhandelte unter anderem über die Gründung einer weißrussischen Universität und anderer Bildungsanstalten, lehnte aber die Bildung einer nationalen Armeegruppe noch ab. Man scheint in den leitenden Kreisen bald darauf gefunden zu haben, daß das ein Fehler gewesen sei, denn unter der fortschreitenden Zersetzung des Heeresgefüges litt Weißrußland schwer, so daß die leitenden Stellen dem Vorparlament im Oktober eine Beschwerde über die Zügellosigkeit der Truppen überreichten und jetzt die Zusammenziehung der über das ganze Reich zerstreuten weißrussischen Soldaten in ihre Heimat verlangten. Seitdem fehlten längere Zeit zuverlässige Angaben. Indirekt schien aus den Nachrichten über die polnischen Truppenverbände im weißrussischen Gebiete hervorzugehen, daß diese weißrussische Bewegung entweder an sich zu schwach war, oder es nicht verstand, sich im geeigneten Augenblick wenn auch primitive militärische Machtmittel zu sichern.

Unstreitig haben die Polen sich dadurch zeitweise einen gewissen überwiegenden Einfluß und eine relative Anwartschaft auf dieses Gebiet geschaffen; aber man muß sich immerhin darüber klar sein, daß sie, soweit die nationalpolnischen Truppen in Betracht kommen, rein temporär ist, und daß alle weitergehenden polnischen Ansprüche auf Weißrußland nicht mehr Recht für sich aufweisen können, als die auf Cholm, Poleßje und große Gebiete des westlichen weißrussischen Siedlungsgebietes sowie Litauens geltend gemachten; hier ist der Pole durch viel Großgrundbesitz und eine, allerdings durch das Judentum geschmälerte bürgerliche Schicht in den Städten vertreten; ethnographisch sind seine Ansprüche also ohne Zweifel nicht zu halten; sie liegen nur in der Geschichte — und liegen vielleicht im Zuge praktischer Entwickelung. Über das letztere wäre zu streiten.

Die Führer der Weißrussen haben, seitdem durch den letzten deutschen Vormarsch fast ihr ganzes Gebiet von uns okkupiert ist, weitere Versuche gemacht, ein selbständiges Staatswesen zu begründen. Sie haben das insofern an einem praktischen Punkte begonnen, als sie mit ihrem Nachbar, der Ukraine, über gegenseitige Ausdehnung und Grenzen verhandelt haben. Man hat dabei festgestellt, daß strittige Punkte nicht vorhanden sind. Das ist öffentlich kundgetan worden. Unter vier Augen wird man sich gesagt haben, daß eine gemeinsame Arbeit schon dadurch begründet ist, daß man nach Osten wie nach Westen dem gleichen Gegner — Großrußland und Polen — gegenübersteht.

Für uns verdient schon darum die weißrussische Bewegung im Rahmen der ganzen Ostfragen immerhin Aufmerksamkeit und pflegliche Behandlung.

Dr. Joachim Clasen: Der Völkerkrieg ein Kampf der Lüge gegen die Wahrheit.

Unter der Überschrift „Krieg und Erziehung" brachten die „Lübecker Nachrichten" im Sommer 1912 einen Aufsehen erregenden Aufsatz von dem bekannten Pädagogen Dr. A. Matthias. Bei dem großen, mit Recht verdienten Ansehen, das der nunmehr verstorbene Verfasser in vielen Lehrerkreisen genießt, entschloß ich mich zu einer eingehenden Erwiderung, weil ich mit den dargelegten Ansichten durchweg nicht einverstanden war. M. schloß mit der Behauptung: „Der Krieg ist ein wertvolles Stück der vom Schicksal eingesetzten Weltordnung, von dem der Jugend recht viel erzählt werden muß." — „Mit demselben Recht", entgegnete ich, „könnte jemand behaupten, Zank und Streit, Raufen und blutige Schlägerei, Faustrecht und das von ihm übrig gebliebene Duell; ebenso Totschlag und Mord, Cholera und Pest usw. — sie alle seien schätzbare Zubehöre zu der vom Schicksal bestimmten Weltordnung. Allein das sogenannte Schicksal ist blind und taubstumm, ohne Sinn und Verstand, ein Hirngespinst unklarer Köpfe, deren Dunkelheit von neuerer Naturwissenschaft und Mathematik noch nicht beleuchtet und aufgehellt wurde. Es gehört zu jenen inhaltsleeren Wörtern, die sich bekanntlich dort zu rechter Zeit einstellen, wo Begriffe fehlen.

Die kosmische Weltordnung geht ihren von der Naturnotwendigkeit vorgeschriebenen Weg ohne das Schicksal, und von ihrer Festsetzung und Entstehung wissen wir soviel wie gar nichts, werden auch wohl niemals etwas Sicheres darüber erfahren; ignorabimus, wie Dubois-Raymond sagte. Die sogenannte sittliche Ordnung auf unserem Planeten dagegen haben dessen menschliche Bewohner sich je nach ihrem religiösen, philosophischen, moralischen, politischen Kultur- oder Unkulturstandpunkte, und zwar wiederum ohne das Schicksal, nach eigenem Ermessen zurechtgedrechselt. Die unter diesen Umständen hienieden vorkommenden Mängel, Fehler, kleinen und großen Übel, zu denen besonders auch die Krankheiten und Epidemien gehören, kommen demnach auf ihre eigene Rechnung.

Unter allen Übeln aber, die der vorwärts strebenden Kulturarbeit der denkenden Menschheit auf dem Wege ihrer eigenen idealen Vervollkommnung nicht allein störend und hindernd entgegentreten, sondern ihre gedeihliche Arbeit geradezu verderben, zerstören, vernichten, ist der Krieg das größte und schrecklichste. Immanuel Kant nennt den Krieg sogar den Quell aller Übel und Sittenverderbnis. Adolf Matthias dagegen hält ihn für den Vater einer kräftigen Erziehung und meint, die Krieger erziehen meistens am besten." — Ob

der um das höhere Schulwesen wohl verdiente Pädagoge, der ja das dritte Kriegsjahr noch mit erlebte, dem also die damals schon laut werdenden Klagen über die Verrohung der Jugend infolge des langen Krieges nicht entgangen sein können, dennoch an seiner optimistischen Ansicht über den Krieg als Erzieher festgehalten hat, läßt sich hier um so weniger feststellen, als auf meine Kritik eine Entgegnung nicht erfolgt ist.

Eins der schlimmsten sittlichen Übel, das im Verlauf des Krieges die Form einer weit verbreiteten, verderblichen Wucherung angenommen und zugleich schon als Kriegsursache mitgewirkt hat — das ist die Lüge. Von ihr sagt eine Bibelstelle, sie ist ein häßlicher Schandfleck und gemein bei ungezogenen Leuten, wobei „ungezogen" die Bedeutung von „schlecht erzogen" hat. Da nun vor dem Krieg auch von unseren jetzigen Feinden allgemein zugegeben wurde, daß Deutschland auf dem Gebiete der Erziehung eine führende Stellung einnehme, so kann es weiter nicht wundernehmen, wenn bei ihnen der Lügengeist im Dienste des Krieges besondere Höchstleistungen aufzuweisen hat. Albert Ballin, der bekannte Generaldirektor der Hamburg-Amerikalinie, hat einmal das unsinnige Völkerringen den dümmsten Krieg der Weltgeschichte genannt, weil er von der Entente ohne triftigen Grund und erreichbares Ziel angefangen wurde und in seiner starrköpfigen Weiterführung zum abscheulichen Massenmord ausgeartet ist.

Andererseits könnte man ihn ebensowohl den Lügenkrieg nennen, denn in den vielen Kriegen, die wir Älteren in den letzten 50 Jahren mit erlebt haben, ist in keinem auch nur annähernd so viel, so hartnäckig-dreist und schamlos gelogen worden wie im gegenwärtigen. Die Züchtung der Lügenbrut wurde von der Einkreisungspolitik Eduards VII. ins Werk gesetzt angesichts des zunehmenden deutschen Mitbewerbs in Handel, Schiffahrt, Gewerbfleiß sowie gegenüber dem raschen, planmäßigen Wachstum unserer Kriegsflotte. So trug denn der neidische, hinterlistige Onkel des deutschen Kaiserhauses in Rußlands und Frankreichs maßgebenden Kreisen die von ihm erfundene Fabel vor, Deutschland strebe nach der Beherrschung der Meere und wolle die Weltherrschaft an sich reißen. Die böswillige Verleumdung wurde von der deutschfeindlichen Lügenpresse über die ganze Welt verbreitet. Überdies unterhielt das falsche Albion an nötig scheinenden Plätzen besondere Agenten mit dem Auftrage, die Bestrebungen deutscher Politik in Verruf zu bringen und den ehrlichen deutschen Namen nach Möglichkeit anzuschwärzen. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß Deutschland gegenwärtig, ohne alle Herausforderung, mit 26 verschiedenen Ländern auf Kriegsfuß steht. Aus dem ursprünglichen Vierverband haben besonders die englischen Verleumder einen wahren Vielverband zusammengelogen. — Ohne die letzten Lügentelegramme von London und Petersburg wäre es wenigstens zu Anfang August 1914 noch nicht zum Kriege gekommen.

Als dann deutsche Heeresabteilungen aus strategischen Gründen mit Waffen-

gewalt in Belgien eindringen mußten, weil dieses ihnen den freien Durchmarsch gegen entsprechende Entschädigung versagt hatte, da erhob sich ein ungeheurer Sturm der Entrüstung über Deutschlands frechen Neutralitätsbruch, obgleich, wie sich bald herausstellte, die Franzosen die belgische Grenze bereits früher überschritten hatten als die Deutschen. Gleich nach der Einnahme von Lüttich aber war das deutsche Volk plötzlich von seiner nicht ohne Neid anerkannten Kulturhöhe herabgesunken und hatte sich im Handumdrehen atavistisch in eine wilde Horde roher „Hunnen und Barbaren" verwandelt, deren vertierte Soldaten unmenschliche Schandtaten begangen hätten. Die von verlogenen Zeitungen mit gehöriger Aufbauschung ausposaunten Greuelgeschichten fanden namentlich bei der unwissenden wallonischen Bevölkerung um so mehr Glauben, als „Vertrauenspersonen" im Priester- und Lehrergewand bei ihrer Erfindung, Entstellung und mündlichen Überlieferung mehr oder weniger beteiligt waren. Was soll man aber dazu sagen, wenn auch Minister und Generale mit einstimmten in das wüste Geheul der Menge, obwohl sie wußten oder wenigstens hätten wissen sollen, daß bei der im deutschen Heere bestehenden Zucht, Sitte und Bildung die erzählten Greuel ein Ding der Unmöglichkeit sind? —

Gerade die machthabenden Kriegshetzer und siegesgewissen Führer der Entente sind es außerdem gewesen, welche in ihren Reden und öffentlichen Ansprachen mit erheuchelter Entrüstung gegen unser Volksheer die nichtswürdige Anklage besonders grausamer Kriegsführung erhoben haben, während ihnen nicht unbekannt war, daß eben ihre eigenen Soldaten völkerrechtlich verbotene Geschosse verwendeten, deutschen Kriegern, die mit den Fluten kämpften, wiederholt nicht nur die Rettung versagten, sondern die hilflosen Schwimmer mit zynischer Feigheit niederknallten, und daß unsere Kriegsgefangenen häufig sogar von ihren Offizieren mit empörender Scheußlichkeit behandelt wurden. Die widerlichste Erscheinung unter den elenden Verleumdern und verlogenen Heuchlern ist jedoch der wunderliche Heilige des Weißen Hauses in Washington. Wer hätte es vor seiner Wiederwahl im Herbst 1916 dem anscheinend harmlosen Geschichtsprofessor auf dem Präsidentenstuhl wohl zugetraut, daß er, nachdem sein zweiter Amtstermin mit Hilfe der vertrauensseligen deutschen Wahlstimme (the German vote) gesichert war, wenige Monate nachher die deutsch-freundliche Friedensmaske abwerfen und seine Mitbürger wahnwitzig in den europäischen Rassenkrieg hineinzerren werde? Verdächtig freilich und bedenklich zur Entente hinüberneigend hatte Wilsons Friedensliebe sich schon gezeigt, als er die großartigen, gänzlich unneutralen amerikanischen Kriegslieferungen mit der ebenso verlogenen wie lächerlichen Redensart zu beschönigen suchte, die Lieferungen sollten nur dem menschenfreundlichen Zweck der Kriegsabkürzung dienen. Sie könnten auch nicht als Neutralitätsbruch angesehen werden, weil sie allen Kriegführenden in gleicher Weise zu Gebote stünden (!). Zu dieser offenbaren Parteinahme zugunsten der „angelsächsischen" Vetterschaft gesellt sich jedoch ein zweiter, viel schlimmerer Ver-

dacht, der die zur Schau getragene fromme Ehrbarkeit des anfänglichen Friedensapostels und die selbstlose Uneigennützigkeit des jetzigen Kriegspräsidenten in ein sehr bedenkliches Licht stellt, sich aber gleichwohl leicht erklären läßt aus dem in Amerika zur allgemeinen Landplage gewordenen verderblichen Bestechungswesen. Denn, daß Ehren-Wilson mit seinen geldgierigen Kreaturen ein williges Werkzeug in den Händen der kriegsgewinnsüchtigen amerikanischen Hochfinanz geworden ist, welche den Krieg fortzusetzen wünscht bis zur möglichsten Lahmlegung des europäischen Mitbewerbers, das werden die amerikanischen Spatzen, nicht zuletzt auf dem Dach des Weißen Hauses, sich wohl ebenso gut, wenn auch augenblicklich etwas weniger laut erzählen wie die europäischen.

Den besten Beweis für die erfolgte Bestechung hat dieser unwürdigste aller Nachfolger George Washingtons bei der letzten Feier des Nationalfestes in einer am Grabe des Vaters der amerikanischen Freiheit gehaltenen Rede geliefert, wo er sich nicht entblödete, zu behaupten, die Geschichte werde davon erzählen, daß Amerika zuerst einen ganz selbstlosen Krieg geführt habe. Wenn nämlich auch nicht gerade anzunehmen ist, daß der eigentümliche Geschichtsforscher mit dem stark ausgeprägten Amerikadünkel sich viel um Talleyrand und Metternich gekümmert haben sollte, so hat er doch mit ihrer altdiplomatischen Schule die Gewohnheit, die menschliche Sprache zur Verheimlichung seiner Gedanken zu mißbrauchen. Man weiß tatsächlich nicht, worüber man sich mehr wundern oder gar entrüsten soll: über den frechen, religiösen Heuchler, der in seinem Gemeindetempel mit scheinheiliger Begeisterung gegen den Krieg predigt und mit salbungsvollem Redeschwulst die Hände zum Gebet erhebt für die Wiederherstellung des Friedens, während er den Krieg weiter führen will bis zur Zertrümmerung des Deutschen Reichs — oder über den dreisten, schamlosen Lügner, der in seinen verschwommenen, faseligen Reden die Welt vom „Joch des preußischen Militarismus" befreien und allen Völkern wahre Freiheit, Recht und Gerechtigkeit verschaffen will, obgleich er sich wohl bewußt ist, daß Deutschland keine Weltherrschaft erstrebt, dagegen England sie über mehr als den vierten Teil der Menschheit ausübt und Amerika sie gern mit ihm teilen möchte.

Wie die führenden Geschäftsleute in Amerika ihre Unternehmungen in möglichst großem Maßstabe betreiben, so macht es auch der einzigartige Kriegspräsident mit der Züchtung der Kriegslügenbrut in sogenannter Reinkultur, welche die nicht fest im Sattel sitzenden Regierungsleute der Rumpfentente ihm um so lieber überlassen haben, als sie mit den bisher erzielten eigenen Erfolgen keineswegs zufrieden sein können. Sie dürften sich dabei kaum verrechnet haben, da der „edle Woodrow", ganz abgesehen von der nicht zu unterschätzenden Gabe der Heuchelei und pharisäischen Scheinheiligkeit, als Oberhaupt der „großmächtigen Union", Oberbefehlshaber der amerikanischen Land- und Seemacht, und vor allen Dingen in seiner gegenwärtig angenommenen Rolle des Kriegsdiktators mit un-

beschränkter Machtvollkommenheit, sich eines weit höheren Ansehens und viel größerer Glaubwürdigkeit erfreut, als jene eingeschränkten armseligen Staatsdiener alle zusammen genommen. — Mich soll nur wundern, wie lange es noch dauern wird, bis der große Humbug zu seinen gläubigen Zuhörern in volltönender Rede den ersten der vorausgesagten Siege seiner von ihm selbst gleichsam aus dem Boden gestampften „Sammy-Divisionen" verkünden wird, deren unübertrefflicher Tapferkeit und kriegstüchtiger Ausbildung gegenüber unsere armen Feldgrauen, nach amerikanischen Begriffen, die reinen Waisenknaben sind.

Wenn er auch in dieser Beziehung dem „guten Beispiel" des Vielverbandes folgen will, wird er noch viele Siegesnachrichten auszuarbeiten haben; denn die Verbandsgenossen haben im Verlauf des Krieges so viele Papiersiege erfochten, daß die Hälfte, wenn verwirklicht, zur Niederwerfung der Mittelmächte ausgereicht hätte. Nicht selten wollten sie an bestimmten Tagen und Orten Siege erzielt haben, wenn und wo überhaupt nicht gekämpft worden war. Daß sie ihre schweren Verluste beständig zu vertuschen und die gegnerischen zu übertreiben suchen, ist an der Tagesordnung. Die Berichte unserer Heeresleitung, namentlich über die Gefangenenzahlen, werden für falsch erklärt. — Da endlich die nicht erwarteten Friedensschlüsse mit Rußland und Rumänien einen bösen Strich in der Ententerechnung bilden, so ist es erklärlich, daß die Vertreter des Vielverbandes die Friedensbestimmungen mit ihrem Lügengift begeifern und böswillig behaupten, Deutschland habe mittels dieser aufgezwungenen Verträge, welche die Verbandsstaaten niemals anerkennen würden, nach seiner gewohnten Weise ganze Provinzen geraubt und den Besiegten ungeheure Kriegskosten auferlegt nebst dauernden Lieferungen vielfacher Art. Daraus könne man deutlich ersehen, was von der Versicherung seines Kanzlers, er wolle einen Frieden ohne jegliche Eroberung und Entschädigung, zu halten sei.

So wird denn der unselige Krieg gegen den Willen des Vierbundes seinen Weg des Verderbens weiter gehen, bis unsere Feinde genötigt sind, dem russisch-rumänischem Beispiel zu folgen, und damit zuletzt auch ihre Lügenquelle versiegen muß.

Geheimrat Ed. König, Bonn: Einige Lieblingsgedanken unserer Kriegsgegenwart.

Wer aufmerksam auf die Stimmen lauscht, die in diesen Tagen vom Blätterrauschen des dichten Kriegsliteratur-Waldes an unser Ohr getragen werden, wird neben dem herzerquickenden Grundton auch manche Nebentöne vernehmen, die ihm sofort eine mehr oder weniger fragliche Richtigkeit zu besitzen scheinen. Denn der beherrschende unter den herandringenden Tönen ist allerdings die einheitliche Stimme des Gelöbnisses, durchzuhalten bis zur Erkämpfung eines ehrenvollen und gesicherten Friedens. Aber die Nebentöne zersplittern sich nach Klangfarbe und Text. Diese Nebengedanken über den Krieg verdienen alle insgesamt eine genaue Prüfung. Hier sollen aber nicht die politischen oder die wirtschaftlichen Nebengedanken unseres Volkes über den Krieg erwogen werden, sondern nur diejenigen Nebenurteile, die das moralisch-religiöse oder überhaupt geistige Gebiet des Volkslebens betreffen. Diese Nebengedanken unserer Zeitgenossenschaft in bezug auf den gegenwärtigen Krieg und beim Erleben desselben kann man aber genauer hören, wenn man sich fragt, inwiefern solche Nebengedanken in bezug auf den Anlaß, die Wirkungen und den Ausgang des Krieges laut zu werden pflegen. Begeben wir uns also in dieses Konzert und versuchen wir es, die Richtigkeit der darin zu unterscheidenden Nebentöne festzustellen!

1.

Schon aus eigener Erfahrung weiß jeder, daß die von einem Unglück betroffene Menschenseele den Anlaß desselben auf allen möglichen Wegen, aber nur selten auf dem nächstliegenden sucht. Anstatt den Anlaß in der eigenen Schuld oder in der Notwendigkeit, durch Leiden erprobt und gestählt zu werden, zu suchen, schmettern wir wilde Fanfaren zum Angriff auf die Gerechtigkeit der Geschichtslenkung in die Luft. Wie diese Kurzsichtigkeit sich nun bei dem einzelnen Menschen beobachten läßt, so auch bei kleineren oder größeren Volkskreisen und ebenso bei ganzen Völkern. An die Grenzen unseres Reiches sind die Wogen eines Krieges herangeprallt, wie er schwerer und mörderischer noch nicht dagewesen ist. Sind nun aber die Gedankengänge unseres Volkes über die Anlässe dieses großen Unglücks immer die richtigen?

Mit Recht suchen wir den Anlaß dieses Krieges nicht in einer Schuld, die Deutschland im Verhalten gegen seine Feinde aufgehäuft hätte. Vielmehr haben diese uns in schmählicher Weise mit Krieg überzogen, obgleich wir jahrzehntelang gegenüber ihren Herausforderungen die äußerste Geduld geübt haben,

und — zum ewigen Ruhme wird es ihm gereichen — unser Kaiser sich in edelmütigster Weise bis zum letzten Augenblick um die Erhaltung des Friedens bemüht hat. Die Schuldigen sind unsere Feinde, denn *sie* haben *uns angegriffen*, weil sie dem zum Hochfluge emporsteigenden deutschen Adler die Schwingen brechen wollten. Nach allen möglichen Geduldsübungen ist vom Deutschen Reiche das Schwert nur für die Wahrung seiner Selbständigkeit und zur Verteidigung seiner Ehre gezogen worden. Wir stehen *in unserem Verhalten gegen die Feinde gerecht* da. Aber sind wir deshalb ohne *alle* Schuld in diesen Kampf gezogen?

Nein, wir hatten zunächst manche Schuld gegen unser *eigenes Volk* auf uns geladen. Denn die Flamme der Begeisterung, die einstmals nach der endlichen Verwirklichung des deutschen Einheitstraumes hoch empor lohte, war im Laufe der letzten Jahrzehnte sehr weit niedergebrannt. An ihrer Stelle glimmte auf manchem Herde die düstere Glut der Unzufriedenheit mit der oder jener Maßnahme der Reichsbehörden, und es qualmte hie und da die Nörgelei über die Forderungen für Heer und Flotte. Während einstmals den Alten es deuchte, als wenn die endlich gewonnene Reichseinheit nie und nirgends eine andere Gedichtszeile auf die Lippen kommen lassen könne, als den Kehrvers „Das *ganze* Deutschland soll es sein", wagten sich hinterher doch wieder partikularistische Neigungen über die Bewußtseinsschwelle deutscher Seelen. Auch die Zerstückelung unseres Volkskörpers durch etwa ein Dutzend Fraktionen und Fraktiönchen bot dem Patrioten einen wehmütigen Anblick. Und muß noch an die vaterlandslose Gesinnung und Bestrebung einzelner Volksteile erinnert werden? Brennt die Scham darüber nicht noch jedem heiß im Gesicht? Mannigfach und schwer also war die Schuld, die schon zunächst durch *diese* Unterlassungssünden gegenüber dem Staate, durch diesen vielfachen Mangel an aufopfernder und treuer Vaterlandsliebe, aufgehäuft worden war.

Dies war aber *noch nicht* einmal *die ganze Schuld*, unter der wir beim Kriegsausbruch zu seufzen hatten. Auch noch in manchem anderen Sinne mußte uns das biblische Wort auf den Lippen schweben: „Unsere Schuld ist groß bis in den Himmel hinein." Denn wieviel war von unserem Volke auch noch in den übrigen Pflichtenkreisen unterlassen oder begangen worden, und wer wollte es wagen, sich von diesem Bekenntnis auszuschließen? Oder ist eine Familie vorhanden, in welcher der *ihr* geltende Pflichtenkreis voll ausgefüllt worden wäre? Wird es ferner einen Einzelnen geben, der meinen könnte, er habe den Pflichten gegen sich selbst ganz genügt? Wer dürfte sich einbilden, in Genügsamkeit, Enthaltsamkeit, Sparsamkeit, Ausnützung von Zeit und Kraft seine volle Schuldigkeit getan zu haben? Doch genug schon der Erinnerungen! Oder muß wirklich erst noch auf das Gebiet der Religion und Kirche hingewiesen werden, um das ganze Maß der Versäumnisse aufzudecken, mit dem unser Volk belastet war, als dieser Krieg über uns hereinbrach?

Wenn also über die Umstände gesprochen wird, die für den Ausbruch der gegenwärtigen Kriegsnot als erklärende Momente in Betracht kommen können, darf nicht über diese Seite der Sache hinweggeblickt werden. Wieviel Veranlassung gibt es demnach, diesen Kriegsbrand als ein Strafgericht für die betrachteten Arten unseres Verhaltens oder als ein Feuer der Läuterung aufzufassen, aber wie häufig wird dies durch unser Volk verkannt! Oder tun wir mit dieser Behauptung unserem Volke Unrecht? Das wird sich noch einmal und besonders deutlich zeigen, wenn wir nunmehr das Vorhandensein von falschen Gedanken über den jetzigen Krieg im Gebiete seiner Wirkungen in Frage ziehen.

2.

Wer wollte es leugnen, daß der Ausbruch des Krieges eine Fülle trefflichster Gedanken und liebenswertester Gefühle in unserem Volke wachgerufen hat? Wir erkennen es vielmehr freudig an, daß damals aus dem Geistesgrund unseres Volkes eine dichte Schar verständigster Ideen hervortauchte. Es entstand ja vor allem die Einsicht, daß das in der geschützten Heimat zurückbleibende Volk eine zweite Armee bilden müsse, wenn das draußen an den Fronten stehende Heer ohne viele Entbehrungen und ohne große Sorge um die zurückgelassenen Familien seine schweren Kämpfe ausfechten solle. Da wurde der alte Gedanke „Alle für Einen und Einer für Alle!" neu geboren. Insbesondere trat die Idee des Opfers in fast ungekannter Deutlichkeit über die Schwelle unseres Volksbewußtseins. Auch der Begriff der Gleichheit aller Schichten unseres Volkes, die sonst durch verschiedene Schranken getrennt sind, trat in den Vordergrund. Besonders wichtig war auch, daß schon damals die Vorstellung von dem, was das Deutsche Reich in der Stunde der Not zu leisten fähig ist, zu voller Klarheit erwachte. Kurz, es war ein erhebendes Bild, als dem Brausen des Kriegswetters, das an den Grenzen des Vaterlandes tobte, in seinem Innern das erquickende Wehen eines Geistesfrühlings entsprach und dem zuerst verängstigten Auge sich ein reicher Blütenschmuck leuchtender Entschlüsse darbot.

Sind aber von solchen Gedanken am Anfang des Krieges alle Glieder der Reichsbürgerschaft erfüllt worden? Haben sich ferner nicht insbesondere auch im Verlaufe der Kriegszeit andere Vorstellungen von den möglichen Wirkungen des Krieges in viele Seelen eingeschlichen? Leider können diese Fragen nicht mit einem runden „Nein" beantwortet werden. Vielmehr muß es mit tiefem Schmerze ausgesprochen werden, daß die große Zeit auch manche kleine Seele gefunden hat.

Denn wie demütigend sind zunächst die Gedankengänge derer, welche die Kriegsjahre mit einem gröblichen Mangel an Selbstlosigkeit gegenüber den gemeinsamen Interessen unseres Volkes ausnützen! Sind doch sogar die notwendig-

sten Lebensbedürfnisse bald nach Ausbruch des Krieges zu unerhörten Preisen verkauft worden. Es läßt sich leider nicht verschweigen, daß die Gedanken mancher Volksteile dahin einmündeten, die Kriegslage wucherisch auszubeuten. Viele denken, daß sie, anstatt die Einbußen anderer Volksteile mittragen zu helfen, sich ihrerseits schadlos halten dürften, und der oder jener meint wohl gar, in dieser Zeit der Not größeren Gewinn erstreben zu dürfen, als er es im Frieden tat. Welche große Summe von schlimmen Deutungen der möglichen Folgen einer Kriegszeit zeigt sich also schon bei einem solchen Blick auf das gewerbliche Leben oder den äußerlichen Handel und Wandel!

Wieviel andere falsche Gedanken über Nutzbarmachung des jetzigen Krieges tauchen weiterhin bei der Jugend auf, so daß die Verdoppelung der Sitzungen von Jugendgerichten zur Notwendigkeit wurde. So schießen auf dem Gebiete der Moral die gefährlichen Meinungen wie üppiges Unkraut empor. Wie sieht es nun mit derartigen Meinungen aus, wenn wir sie endlich auf dem Gebiete der Religion ins Auge fassen?

Auch auf dieser Seite unseres Volkslebens muß die Betrachtung, wenn sie sich nicht der kältesten Undankbarkeit schuldig machen will, zunächst allerdings vor dem erhebenden Schauspiele stehen bleiben, das nach dem Aufflammen des Krieges auch das religiöse und kirchliche Leben darbot. Denn damals wurde das vielfach entschlummerte Bewußtsein, eine Religion zu besitzen, in den breiten Volksmassen wieder wachgerüttelt. Die Glockentöne in Stadt und Land wurden, wenn sie einen neuen großen Sieg unserer Heere verkündeten, zugleich zu Lockrufen zum Gotteshaus. Leider aber schwächte sich der erste Eifer des Hinandrängens zur Gottheit immer mehr und mehr ab. Der Besuch der Andachtsstätten sank häufig auf den früheren Tiefstand herab. Vielfach blieb von dem Sturmesbrausen, das in den ersten Monaten der Kriegszeit wie ein neuer Pfingstgeist durch Deutschlands Gaue flutete, nur noch ein kurzatmiger Luftstoß übrig, der nur z. B. dann wieder einsetzte, wenn ein neuer gewaltiger Erfolg unserer Waffen gemeldet wurde, oder wenn die Nachrichten über einen Lieben im Felde überlange ausblieben.

Es soll aber nicht nur auf dieses rasche Niederbrennen der religiösen Glut hingewiesen werden, um die bedenklichen Seelenbewegungen zu charakterisieren, die sich an die Wirkung der jetzigen Kriegsperiode angeknüpft haben und sie noch immer begleiten. Dieses tiefe Aufatmen und Sichwiederzusammenziehen des religiösen Herzens läßt sich schließlich noch erklären und verschmerzen, wenn nur das gottverbundene Leben der Seele selbst nicht erlöscht. Die Gedankenströmung, auf die hier als auf eine für die Religion überaus bedeutsame die Aufmerksamkeit gelenkt werden muß, besteht vielmehr darin, daß man dem gegenwärtigen Kriege vielfach eine schöpferische Wirkung auf dem religiösen Gebiete zuzuschreiben geneigt ist.

Oder ist nicht erst leise und dann lauter von den religiösen Erlebnissen gesprochen worden, die während des Krieges gemacht worden seien? Zum Beweise sollen hier nicht Sätze aus Zeitschriften und Büchern angeführt werden. Vielmehr soll gleich gesagt werden, was betreffs der soeben ausgesprochenen Frage richtig zu sein scheint, und was für bedenklich, ja gefährlich gehalten werden muß.

Wohl kann man davon sprechen, daß durch die Donnerstimme, mit der der gegenwärtige Krieg an die des Friedens gewöhnten Seelen pochte, viele von ihnen aus dem Schlafe, in den sie mit ihren religiösen Vorstellungen gesunken waren, aufgescheucht und zum Sichzurückbesinnen auf den Gedanken an Gott angetrieben worden sind. Auch die herrlichen Siege über unsere Feinde durften gewiß den Gedanken einflößen, daß die gerechte Sache unseres Volkes durch eine höhere Macht, die die Weltgeschichte immer zuletzt zum Weltgerichte werden läßt, zum Triumph geführt werden solle. Auch darf ausgesprochen werden, daß Fälle der äußersten Not und Fälle der jede Hoffnung übersteigenden Errettung, die von einzelnen oder ganzen Reihen unserer Kämpfer erlebt worden sind, sie zum Bewußtsein ihrer menschlichen Ohnmacht gegenüber den äußerlichen Ereignissen und zum Gefühl ihrer sittlich-religiösen Unwürdigkeit gegenüber der erfahrenen Rettung getrieben haben. Alles dies darf gesagt werden, denn es gibt eine Enthüllung Gottes in dem Gange der Weltgeschichte, wie man auch in den biblischen Schriften, z. B. aus den neutestamentlichen Worten „Gott hat sich selbst nicht unbezeugt gelassen, sondern hat uns viel Gutes getan usw." oder aus Josephs Sätzen „Ihr gedachtet, es böse zu machen, aber Gott gedachte, es gut zu machen usw." heraushört. Infolgedessen ist es richtig, wenn aus den jetzigen Erfahrungen, die unser Volk und viele Einzelne in Augenblicken der entscheidungsvollsten Gefahr gemacht haben, eine Erneuerung und Vertiefung des echten religiösen Lebens abgeleitet wird.

Aber es ist geradezu gefahrvoll für die echte Religiosität, wenn von solchen Erfahrungen wie von Urquellen der Religion gesprochen wird, wie es neuerdings nicht selten geschehen ist.

Denn die Fußtapfen der Gottheit in der allgemeinen Menschheitsgeschichte bilden nicht die vollkommenste Art ihrer Enthüllung. Jene Fußspuren können mit den Bezeugungen Gottes, die uns durch die ersten Herolde der biblischen Religion geschenkt worden sind (vgl. z. B. in meiner Geschichte der alttestamentlichen Religion 1915, 139—156 die Diskussion über den Prophetismus), nicht auf die gleiche Stufe gestellt werden. Sätze, in denen dies während der gegenwärtigen Kriegszeit geschehen ist, mögen noch so idealistisch und ehrlich gemeint sein, sie halten aber den Grundlagen der biblischen Religion gegenüber nicht stand. Folglich erregen sie ohne Recht die Gefahr, daß man den ersten Zeugen der biblischen Religionsgeschichte auch keine anderen Erlebnisse zuschreiben will,

als wie sie jetzt in der Kriegsgeschichte gemacht werden, und daß auf diese Weise schließlich der Glanz, der über der biblischen Heilsgeschichte schwebt, für manche Seelen zum Erbleichen gebracht wird. Diese große Sorge, die beim Lesen der „religiösen Erlebnisse", die jetzt in manchen Kriegsbüchern gesammelt worden sind, jede Seele durchziehen muß, durfte hier nicht unausgesprochen bleiben.

Folglich heften sich an die Wirkungen des gegenwärtigen Krieges manche Lieblingsideen unserer Zeit, die zu ernstem Nachdenken anregen müssen.

3.

Der nächste Schritt der Untersuchung führt naturgemäß zu der Frage, ob es auch in bezug auf den Ausgang des Krieges zeitgenössische Urteile gibt, die in moralischer oder religiöser Hinsicht bedenkenerregend sind. Nun, wenn solche Gedanken auch seltener laut ausgesprochen werden, so scheinen sie nach gewissen Anzeichen doch im Hintergrunde der Volksseele ihr Wesen zu treiben, und deshalb dürfte es zeitgemäß sein, auch diese Deutungen des gegenwärt'gen Krieges einer kurzen Beurteilung zu unterziehen.

Erstens hat sich wohl jeder schon selbst bei dem Gedanken ertappt, daß der Ausgang des gegenwärtigen Krieges allein schon deswegen ein günstiger für uns sein müsse, weil unsere Sache, wie oben am Anfang in knappester Form festgestellt wurde, eine gerechte ist. Trotzdem muß zugestanden werden, daß die gerechte Sache allein auf der Wage des Weltgeschichtslenkers nicht den Ausschlag geben kann, da ja immer noch auch das möglich wäre, daß ein schwieriger Sieg oder ein halber Sieg ein Mittel zur Läuterung unseres Volkes sein solle. Folglich müssen wir uns durch fortgesetztes Streben nach einem moralisch gediegenen Verhalten des Triumphes unserer Waffen würdig machen. Die Hoffnung auf Unterstützung durch Gott ohne Ringen nach seinem Wohlgefallen ist falsch.

Zweitens ist der Gedanke über den Kriegsausgang nicht richtig, daß das bloße Beten um den Sieg ihn herbeiführen könne. Diese herbe Wahrheit muß ausgesprochen werden. Denn nur welches Volk darf in einem Kriege auf die Erhörung seiner Gebete hoffen? Dasjenige, das nicht nur für eine gerechte Sache kämpft, sondern auch dem Ideal eines nationalen Daseins am nächsten kommt. Muß aber dieses Ideal erst noch vor Augen geführt werden? Der vielhundertjährige Gang der Geschichte, die Aussprüche der besten Denker und der unverbildete Sinn des einfachen Bürgers sind sich über die wesentlichsten Züge jenes Ideals einig. Denn zunächst die Geschichte hat es hundertfach an das Licht gestellt, daß nur die in ihrem Kern moralischen Völker sich im Kampfe um das Dasein erhalten. Die Weisen aller Nationen aber bestätigen dies, denn ihre Sentenzen klingen alle mit jenem biblischen Satze „Die Sünde ist der Leute Verderben" (Spr. 14, 34) zusammen, und auch der Gedankengang des einfachen

Mannes mündet zuletzt in dem Sprichwort der Römer: „Ein gesunder Geist wohnet in einem gesunden Körper“, oder wie dafür auch gesagt werden kann: Nur ein gesunder Geist erhält auch seine körperliche Hülle gesund.

Diese Grundzüge im Idealbilde eines echten Volkslebens müssen endlich auch noch die hauptsächlichsten nationalen Tugenden umschweben: die brüderliche Einigkeit, die unverbrüchliche Treue und die todbereite Tapferkeit. Heil dem Volke, das mit vollem Ernste nach diesen Tugenden ringt! Ein solches darf sich auch im Kriege der Erhörung seiner Bitten zu Gott getrösten.

Der dritte gefährliche Gedanke, der sich gern an den Ausgang des Krieges anschließt, ist dieser, daß ein glänzender Sieg über die Feinde schon an und für sich das zukünftige Glück eines Volkes bedeute. Wie groß aber der darin liegende Irrtum ist, braucht gar nicht erst durch den Hinweis auf frühere Erfahrungen unseres eigenen Volkes veranschaulicht zu werden, wie sie z. B. nach dem letzten Kriege gegen Frankreich weithin gemacht worden sind. Die Irrigkeit jenes Gedankens ist auch schon an und für sich klar. Denn wenn ein Volk sich z. B. nicht in Sparsamkeit und Einfachheit der Lebensweise geübt hat, pflegt es durch die Milliarden der Kriegsentschädigung eher unglücklich als glücklich zu werden. Denn dann stürzen sich manche Teile des Volkes in den Strudel der Genußsucht oder in abgrundtiefe Unternehmungen. Die Folgen kennt jeder. Wenn ferner ein Volk nicht an den strengen Regeln der körperlichen Übungen und an der Pflicht der Mäßigkeit festhält, kann es die Rangstellung unter den Völkern, die ihm durch einen glänzenden Kriegsausgang errungen worden ist, nicht aufrecht erhalten, und so ließe sich noch weiter nachweisen, daß an das triumphierende Ende eines Krieges sich schlimme Auswüchse, wie kleinlich rechthaberische Parteisucht und ungerechte Bestrebungen in bezug auf die innere Staatsform, anschließen können.

Folglich konnte und mußte eine dreifach zusammengesetzte Gruppe von Gedanken aufgezeigt werden, die leicht in bezug auf den Krieg und leider auch während der gegenwärtigen Kriegszeit in den Köpfen und Herzen eines Volkes sich einnisten. Auf diese Vorstellungen paßt aber in seltener Weise jener psychologisch tiefgrabende und geistreiche Ausdruck, welcher einmal im biblischen Schrifttum begegnet, nämlich „kräftige Irrtümer“ (2. Thess. 2, 11). Mögen jene Gedanken, die gern in bezug auf den Krieg gehegt werden, nicht auch unserem Volke zu folgenreichen Wahnvorstellungen werden!

Zur neunten Kriegsanleihe.

Inwieweit wir auf militärischem Gebiet seit der achten Kriegsanleihe einem siegreichen Friedensschluß näher gekommen sind, darüber will ich mir selbst kein Urteil anmaßen. — Ich verlasse mich in dieser Hinsicht vollkommen auf die ruhige und feste Zuversicht unserer Obersten Heeresleitung, welche uns während mehr als vierjähriger Kriegsdauer noch niemals getäuscht hat. — Und, wenn heute Hindenburg erklärt: „Wir werden es schon schaffen", — so genügt mir das.

In einer anderen Hinsicht aber hat sich, wie mir scheint, unsere Lage während des verflossenen Sommers ganz durchschlagend verändert: — Während es bei uns vor 6 Monaten noch weite Kreise gab, welche wohl aufrichtig an die Möglichkeit eines annehmbaren Verständigungsfriedens glaubten, haben seitdem unsere Feinde — wohl in der Wut über die Vergeblichkeit all ihrer riesenhaften Anstrengungen und Opfer — ihre wahren Kriegsziele d. h. ihren unbedingten Vernichtungswillen gegenüber Deutschland mit einer Deutlichkeit erklärt, welche nichts mehr zu wünschen übrig läßt. — Ja! nicht nur die Zerschlagung der politischen und militärischen Großmachtstellung Deutschlands, sondern nicht minder seine völlige wirtschaftliche — ja selbst kulturelle Vernichtung ist heute — mindestens für die führenden Staatsmänner der Entente — das offen erklärte Ziel dieses furchtbarsten aller Kriege der Weltgeschichte. —

Ich frage: Kann es bei einer solchen offenkundig gewordenen Sachlage in unserem Vaterlande noch irgend einen Deutschen geben, der heute nicht mindestens ebenso freudig wie vor hundert Jahren in unserem Freiheitskampf bereit wäre, auch sein Letztes für die Rettung des Vaterlandes einzusetzen? — Und ist es da nicht das Mindeste, was wir daheim unseren Männern, unsern Brüdern und Söhnen an der Front, — was wir denen, die ihr Leben oder ihre Gesundheit für unsere Freiheit opferten, schuldig sind, — daß wir hierfür wenigstens unser elendes Geld einzusetzen bereit sind? — Ganz abgesehen davon, daß wir es ja — grade unter solchen Verhältnissen — garnicht nutzbringender anlegen können, als in einer — noch dazu hoch verzinslichen und denkbar sicheren Kriegsanleihe, welche dazu bestimmt ist, uns und unseren Kindern erst wieder eine gesicherte Zukunft zu schaffen.

Nein! wer heute — angesichts des nunmehr von unseren Feinden unzweideutig erklärten Willens unserer völligen nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Vernichtung noch nicht oder nicht mehr bereit sein sollte, soviel Kriegsanleihe zu zeichnen, als sein Vermögen oder sein Kredit ihm dies nur irgend

gestatten, der handelt nicht nur sehr kurzsichtig, sondern er macht sich — nach meiner Auffassung — auch einer schweren Versündigung gegen sein Vaterland schuldig, dem er in ernstester Stunde den schuldigen Dienst verweigert. —

D. Dr. Graf von Schwerin-Löwitz.

Wer heute — Angesichts des ausgesprochenen Vernichtungswillens unserer Feinde — nicht so viel Kriegsanleihe zeichnet, als er kann, — der versündigt sich nicht nur an seinem Vaterlande, sondern auch an seinen Kindern, deren Zukunft zu sichern die Kriegsanleihe bestimmt ist. —

Löwitz, den 2. September 1918.

Gräfin von Schwerin-Löwitz.

Dr. Richard Wolff-Greifswald: Das deutsche Nationalbewußtsein.

Die Geschichte soll uns zeigen, so will es die öffentliche Meinung zumal in Tagen hochgespannter politischer Erregung und weltgeschichtlicher Geschehnisse, daß das, was wir in der Gegenwart durchleben, auch in der Vergangenheit — wenn auch in mehr oder minder veränderter Form — schon dagewesen sein soll. Man möchte, daß die Vergangenheit ein Spiegel für die Gegenwart sei. Zustände, Gefühle und Begriffe, die dem jetzt lebenden Menschen alltäglich und eingewurzelt sind, sollen von Anfang schon dagewesen sein. Findet man das, was uns heute wünschenswert scheint, in der Vergangenheit wieder, so lobt man jene Zustände oder Ereignisse; vermißt man sie, so tadelt man ihr Fehlen.

Ein solches Verlangen ist jedoch unhistorisch. Ein erster Grundsatz zum Verstehen historischer Zustände und Ereignisse verlangt, daß man sich — soweit dies überhaupt möglich ist, — von seiner Umgebung freimacht und in unvoreingenommener Weise sich in Art und Umwelt der zu betrachtenden vergangenen Zeit versenkt. Jede Zeit hat ihr eigenes Recht und ihre eigenen Werte und Besonderheiten und kann nur aus ihr selbst heraus verstanden werden.

Von diesem Standpunkte aus soll versucht werden die Probleme zu erörtern, die uns in der jetzigen großen Zeit besonders naheliegen und beschäftigen: Von Vaterlandsliebe, von Nation und Staat, insonderheit von der Stellung unseres deutschen Volkes zu Staat und Nation soll die Rede sein. Was macht ein Volk zur Nation, wann wird ein Volk zum Staate? Wann kann man von Vaterlands-

liebe oder Patriotismus sprechen? Eine restlos befriedigende Definition eines jeden dieser Begriffe zu geben ist unmöglich. Von Plato bis auf unsere Zeit, bis etwa zu Kjellén welch' unübersehbare Fülle von verschiedenen Definitionen des Staates! Es genügt, wenn wir uns die Elemente des Staates vergegenwärtigen: nämlich Land, Leute und Herrscher. Auch über das Wesen eines Volkes wird nie volle Einigkeit herrschen können. Gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte sind die hervorstechendsten Erkennungsmerkmale. Die vielumstrittene Rassefrage möge dabei ganz außer Acht gelassen werden.

Was ein Volk in seiner geschichtlichen Kindheit als etwas besonderes heraushebt aus dem universalen Rahmen, ist das Gefühl, daß die Volksgenossen etwas Besonderes, nur ihnen Gemeinsames besitzen, das sie eben trennt von den anderen Völkern. Von diesem Augenblicke an wird man bei einem Volke von einer Nation sprechen können. Bringt dieses Volk seine Eigentümlichkeiten oder, wie man sich gelegentlich ausdrückte, seinen Volksgeist bei besonderen geschichtlichen Ereignissen zum Ausdruck, so äußert sich sein Nationalgefühl. Steigern sich diese nationalen — vielfach bisher nur im Unterbewußtsein geschlummerten — Regungen zu einem bewußten Willen nach einem gemeinsamen nationalen Ziele, nach einer nationalen Idee, so wird man von Nationalbewußtsein sprechen dürfen. Es ist klar, daß solcher letzten und höchsten Form nationaler Energie erst ein reifgewordenes Volk, das auf eine tiefwirkende Entwicklung zurückblicken kann und das in zahllos befruchtende Berührungen und Verwicklungen mit seiner Umwelt, mit den Nachbarvölkern getreten ist, fähig ist.

Über diese höchst allgemeinen Begriffsmerkmale hinaus wird sich schwerlich das Wesen von Volk und Nation, ihr Nationalgefühl und ihr Nationalbewußtsein definieren lassen. Ein Blick in die gegenwärtigen politischen Verhältnisse zeigt uns sofort die außerordentliche Kompliziertheit des Problems. Ganz allgemein gesprochen und unter Fortlassung aller Nuancen und Schattierungen wird man von zwei Arten der Nationen sprechen: nämlich von Kulturnationen und Staatsnationen. Eine Staatsnation ist wohl immer zugleich auch eine Kulturnation; letztere jedoch kann sich verteilen über verschiedene Staaten, zum Teil mit diesen sich in einem Nationalstaate verbinden, zum Teil ohne jeden staatlichen Zusammenhalt sein. Betrachtet man die Deutschen in Österreich, in der Schweiz, in den Ostseeprovinzen und im Deutschen Reich, so wird man von ihnen als einer Kulturnation sprechen. Das Deutsche Reich ist, wie jeder weiß, ein Nationalstaat; den Bruchteilen anderer Kulturnationen, die zu dem deutschen Staate gehören, nämlich: Polen, Franzosen und Dänen ist eine eigene Staatsbildung im deutschen Staate versagt. Die deutsche Nation geht in diesem Staate als Staatsnation auf und birgt in ihm den größten Teil der deutschen Kulturnation. Der österreichisch-ungarische Staat dagegen und noch andere moderne Staatsgebilde vereinigen in sich eine Reihe von Bruchteilen einzelner Kulturnationen mit mehr oder weniger starken politischen Rechten: sie sind Nationalitätenstaaten.

Wie hat das deutsche Volk in seiner zweitausendjährigen Geschichte sich mit dem Problem Nation und Staat abgefunden? Das ist die große Frage, die zu beantworten ist, wenn man von der Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins handeln will.

Wiewohl Armin der Sieger im Teutoburger Walde über die Legionen des Varus einen folgenschweren Sieg davontrug und ihn Tacitus selbst den Befreier Germaniens nennt, so wird man ihn nicht als den ersten Volksführer der Deutschen, der ein vom bewußten nationalen Willen getragenes Volk gegen den Eindringling führte, bezeichnen dürfen. Armin war nur der Führer der Cherusker, eines der vielen Stämme, in die die Deutschen damals zersplittert waren, so daß von einem die Gesamtheit umfassenden Nationalbewußtsein noch nicht die Rede sein kann. Aber die Tatsache, daß durch Armins Waffenerfolge dem weiteren Vordringen der Römer ein Halt geboten wurde und somit durch ihn unser deutsches Vaterland vor dem Schicksal Galliens errettet worden ist, ist der Nachwelt bald zum Bewußtsein gekommen. Das deutsche Lied feierte ihn als den Volksführer und Nationalheros und in der Erinnerung an seine Taten ist das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit zum ersten Male geweckt worden.

Eine staatenbildende Kraft war unseren Vorfahren zunächst versagt. In den Zeiten der Völkerwanderung überfluteten die germanischen Völker auf ihrem großen Zuge vom Osten nach dem Westen und Süden fast ganz Europa, zertrümmerten das römische Weltreich und gingen trotz ihrer gewaltigen urwüchsigen Überlegenheit über sterbende Völker restlos unter in der Kultur der Besiegten. Man wird deshalb bei der Völkerwanderung nicht — wie es Dove getan hat — von dem „Wiedereintritt des nationalen Prinzips in die Geschichte" sprechen dürfen.

Die Idee des römischen Reiches wirkte fort. Das Christentum nahm, nachdem es eine feste und eminent politische Organisation in der katholischen Kirche errungen hatte, das Erbe des antiken römischen Weltreiches auf. Es goß in die alten Formen einen neuen Geist. Die augustinische Weltanschauung vom Gottesstaate auf Erden unterband auf absehbare Zeit national-staatliche Entwicklungsmöglichkeiten. Daß Bonifatius — der Apostel der Deutschen Wynfried — die neue deutsche christliche Kirche der römischen unterordnete und daß ferner Karl der Große für die Erhaltung seines neuen Weltreiches eine innige Verbindung mit dem Papste suchte, wirkte ebenfalls hindernd auf die deutsche nationale Entwicklung. Karl der Große war deutsch in seiner Lebensführung und seinem Auftreten. Germanische Sitten überwogen an seinem Hofe. Er ist ein deutscher Nationalheros geworden; genau so jedoch auch der Nationalheros der Franzosen. Und doch ist wiederum jene Zeit, die die Grundlage für eine universalistische, theokratische und unnationale Weltanschauung für fast ein Jahrtausend schuf, zugleich auch fördernd für die nationale Entwicklung der germanischen und romanischen Völker geworden. In den berühmten Straßburger Eiden vom Jahre 842

wird zum ersten Male in einem Rechtsdokumente von den heimischen Sprachen Gebrauch gemacht. Zum ersten Male taucht das Wort „Deutsch“ auf, wenn auch von einem deutschen Staate in diesem Karolingischen Teilungsplane noch nicht geredet werden kann.

Nicht der Vertrag von Verdun im Jahre 843, sondern das Aufhören des Karolingischen Gesamtstaates und die Wahl Konrads I. zum deutschen Könige im Jahre 911 ist die Geburtsstunde des deutschen Staates, d. h. der politischen Zusammenfassung der deutschen Stämme unter einem Herrscher geworden. Noch kann man in diesem jungen und unfertigen Staatsgebilde von einer deutschen Nation in unserem Sinne nicht sprechen. Die Stämme standen sich, wie die Geschichte der nächsten Generationen zeigte, noch sehr feindlich gegenüber und der trotzige partikulare Sondergeist zwang das junge Königtum, seine Stützen im Kampfe gegen die unbotmäßigen Herzöge in der deutschen Geistlichkeit zu suchen.

Die Kaiserkrönung Ottos des Großen vom Jahre 962 übertrug die Herrschaft über fast das ganze christliche Abendland dem deutschen Königtum. Die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Aktes liegt in der Ausweitung der Politik der deutschen Könige zu universalen Weltherrschaftsbestrebungen. Der Glanz und die Herrlichkeit unserer Geschichte, die einem jeden Deutschen das Herz weitet, und zugleich das Elend und die Ohnmacht deutscher Nation: sie haben ihre gemeinsame Wurzel in der von hier ausgehenden deutschen Kaiserpolitik. Aus ihr heraus ist der dornenvolle und mühselige Weg, den unsere deutsche Geschichte genommen hat, zu verstehen, ebenso wie die geschlossene und gedrungene Entwicklung der uns feindlichen Nationalstaaten Frankreich und England.

Die mittelalterliche Weltanschauung gründet sich auf dem einheitlichen universalen gottesstaatlichen Gedanken. Die beiden Kräfte, die sich als die berufenen Träger dieses Gedankens fühlten, und die — wie es in der menschlichen Natur begründet ist — sich nicht teilen konnten in die Herrschaft der Welt, mußten sich im unerbittlichen Kampfe messen. Das Papsttum siegte und das Kaisertum unterlag. Mit ihm zugleich der deutsche Staat und die deutsche Nation.

Jeder Historiker weiß, daß in den Jahren der Reichsgründung in dem Jahrzehnt bismarckischer Politik ein leidenschaftlicher Streit ausgefochten wurde, ob jene Kaiserpolitik, die mit Otto dem Großen einsetzte, zu beklagen sei oder nicht. An die Namen zweier großer Historiker: Julius Fickers und Heinrich von Sybels knüpft sich diese tiefwirkende Kontroverse. Der erstere, Österreicher von Gesinnung und Katholik, Vertreter weltbürgerlicher Traditionen und großdeutscher Tendenzen, entschied sich zugunsten, der andere: Preuße und Verfechter kleindeutscher Gedanken, verurteilte die Überspannung der deutschen Kaiserpolitik. Der heutige Historiker, dem die Geschichte kein Plaidoyer ist, will zunächst verstehen lernen und wird mit einem Werturteile zurückhalten. Man gibt deshalb den Ansichten Fickers von der Notwendigkeit der deutschen Kaiserpolitik Recht aus den Erwägungen heraus, daß Ereignisse, die sich vor einem Jahrtausend abgespielt haben, aus ihren

inneren Gesetzen und nicht aus den nationalen Bedürfnissen einer in weiter Ferne liegenden Zukunft zu beurteilen sind.

Der Verlauf des welthistorischen Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum ist bekannt. Der deutsche Staat — als solchen muß man das deutsche Königtum des Mittelalters ansprechen, — wurde ausgehöhlt im Kampfe mit seinen inneren und äußeren Feinden. Das politische Zusammengehörigkeitsgefühl, das gewiß auch im Mittelalter, wenn auch nur ganz zart entwickelt, vorhanden war, hörte immer mehr und mehr auf. Vaterlandsliebe oder Patriotismus, für deren Wirken ein festes Staatsgefüge oder wenigstens das Bekenntnis zum Staate Grundbedingung ist, konnte sich hier noch nicht entwickeln.

Neue Gewalten traten im Reich in die Erscheinung. In dem Maße, wie das Kaisertum niederging, stieg das deutsche Territorialfürstentum empor. Entstanden aus einem wirren Gemenge von grundherrlich-feudalen, lehnsrechtlichen und privatrechtlichen Besitztiteln, schob es sich zwischen Volk und König und machte aus dem freien Volke eine Masse mehr oder minder rechtloser Objekte. Diese Territorialfürstentümer, in denen soviel deutscher Sondergeist und soviel undeutsches allgemein-europäisches Rechts- und Verfassungsleben sich entwickelte, sind die Keimzellen des modernen deutschen Staates geworden, die zur Entwicklung der deutschen nationalstaatlichen Einheit und des Patriotismus eine wesentliche Vorbedingung wurden.

Aus dem brandenburgischen Territorialfürstentum wuchs der preußische Militärstaat heraus, um den sich schließlich im neuen deutschen Reiche die anderen deutschen Bundesstaaten scharten. Unermeßlich ist die Bedeutung der Hohenzollern für unsere nationale Entwicklung geworden und doch wird man vom ersten Kurfürsten, dem Nürnberger Burggrafen Friedrich I. an bis zu den Königen des 18. Jahrhunderts weder bei ihnen noch bei ihren Untertanen nationale Gesinnung in dem uns geläufigen Sinne suchen und erwarten dürfen. Eben weil der Boden, auf dem eine solche Gesinnung allein gedeihen kann, noch nicht bestellt war. Ein Hohenzoller war — um nur ein Beispiel herauszugreifen — der letzte Hochmeister des Deutschen Ordens. Durch seinen Übertritt zum Protestantismus, die Verwandlung des deutschen geistlichen Fürstentums in ein weltliches polnisches Lehnsherzogtum, entfremdete er deutsches Land dem Deutschen Reiche. Und doch wer wird ihn deshalb unnationaler Gesinnung schelten? Vielmehr hat die Lostrennung des Ordenslandes vom kranken Reichskörper zur festeren Konsolidierung der Verhältnisse in ihm geführt und auf diese Weise mittelbar dem Lande im Interesse des Deutschtums mehr geleistet, als das Reich dazu vielleicht imstande gewesen wäre. Ähnlich lagen die Dinge bei zahllosen wichtigen historischen Vorgängen des ausgehenden Mittelalters und den ersten Jahrhunderten der Neuzeit, bei denen es falsch ist, den modernen nationalen Maßstab anzulegen.

Je mehr also im Reiche der staatliche Zusammenhang verloren ging, je tiefer die politische Ohnmacht des Deutschen Reiches wurde und je geringer und aus-

sichtsloser die Entwicklungsmöglichkeiten des deutschen Nationalbewußtseins in jenen Jahrhunderten wurden, um so reicher entfaltete sich das deutsche Wesen auf rein kulturellen Gebieten. Die Entwicklung der deutschen Nation zu einer führenden Kulturnation machte bedeutende Fortschritte. Sprache und Literatur, wirtschaftlicher Fleiß und Sinn deutschen Bürgertums sind in jener politisch kranken Zeit die Vorposten deutsch-nationaler Entwicklung, wenn auch vielleicht unbewußt, so doch tatsächlich geworden. Die Weltsprache, das Lateinische, machte allmählich in Chroniken, Urkunden und den Kanzleien der heimischen deutschen Sprache Platz. Die Lieder Walthers von der Vogelweide fanden so reine deutsche Töne, wie noch nie zuvor. Die herrlichen Werke der deutschen klassischen Dichtung: der Minnesang, die Epen Gottfrieds von Straßburg und Wolframs von Eschenbach sind, obgleich an französischen Vorbildern geschult und im Banne romanischer Anschauungen, doch ein unveräußerlicher deutscher Besitz geworden.

Den deutschen Kaufmann, der seine Kontore in Venedig, in London und Nowgorod errichtete, führte nicht nationale Gesinnung in die Welt hinaus, sondern frisches wagemutiges Unternehmertum. Aber deutsche Art und deutsches Wesen wurden nun bekannt im Auslande und förderten somit den nationalen Stolz und andrerseits wurde der deutsche Kaufmann oder Ritter, wo sie in Ländern geringerer Kultur wie im slawischen Osten sich festsetzten, direkt zu Schöpfern deutscher Kultur in jenen Gebieten und haben sich vom nationalen Standpunkte unvergängliche Verdienste erworben.

Wieviel ist, zumal im vergangenen Jahre, Martin Luther als einer der deutschesten Männer gepriesen worden; mit ebenso viel Recht wie Unrecht. Wenn es wahr ist, daß die gemeinsame Religion eines der stärksten Bindemittel einer Nation ist, so bedeutet der Riß, der durch Luthers religiöses Werk in das deutsche Volk gekommen ist, einen unersetzlichen Verlust an unserem nationalen Gute. Ohne Luther kein Dreißigjähriger Krieg und doch wiederum ohne Luther auch kein Goethe, Fichte, Bismarck! Luthers Weltanschauung wurzelte noch ganz in der mittelalterlichen. Sein Wollen lag nicht auf staatlichem oder politischem, sondern auf religiösem Gebiete. Nicht eine deutsche Nationalkirche wollte er schaffen, sondern an Stelle der universitas Christiana der Papstkirche sollte eine universitas Christiana der gereinigten Lehre des Paulinischen Evangeliums treten. — Würde man alle die Stellen zusammenhalten, in denen Luther sich über die tollen besoffenen Deutschen oder ähnlich äußerte, sie würden ihn eher als einen Verächter der deutschen Nation erscheinen lassen als einen warmherzigen Vertreter seines Volkes, der er tatsächlich gewesen ist. Durch ihn ist die deutsche Sprache, wie er sie sprach und schrieb, erst wirklich Allgemeingut geworden. Verlor er auch nach den Ereignissen des Bauernkrieges die ungeheure Volkstümlichkeit und ließ mit durch seine furchtbare Härte gegen die Empörer im Jahre 1525 die große nationale Erregung, die das deutsche Volk in den Frühzeiten der Reformation durchzitterte, nach, so blieb doch, was er für die deutsche

Sprache und Kultur geleistet hatte, als unvergänglicher Besitz für alle Zeiten bestehen.

Doch selbst nicht einmal die deutsche Bibelübersetzung oder Lieder wie: „Eine feste Burg" oder die Losreißung des größten Teiles des deutschen Volkes von römischer Abhängigkeit — Taten, die Luther allein schon den größten Ruhm zusichern, ist das, was ihn vom nationalen Standpunkte unsterblich gemacht hat. Er hat noch viel höheres vollbracht, wozu sich einmütig deutsche Katholiken und Protestanten bekennen dürfen. Martin Luther verkörpert in seiner einzigartigen Persönlichkeit, in der tiefen inbrünstigen Ehrlichkeit, Religiosität und Gewissenhaftigkeit zum ersten Male in vollendeter Gestalt die Inkarnation deutschen Geistes und deutschen Wesens, wie sie später ihren Siegeszug durch ganz Europa und die gebildete Welt nehmen sollten, und die uns auch jetzt unbesieglich machen. Eine innere Harmonie von Religion, Wissenschaft und Dichtung — um mit Wilhelm Dilthey zu reden —, die auf der Vertiefung des Geistes in sich selbst und seiner Gestaltung aus dieser Tiefe beruht, sind die wesentlichen Merkmale des deutschen Geistes, der deutschen Bildung, des deutschen Idealismus, die in gerader Linie von Luther über Leibniz zu Goethe verlaufen und von nun an sich immer reiner und eigenartiger entwickelten.

Wir haben deswegen auch vom nationalen Standpunkte aus keinen sonderlichen Grund zu klagen über die ausgesprochen undeutsche Art, die sich im 17. und 18. Jahrhundert bei Fürst und Volk, bei Adel und Bürgertum immer mehr breit machte. Bekannt ist die Ausländerei jener Zeit, die bis auf den heutigen Tag tief im Deutschen sitzt. Die kleinen Fürsten ruhten nicht eher, bis auch bei ihnen die Sonne von Versailles zu leuchten schien; die Söhne des deutschen Adels suchten Abenteuer im Auslande, traten in fremde Heere ein. Die französische Sprache verdrängte selbst in vertraulichen Briefen die heimische deutsche Sprache. Das Volk selbst verharrte in völliger Anteilnahmslosigkeit an den äußeren und inneren Geschicken seiner Nation. Fremde Staaten wie Dänemark, Schweden und Frankreich entrissen deutsche Gebiete, wurden Garanten des Westfälischen Friedens und erhielten als solche das Recht, mit hineinzureden in die deutschen Verhältnisse. Die Kurfürsten von Sachsen wurden Könige von Polen; die Kurfürsten von Hannover Könige von England, die Kurfürsten von Brandenburg besaßen außerreichsdeutsches Land und nannten sich nach diesem für ihren werdenden Gesamtstaat Könige in Preußen. Die Interessen der deutschen Kaiser entfernten sich immer mehr vom Reiche, dessen Krone sie trugen; der Schwerpunkt ihrer Interessen lag längst im außerdeutschen Osten. Wie sollte bei solchen Zuständen und Verhältnissen ein Verständnis für nationale Dinge reifen, wie konnte sich da Vaterlandsliebe entwickeln? Und doch schuf diese Zeit nationalpolitischen Tiefstandes Männer wie Paul Gerhard, Leibniz, Sebastian Bach, Gellert und viele andere.

In Frankreich war seit dem ausgehenden Mittelalter, etwa seit der Schlacht

bei Bouvines (1214) ein starker geschlossener Staat unter Führung eines immer mächtiger werdenden Königtums in Entwicklung. Auch hier blieben die Versuche zu territorialfürstlicher Bildung nicht aus; auch hier die Not der konfessionellen Spaltung. Und doch konnte der Staatsgedanke viel früher zum Siege gelangen. Der nationale Einheitsstaat ermöglichte frühzeitig hingebenden Patriotismus. Vom Nationalstaate aus entwickelte sich hier die französische Kulturnation.

In Deutschland zwang die Geschichte uns den umgekehrten Weg auf. Er ist leidvoller aber um so reicher, komplizierter aber um so bildungsfähiger, verwirrender aber um so wirkungsvoller geworden! Seine Triebkräfte kennen und verstehen zu lernen, heißt auch zugleich die verschiedenen Betätigungsarten nationaler Gesinnung bei uns Deutschen heute verstehen und gerecht würdigen. Es braucht uns nicht seltsam oder betrüblich erscheinen, daß der Held und Abgott unseres Volkes, Friedrich der Große, kaum richtig deutsch schreiben konnte und die deutsche Literatur verachtete. Seine Verdienste für das Deutschtum sind darum doch unvergänglich. Warum? Weil er einen Staat schuf, der späteren Führern der Nation das Verständnis dafür weckte, daß nur in der Anlehnung an diesen die Entwicklung des deutschen Einheitsstaates möglich würde. Umgekehrt ist es begreiflich, wenn außerpreußische Deutsche zur Zeit des Siebenjährigen Krieges — wo Deutsche mit Hilfe Englands, Rußlands und Frankreichs einander bekämpften — keine warme Anteilnahme für den preußischen Staat, wohl aber gelegentlich ein bewunderndes Verständnis für das Genie seines Lenkers hatten. Die Worte des jungen Goethe: „Wir waren fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an!" sind der klassische Ausdruck jener Stimmung.

Die mittelalterliche, universalistische, theokratische, dogmatisierende Weltanschauung und die antik-mittelalterliche Vorstellung von der Weltherrschaft wurden abgelöst von einer zunächst noch ebenfalls allumfassenden Weltanschauung. An Stelle des augustinischen Sündenpessimismus, von Jenseitigkeit, religiöser Offenbarung und konventioneller Gebundenheit, traten allmählich Diesseitigkeit, freie Entfaltung des Individuums, das Erkennen natürlicher Kräfte und des Waltens einer natürlichen Vernunft. Die Fiktion des heiligen römischen Reiches deutscher Nation — eine Bezeichnung, die übrigens im ausgehenden Mittelalter auftauchte — verschwand fast vollständig. Der Absolutismus, eine Frucht der Souveränitätslehre, machte Frankreich in seinen neuen Weltherrschaftsbestrebungen zum natürlichen Gegner des altersschwachen Reiches. Allmählich verflachte der hauptsächlich von Westeuropa ausgehende Rationalismus zu ödem Utilitarismus. An seine Stelle trat nun der deutsche Idealismus. Aufklärung und Rationalismus waren auch dem deutschen Geiste nicht fremd geblieben; aber nun zum ersten Male in der Geistesgeschichte der germanischen und romanischen Völker wurde an Stelle einer die Gesamtheit des christlichen Abendlandes umfassenden Weltanschauung eine neue Anschauung gesetzt, die ihre Kräfte schöpfte aus den Eigenarten eines einzelnen Volkes. Religiöse Innerlichkeit, wissenschaftliche Gründlichkeit, herbe

und strenge Pflichterfüllung, weitherzige allumfassende Menschlichkeit: das sind die wesentlichen Merkmale des deutschen Idealismus, der sich an die Namen Schillers und Goethes, Kants und Herders knüpft. Diese Männer wurden die Lehrmeister der deutschen Nation, sie haben die deutsche Bildung zur höchsten Anerkennung in der Welt gebracht. Es ist deshalb auch ziemlich gleichgültig, daß Goethe kein Nationalbewußtsein im modernen Sinne besessen hat, daß Schiller, an dessen Werken sich die Vaterlandsliebe der heutigen Generation noch immer entzündet, zu seinen Dramen ausländische Stoffe gewählt hat, daß Herders Humanitätsideal aufging in kosmopolitischem Weltbürgertum.

Die deutsche Nation, das Volk der Dichter und Denker, war auf den Höhepunkt ihrer kulturellen Entwicklung gelangt zu Zeiten tiefster politischer Ohnmacht! Deutscher Geist und deutsches Wesen waren zum sogenannten Kulturdünger der europäischen Bildung geworden und einer der Besten unter den Deutschen in einer späteren Generation, Barthold Georg Niebuhr, der Schöpfer unserer modernen Altertumswissenschaft, glaubte noch ernstlich, die Mission des deutschen Volkes ähnlich wie die der Griechen lediglich in der Ausgießung seines Geistes über die ganze Welt erblicken zu müssen. Daß es anders kommen konnte und kommen mußte, war neben den weltbewegenden Ereignissen der französischen Revolution und des napoleonischen Zeitalters nicht zum wenigsten das Ergebnis der stillwirkenden Arbeit jener träumenden Idealisten!

Der völlige politische und moralische Zusammenbruch des Staates Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, die Not der Fremdherrschaft in den meisten deutschen Provinzen weckte die Geister, brachte ihnen allmählich zum Bewußtsein, daß ohne starken Staat eine reife Nation auf die Dauer nicht zu leben vermag. Das 19. Jahrhundert, von der Schlacht bei Jena und Auerstädt bis zur Kaiserproklamation in Versailles, steht unter dem Zeichen der Kämpfe um den deutschen nationalen Einheitsstaat. Fremdes und Eigenes, überkommene Weltanschauung und neue Ideen und Ziele rangen hier in einem kaum entwirrbaren Durcheinander, um unserem Volke seinen eigenwertigen staatlichen Bau zu zimmern. Bekannt sind die Großtaten der deutschen Erhebung, die erzieherische Wirksamkeit Fichtes in seinen Reden an die deutsche Nation, Schleiermachers in seiner Verinnerlichung der Religion, Humboldts, Steins und Gneisenaus in ihrer Heranziehung des Volkes zur Mitarbeit am öffentlichen Leben. Das nationale Ziel und die nationale Idee waren gefunden; der Traum nach einem deutschen Einheitsstaate mußte sich erfüllen; Barbarossa mußte endlich von den Raben, die er vom Kyffhäuserberge entsandte, die frohe Kunde erhalten, daß er vom hundertjährigen Schlafe sich erheben dürfte, um wieder seinem Volke als Führer voranzugehen!

Die Romantik, die die letzten Reste des Rationalismus beseitigte, vertiefte den nationalpatriotischen Sinn, weckte die Liebe zur Vergangenheit des Vaterlandes, das freilich nun mit dem sehnsuchtsvollen Auge des Kämpfers um die

nationale Einheit angesehen wurde. Je tiefer und schärfer das Verständnis für die Bedürfnisse der eigenen Nation wurde, um so fremder wurden sich im 19. Jahrhundert die Nationen und Staaten und betonten geflissentlich die Gegensätze, während früher das Gemeinsame der christlich-abendländischen Kultur im Vordergrunde stand. Früher gab es eine universale Weltanschauung, jetzt schuf die neue — nationalstaatlich gerichtete — Zeit ein ähnliches, wenn auch schwaches Ersatzstück dafür in den internationalen Gemeinsamkeiten, verschärft jedoch durch nationale Empfindlichkeiten.

Es ist ungemein anregend zu verfolgen, wie die nationalstaatliche Entwicklung im 19. Jahrhundert in fortgesetztem bewußten oder unbewußten Kampfe lag mit den überkommenen weltbürgerlichen Anschauungen. Erst den bedeutenden Forschungen und Schriften Friedrich Meineckes verdanken wir hier Klarheit. Nach Treitschke ist der Staat der politische Gesamtwille des Volkes. Die Ideen von 1789, die Ereignisse von 1806 bis 1815 forderten gebieterisch eine freie Mitbestimmung des Volkes an den Arbeiten des Staates, wenn anders die reife Frucht des deutschen Nationalbewußtseins nicht verderben sollte. Zwei große Parteien erhoben sich nun, um jede von ihrer Weltanschauung aus — gleichgültig, ob die Lösung vom preußischen oder großdeutschen Standpunkte aus gefordert wurde — den deutschen nationalen Einheitsstaat zu schaffen. Ich meine den älteren deutschen Liberalismus etwa eines Heinrich von Gagern und die konservative Partei. Beide hatten weltbürgerliche Elemente in sich; bei den Liberalen war es „der rationalistisch gefärbte Universalismus der Volkssouveränität, bei den Konservativen der religiös gefärbte Universalismus der politischen Romantik". Es ist bekannt, daß Bismarck bis etwa 1866 von einer deutschen Politik nichts wissen wollte und nur konservativer Preuße war. Noch in den fünfziger Jahren sprach er verächtlich „von dem räudigen Hermelin des deutschen Patriotismus". Erst nach der Auseinandersetzung mit dem großen Rivalen Österreich wurde er zum deutschen nationalen Staatsmann. Die Ruhmestaten deutscher Heere, die zum ersten Male wieder vereint gegen den westlichen Feind ihr gemeinsames Vaterland verteidigten, ermöglichten unserem großen Kanzler den Abschluß des Werkes: Die deutsche Nation war zum deutschen Nationalstaate geworden.

Mit dem Eintreten des Deutschen Reiches in die Reihe der Weltmächte mußte es schon seiner ungeschützten geographischen Lage wegen, um der Selbsterhaltung willen, Machtpolitik treiben. Das Nationalbewußtsein, das nun nicht mehr erfüllt war von dem Sehnen nach der nationalen Einheit, bekam allmählich einen anderen Inhalt. Es wurde immer aggressiver, immer verständnisloser für die durch die Geschichte bedingten fremdartigen Beimischungen in unserer nationalen Struktur. Es entwickelten sich allmählich, wie auch bei den übrigen europäischen Staaten, Strömungen und Zustände, die in einem leicht tadelnden Sinne Nationalismus oder Chauvinismus genannt werden. Bedingt wurde diese einseitige Schärfe durch sehr reale Notwendigkeiten; denn ein neuer

Faktor trat im 19. Jahrhundert schwerwiegend in die Erscheinung. Die kapitalistische Wirtschaftsverfassung, die infolge der neuen Erfindungen sich sehr viel intensiver entwickelte, schuf eine neue Gesellschaftsordnung. Ein neuer Stand, rechtlos und in furchtbarem Elend, das Arbeiterproletariat war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wie aus dem Boden gestampft, zuerst in England emporgeschossen. Für die Rechte dieser Klasse kämpften die Schöpfer des internationalen Sozialismus, zwei Deutsche: Karl Marx und Georg Engels.

Der religiöse Gegensatz wurde in den siebziger und achtziger Jahren verschärft durch den sogenannten Kulturkampf zwischen Protestanten und Katholiken. Sein Ergebnis war die Schaffung einer großen mächtigen Partei: des Zentrums, dessen Angehörige zwar deutsch empfanden, aber sich zunächst als eine internationale Gemeinschaft der Gläubigen unter der Oberherrlichkeit des Papstes fühlten. Eine große Schicht, zumal des gebildeten Bürgertums, die noch von 1848 bis 1870 erfüllt von leidenschaftlichem nationalem Betätigungsdrange war, wandte sich nun in seinen nationalen Bedürfnissen gesättigt und abgestoßen von den neuen politischen Kämpfen von der Öffentlichkeit ab und ging auf in der Befriedigung ästhetisch-intellektueller Bedürfnisse, wozu die neue kulturell und materiell übersättigte Zeit mehr als genug Gelegenheit bot.

So kam es schließlich, daß unsere jüngste Vergangenheit angefüllt war von einer Menge sich widerstreitender Probleme, Stimmungen und Gesinnungen. Weltmachtpolitik, Nationalitätenhader, soziale, religiöse und kulturelle Gegensätze! Scharfes Eintreten für nationale Größe, das sich auf einen kommenden Weltkonflikt vorbereitete, auf der einen Seite; nicht minder heftiges Herausarbeiten der internationalen Gemeinschaftlichkeit, das auf den Ausbau des Völkerrechts, auf Abrüstung und Weltfrieden hinzielte, auf der anderen Seite; zwischen beiden Lagern die große Masse der politisch indifferenten Ästheten und Genießer. Man verstand sich nicht mehr in der deutschen Nation und wußte nicht, daß doch die nun so weit auseinander treibenden Stämme einer gemeinsamen Wurzel entsprossen waren.

Da leuchtete durch die Bluttat von Serajewo der grelle Blitz in den dunkel gewordenen Himmel. In den unvergeßlichen Augusttagen des Jahres 1914 lernte unser Volk wieder sich auf sich selbst besinnen, fand unser Kaiser das erlösende Wort: Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur noch Deutsche! Millionen von Deutschen, die man vielfach für das Vaterland verloren glaubte, traten mit derselben Begeisterung für die Verteidigung des deutschen Vaterlandes ein wie alle übrigen. Das deutsche Nationalbewußtsein hatte trotz aller Reibungen der vergangenen Jahrzehnte sich glänzend bewährt. Hieß es früher für das Werden des Einheitsstaates zu kämpfen, so galt es jetzt seinen Besitz zu verteidigen. Man fühlte instinktiv, daß das Gemeinsame in deutscher Art, eben jenes Erbgut unserer Vergangenheit, stärker ist als alles Trennende.

Aber noch etwas anderes zeitigten jene wunderbaren Augusttage. Blicken wir auf unseren verbündeten Nachbarstaat Österreich-Ungarn. Der Nationalitätenhader war hier so stark entwickelt, daß ein jeder bei dem Ausbruch eines Krieges das Ende der habsburgischen Doppelmonarchie voraussagen zu müssen glaubte. Statt dessen geschah das Unglaubliche: Tschechen und Deutsche verbrüderten sich in Prag und sangen gemeinsam das deutsche Trutzlied: Die Wacht am Rhein! Die slawischen Völkerschaften Österreich-Ungarns: die Ruthenen, Polen, Tschechen, Slowaken und Slowenen stellten sich begeistert zum Kampfe gegen den großen Agitator des Panslawismus, gegen Rußland und dessen Schützling Serbien. Ein ähnliches erlebten wir bei unseren Gegnern. Unsere Hoffnung auf den Abfall Irlands von Großbritannien, die Losreißung Indiens, die Nichtteilnahme der englischen Dominien am Existenzkampfe ihres Mutterlandes, die Erhebung der Deutschamerikaner gegen die angelsächsische Rasse: sie alle trogen! Es schien, als ob das nationale Prinzip in der Geschichte ausgespielt hätte zugunsten der Allmacht des Staatsgedankens. Tatsächlich hat der Staat — gezwungen durch die lange Dauer des Krieges und die furchtbare Macht des Wirtschaftskrieges — hüben und drüben in einer Weise in die Rechte des Einzelnen eingegriffen, wie es der kühnste Verfechter des Staatssozialismus sich nicht geträumt hätte, so daß augenblicklich das Staatsinteresse als oberstes Gebot der Stunde sich einem jeden aufzwang. Da unser Staat im wesentlichen nationaler Einheitsstaat ist, haben wir diese Verschiebung vom nationalen Prinzip zum rein staatspolitischen weniger empfunden als etwa die Nationalitätenstaaten.

Jedoch die Länge des Krieges hat vielen die Fesseln des Staatszwanges als unerträglich erscheinen lassen. Das Bewußtsein, daß der Mensch zunächst als Mensch und nicht als Staatsbürger geboren ist, und daß die zertretene Menschheit endlich auch wieder zu ihrem Rechte kommen müsse, ist ebenso wieder lebendig geworden wie der alte Nationalitätenhader. Wohin das führen kann, hat der Zusammenbruch des zaristischen Rußlands mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Auch bei uns hadert der weltbürgerlich-pazifistische Gedanke des deutschen Träumers mit dem starren Machtsinn des deutschen Nationalisten.

Die Geschichte ist, wie eingangs bemerkt wurde, nicht dazu da, um sich mißbrauchen zu lassen wie die Statistik, aus der jeder Parteimann das ihm wünschenswerte Beweismaterial herausholen kann; aber die Geschichte ist ebensowenig eine Anhäufung toten Materials, ein Museum oder gar nur eine Raritätenkammer. Sie muß stets in lebendiger Wechselwirkung bleiben mit der frisch pulsierenden Gegenwart. Und da dürfen wir sie jetzt in den entscheidungsschwersten Stunden unseres Daseins als Lehrmeisterin befragen, was uns nottut.

Wir haben keinen Grund, der inneren Kraft unseres Volkes zu mißtrauen. An Stelle des Überschwanges der Begeisterung der Augusttage ist die nüchterne Erkenntnis von der Bedeutung unseres Existenzkampfes getreten. Und da hat sich in diesen langen Kriegsjahren unter Not und Entbehrung das deutsche National-

bewußtsein, das, wie wir gesehen haben, so unendlich reich ist, erst recht bewährt, sowohl draußen bei denen, die zu sterben wissen, wie daheim bei denen, die in Stadt und Land an ihrem Platze zum Heile des Ganzen ihre Pflicht erfüllen. Aber trotz dieses Vertrauens auf unsere innere Kraft, die uns unbesieglich macht, tut es not, daß wir wieder ein wenig mehr auf uns selbst besinnen lernen. Wir müssen mehr Ehrfurcht vor der Meinung eines jeden Deutschen haben, uns bemühen, sie zu verstehen lernen; eine jede hat ihre Berechtigung, denn alle stammen aus der gemeinsamen Wurzel, dem unermeßlich reichen und fruchtbaren deutschen Geiste.

Lassen wir dem unendlichen Reichtum unseres deutschen Wesens wieder mehr Spielraum und Freiheit. Lassen wir alles Trennende fort und bemühen uns, das uns Einende wieder hervorzuheben wie in den Augusttagen von 1914, dann dürfen wir, ohne Gefahr zu laufen pharisäischen Hochmutes geziehen zu werden, das Dichterwort wagen:

„Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen."

Dr. W. Stein:
Weltwirtschaft und Politik.

Eine erschöpfende Bestimmung des Begriffes „Politik" ist nicht leicht zu finden, und wir brauchen uns auch an dieser Stelle nicht auf der Suche nach einer schönen theoretischen Definition abzumühen. Es genügt uns, zu wissen, daß unsere Regierung, insonderheit unsere Diplomaten, dazu bestellt sind und dafür aus Staatsmitteln besoldet werden, eine „gute" Politik zu machen, als deren Grundlage wie überall, wo sich gleichwertige und annähernd gleichstarke Kräfte im Leben gegenüberstehen, der Kompromiß anzusprechen ist, ganz besonders heute, da wir im Zeichen des Weltverkehrs, der Weltwirtschaft stehen, da jeder Staat bestrebt ist, dem andern im Wettbewerb den Rang abzulaufen. Es ist darum die Aufgabe der berufenen Vertreter des Reiches, dem eigenen Lande, dem eigenen Volke eine größtmögliche gesicherte Wohlhabenheit, allen Klassen der Bevölkerung eine erträgliche Lebensführung zu verschaffen und zu erhalten. Wir wissen heute, daß dieses Ziel nur erreicht werden kann, wenn es gelingt, uns den Platz an der Sonne, den uns gebührenden Anteil am Weltmarkt wiederzuerobern und für immer zu sichern. Um diesen Preis geht es auch in diesem Kriege, und jeder Zweifel darüber ist seit der neulichen Rede des englischen Staatsmannes

Balfour endgültig behoben, der mit erfreulicher Offenheit erklärte, dieser Krieg sei kein Zufall und keine unglückliche Episode, er sei unvermeidlich gewesen, sofern man nicht dulden wollte, daß Deutschland durch seinen wirtschaftlichen Aufschwung alle Früchte eines Sieges ohne Kampf pflücken konnte. Solches Zeugnis aus englischem Munde ist uns ein Gewinn, denn nun werden auch dem Blödesten bei uns die Augen aufgehen, daß es sich in diesem Kriege nicht um die Befreiung der kleinen Völker handelt, daß nicht wir diesen Krieg wollten, sondern daß im Gegenteil das Deutsche Reich einzig und allein bestrebt war, im friedlichen Wettbewerb die Früchte seines Fleißes und der Tüchtigkeit seines Handels und seiner Industrie zu genießen. Jeder, der nicht gewohnheitsmäßig mit Schlagworten um sich wirft, muß auch merken, daß es nicht damit getan ist, „moralische Eroberungen" zu machen und sich durch „Anpassen", will sagen Kriecherei und Liebedienerei, im Auslande beliebt zu machen, sondern daß der nüchterne, geschäftliche, schaffende Egoismus im Verkehr der Staaten untereinander unerbittlich sein Recht fordert. Wie der einzelne Kaufmann, der für sich und andere Werte schaffen will, selbstsüchtig sein muß, so bedarf in noch höherem Maße der Staat des Egoismus als Nährboden, will er nicht verdorren und verkümmern.

Deutschland ist zu früh in die Weltwirtschaft eingetreten und hat zu sprunghaft Raum gewonnen, als daß die furchtbare blutige Auseinandersetzung mit den Mitbewerbern um den Weltmarkt hätte ausbleiben können. Im geschäftlichen Leben, im Kleinen, ist fast täglich zu beobachten, daß einer erstarkenden Konkurrenz gegenüber, die, solange sie klein und ungefährlich schien, unbeachtet blieb, wütende Kämpfe einsetzen, die je nach der wirtschaftlichen Stärke der Gegner mit einem Vergleich, nicht selten sogar mit einem Zusammengehen oder mit dem Ruin des Schwächeren enden. Je länger aber der Krieg dauert, desto deutlicher wird es, daß hier nur ein ungeheurer wirtschaftlicher Konkurrenzkampf zwischen den einzelnen Volkswirtschaften ausgefochten wird, bei dem es um den Anteil der einzelnen Völker an der Weltwirtschaft geht. Planmäßig oder instinktiv streben alle dem gleichen Ziele zu, dem England, die treibende Kraft auf seiten der Entente, vorbildlich nahegerückt ist. Zwei Ziele verfolgt Großbritannien: die völlige Beherrschung des Weltverkehrs, die ihm nicht nur durch die riesigen Schiffsverluste, sondern fast noch mehr durch die gleichartigen Bestrebungen Amerikas und Japans zu entgleiten droht, und seine Sicherung durch Erlangung weiterer Stützpunkte an der Weltverkehrsstraße, am Kanal, im Mittelmeer, an den Dardanellen. Amerika sucht die Monroedoktrin in der neuen Fassung „Amerika den Nordamerikanern" zu verwirklichen, indem es den deutschen Einfluß aus Südamerika und aus Ostasien, seinem vornehmsten Interessengebiet, verdrängt. Hier steht es in hartem Wettbewerb mit dem Lande der aufgehenden Sonne, und mit fast mathematischer Sicherheit ist der Zeitpunkt zu berechnen, an dem Weiß und Gelb die Klingen kreuzen werden. Was das zertrümmerte Zarenreich wollte, wissen wir: im Norden gedachte es näher an die Ostsee, an

den Weltverkehr zu rücken, und dem gleichen Ziel galt es im Süden, der freien Ausfahrt aus dem Schwarzen Meer. Frankreich aber, das zwar dem Namen nach um die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens kämpft, hofft nicht nur im Stillen, falls ihm das Kriegsglück hold ist, unsere rheinisch-westfälischen Industriegebiete sich einverleiben zu können. Und sehen wir uns die geheimen und offen ausgesprochenen Wünsche aller anderen Staaten an, die freiwillig oder auf Veranlassung Englands in diesen Krieg zogen, wie sie auch heißen mögen, sie alle wollen ihren Anteil an der Weltwirtschaft, sie wollen ihren Umsatz vergrößern, um höheren Gewinn aus Einfuhr und Ausfuhr zu erzielen, sie wollen an den Weltverkehr unmittelbar angeschlossen werden, um billige Frachten und bequeme, sichere Verbindungen zu haben, auf daß ihnen kein Konkurrent die Kreise stören kann. Das alles ist ja auch so klar und verständlich für jeden, der sich vor Augen hält, daß das ganze zwischenstaatliche Leben der Völker nur Geschäft ist, an dem verdient werden will, und der erzielte Gewinn aus der Tätigkeit des internationalen Güteraustausches kommt der gesamten Binnenwirtschaft, fast möchte man sagen, jedem einzelnen Staatsbürger, unmittelbar zugute. Diese Erkenntnis aber führt dazu, daß man der Kunst der Politik jetzt höhere Aufmerksamkeit entgegenbringt, daß weite Kreise, die früher als „unberufen" angesprochen wurden, sich beschäftigen mit der Erörterung der Frage, wie eine gute Politik gemacht wird, und daß in dem geheimnisvollen Buch jetzt Männer der Praxis lesen und sehr zum Leidwesen der zünftigen Diplomaten der alten Schule finden, daß die Schrift durchaus leserlich und verständlich ist. Zugleich aber stellen diese modernen Interpreten des Buches der Politik fest, daß es, um die Wissenschaft auszuüben, nicht ausreicht, ein undurchdringliches Gesicht aufzusetzen und nur vornehm und müde auszusehen, im übrigen aber alles dem lieben Herrgott zu überlassen, der nach seinem unerforschlichen Ratschluß die Geschicke der Völker lenkt. Die Politik ist das Schicksal, sagte der erste Napoleon auf jener denkwürdigen Zusammenkunft mit Goethe in Erfurt, nur daß an die Stelle der Kabinettspolitik und Ruhmpolitik, die mehr oder weniger dem Ehrgeiz und dem Machthunger einzelner fröhnte, die Wirtschaftspolitik getreten ist, die um so mehr eine geistige Neuorientierung unserer Diplomatie erfordert, wie dies in der sorgsam ausgearbeiteten und vorzüglich begründeten Denkschrift der Hamburger Großkaufleute, kluger, welterfahrener Männer, die eine Änderung der Methoden und Prinzipien unseres auswärtigen diplomatischen Dienstes fordern, treffend ausgeführt ist.

Es ist zu wünschen, daß das, was hier vorgeschlagen wird, auch zur Ausführung kommt. Der Boden, auf dem unsere künftigen Diplomaten im Auslande zu arbeiten haben, ist wohl vorbereitet. Deutschland tritt mit einem ungeahnten Mehr an Ansehen am Ende dieses Krieges in die Reihe der Völker zurück, das den Reichsvertretern im Auslande die Erfüllung ihrer Aufgaben gewaltig erleichtern muß, wobei wir Fürsten- und Grafentitel unschwer missen können.

Lichnowsky und Luxburg sind jedenfalls nicht schuld daran, wenn sich der Deutsche vor dem Kriege draußen eines gewissen Ansehens erfreute, wenn unser Ausfuhrhandel den englischen beinahe erreicht hatte. Der deutsche Kaufmann hat es gemacht, seine Zähigkeit, seine Rührigkeit und die gute Beschaffenheit der Waren „made in Germany". So dürfen wir getrost behaupten, daß wir trotz unserer Diplomaten etwas gelten in der Welt. Wieviel weiter aber könnten wir sein, wenn unsere Staatskunst der englischen auch nur annähernd gleichwertig gewesen wäre! Es ist doch geradezu erstaunlich, was Großbritannien in dieser Beziehung geleistet hat. Bei der Aufteilung der Welt hat England die besten und größten Stücke zu bekommen gewußt, außerdem hält es fast den gesamten Weltverkehr, gesichert durch zahlreiche Schlüsselpunkte, fest in der Hand und hat es auch noch verstanden, zum Schutze dieses Besitzstandes gegen lästigen deutschen Wettbewerb die größte Koalition zusammenzubringen, welche die Welt jemals gesehen. Das Geheimnis solcher Erfolge liegt nicht in dem Streben, sich durch Männchenmachen und viele überflüssige Verbeugungen Freunde zu werben, sondern in einem selbstsicheren, zielbewußten Auftreten, das geleitet sein muß durch die Erkenntnis, daß es sich um den Anteil Deutschlands am Weltmarkt handelt, daß es darauf ankommt, der deutschen Volkswirtschaft Absatzmöglichkeiten und Absatzgebiete zu sichern. Leicht ist der Wirtschaftskampf draußen nicht, denn der Wiederaufbau unseres durch den vierjährigen Krieg so gut wie vernichteten Außenhandels wird nicht schnell und ungestört vonstatten gehen. Um so mehr ist zu wünschen, daß bei der Bearbeitung der Hamburger Vorschläge deren geistige Urheber mitherangezogen werden und diese nicht ausschließlich den Herren des Auswärtigen Amtes überlassen bleibt. Kühlmann hatte sich auch schon mit den Vätern der Denkschrift persönlich ins Benehmen gesetzt; sein Nachfolger wird, so hoffen wir, in diesem Punkte seinen Spuren folgen. Es gibt für uns nur eine Möglichkeit, in absehbarer Zeit unsere Schulden zu bezahlen und wieder zu Wohlstand zu kommen, nämlich unseren Außenhandel so schnell wie möglich und restlos auf die alte Höhe zu bringen. Auf dieses Ziel, auf unseren Anteil an der Weltwirtschaft, muß unsere künftige Politik ausschließlich gerichtet sein. Hat die alte Schule versagt, so wird der neuen Erkenntnis, der besseren Politik, besserer Erfolg beschieden sein.

Rudolf Klein Diepold: Orient und Okzident. Ein Vergleich.

Das Völkerringen, das der große Krieg über uns gebracht hat und in dem es sich nicht nur um die wirtschaftliche Vormachtstellung eines Volkes über das andere, sondern um die geistige Führung in Europa handelt, hat neben den mannigfachsten Überraschungen, die zu moralischen und politischen Umwertungen zwangen, als nicht geringste unsere Annäherung an den Orient gebracht. Über die eminente politische Bedeutung dieses Vorgangs ist keiner im Unklaren — da aber Ästhetiker der jüngsten Richtung, von deren Thesen uns gerade die neu-erwachten Einsichten abführen sollten, teilweise schon Hoffnungen ihrer Art daran knüpfen, so sei das Thema hier in vergleichender Weise erläutert.

Es ist richtig, daß der Orient die germanische Kunst schon einigemal be-fruchtet hat; doch wenn man an Venedigs Blütezeit denkt oder an Rembrandts Vorliebe für orientalischen Prunk (des Rokokos Chinesereien wären schon als „Gegenbeispiel" anzuführen) und von diesen an die Übernahme fremder Er-scheinungswerte unserer Modernen, so erkennen wir bald, in welcher Form eine derartige Befruchtung allein vor sich gehen darf, wie ferner, daß es sich damals, was entscheidend ist, um die Bestandteile der weniger rassefremden orientalischen Kulturen handelte; also nicht um den äußersten Osten oder gar die Negerplastik, auf die unsere Jüngsten gern zurückgreifen. Daraus erhellt, daß man sich über den Grundunterschied von Naturanschauung und Seelenleben solch antipodischer Kulturen klar sein muß, um die Grenze zu erkennen, deren Überschreiten die landesheimische durch die eingeführte fälschen würde. Halten wir uns an die in unserer Zeit berühmteste Kunst des fernen Ostens, an die Japans, so ergibt sich, von unserer Überlieferung aus, nur zu bald ein fundamentaler Unterschied, und zwar dieser: das Verhältnis des Japaners zur Natur ist so anders geartet, daß er das Geistige auszuschalten scheint. Die Folge davon: er verornamentiert die ganze Natur; mit souveräner Willkür und Meisterschaft zwar, entseelt sie dadurch für uns aber im einzelnen und großen. Ein Beispiel: „Meereswellen und Chrysanthemum-Blüten". — Schon daß diese Künstler so entgegengesetzte Dinge zusammenbringen, geht wider unsere Natur. Es beweist ein dem unsrigen gänzlich verschiedenes Verhältnis zur Landschaft. Da sehen wir z. B. eine landschaftliche Darstellung mit Bambusstämmen. Die Struktur als Gewächs ist diesen Pflanzen genommen; sie sind nach oben zu gekappt, und daneben schweben, einem pfeil-spitzen Gefieder gleich, einzelne Blätter in der Luft, d. h. auf einem Goldgrund; also gewissermaßen eine aphoristische Paraphrase über den Gegenstand. Dann die sie belebenden Tiere — Kraniche. Als Ganzes ist der Vogel in seiner Be-wegungslinie vorzüglich erfaßt, die Vogelgruppe in der Zusammenstellung meister-

haft; doch das einzelne Organ bleibt leer, entseelt, eine notwendige Folge jener oben gekennzeichneten Naturanschauung. Man nehme einen von ihnen zur Darstellung so beliebten Reiherkopf: mit wieviel Liebe würde ein germanischer Meister der großen Zeit ihn behandelt haben, in seinen Augen die Welt spiegeln, in der Linie des Schnabels das Zittern der atmenden Kreatur. Bei einem Japaner ist dieser Kopf aus der Nähe betrachtet (im Farbenholzschnitt gibt es leichte Ausnahmen) vollständig tot; sein Bau nach der individuellen Seite interessierte den Künstler nicht, und so ward er, trotz aller Durchführung, der Struktur nicht gerecht; der Künstler respektierte die Naturschöpfung in ihm zu wenig, ihn nicht als Schöpfungswunder. Man halte daneben einen Vogel- oder Hasenkopf von Dürer: Der Unterschied zweier Welten, zweier Rassen, die niedere und höhere Stufe in der Entwicklung der Menschheit tut sich auf. Beim Japaner spürt man im einzelnen Organ nicht mehr den Schöpfergeist der Natur, die Willkür des Künstlers blies ihn heraus. Die Natur ist ihm einzig Mittel zum Zweck, mit dem er frei schaltet; um so erstaunlicher ist die Wirkung in diesem Sinne. Wie die Beseelung im einzelnen, ist der ostasiatischen Kunst aus ihren Grundbedingungen heraus auch wahre Monumentalität unerreichbar, da diese ohne geistige Transzendenz gar nicht zu denken ist, das religiöse und philosophische Denken der Chinesen und Japaner sich aber in einem Realismus erschöpft. Es würde zu weit führen, auch nur hinzuweisen, daß wahre Monumentalität den in ihrem Denken und Empfinden doch transzendent veranlagten, nicht mongolischen Asiaten, den Indern selbst, in ihren Kunstwerken versagt blieb, weil dieses Denken im einzelnen Individuum noch nicht entsprechend zu Bewußtsein gelangte und zum Ausdruck kam. Diese blieb trotz der Höhe des Griechentums, das sich in der Kunst doch mehr mit der schönen Körperlichkeit des Individuums auseinandersetzte, den germanisch-christlichen Völkern vorbehalten.

Bezeichnend ist, daß die ganze ostasiatische Kunst, vornehmlich aber die japanische, innerhalb jenes Konturenstils sich bewegt — und ihn dann nach jeder Richtung prinzipiell bis zur letzten Meisterschaft ausarbeitete, die in ihm enthaltenen ästhetischen Möglichkeiten zum Gesetz erhob, zur Formel ausschrieb —, den wir als Ausdrucksmittel in den frühesten Kunstäußerungen, den prähistorischen, den paläolithischen, schon mit erstaunlichem Geschick angewendet finden, der aber in der europäischen, zumal der germanischen Kunst kaum die romanische Epoche überdauert: mit der Entwicklung eines höher gearteten Menschentums schlug die Kunst aus der gewandelten Naturanschauung und -wertung, die ein Gestalten nach der Tiefe, ein Ausformen der Körperlichkeit aus dem Gehäuse der Seele und des Geistes (ein Ziel, das die griechische Plastik in ihrer Art schon gelöst hatte) notwendig machte, gänzlich neue Wege ein, die im Süden von Giotto bis Tizian, bei uns von van Eyck bis Rembrandt führen. An einer solchen Entwicklung hat die Kunst und Kultur des Ostens keinen Anteil, weil die Menschheit des Ostens diese Bahn geistig nicht durchmaß; sie bleibt auf einer

primitiveren Stufe und hebt diese intellektuell in die Form jener letzten Raffinements, die die jahrhundertelange Pflege und Variation innerhalb ihres Zirkels ermöglichte. Man könnte diese Kunst ihrer Naturanschauung, kulturideellen Beschränktheit und ästhetischen Starrheit nach daraus als entstanden begreifen und ihr Wesen darauf zurückführen, daß der Mensch in ihr nicht als Ebenbild des Weltenschöpfers im Mittelpunkt des Daseins steht. Die Gottheit kommt nicht in ihm, selbst wo er in Beziehung zu ihr gedacht wird, jedenfalls der Außerordentlichkeit des Motivs nach nicht, zum Ausdruck; ja es waltet in den ernstesten Situationen nicht selten ein Zug von Karikatur, dem wir schon in den frühesten Götzenbildern aller Heiden begegnen, er mag einem Gefühl des Schreckens entstammen — schon ein inferiores Verhältnis von Individuum zu Gott —, das sich später, mit zunehmender Beherrschung der Lage, in ein solches der Komik auflöste. So würde vom Standpunkt der Psychophysik aus, nicht dem der ästhetischen Optik, eine Analyse der raffiniertesten Kunstwerke dieser Völker ähnliche Bestandteile ergeben wie eine solche des Witzes. Es würde sehr weit führen, diese Gefühls- und Ideenkomplexe nach allen Seiten zu durchleuchten, um ihre ästhetischen Resultate auf ihre Ursachen zu beziehen. Ein Anfangs- und Schlußeindruck aber ist dieser: in den vollendetsten Werken dieser Kunst spielt der Mensch mit den Wundern der Natur wie mit glitzerndem Bijou. Man halte zur Kontrastierung des menschlichen, geistigen und somit auch in seiner Wirkung rein künstlerischen Wertunterschiedes neben die vorzüglichsten Arbeiten Chinas und Japans van Eycks Madonnen, Rembrandts „Auferweckung" oder „Verkündigung", Grünewalds „Kreuzigung", und die ungeheure Kluft wird jedem klar. Die in ihrer Art einzig dastehende Vollendung und Eigenart der japanischen Zierkunst und ihres Holzschnittes aber ist gewissermaßen ein negatives Verdienst, denn die Folge wird allein möglich aus jenem Mangel an ethischem Gehalt, auf den ich vorhin wies, so daß wir dessen Hauches fühlbarere Spur mehr noch in den mittelalterlich-germanischen Gewerbekünsten herausempfinden als in den sakralen des östlichen Asiens.

Die Natur erscheint in der Kunst Japans als das vollendete Fabrikat, und man vergegenwärtigt sich unwillkürlich bei ihrem Anblick den Menschentypus mit seiner affenähnlichen Gesichtsstruktur, der sie zeugte: die Kunst eines Volkes ist der Spiegel ihres Schöpfers. Man halte neben den ostasiatischen Künstler die Büsten von Goethe und Sophokles. Zur Durchführung dieser Anschauung müßte man tief in die Entwicklungsgeschichte der Künste und der Ethik vom Osten zum Westen hin eindringen und in eine vergleichende Formenlehre; eine Begeisterung für dieses Niveau jedoch als für ein für uns vorbildliches gleicht jener atavistischen für den Buddhismus, nachdem das Christentum zwischen Altertum und Neuzeit für immer einen Strich gezogen. Ich wies schon auf eine ethisch-ästhetische Verwandtschaft zwischen Rokoko und der Kunst Ostasiens und möchte hier noch erwähnen, daß mit dem französischen Rokoko die europäischen Chinesereien ihren

Anfang nahmen, wie der Schwarm für die neuentdeckte Kunst Japans in den siebziger Jahren gleichfalls von Paris ausging. — Die deutsche Kunst hat aber geistig und daher auch ästhetisch andere Voraussetzungen als die französische. So konnten die Franzosen sich auch diesem Teil des Orients verwandter fühlen als wir und gerade aus ihrem Rokoko heraus. Für die französische Kunst war das Rokoko zudem die Glanzzeit, für die germanisch-deutsche nicht. Das ist bezeichnend und wirft auch aufhellendes Licht auf den Wert der französischen Kunst im 19. Jahrhundert. Die Entwicklung der Kunstepochen eines jeden Volkes, sagen wir einer Rasse, kommt vielleicht an den Punkt eines Rokoko: welche Etappen aber liegen in den germanischen Landen zwischen Gotik und Rokoko, welche Wandlungs- und Ausdrucksmöglichkeiten, die wir im fernen Osten vergeblich suchen. Das kleine Europa war ausgiebiger als das unermeßliche Asien; niemals ist auf einem kleinem Fleck Erde solch ein Reichtum kulturellen Wachsens gesehen worden wie in diesen Ländern: Hellas, Rom, Florenz und vor allem die Niederlande. Und daneben halte man die geistige Monotonie, wie sie sich in der Kunst des gleichen Zeitraumes im östlichen Asien abspielt. So ist es einleuchtend, daß es sich um eine Irrlehre handelt, wenn neuere Ästhetiker meinen, erst an den Formenanschauungen dieser oder noch primitiverer Völker könnten wir zu einer reinen Kunst gelangen. Trotz der zweifellosen seelischen und formalen Unterschiede der Epochen geht für unseren Geschmack ein einziger Zug von Künstlichkeit durch dieses Naturempfinden und Formgestalten, so daß man es, von unserem Standpunkte aus, durchweg ein Rokoko nennen könnte. Man sage nicht, wir verstünden schlecht in der Seele dieser Menschen zu lesen, und daß es dem Japaner als unvornehm galt, Gefühlsausdruck in der Kunst durchblicken zu lassen: den Unterschied geistiger Tiefe offenbart uns ein Vogelauge, eine Blütenknospe, und der törichte Satz: „Der Japaner malt eine Blüte und gibt den ganzen Frühling, wir glauben den Frühling zu malen, und es ist nicht eine Blüte", ist zu Unrecht nachgesprochen worden, denn unser Romantiker Philipp Otto Runge läßt aus dem Kelch einer einzigen Lilie den heiligen Geist hervorleuchten wie Raffael aus einem Madonnenauge.

Wenn aber heute, da in das neue Kulturwerden Deutschlands Weltideen befruchtend eingreifen sollen und unter anderem auch wieder Anregungen des Orients, so dürfen diese sich schwerlich in der bisher von Ästheten protegierten Art am Vorbild der Kunst des äußersten Ostens vollziehen, auf deren dem unseren grundverschiedenes Wesen wir im obigen ein Licht werfen, oder gar an dem der Azteken oder Neger; es könnte sich hier mehr nur, wie in den früheren großen Jahrhunderten unserer Kulturblüte, um den von lebensreichen Seefahrern heimgebrachten Abglanz der Märchenwelt des vorderen Orients handeln, zu der gerade der Deutsche sich, noch über seinen Schwarm für Italien und die Antike hinaus, hingezogen fühlte aus seiner kalten Nebelheimat, wie einst Goethe am Abend seines Lebens, als in das Land einer heiteren durchsonnten Sinnlichkeit

und Lebensfülle, die eine Weisheit reift, in der das Alter die Jugend grüßt als seine eigene Fortsetzung und Beglückung. Darin aber liegt, daß es sich hier um nichts weniger als um einen systematischen, erlernbaren Formensport handeln kann, vielmehr im Resultat um jene seltenen, nicht zu erzwingenden, den Auserwählten am Abend ihres Lebens reifenden Erkenntnisse, die am Baume der Menschheit aufgingen.

Ludwig Kapeller:
Die erste Flugpostlinie der Mittelmächte.

Flugpost! — Ein Gedanke, der seit anderthalb Jahrzehnten die Gemüter bewegt. Vor knapp vier Jahren war der Erdball bereits von einem Netz von Flugpostlinien umflochten. Die Verwirklichung weltumspannender Pläne zerschlug der Krieg. Luftrechtskonferenzen brach er jäh ab und wies dem Flugzeug, seinen Erbauern und Führern ihren Platz vorn in den ersten Reihen der Kämpfenden. Und dort vollendete sich in schärfsten Anforderungen des Frontdienstes die Flugmaschine in vier Jahren des Krieges, wie kaum in zehn Friedensjahren. Aber das Hinterland schien seine Hoffnungen und Wünsche zurückstellen zu müssen auf die kommende Friedenszeit. Und mit dem ersten Frieden dieses Weltkrieges entstand die erste Flugpostlinie der Mittelmächte: seit dem 31. März d. J., wenige Wochen nach dem Friedensschluß von Brest-Litowsk, steigt jeden Morgen in Wien ein Flugzeug auf, und im Laufe des Nachmittags werden die Flugpostsäcke in Kiew ausgeladen. Statt 48 Stunden Schnellzug — zehn Stunden Flugpost!

* * *

Bis Mitternacht muß der letzte Flugpostbrief auf dem Wiener Hauptpostamt aufgeliefert sein. Er trägt neben der gewöhnlichen 15 Heller-Marke besondere Flugpostmarken. Die Fluggebühr beträgt bis Krakau 1,50 K., bis Lemberg 3 K.; dazu kommt noch eine Vermittelungsgebühr von je einer Krone. Die alte lilafarbene Zweikronen-Marke wurde mit dem Überdrucke „1,50 K. 1,50" versehen, die Dreikronen-Marke mit „2,50 K. 2,50" überdruckt; der Buchstabe K verdeckt die alte Wertzahl. Die Vierkronen-Marke wurde — wie auch die beiden andern — außerdem mit dem Aufdruck „Flugpost" gekennzeichnet. Am Schalter werden die Marken mit dem gewöhnlichen Poststempel Wien I entwertet; eine Registriernummer in die linke, untere Ecke der Aufschriftseite, und die Briefe wandern in den Sortierraum. Noch ein Stempel, Sammlern der begehrenswerteste: „Flugpost Wien I" mit dem genauen Datum der Aufgabe. Eine halbe Stunde später sind drei Postsäcke bereit: einer nach Krakau, ein andrer nach Lemberg, der dritte

— nur amtliche Dienststücke enthaltend — nach Kiew bestimmt. Und um halb-vier Uhr morgens fährt das „Luftpostauto" vor, die Postsäcke nach Aspern auf den Flugplatz zu bringen.

* * *

Vor den lang sich streckenden Schuppen und Baracken des Flugfeldes, draußen, jenseits der Donau, vor den riesigen Ballonmützen der Flugzeughallen wimmelt es von halbverschlafenen Gesichtern. Rings der Horizont schwimmt noch in braunem Dunst und von der Straße her glänzen noch die Laternen durch die Dämmerung des langsam erwachenden Morgens. Auf der weiten Wiese steht schon der schmucke Doppeldecker. Offiziere des k. u. k. Luftfahrtruppen-Kommandos überwachen die letzten Vorbereitungen zum Start; der Meteorologe des Flugfeldes, der „Laubfrosch", berät mit dem Piloten die Wetterlage. Mittels kleiner Papierballons ist die Windstärke in den verschiedenen Höhen festgestellt worden; nach dem meteorologischen Bericht wird die günstigste Flughöhe bestimmt. Der Pilot versinkt in einem umfänglichen Aufputz von Pelz und Leder, dann besteigt er seinen Führersitz. Da rasselt auch schon das Flugpostauto heran, die Postsäcke werden im Rumpf des Flugzeuges verstaut, die Übernahme von dem Beobachtungsoffizier bestätigt. Eine letzte Motorprobe, das Aufbrüllen der Maschine, eine Wolke von Staub, Sand und Grashalmen; der Vogel rast über das Feld, erhebt sich, in scharfen Kurven steigend, gegen den langsam sich klärenden Dunst des Morgenhimmels.

* * *

Fast genau östlich geht die Fahrt, die March entlang, bis Ungarisch-Hradisch; von hier ist die zweigleisige Nordbahn Wien-Lemberg unverkennbarer Wegweiser. Aber wenn die Maschine sich hart gegen den steifen Ost preßt, wenn Wolken und Nebel sich zwischen sie und die Erde legen, kann es dem geübtesten Beobachter geschehen, daß er die Richtung verliert. Denn in feuchten Nebelschwaden versagt auch der Kompaß seine Dienste. Bis auf 30 Meter mußten die Flugzeuge zuweilen niedergehen, in gefährlich geringer Höhe mußten sie bleiben, um den Schienenstrang nicht aus den Augen zu verlieren. An stürmisch-böigen Tagen geht es wieder hoch über das Wolkenmeer, durch dessen Lücken und Löcher der Beobachter mit raschem Blick ein Dorf, eine Straße, einen Richtpunkt erkennen muß. Denn aus dreitausend Metern Höhe gesehen ist die Erde nur noch eine zu braun-grauer Fläche erstarrte Landkarte, und langer Übung bedarf es, schnell und sicher auf dieser natürlichen Karte den Weg zu finden.

Zwei Stunden lang saust der Vogel über die mährisch-österreichische Ebene hin, bis im Südosten die Bergspitzen der Karpathen, der Hohen Tatra herüberglänzen. Durch die dichte Nebeldecke ragen die vereisten Häupter empor, hell aufleuchtend im glitzernden Sonnenlicht. Südlich von Jablunka werden die letzten

Ausläufer der Karpathen, die Beskiden, überflogen; bis weit hinten an den Horizont dehnt sich die grüne Fläche Galiziens, und bald kommt ein Meer steinerner Würfel in Sicht: Krakau.

* * *

Neben einem startbereiten Flugzeug geht der Vogel nieder; wieder ein „Luftpostauto", das mit den für Krakau bestimmten Postsäcken der Stadt zu enteilt. Die übrige Flugpost wird in das neue Flugzeug umgeladen, von der frischen Bemannung übernommen. Und kaum eine Viertelstunde später sind die Flugpostbriefe auf dem Wege nach Lemberg. Eine halbe Flugstunde östlich von Krakau beginnt historischer Boden, in jahrelangen schweren Kämpfen von dem Blute Hunderttausender getränkt. Tarnow, die galizische Soldatenstadt, Jaroslau, dann, rings von Hügeln umgeben, die Festung Przemysl, Ziel und Ausgangspunkt der ersten Fliegerpost dieses Weltkrieges. Damals waren die Flugzeuge von den Schrappnellwölkchen russischer Belagerungsgeschütze umtanzt, heute werfen harmlose Böen den Apparat ein wenig unsanft auf und ab; in jenem Frühjahr 1915 trug — vielleicht — derselbe Vogel militärische Befehle in die feuer- und eisenummauerte Stadt, letzte Grüße tapferer Verteidiger hinaus in ein fernes Bauernhäuschen der Alpen, heute ziehen die Mittler friedlichen Handels über die Trümmer der alten San-Brücke, ostwärts, Lemberg zu, dessen hundertgleisiger Bahnhof schon von weit her scharf sich kennzeichnet; die Stadt ist überfüllt von zurückflutenden Gefangenen, Soldaten, Kaufleuten, die in der Hauptstadt des schier unerschöpflichen Galizien nach neuen Quellen suchen, alte Bande geschäftlichen Verkehrs wieder anknüpfen. Dicht am Bahnhof, auf dem weiten Felde bei Lewandowka dehnt sich, von Werkstätten, Hallen und Baracken umgeben, der Landungsplatz, von dem noch vor einem Jahr die Vögel aufstiegen zu Kampf und Aufklärung.

* * *

Östlich von Lemberg ist das Wetter gewöhnlich ruhiger. In der Nachmittagssonne leuchtet weiß das schnurgerade Band der Straße von Lemberg nach Tarnopol. Wo die Straße plötzlich endet, stehen die schwarz-gelben Grenzpfähle. Und hinter ihnen gähnt die russische Ebene. Vor, um und hinter Tarnopol ein weitverzweigtes Netz ausgestorbener Schützengräben; ein Dorf, mitten in dem Gewirr der Gräben und Trichter; viele neu-glänzende Dächer, dazwischen gräßlichkahle Flecken: da stand vor dem Kriege ein Haus . . . Jetzt hat der Pflug schon breite Bänder über die scharfen Risse gezogen. In die nachmittägliche Friedlichkeit der polnischen Ebene starren diese verlassenen Gräben wie etwas unendlich Fremdes, Jahrtausende Fernes, wie die sinnlose Spielerei eines vorgeschichtlichen Zyklopen . . .

* * *

In Proskurow, der ersten größeren russischen Stadt jenseits der Grenze, eine kurze Zwischenlandung: das Flugzeug nimmt frischen Betriebsstoff auf; nach kurzem Aufenthalt geht's weiter, dem letzten Ziel zu. Über die riesigen Seen der ukrainischen Ebene geht der Flug; am Horizont leuchten stumpf immer neue, langgestreckte Wasserlachen wie ein fernes Meer. Immer neue Seen und Sümpfe, von den Windungen des Bug und des Slutsch gebildet, und dazwischen, regellos verstreut, die eigenartigen ukrainischen Dörfer. Seltsam sind sie, weit angelegt, rechteckig meist, ohne Kirchturm, ohne Marktplatz; langweilig sind sie in ihrer Gleichheit wie mathematische Zeichnungen. Kahl sehen sie aus, kalt, als fehle ihnen die Seele. Die Unermeßlichkeit der russischen Steppe scheint sie auseinanderzuzerren, breit ausladend, in die hemmungslose Fläche . . .

* * *

Kiew. Schon von weit her blinken die goldenen Kuppeln seiner Kirchen. Und hinter dem aufblitzenden Gold die stumpfen, grauen Schleier, die breiten, vielverzweigten Arme des Dnjepr. Kurz vor dem Häusermeer wendet sich der Vogel zum Landen. Offiziere eilen herbei, Mannschaften, Flugzeug und Post in Empfang zu nehmen. Mit dem Sonnenlauf haben die Flugpostbriefe Schritt gehalten; mit der aufgehenden stiegen sie in die Wolken, mit der untergehenden berühren sie den Boden Kiews.

Von Wien bis Krakau fährt der Schnellzug zehn Stunden, bis Lemberg achtzehn und bis Kiew gar achtundvierzig. Das Flugzeug schafft die gleichen Strecken in drei bezw. fünf und zehn Stunden. Das ergibt eine Zeitersparnis von sieben Stunden bis Krakau, dreizehn bis Lemberg und achtunddreißig bis Kiew. Keine Frage, daß die Flugpost eifrig benutzt wird, denn zehn Stunden sind für den Großkaufmann ein Kapital, können für das Vermögen eines Reichen entscheidend sein. Aber noch wird die Tragfähigkeit des Flugzeuges nicht voll ausgenutzt, denn noch ist Krieg und Handel und Wandel kann sich nicht frei entfalten. An die tausend Sendungen werden täglich in jeder Richtung befördert; aber viel größer wäre die Wirkung der Flugpost, könnten alle Teile der weiten Monarchie ihre Vorteile benutzen. Deshalb sind vom 1. Juli ab die übrigen Landeshauptstädte an diesen Verkehr angegliedert worden. Es wird auch erwogen, den Flugpostverkehr für private Sendungen nach der Ukraine, bis Kiew freizugeben. Diese Erweiterung der zunächst nur für militärische und politische Zwecke gedachten Flugpostlinie scheint am besten zu beweisen, daß das Zeitalter der allgemeinen Flugpost angebrochen ist.

Auf der Strecke Wien—Kiew sind Flugzeuge in Betrieb, die den letzten Anforderungen des Frontdienstes nicht mehr gewachsen sind. Sie vermögen eine Geschwindigkeit von 130 km in der Stunde zu erreichen und entwickeln eine große Steuerbeweglichkeit und Steigkraft. Wenn man erst Flugzeuge bauen wird, die eigens für den Zweck der Flugpost bestimmt sind, wird man sicherlich in

mancher Beziehung noch günstigere Ergebnisse erzielen. Denn das Postflugzeug wird weniger Wert legen müssen auf die Eigenschaften eines Frontapparates als auf große Tragfähigkeit, sichere Stabilität und eine gute Durchschnittsgeschwindigkeit.

Wenn man bedenkt, daß trotz aller Hemmnisse dieses Krieges der erste in der überraschend kurzen Zeit von elf Tagen vom k.u. k. Luftfahrtruppen-Kommando organisierte Luftpostdienst nun seit fünf Monaten arbeitet, daß schon jetzt Unbillen des Wetters ohne große Schwierigkeiten überwunden werden, wird man der Zukunft der völker- und erdteilverbindenden Flugpostlinien ohne allzugroße Bedenken entgegensehen. Und den k. u. k. Behörden gebührt das große Verdienst, den ersten entscheidenden Schritt getan, den ersten Beweis erbracht zu haben und die ersten praktischen Erfahrungen der Friedenszeit zur Verfügung stellen zu können.

Prof. H. Großmann, Berlin: Über einige Lehren des Krieges für die chemische Industrie.

Vortrag im Landesverein der chemischen Industriellen Ungarns in Budapest.

Das Thema meines Vortrages „Über einige Lehren des Krieges für die chemische Industrie", welches mir vom Vorstand Ihres Vereins gestellt worden ist, und das ich mir erlaubt habe, inhaltlich etwas zu begrenzen, dürfte man sicherlich als besonders umfangreich bezeichnen können. Kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß man über die Lehren, welche der Krieg für die chemische Industrie und das gesamte Wirtschaftsleben aller Länder gebracht hat, nicht nur einen einstündigen Vortrag, sondern ein mehrstündiges Kolleg halten könnte, ohne daß man dabei hoffen dürfte, diese Aufgabe in erschöpfender Weise zu lösen. Unter diesen Umständen werden Sie es verstehen, wenn ich in meinen Ausführungen manches nur in skizzenhafter Weise andeute, das vielleicht mancher von Ihnen gerne viel eingehender behandelt gesehen hätte.

Wir müssen uns jedenfalls darüber klar sein, daß der Weltkrieg, wie er auch schließlich enden mag, in seinem Verlaufe für die chemische Industrie aller Länder bereits eine Reihe von umwälzenden Wirkungen im Gefolge gehabt hat, deren Einfluß sich noch nach vielen Jahren und Jahrzehnten sehr weitgehend bemerkbar machen wird. Ja, wir werden sagen dürfen, daß man erst dann in der Lage sein wird, rückschauend auf die tatsächlichen Ergebnisse des Krieges in kritischer Weise,

und zwar auch gestützt auf einwandsfreie statistische Unterlagen, einzugehen. Diese Unterlagen besitzen wir gegenwärtig bekanntlich noch nicht, und aus dieser Tatsache erklärt es sich allein schon, daß alle Folgerungen, die man schon bisher aus dem Weltkriege zu ziehen sich für berechtigt gehalten hat, späterhin gewissen Veränderungen werden unterliegen müssen. Allerdings gibt es daneben auch eine Reihe von Folgerungen, die schon jetzt gezogen werden können, und die man daher auch unter allen Umständen sobald als möglich, und zwar nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch, ziehen sollte. Dazu gehört in erster Linie die Frage der Organisation bzw. der Neugestaltung des chemischen Unterrichts auf den Universitäten und technischen Hochschulen, den höheren Schulen, aber auch innerhalb der Volksschule und aller sonstigen Bildungseinrichtungen, die darauf hinarbeiten, im ganzen Volke ein besseres Verständnis für naturwissenschaftliche und besonders für chemische Fragen vorzubereiten. Es ist kein bloßer Zufall, daß der Ausbruch des Weltkrieges in allen Ländern in mehr oder weniger ausgeprägtem Maße dazu Veranlassung gegeben hat, sich über die Grundlagen des Unterrichts Gedanken zu machen. Hierbei hat es sich, wie aus der deutschen, aber auch aus der ausländischen Literatur übereinstimmend hervorzugehen scheint, fast durchgängig ergeben, daß die Naturwissenschaften und besonders die Chemie im Schulunterricht bisher leider vielfach ein Aschenbrödeldasein geführt haben. Das gilt sogar auch für zahlreiche höhere Schulen in Deutschland, soweit sie wenigstens zum Typus des alten Gymnasiums gehören. Hier hat man nämlich, von einigen Ausnahmen abgesehen, noch immer nicht recht begriffen, daß es unbedingt erforderlich sei, naturwissenschaftliche Kenntnisse im ganzen Volke zu verbreiten, und es dürfte auch auf die Dauer gänzlich aussichtslos sein, einem eingefleischten einseitigen klassischen Philologen trotz der Erfahrungen des Weltkrieges klar zu machen, daß Naturwissenschaften und geistige, sowie ethische Bildung einander keineswegs ausschließen. Mit einem gewissen Neidgefühl mag man daher selbst heutzutage noch in Deutschland an jene Zeiten zurückdenken, als in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der höchst originelle Berliner Technologe F. F. Runge in seiner „Einleitung in die technische Chemie für jedermann" folgende Ausführungen machen konnte:

„Das Regiment der Schulmeister ist vorüber. Auch dieses Joch hat die neuere Zeit abgeworfen und sich frei gemacht. Gebildet sein und die sogenannten alten Klassiker verstehen, wird nicht mehr für ein und dasselbe genommen. Man hat endlich eingesehen, daß die Kenntnis der göttlichen Werke nützlicher ist, als die der Menschen, daß es besser ist, die Natur in ihren vielfältigen Beziehungen zum Leben kennen zu lernen als die toten Sprachen aus einer Zeit, die nur noch durch den Faden der Geschichte mit der unsrigen zusammenhängt."

„Das frühere Lehrsystem war ein förmliches Gleichmachungssystem. Die Knaben wurden genau so unterrichtet, als wenn sie alle wieder Schulmeister

werden sollten, und sie mußten eine Menge Dinge lernen, die sie weder zu würdigen, noch anzuwenden wußten. Heutzutage ist es anders. Naturkunde und Mathematik sind Hauptgegenstände des Schulunterrichts in den Gewerbe- und Bürgerschulen geworden, und auf der Universität hört der Jurist und der Theologe wie der Mediziner physikalische und chemische Vorlesungen. Sie können nicht mehr ohne diese Kenntnisse im praktischen Leben auskommen. Denn selbst in Gesellschaften, wo nicht gerade von Politik und Theater gesprochen wird, ist zu häufig von Gegenständen der Haushaltung und der Industrie die Rede, worüber der nur seine Meinung abgeben kann, der mit den Aufklärungen, welche Chemie und Physik darüber geben, bekannt ist. Fast alle Gewerbe haben eine Grundlage, die auf chemischen oder physikalischen Gesetzen beruht. Wer sie nicht kennt, erliegt der Konkurrenz, wird von dem Klügeren überflügelt und verarmt. Die Notwendigkeit und die Nützlichkeit solcher Kenntnisse ist zu augenscheinlich, um nicht allgemein begriffen zu werden. Daher findet jetzt ein Drang nach chemischem Wissen statt. Es ist, als sollte der Wissenschaft Genugtuung werden für die Teilnahmslosigkeit der früheren Generation."

Wenn man von der etwas altväterlich anmutenden Ausdrucksweise absieht, so klingen diese Worte, als wären sie unmittelbar für die Gegenwart geschrieben, um für die Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts eine Lanze zu brechen. Es würde keinerlei Schwierigkeiten machen, im einzelnen nachzuweisen, wie man in England, Frankreich, Italien, aber auch in Rußland, in verschiedenen neutralen Staaten und selbstverständlich auch in Deutschland und Österreich-Ungarn, in der letzten Zeit ganz ähnlich bemüht gewesen ist, das Interesse für eine gründliche chemische Bildung in den weitesten Kreisen zu heben, wobei man sich mit Recht auch in weit höherem Grade als früher der Presse bedient hat, nachdem der Krieg mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit klargelegt hat, wie in der Tat unsere ganze Existenz an die Fortschritte der Technik und besonders der Chemie geknüpft ist und wie ohne die systematische Benutzung aller wissenschaftlichen und technischen Erfahrungen der Gegenwart und der Vergangenheit ein Land in die größten Schwierigkeiten geraten muß, wenn es einen Krieg von etwas längerer Dauer zu führen hat. Man hat ganz mit Recht wiederholt darauf hingewiesen, daß die deutsche chemische Industrie sehr wesentlich dazu beigetragen habe, das militärische Durchhalten und die großen Siege der Zentralmächte zu ermöglichen, obwohl sie, wie man niemals vergessen sollte und wie auch von militärischen Autoritäten wie General v. Freytag-Loringhoven zugegeben worden ist, bereits wenige Monate nach dem Ausbruch des Krieges vor der schweren Gefahr eines Munitionsmangels gestanden haben. Jene kurze kritische Periode ist aber bekanntlich durch die Arbeit der chemischen Technik unter Mitwirkung der Regierungen weit schneller überwunden worden, als man jemals hätte ahnen können. Und wenn man diese Leistungen der chemischen Industrie als etwas Wunderbares

bezeichnet, so verfällt man damit durchaus nicht in den Fehler des Selbstlobes, sondern man drückt nur das aus, was auch unsere einsichtsvollen Gegner in England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten von jeher offen ausgesprochen

haben. Die Leser der „Dokumente zu Englands Handelskrieg“, die ja seit dem Mai 1915 als Beilage zur Zeitschrift des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands, die den Titel „Die chemische Industrie“

führt, erscheinen, werden sich vielleicht noch jener bemerkenswerten Düngemittel-debatten im englischen Unterhause im Februar 1917 erinnern, wo man mit bemerkenswerter Objektivität und auch unbestreitbarer Sachkenntnis auf diese Entwicklung eingegangen ist. Daß in der Tat die leitenden Köpfe in England die Bedeutung der Stickstofffrage für die Kriegs- und Friedenswirtschaft vollkommen erkannt haben, geht nicht nur aus den neueren Verhandlungen des Unterhauses über die Bindung des Stickstoffes am 14. Februar d. J. hervor, sondern auch aus der im vorigen Jahre veröffentlichten Denkschrift der Regierung, die sich mit den bisherigen Versuchen beschäftigt, die man unter dem Zwange der Seegefahr und der Schiffsraumknappheit schon im Jahre 1916 begonnen hat, um England unter allen Umständen sicher mit Salpetersäure zu versorgen. In der Tat hat ja auch niemand voraussehen können, welch unendliche Mengen von Munition ein moderner Krieg erfordern würde. Über die Zukunft jener verschiedenen Industriezweige, welche sich mit dem Problem der Gewinnung von Salpetersäure durch direkte Verbrennung oder durch Orydation von Ammoniak beschäftigen, wie auch über die neue synthetische Gewinnung des Ammoniaks nach dem von Haber erdachten und von der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik technisch ausgearbeiteten Verfahren, das auf der direkten Vereinigung von Stickstoff und Wasserstoff bei höherer Temperatur unter hohem Druck und bei Gegenwart geeigneter Katalysatoren beruht, wie endlich auch über die Aussichten der Kalkstickstoffindustrie, an der ja sowohl Österreich, wie auch Ungarn sehr stark interessiert sind, läßt sich heute noch keineswegs etwas ganz Sicheres sagen. Bei dem großen Interesse, welches gerade für die Stickstoffrage und ihre Lösung allgemein seit Jahren bestanden hat, erscheint es vielleicht von Interesse, auf diese einzelnen Verfahren noch etwas näher einzugehen.

Unter der Stickstoffrage selbst versteht man bekanntlich das Problem der Beschaffung von Stickstoffverbindungen aller Art, unter denen insbesondere Salpetersäure und Ammoniak die größte Bedeutung besitzen. Die Gewinnung von Salpetersäure erfolgte bis zum Beginn dieses Jahrhunderts zum ganz überwiegenden Teile durch Zersetzung des sogenannten Chilesalpeter mit Schwefelsäure. Chilesalpeter stammte nun, wie schon der Name sagt, aus Südamerika, und um den Besitz jener wertvollen, einzigartigen Lagerstätten ist ja auch Ende der 70er Jahre zwischen den Staaten Peru und Chile ein erbitterter Krieg geführt worden, der zugunsten von Chile ausfiel. Auch in der Gegenwart spielt der Chilesalpeter ja für die Kriegführung eine allererste Rolle. Die Mächte der Entente haben ganz ungeheure Mengen an Chilesalpeter in den letzten Kriegsjahren bezogen. Dies ergibt sich schon allein aus der Tatsache, daß trotz des Ausfalles von Deutschland, das allein vor dem Kriege den dritten Teil der gesamten Salpetergewinnung zu mindestens 75 Proz. zu landwirtschaftlichen Zwecken benützte, die Salpetergewinnung und der Verbrauch nach einem kurzen Rückgang im Jahre 1914 eine sehr erhebliche Steigerung erfahren haben. Gegenwärtig dürften etwa $^4/_5$ der Salpeter-

gewinnung, welche 1917 rund 3 Millionen Tonnen betragen hat, zu Munitionszwecken Verwendung finden, eine ganz ungeheure Menge, wenn man bedenkt, wie die Verhältnisse vor dem Kriege gelegen haben. Nur wenn man sich diese Zahlen vergegenwärtigt, kann man jene gewaltigen Erfolge der chemischen Industrie in Deutschland und Österreich-Ungarn ihrem vollen Werte nach ganz richtig bemessen.

Die zunehmenden Schwierigkeiten des Seetransportes haben es aber auch den Ländern der Entente notwendig erscheinen lassen, sich auf diesem Gebiete praktisch zu betätigen. Das gilt sowohl von England, wie Frankreich und im ganz besonders hohen Grade von den Vereinigten Staaten. Auch in diesen Ländern hat man gewaltige Werke teils fertiggestellt, teils bereits in Angriff genommen. Die Berichte, die hierüber von seiten der betreffenden Regierungen erschienen sind, lassen deutlich erkennen, wie man sich die technischen Erfahrungen bei den Zentralmächten zunutze zu machen bestrebt ist. Es handelt sich in den Ländern der Entente ebenfalls um genau die gleichen Industrien. In Amerika und in England werden bereits erhebliche Mengen von Ammoniak in Salpetersäure übergeführt. Dieses Ammoniak entstammt zum überwiegenden Teil bisher wohl der Leuchtgasindustrie und der Kokerei, während die Ammoniakgewinnung aus dem Kalkstickstoff bisher wohl noch, von Amerika abgesehen, keinen sehr großen Umfang in den Ententeländern angenommen haben dürfte.

In Amerika scheint man jedenfalls, wenn die darüber vorliegenden Angaben zutreffend sein sollten, energisch daran gegangen zu sein, das Ammoniak auch durch Synthese aus den Elementen Stickstoff und Wasserstoff herzustellen. Angeblich soll das dabei benützte Verfahren sogar noch leistungsfähiger sein, als das Verfahren von Haber und der Badischen Anilin- und Sodafabrik.

Wie dem auch immer sei, an der Tatsache läßt sich heute nicht mehr zweifeln, daß die Furcht vor der völligen Abschneidung der Salpeterzufuhr aus Chile schon frühzeitig in den Ententeländern dazu Veranlassung gegeben hat, die verschiedenen Verfahren der Bindung des Luftstickstoffes durchzustudieren und in die Praxis im Großen zu übertragen.

Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit wird man daher auch darauf hinweisen dürfen, daß nach Beendigung des Krieges und nach der Wiederherstellung der Seeschiffahrt ein derartiger Mangel an Stickstoffverbindungen für landwirtschaftliche Zwecke in Europa, wie er zeitweise bestanden hat und zum Teil wohl auch noch besteht, als ausgeschlossen gelten kann. Wenn es dann auch gelingen sollte, die Produktion an Superphosphat und Thomasmehl entsprechend zu steigern, und wenn dann auch nach dem Kriege die deutsche Kaliindustrie sehr schnell wieder in der Lage sein wird, die ganze Welt mit den seit längerer Zeit in den Ententeländern ja ganz besonders schmerzlich entbehrten Kalisalzen zu versorgen, so dürfte man in absehbarer Zeit doch auch wieder hoffen können, daß der landwirtschaftliche Wiederaufbau, d. h. der Ersatz des dem Boden durch

den Raubbau der Kriegsjahre zu einem erheblichen Teile entzogenen Düngerkapitals, soweit wenigstens die chemische Industrie in Frage kommt, energisch in die Wege geleitet werden kann. Selbstverständlich wird man sich aber auch darüber klar sein müssen, daß die Zufuhr von künstlichem Dünger allein der ganzen Welt noch nicht eine wesentliche Vergrößerung ihrer durch den Krieg so stark eingeschränkten Ernährungsbasis zu liefern vermag; aber wenn man berücksichtigt, daß nach einer Berechnung sachkundiger Autoritäten die Steigerung der Produktivität in der deutschen Landwirtschaft im letzten Vierteljahrhundert vor dem Kriege zu etwa 50 Proz. der rationelleren Verwendung und der wesentlich erhöhten Benutzung von künstlichen Düngemitteln zugeschrieben werden konnte, so wird man für die Zukunft der Landwirtschaft trotz aller Schwierigkeiten sich doch einem gewissen und sicher nicht unberechtigten Optimismus hingeben dürfen. Vielleicht wird aber gerade die Kriegszeit mit ihrer starken Verminderung des Ertrages wesentlich darauf hinwirken, daß der Verbrauch an künstlichen Düngemitteln auch in solchen Ländern eine starke Zunahme erfährt, die bisher noch viel weniger Kunstdünger als wünschenswert benutzt haben. Dazu gehören ja auch zweifellos Ungarn und verschiedene Gebiete in Österreich. Bei den erfolgreichen Bemühungen, die man in der letzten Zeit aber auch von seiten der beiderseitigen Regierungen angestellt hat, um die Verwendung von künstlichen Düngemitteln, sofern letztere nur irgendwie erhältlich waren, zu heben, wird man in der Tat nach dem Kriege auch auf diesem Gebiete wohl mit besseren Verhältnissen rechnen dürfen, was im Interesse der Stärkung des Volksvermögens und der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Donaumonarchie in Deutschland nur freudig begrüßt werden dürfte.

Durch umfangreiche Verwendung von künstlichen Düngemitteln und durch Hebung der landwirtschaftlichen Produktion als solcher wird man aber auch zukünftig in höherem Grade in der Lage sein, die eigene Volkswirtschaft mit vielen Produkten zu versorgen, die man vor dem Kriege nur aus dem Auslande bezogen hatte, bzw. beziehen zu müssen glaubte. Ich bitte, mich nicht mißzuverstehen, als wenn ich damit einer Absperrungspolitik an sich das Wort reden möchte. Davon kann gar keine Rede sein. Auch durch intensive Ausnutzung der in Mitteleuropa vorhandenen Rohstoffe aller Art unter Zuziehung aller Erfahrungen der Technik wird man nicht imstande sein können, zahllose Produkte überseeischer Länder und Erdteile zu entbehren. Heute erschallt fast in allen Ländern der Ruf: „Hebung der Produktion und Hebung der Exporte zum Zwecke der Verbesserung der Valuta", und verschiedentlich glaubt man diese Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse überwiegend dadurch herbeiführen zu können, daß man die Ausfuhr von Chemikalien aller Art forcieren würde. Man vergißt aber hierbei doch allzu häufig, daß der Krieg in den einzelnen Ländern doch auch in mancher Beziehung ganz ähnlich gewirkt hat, wie bei den Zentralmächten, daß man wie dort auf dem Gebiete der Stickstoffrage, der Ausnutzung der Cellulose

für die Zwecke der Munitionsindustrie und der Textilindustrie, der Verwendung von Kalziumkarbid zur Herstellung von Essigsäure und Alkohol, der Gewinnung von synthetischem Kautschuk aus Aceton usw. auch bei unsern Gegnern so manche schwierige technische Probleme gelöst hat, die in ihrer Folge möglicherweise doch zu einer gewissen Einschränkung des Exportes deutscher und österreichisch-ungarischer Chemikalien gegenüber der Zeit vor dem Kriege werden führen können. Wie weit es im einzelnen Falle möglich sein wird, unter diesen wesentlich veränderten Verhältnissen, ohne qualitativ Hervorragendes und Neues zu leisten, auch in der chemischen Industrie auf dem Weltmarkte zu konkurrieren, das läßt sich ebenfalls heute noch nicht mit Sicherheit vorhersagen. Nur das eine wird man wohl schon jetzt aussprechen dürfen: Wenn es einmal wieder zu geregelten Austauschverhältnissen zwischen den Kaufleuten und Industriellen der einzelnen Staaten kommen wird, so wird caeteris paribus dasjenige Land zweifellos einen gewissen Vorsprung erhalten, welches zuerst in der Lage sein wird, seinen Exporthandel so frei wie möglich von behördlicher Reglementierung durchzuführen. Nur in diesem Falle wird man nämlich allmählich wieder in der Lage sein können, selbst die Beziehungen zu den Neutralen in früherem Umfange aufzunehmen und zu den jetzigen Gegnern in begrenzter Weise wieder von neuem anzuknüpfen. Ich habe aber trotz aller Schwierigkeiten doch das feste Zutrauen zu der deutschen chemischen Industrie, daß es ihr schließlich doch gelingen wird, auf diesem Gebiete sich die freie Bahn zu schaffen, die der Welthandel nun einmal notwendig braucht, und ich hoffe, daß auch in Österreich-Ungarn die gleichen Tendenzen auf die Dauer zur Herrschaft gelangen. Mit einem Staatssozialismus, wie er leider von verschiedenen um die wirtschaftliche Kriegsführung an sich so hoch verdienten Männern wie Walter Rathenau und W. v. Möllersdorf in zahlreichen Schriften empfohlen worden, würde man nämlich selbst bei technisch hervorragenden Leistungen sich den Weltmarkt nicht wieder erobern können. Es wäre Selbsttäuschung, wenn man etwa die wirtschaftlichen Interessen der chemischen Industrie in Österreich-Ungarn in jeder Hinsicht als identisch mit den Interessen der deutschen chemischen Industrie bezeichnen würde. Daß dies keineswegs in früheren Zeiten der Fall gewesen ist, und daß auch der Krieg daran nichts Durchgreifendes hat ändern können, wird jeder nüchtern und sachlich Urteilende zugeben müssen. Man braucht ja auch nur auf die früheren Verhandlungen über die Gestaltung der Handelsverträge hinzuweisen, deren Neuregelung ja auch in kurzer Zeit bevorsteht, um zu erkennen, daß von einer allgemeinen Einheitlichkeit der Interessen aus natürlichen Ursachen heraus keine Rede sein kann. Aber auf der anderen Seite sollte man doch auch nicht vergessen, daß es in verschiedenen Zweigen der chemischen Industrie Deutschlands und Österreich-Ungarns ja auch schon vor dem Kriege eine ganze Reihe gemeinsamer Kartelle gegeben hat, deren Erweiterung in der Zukunft zweifellos den politischen und wirtschaftlichen Interessen beider Staaten entsprechen dürfte. Der Krieg hat ja auch auf dem Gebiete

der chemischen Industrie in fast allen Ländern auf die Tendenz zur Bildung von Großbetrieben einen fördernden Einfluß ausgeübt, und man darf daher trotz aller Maßnahmen, die man zum Schutze der kleinen Betriebe bisher getroffen hat und in Zukunft wohl noch treffen wird, es doch wohl als sicher ansehen, daß der Großbetrieb in der chemischen Industrie jedenfalls immer mehr die herrschende Wirtschaftsform werden dürfe. Daß diese Tendenz eine Reihe von weniger erfreulichen sozialen Folgeerscheinungen auszulösen vermag, kann allerdings nicht bestritten werden. Auch hier gilt es daher unter allen Umständen zweckmäßige Maßnahmen dagegen zu ergreifen. Ich denke dabei in erster Linie an die Frage, wie es der Industrie in der ersten Zeit nach dem Kriege möglich sein wird, auch den gesteigerten Anforderungen des allgemeinen Bedarfes im In- und Auslande zu genügen und vor allem ihre höheren Angestellten, die akademisch gebildeten Chemiker, finanziell derart zu stellen, daß sie den ganz sicher zu erwartenden Versuchungen, ihre Kräfte dem feindlichen Ausland zur Verfügung zu stellen, nicht allzu leicht unterliegen. Wir müssen uns vollkommen darüber klar sein, daß es trotz aller Bemühungen um die Hebung des Unterrichts in England, Frankreich und Italien und selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika doch auf verschiedenen Gebieten in den ersten Jahren nach dem Kriege recht erheblich an wirklich tüchtigen Leuten fehlen wird, und daß man im gegebenen Falle sich in diesen Ländern durchaus nicht für alle Zeit nur von politischen Haßgefühlen bei der Anstellung hervorragender Kräfte wird leiten lassen. Nun bestand aber vor dem Kriege ganz ohne Zweifel in Deutschland und auch wohl in Österreich-Ungarn ein gewisser Überfluß an ausgebildeten Kräften, deren Bezahlung durchaus nicht allgemein in dem rechten Verhältnis zu den Kosten ihrer Ausbildung und ihren Leistungen gestanden hat, selbst wenn man von der Remuneration der in nicht leitender Stellung auf der Hochschule tätigen Akademiker ganz absieht. Nachdem sich nun aber die gesamten Lebensverhältnisse durch den Krieg so wesentlich verteuert haben, erscheint die drohende Gefahr, daß eine Abwanderung von tüchtigen Chemikern in das feindliche Ausland in größerem Umfang, als wünschenswert zu erachten ist, erfolgt, doch keineswegs so leicht von der Hand zu weisen. Auch im Interesse dieser Kreise selbst erscheint natürlich eine möglichst gute Rentabilität der gesamtchemischen Industrie als besonders wünschenswert. Es handelt sich aber in dieser Frage nicht allein um die finanzielle Seite des Problems, sondern es müssen auch die sozialen Forderungen der angestellten Chemiker in Zukunft mehr Berücksichtigung finden, als das früher, besonders in manchen kleineren Fabriken, der Fall gewesen ist. Der Verein Deutscher Chemiker hat mit Recht durch die vor einigen Jahren erfolgte Begründung seines sozialen Ausschusses in dieser Richtung vorgearbeitet und schon so manche Erfolge erzielt, die dem gesamten Chemikerstande und damit auch der chemischen Industrie als Ganzes betrachtet zugute gekommen sind. Es genüge hier, an die Frage der Karenzzeit, die Gestaltung der Anstellungsverträge überhaupt, die

Nennung des Angestelltenerfinders in den Patentschriften der einzelnen Firmen usw. zu erinnern. Alle diese Fragen werden nach dem Kriege zweifellos wieder zur Diskussion stehen, und es wird im Interesse der ruhigen Fortentwicklung der chemischen Industrie in ganz Mitteleuropa liegen, wenn man auf diesen Gebieten soviel Konzessionen macht, wie es sich mit den wahren Interessen der chemischen Industrie selbst nur irgendwie vereinbaren läßt. Das gleiche gilt natürlich auch von der wohl noch schwieriger lösbaren Arbeiterfrage, auf die ich aber an dieser Stelle nicht näher eingehen möchte.

Man wird nach dem Kriege in der chemischen Industrie aller Länder bestimmt in erhöhtem Maße das Bestreben haben, sich über alles zu informieren, was nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande auf technischem und wirtschaftlichem Gebiet geschieht. Diese Erkenntnis dürfte heute wohl bereits allgemein durchgedrungen sein. Um aber diese Entwicklung in wirklich durchgreifender Weise zu fördern, erscheint es notwendig, daß auch die Chemiker sich bereits auf den Hochschulen darüber klar werden, bzw. von ihren Lehrern darauf hingewiesen werden, daß sie die wichtigsten Kultursprachen, also mindestens Deutsch, Englisch, Französisch, wenigstens insoweit zu beherrschen lernen, daß sie die Originalliteratur selbständig verfolgen können. Natürlich kann man auch durch Übersetzungen hier vielfach Ersatz schaffen, aber für die Praxis erscheint es doch wohl in zahlreichen Fällen nicht zu umgehen, daß man Einsicht in die technische und wissenschaftliche Literatur, wie in die ausländischen Patente zu nehmen vermag. Ich sehe in dieser allgemeinen Erkenntnis von der Notwendigkeit, daß auch der Chemiker seine Sprachkenntnisse gegen früher wesentlich vertiefe, eine durchaus nicht unwichtige Folgerung aus dem Weltkriege. Auch hier darf ich auf England hinweisen, wo man neuerdings in besonders großzügiger Weise den wirtschaftlichen Nachrichtendienst unter Berücksichtigung der chemischen Industrie zu organisieren angefangen hat. Unsere Aufgabe ist es jedenfalls, diese Bemühungen nicht zu unterschätzen, sondern soweit als irgend möglich daraus Nutzen zu ziehen. Die Engländer haben während des Krieges, wie auch schon in früherer Zeit in den meisten Fällen den Grundsatz befolgt, auch technische Fragen einer öffentlichen Diskussion zu unterwerfen. Es sei nur an das Farbstoffgesetz erinnert, das nach wiederholten mißglückten gesetzgeberischen Versuchen schließlich zur Begründung eines nationalen Farbstoffunternehmens, der British Dyes Ltd. geführt hat. Es erscheint aber vielleicht nicht ganz überflüssig, an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß bisher wenigstens die englischen Hoffnungen auf die Begründung einer durchaus leistungsfähigen Farbenindustrie nur in sehr beschränktem Umfange in Erfüllung gegangen zu sein scheinen, wenn auch einzelne Unternehmen wie Levinstein Ltd. große Gewinne erzielt haben. Sonst hätte die tragikomische Geschichte vom Farbstoffraub nicht einmal in die Spalten der „Daily Mail" gelangen können, die ja mit dieser Geschichte einen sehr bösen

Reinfall erlebt hat. Das vorher erwähnte Projekt der Regierung wurde übrigens seinerzeit in den Jahren 1914 und 1915 zuerst in der Presse und im Parlament ohne Rücksicht auf Deutschland und seine Industrie einer geradezu vernichtenden Kritik unterzogen. Man kann den Engländern zweifellos nicht den Vorwurf machen, daß sie damals etwa Geheimniskrämerei getrieben hätten. Man braucht das englische Verfahren, wonach Probleme, welche die Öffentlichkeit angehen, stets einer rückhaltlosen Erörterung unterliegen sollen, nicht ohne weiteres anzunehmen, aber man darf dabei doch auch nicht vergessen, daß dieses System so manche Mißstände aufgedeckt hat und daß eine eingehende Kritik doch fast in allen Fällen eine anregende Wirkung auszuüben vermag. Das läßt sich selbstverständlich nicht immer in Zahlen und Geldeswert ausdrücken, aber es darf auch nicht, wie es vielfach in anderen Ländern geschehen ist, als gänzlich bedeutungslos erklärt werden, und es empfiehlt sich natürlich noch weniger, etwa solche Erörterungen von vornherein prinzipiell zu unterbinden.

Um nur ein Beispiel anzuführen, welches so recht zeigt, wie man gerade durch Aufgabe jenes, bisher so tief eingewurzelten Systems der Geheimniskrämerei den Interessen des Staates in der Kriegs- und Friedenswirtschaft weit besser zu dienen vermag, als bei einer Beibehaltung derselben, so sei wenigstens mit einem Wort auf die Frage der Produktionsstatistik eingegangen. Wir besitzen weder in Deutschland, noch in Österreich-Ungarn eine den modernen Ansprüchen genügende Produktionsstatistik der chemischen Industrie, während man auf dem Gebiete der Landwirtschaft, des Bergbaues und verschiedener anderer Gewerbe schon seit Jahren die Entwicklung der Produktion ständig zu verfolgen vermag. In der chemischen Industrie dagegen kann man meist nur in beschränktem Umfange auf Grund der Außenhandelsziffern Rückschlüsse auf die Entwicklung der einzelnen Zweige der Industrie ziehen. Man hat vor dem Kriege den Bemühungen der Regierungen, hier Wandel zu schaffen, meist mit Rücksicht auf die Konkurrenzverhältnisse widersprochen, ohne zu bedenken, daß z. B. die Vereinigten Staaten von Nordamerika schon seit Jahrzehnten alle fünf Jahre mit außerordentlichen Kosten ihre Zensusaufnahmen durchführen, die nicht nur einfache statistische Zahlenreihen enthalten, sondern die in der Tat ein anschauliches Bild von der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung der einzelnen Zweige der Industrie zu geben vermögen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auf diese Weise auch die Staatsverwaltung im Falle eines Krieges eine bessere Übersicht über die Entwicklung und den Stand der Industrie in einer nicht allzuweit zurückliegenden Zeit besitzen muß, und daß beim Vorhandensein einer solchen Statistik so manche Arbeiten, die man während des Krieges in aller Eile mit begrenzten Mitteln und wenigen geschulten Kräften hat ausführen müssen, dadurch ganz wesentlich erleichtert worden wären. Man ist ja jetzt damit beschäftigt, den Zolltarif für Deutschland und Österreich-Ungarn wenigstens im Nummernverzeichnis und den einzelnen Bezeichnungen gleichlautend herzustellen. Vielleicht wäre es da auch

nicht unangebracht, wenn man auf dem Gebiete der Produktionsstatistik nach dem Kriege in beiden Ländern ebenfalls einheitliche Grundsätze befolgen würde, soweit nicht die Steuergesetze dieser Einheitlichkeit entgegen stehen würden. Das würde sicher nicht nur im militärischen, sondern auch im wirtschaftlichen Sinne vielfachen Nutzen bringen können. Sollte man aber Bedenken haben, die gesamten Ergebnisse dieser Statistiken, die ja nach ihrer vollständigen Durcharbeitung meist schon durch die Entwicklung der Industrie zum Teil bereits überholt, aber deshalb doch keineswegs überflüssig sein dürften, in extenso zu veröffentlichen, so wäre es immerhin doch erwägenswert, wenigstens die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeiten der Öffentlichkeit mitzuteilen, selbst auf die Gefahr hin, daß im Auslande aus der einen oder anderen Zahl unrichtige oder auch selbst ungünstige Schlüsse gezogen werden dürften. Bisher haben alle diese langjährigen Bemühungen in der chemischen Industrie, einheitlichen Zollschemata zur Annahme zu verhelfen, noch keinen sehr großen Erfolg gehabt. Symptomatisch für das mangelnde Interesse, das allerdings auch selbst so manche Chemiker derartigen Fragen gegenüber zeigen, dürfte wohl das Verhalten des Kongresses für angewandte Chemie zu New-York 1912 sein, auf dem Herr Dr. Bokor und ich den damals erfolglosen Versuch machten, für den im Jahre 1915 geplanten internationalen Kongreß für angewandte Chemie in St. Petersburg die Veröffentlichung von ähnlichem Material über Rußland und seine Industrie in Vorschlag zu bringen. Der Vertreter Rußlands, Professor Walden, erklärte sich damals leider außerstande, seiner Regierung diese Forderung oder Bitte vorzutragen, und er wurde in seinem im ganzen jedenfalls ziemlich ablehnenden Verhalten merkwürdigerweise auch von dem damaligen Präsidenten des Kongresses Herrn Nichols und den übrigen Teilnehmern unterstützt. Wir blieben daher mit unserem sicherlich zeitgemäßen Antrag damals allein. Es ist ja nun bekanntlich zu dem internationalen Kongreß für angewandte Chemie in St. Petersburg im Jahre 1915 nicht gekommen, und es dürften wohl eine ganze Reihe von Jahren dahingehen, bis man wieder einmal, vielleicht in einem neutralen Lande, sich zu einem derartigen Kongresse vereinigen wird. Es erscheint aber ferner angesichts der eifrigen Bestrebungen, die auf Seite der Entente am Werke sind, um die Chemiker Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten miteinander zu verbinden, Bestrebungen, wie sie z. B. erst kürzlich bei der freundschaftlichen Förderung der neu begründeten Société de Chimie Industrielle zu Paris durch englische und amerikanische Chemiker zutage getreten sind, ganz unbedingt erforderlich, daß auch die Chemiker Deutschlands und Österreich-Ungarns in Zukunft in ein engeres Verhältnis zueinander treten. Bisher haben die einzelnen Vereinigungen auf wissenschaftlichem, technischem und wirtschaftlichem Gebiete meist in beiden Ländern, von der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte abgesehen, bei der letzten Versammlung im Frieden, die in Wien (1913) stattgefunden hat, ihre Bestrebungen gänzlich unabhängig vonein-

ander gefördert. Da erscheint es einem zweifellos ganz besonders wünschenswert, daß hier, und zwar möglichst bald, ein Wandel eintrete. Ob es dazu notwendig sein wird, besondere mitteleuropäische Kongresse abzuhalten, erscheint mir fraglich, aber es wäre schon mancherlei gewonnen, wenn man sich in den verschiedenen Zeitschriften der einzelnen Vereinigungen auch etwas mehr mit den Bestrebungen in den verschiedenen Kreisen der verbündeten Mächte beschäftigen würde. Lassen Sie mich mit der Hoffnung schließen, daß auch diese praktische Folgerung aus dem Weltkriege recht bald gezogen werde, damit, selbst wenn es zu dem von der Entente geplanten *Wirtschaftskriege* kommen sollte, woran ich persönlich immer noch sehr starke Zweifel hege, dann wenigstens auf seiten der Zentralmächte und ihrer Bundesgenossen eine geschlossene Phalanx geistiger Intelligenz entgegenstehe, deren Leistungen auf dem Gebiete der chemischen Industrie auch die Gegner nicht werden unbeachtet lassen können, so daß auch hier das Wort Wahrheit werde: „*Einigkeit macht stark*".

Erich Wentscher:
Aufstieg.

Den Wind im Haar,
Und um den Wagen,
Der über die Ebene braust,
Lärmt und heult der Sturmriesen Schar,
Spritzt Dir ins Antlitz Kälte und Sand,
Bis eine unsichtbare Hand
Den Erdteppich zusammenkraust
Und leise fortzieht unter den Rädern. —
Straßen, die weiß aus der Kornflut ragen,
Wasser, die silbern die Wiesen ädern,
Schmal, immer schmäler
Zur Tiefe sinken,
Waldwipfel wie Mooswellen winken. —

Wie körperlos,
Ohne Schwere,
Steuert die Seele ins ewige Leere.
Der Mensch ist groß! —

Wolken — ein neues Land,
Berge und Täler,
Und die Sonne!
Da hebst Du geblendet die Hand. —

Eugen Peterson-Stuttgart: Schleiermacher und Henriette Herz.

Zur Erinnerung an seinen Geburtstag (21. November 1768).

Schleiermacher war bei seinem Aufenthalt in Berlin im Jahre 1794 in den Mittelpunkt der geistreichen geselligen Kreise der Reichshauptstadt getreten, und es war gerade e i n Haus, zu dem er sich ganz besonders hingezogen fühlte, weil die Frau des Hauses auf ihn einen nachhaltigen Eindruck machte. Es war dies Henriette Herz, die älteste Tochter des jüdischen Arztes de Lamos, von portugiesischer Herkunft und seit mehreren Jahren die Gattin eines der angesehensten Ärzte Berlins, des Dr. Marcus Herz. Sie war schön, geistvoll, besaß vielseitige Bildung in einer reinen, edlen Seele, war damals 34 Jahre alt und lebte in den glücklichsten Verhältnissen, allerdings ohne innere Neigung zu ihrem Manne; dennoch schützte sie ihre sittliche Haltung und ihr Pflichtgefühl gegen Verirrungen.

Wie Moses Mendelssohn als einer der Ersten in Berlin sein Haus auch ungeladenen Gästen für geistigen Gedankenaustausch jederzeit offen hielt, so herrschte auch in Henriettens Haus nicht der herkömmliche Ton der guten Berliner Gesellschaft, in der es der Frau als Hausmutter Eintrag zu tun schien, wenn dieselbe auch geistige Interessen hatte, sondern die gastliche Frau des Hauses bildete hier den Mittelpunkt des geistigen Interesses. Sie durfte sich rühmen, daß Jahre hindurch es in Berlin keinen Mann und keine Frau von Auszeichnung gab, die nicht längere oder kürzere Zeit die geselligen Zirkel besucht hätten, in denen Henriette Herz ohne alle Absichtlichkeit durch ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit und die harmonische Ausbildung ihrer Seelenkräfte glänzte (vergl. Fürst a. a. o. S. 110—132).

Und es war gewiß für Schleiermacher ganz besonders günstig, daß gerade in der Übergangszeit vom Jüngling zum gereiften Mann Henriette Herz einen Einfluß auf seine Entwicklung gewann und seine durch seinen Freund Friedrich Schlegel stürmisch erregten Seelenkräfte in das nötige Gleichgewicht brachte.

Bis jetzt hatte nur seine Cousine, die Gattin des Stadtrats Benecke in Landsberg a. W. auf ihn einigen Eindruck gemacht, doch nicht nach dieser für ihn so wertvollen Richtung hin. Und wenn auch Henriettens Welt- und Lebensanschauung phantasiereich romantisch war, so unterschied sie sich von der für Schleiermacher etwas gefährlichen Romantik Friedrich Schlegels wesentlich. In diesem hatte der Traum der Romantik eine ungebändigte Sinnlichkeit gezeitigt, während Henriette Herz danach strebte, sich von der herkömmlichen Konvenienz zu befreien und Natur und Geist in reinem edlen Kunstgenuß zu vermählen.

Deshalb war es Schleiermacher, als im Jahre 1798 sein Freund Friedrich Schlegel sich einen Aufenthalt in Dresden gesucht hatte, Bedürfnis im Gefühl

seiner Verlassenheit sich immer enger an das Herzsche Haus anzuschließen. Er brachte fast jeden Abend dort zu und lernte von Henriette, welche die meisten neueren Sprachen vortrefflich beherrschte, italienisch, las mit ihr Shakespeare, studierte mit ihr Physik und unterhielt sich mit ihr „aus dem Innersten des Gemütes über die wichtigsten Dinge". Auch mit deren Gatten stand er in gutem Einvernehmen.

Doch brachte ihm der Verkehr mit einer schönen, geistvollen jungen Frau auch viele üble Nachreden. „Der Berliner Stadtwitz versuchte sich", wie uns Schenkel, der Biograph Schleiermachers, berichtet, „in einer ziemlich wohlfeilen Karikatur an demselben". Eine Abbildung kam in Umlauf, in welcher Schleiermacher als „Knicker", eine damals gebräuchliche Art zusammenlegbarer Sonnenschirme, dargestellt war, welchen Henriette Herz in der Hand trug.

Bei seinem feinen sittlichen Gefühl würde er sicher das Verhältnis sofort gelöst haben, wenn es ihn leidenschaftlich aufgeregt hätte. Wie er jedoch darüber dachte, geht aus seinen Worten an Henriette hervor, in denen er erklärt, „daß sie kein anderes Gefühl für einander hätten und haben könnten als Freundschaft, wenngleich die innigste". Mit kindlicher Herzlichkeit entdeckte er der Freundin seine Gemütsschätze, sein ganzes besseres Selbst, und sie verstand ihn.

Von einer Erholungsreise nach Landsberg im Sommer 1798 schrieb er an Henriette Herz: „Eigentlich gibt es doch keinen größeren Gegenstand des Wirkens als das Gemüt, ja überhaupt keinen andern; wirken Sie etwa da nicht? O Sie Fruchtbare, Sie Vielwirkende, eine wahre Circe sind Sie für innere Natur und legen einen so großen Akzent in die Tätigkeit der Außenwelt, die so durchaus nur Mittel ist, wo der Mensch in dem allgemeinen Mechanismus sich verliert, von der so wenig bis zum eigentlichen Zweck und Ziel alles Tuns hingedeiht und immer tausendmal soviel verloren geht! Und jenes Tun und Treiben, wobei sich der Mensch müht und schwitzt, — was er doch eigentlich nie tun sollte — ist es nicht lärmend und tobend gegen unsere stille Tätigkeit? Wer vernimmt etwas von uns? Was weiß die Welt von unserer inneren Natur und ihren Bewegungen? Ist ihr nicht alles Geheimnis? Sehen Sie nur, was Sie getan haben und noch tun und tun werden, und gestehen Sie, daß dieses Tun und Treiben unendlich mehr ist, als Alles, was der Mensch über das große Chaos, welches er sich zurecht machen soll, gewinnen kann."

Diese Gedanken lassen in die tiefe Kluft blicken, die ihn innerlich schon damals von Friedrich Schlegel trennte, dem leidenschaftlichen, fortstürmenden, im Sinnestaumel dahin wandelnden Freunde. Und mehr noch als Schlegel lockte Henriette Herz durch ihren Sinn für seine Tiefe seine Gedanken ans Licht und half ihm dieselben aus ihren harten Schalen herauszuarbeiten.

Zu Schleiermachers Eigentümlichkeiten hatte es gehört, daß er niemals ein Mädchen geliebt hatte. Von Mädchen geliebt zu werden, das hatte er sich im

tiefsten Sinne des Wortes eher gefallen lassen. Sein Umgang mit Henriette Herz nach seiner Rückkehr aus Landsberg erregte, da sie jüdischer Herkunft war, vielfach Anstoß. An einem protestantischen Geistlichen hatte man dergleichen auch in Berlin bis dahin nicht erlebt. Selbst sein väterlicher, im Allgemeinen nachsichtig gesinnter Gönner, Hofprediger Sack, war mit ihm gar nicht zufrieden und hielt es für seine Pflicht, ihm eine ernste Verwarnung zuteil werden zu lassen. Schleiermacher müßte aus dem Banne dieser verführerischen Circe ganz entfernt werden, was nur durch seine Versetzung in eine andere Stadt erreicht werden könnte. Doch dieser sträubte sich dagegen. Wolken verfinsterten nun sein Gemüt, und seine Gesundheit litt immer mehr. Eine beängstigende Schlafsucht fing an, ihn zu quälen; er schlief ein beim Studium, beim Essen, beinahe im Gehen, in der angenehmsten Gesellschaft. Einmal befiel ihn die Schlafsucht sogar während der Predigt und der Kommunion in der Sakristei, und er mußte sich auf ärztlichen Rat zu einem Aderlaß entschließen. Die Verwundung hierbei verursachte ihm so arge Pein, daß er in Ohnmacht fiel, und man konnte seine Leiden nur durch Umschläge von glühender Asche lindern. Gern hätte er noch größere Schmerzen erlitten, wenn er nur aus seinem Herzen die Wehmut hätte bannen können.

Auch mit seinen schriftstellerischen Arbeiten wollte es wegen dieser seelischen Aufregungen nicht recht vorwärts gehen. Wohl erschienen in dem von den Gebrüdern Schlegel begründeten „Athenaeum" die berühmten Fragmente, eine Reihe von Aphorismen, kurzen schneidenden Sätzen, witzigen Einfällen, beißenden kritischen Bemerkungen, die Friedrich Schlegel und Schleiermacher zu Verfassern hatten und bei denen es schwer ist, herauszufinden, welche von Schleiermacher stammen. Das interessanteste der Fragmente ist nach Schenkels Ansicht „die Idee zu einem Katechismus der Vernunft für die Frauen", nicht etwa eine frivole Travestie, vielmehr zeigt dieses Fragment hohe Achtung vor dem ewig Sittlichen, gegenüber dem lediglich gesellschaftlichen Anständigen. Es soll die Frau neben ihrem Manne einen Geliebten haben, doch aber Freundin sein können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettieren oder anzubeten. Unverkennbar ist das Fragment eine Anspielung auf sein Verhältnis zu Henriette.

Nie hat Schleiermacher eine unlautere Neigung gehabt, um so mehr schmerzte es ihn, daß sogar seine Schwester Charlotte ihn vor dem Umgang mit dieser Frau warnen zu müssen glaubte. Er erwidert ihr, daß die Zeit, die er mit der Freundin zusammen verlebt, unmittelbar zur Vermehrung seiner Kenntnisse und zur Anspornung seines Geistes beitrage.

Mit solcher Geistesfreiheit und sittlicher Besonnenheit hatte er dies Verhältnis in sich ausgebildet.

Dr. Assaf Ciffrin:
Vom Theater.

Unter vielen jungen Trieben heutiger Dramatik erschaut man einige, die morgen schon in Blüte stehen werden. Vielleicht auch übermorgen erst. Junge Kräfte, die im Durchbohren und Erleben ewiger Dinge um ihren eigenen Kunstausdruck inbrünstig ringen. Die ein eigenes Auge, eine eigene Seele sichtbar machen, in denen Ewigkeitsdinge Erlebnis wurden — und Gestalt empfingen. Was sie sahen, war schon gestern Ereignis, wird auch übermorgen Ereignis werden. Nur wie sie sehen, wie sie das Kunstgebild bildhaft, klingend machen, das bleibt wesenhaft für ihre schöpferische Kraft.

Zu reden ist vom schöpferischen Künstler, dem Dichter — und von seinem Diener, dem Mittler auf der Bühne. Und — ist unser Erleben bereichert — so darf der Gewinn nicht minder darum scheinen, weil es der Autor nicht zu tiefem Wurzelgeäst gebracht, und nur sein Mittler höchste Ausdruckskunst offenbart.

Das Ziel bleibt: dem Wesenhaften im Kunstausdruck nachzuspüren, mag es vom Schöpfer des Wortes oder des Bildes — vom Vater oder Pflegevater — kommen.

Zwei Dramen.

Im „Deutschen Theater" wurde Friedrich Koffkas „Kain"*) gegeben. Ein einziger Akt — ein dramatischer Wurf.

Die Handlung bildet eine gerade Linie, ohne Abzweigungen und Parallelgassen. Dies ist die formale Stärke des Stückes. Inhaltlich ist es gerade so dünn, dünn wie die Linie — und dies ist seine Schwäche. Dürre in der Erfindung und Reichtum im dramatischen Ausdruck machen die Handlungsintensität unstet, unstet bis zur Ohnmacht. Es schwelt, es raucht, es rußt — die Flamme wird nicht offenbar. Der zündende Funke fehlt, der Kains Wesensart zur Flamme treibt, daß sie als Stichflamme zum Himmel steigt und damit den Pessimismus als Sinn, Mutter alles irdischen Seins, dichterisch erhelle. Es fehlt der innere Scheinwerfer . . .

Der Mord, der Ereignis werden muß, konnte längst vorher schon erfolgen — und brauchte gerade an dem Punkt, da er ausgeführt wird, nicht notwendig zu geschehen.

Was wirkte? — Unser eigenes Bewußtsein, daß Kain den Bruder einst erschlug, daß Kain den Abel, der leibhaftig vor uns steht, erschlagen wird, wird.

*) Verlag Erich Reiß, Berlin.

(Dieses Futurum, dessen Verwirklichung uns zu Zeugen machen wird, machen muß, ist es, das wirkt.) Jeder fühlt: Jeder Augenblick kann es bringen — und diese Wirkung ist unsere Schwäche, nicht Stärke des Dramas. Hieß es nicht „Kain", sondern „Kunz" (der ihm wesensgleich ist), der Eindruck wäre federleicht. Historisch, mit dem Symbol belastet, erleichtert es die Wirkung.

Immerhin greift Kofka tiefer in das Wesen des biblischen Kain. Nicht ein Neidling tötet. Es mordet einer, der mehr als nur physisch morden will. Die lichten Attribute des Abel, nicht die Blutsbande des Bruders, sollen verschwinden.

Nun ein Zug für Koffkas elementaren, meisterhaften dramatischen Ausdruck: Kain küßt den Mund des niedergestreckten Bruders. Stille. Dunkel. Eva, die Mutter, betritt, vor sich hinsingend, den vom Gräßlichsten erfüllten Raum. In diesen Sonnentag ahnungslosen Zufriedenseins platzt die furchtbare Wirklichkeit mit Getöse eines Weltuntergangs hinein. — Der so die Handlung gestaltete, phonetisch schuf, der läßt viel, viel erhoffen.

Auf der Bühne standen sich Kain (Deutsch) und Abel (Thimig) wie Prinzipien der Welt gegenüber. Diese zu Unvergänglichkeit symbolisiert zu haben ist allein das Verdienst dessen, der diese stumme, vielsagend — klingende Sphäre um sie breitete: des jungen Regisseurs Heinz Herald. Vor dem realistischen „Kain" ließ er den Hymnus auf das idealistische Ewig-Geistige in Werfels: „Besuch aus dem Elysium" ertönen. In einer anderen Luft. Und in gleich mächtiger Fülle. Und es war, als ob nicht allein aus den Worten des Dichters, sondern auch aus dem Licht und aus dem Schatten, aus dem Gefüge, das der Bühnenmann schuf, Leben quoll. Man empfand bewußt das Da-Sein bester Regie.

*

Dem „Kain" verwandt ist „Der Einsame" von Hanns Johst, den das „Kleine Theater" bringt. Selten empfand man, wie hier, was Regie an Leben geben könnte. An Fülle und Leben zu geben vermöchte . . .

Hier ist ein Trieb, der aus Flächigem in die Höhe schießt. Durch Hingabe, Liebe, Inbrunst an das Bildwerk — nicht so sehr durch Bau, Form, Inhalt. Eine Gerte über vieles morgen welkende Gras ragend.

Dieser Einsame ist nicht Grabbe, dessen Welt sich in dem Zuchthausbezirke zu Detmold öffnete. Der lieblos durch die Welt ging, den eine sitzen ließ, die andere fortjagte . . . und jung, mit gebrochenen Flügeln, in den Armen der Mutter stirbt. Der Sohn der roten Erde, dessen Auge und Hirn Genie sind, dieweil er, vom Kinn abwärts, im Kote steckt. Die Einzelerscheinung, die Einmaligkeit. Der papierne Napoleon in seiner Subjektivität — an dem das Größte die Worte waren. So war er.

Der Einsame Johsts ist dramatisiert, an die Gesellschaft, das Menschsein, die

Vielmaligkeit des Gestern, Heute und Morgen geknüpft. Eine währende Gestalt: Unermeßliche Liebe (im Stück leider allzumikroskopisch klein zerstreut!) ist ihm Offenbarung, Eros ihm der Klöppel in der Glocke, Schwung für das Schaffen, das Ja zum Leben, das Dichter-Sein heißt. Glückseliger Klöppel-Glockenklang! — Anna stirbt. Der Dichter wird Witwer und Waisenknabe zugleich. Die Welt? — Ein Gefängnis. Trost? Schaffen? — Nur durch das Dämonium Wein erlangbar. Ein vom Meeresgrund losgerissener Tiefwurzler. Und ein Dichter, ein Erster, von dessen Stirn Genialität, von dessen Herz Menschliches strahlt. So ist er.

Die Einsamkeit ist Fluchtpunkt für die Züge dessen, der war und ist. Der „Menschenuntergang" Johsts hüllt sie in symbolisches Sein. Diese Schlichtheit in der Plastik des Symbols zeigt, daß man viel vom Dichter erwarten muß. Der Grabbe, der war, ist nicht Christian Dietrich hier; und dies ist ein Vorzug des Spiels. Johst offenbart eine tiefe Lyrik wunderbarer Klänge, konzentrierteste Empfindung, deren er übervoll ist. Dabei aber Ohnmacht des Dramatikers, als Verknüpfer von Gestalten, Knüpfer von Geschehnissen. Da er die Umgebung nur hinhauchend skizziert, fehlt das dramatische Schwarz-Weiß, der Untergrund für den Helden. Immer allein. Die dramatische Einsamkeit macht den Maßstab schrumpfen. Es fehlt gleichsam der Scheinwerfer von außen ...

Das Stück ist das Aushauchen eines Geschehens, bringt tröpfelnd, perlend den Menschenuntergang vor das Bewußtsein — im ewigen Ausdruck des Symbols. — Wenn nach dem Tode Annas der Freund den Vorhang vorzieht, der Dichter stumm dasteht, so ist man erschüttert. In dieser Totenstille hört man das Gebälke vor dem Auge, vor dem Hirn herabpoltern. Diese Stille ist — Orkan. Tiefste Tragik unserer Tage. Ist's minder, wenn der Tote mit Posaunen wieder ins Leben gerufen werden soll? In diesem Lärm — stillste Stille. Aus Freudentönen quellen Tränen. So etwa symbolisiert und gestaltet Johst. In den Klängen liegt etwas, das an die Rembrandtschen Gesichte erinnert: in der Gigantik die Bleichheit, im Lebendigen die Sterblichkeit, in der rosigen Blüte die Tatsache des Modernmüssens alles dessen, das Leben heißt. So etwas wie ein Bergsee inmitten steiler Alpenwände lugt aus dem Stück hervor.

Bildt war der Grabbe. Erschütternd — allein Grabbe könnte noch mehr sein als nur erschütternd! Im Unerklärlichen, Triebhaften klar, ihn zu menschlichem Erlebnis formend. Und in den knappen Zügen Picks lag eine ganze Welt — gleichsam der Extrakt dieser Grabbe-Welt.

Ein Regisseur.

... Gerade diese Stücke — neben den früheren der Jüngsten — lehren, daß die heutige Dramatik den Regisseur braucht, ja notwendig hervorbringt. Das ist ihre Schwäche, die in ihr allenthalb enthalten ist, und diese Schwäche wächst zu größter Wirkung, wenn sie in die Hände eines Regisseurs von der Kunstleistung

eines Reinhardt gleitet. Dem jungen Dichter half die Kunst moderner Regie auf die Beine. Das zeigt die ganze junge Dramatik — Schickeles „Hans im Schnakenloch" ausgenommen. Sie braucht den wahren Regisseur, wie etwa die Uhr das Pendel. Früher kam man ohne ihn aus. Man muß zweifeln, ob gestern die heutige Dramatik leicht bejaht worden wäre; sie wäre in ihrer heutigen Form auch nicht möglich, wenn nicht die Kunst der wahren Regie Tag für Tag fortgeschritten wäre. Dieses Instrument, die Regie, ist nunmehr in ihre Dichterwerkstatt aufgenommen worden . . . Das weiß der Dichter, der Regisseur — und sieht der kritische Leser.

Diese Wesensart ist eine Gefahr für das gesamte Werk. Darf ich doch nicht in der Urschrift nach dem apostrophierten Beistand des Regisseurs blinzeln! Es hieße, Nebengassen zur Hauptstraße künstlerischen Inhalts weiten. Muß es denn da wunderbar scheinen, daß die Aufführung des „Kain", sofern sie tönte, klang und schwoll, eindeutig auf das tiefe Empfinden, das überragende Können des Regisseurs Heinz Herald wies? — Ja und nein!

Ja, weil es wundernahm, daß es im Prosperohaus Reinhardt noch einen so jungen Künstler gab, der aus klar begrifflichem Gehäuse mit so reichen Gaben des Sehens, Gestaltens in die Wiese herrlicher Tat hinausschritt. —

Nein, weil dieser „Kain" förmlich nach dem Regisseur schrie, ohne den seine Gestalt in die stereotypen, oft wunderbar gezeichneten Einzelheiten zerfallen wäre.

Die heutige Stellung des wahren Regisseurs ist die Folge fortschreitender Differenziertheit in der Werkstatt, fortschreitender Akkumulation in der Kunst. Das Handwerk spezialisiert, die künstlerische Ahnung bindet. Und mit der Zeit ergab sich der Regisseur als Exponent der Aufführung. So liegen die Dinge heute. Der moderne Kunstausdruck verlieh dem Regisseur Notwendigkeit.

Die Notwendigkeit ergibt sich nur für den aktiven Regisseur — gleichwohl bleibt der passive (diese Einteilung bestätigt jede Theatervorstellung) sehr begehrt. Beide können fruchtbar sein, der aktive mehr, der passive minder. Die Einseitigkeit des aktiv gearteten ist wiederum gefährlicher als die seines passiven Kollegen. Der eine ist Romantiker, visionär, der andere Realist, dabei oft gewitzter in seinem Schaffen. Diese divergente Arbeitsweise hat die Zweiteilung in der Wahl des zu Inszenierenden zur Folge, die aber nicht zeitlich zu scheiden ist. Romantik, Mystik, Symbolik dem aktiven — Realistik (nicht jene rein äußerliche) dem passiven Regisseur. Und beide werden oft Hervorragendes leisten. Die Kunstdomäne des Romantikers ist größer als das Nachbarland, die Zahl der in ihr Tätigen weit, weit geringer— wie es stets im wunderbaren Land schöpferischer Kunstbetätigung ist.

Wir sahen den „Einsamen". Da fehlte Regie, Romantik. (Eine äußerlich markierte Armut ist nicht inneres Erlebnis — passive Regie. — Da kann billiger

Reichtum — aktive Regie — weit anders, tiefer packen!) Wir sahen im „Kain" und im „Besuch aus dem Elysium" das Blätterhafte von einem jungen Künstler aktiven Schlages zu geschlossenem Organismus gestalten, wie es in Form, Mimik, Farbe, Rhythmus nicht schöner gezeugt werden kann. Müssen wir staunen? Das Grau wirkt stärker, wird es in seinem Übergang zu Schwarz von einem lichten Rand unterbrochen. So elementar das scheint — das sah der junge Künstler, und übertrug es, mit romantischer Kühnheit, auch auf den Ton. Das machte die Werke kontinuierlich klingen — und erzählte, daß es einen neuen Regisseur gibt, der die seltene Gabe der Romantik, der Vision besitzt. Der zu schöpferischer Regie tiefe Intuition, vollendetes, reifes Können besitzt. Ein reicher Gewinn. Wohl einer, der in den Spuren Reinhardts wandelt, indes mit ganz eigener Färbung.

Begrifflich war dieser Künstler dem Reich Thaliens längst nicht mehr fremd. Das bewies sein erstes Buch: „Reinhardt"; das beweist abermals das von ihm in Gemeinschaft mit Ernst Stern herausgegebene Werk: „Reinhardt und seine Bühne".*) Es bildet die Fortsetzung des ersten, gleichsam zum theoretischen Teil die praktische Ergänzung. Es ist eine Reihe von Ausschnitten aus der Werkstatt des Reinhardtschen Theaters; und ein Ganzes bildend, könnte es heißen: die künstlerische Sendung dieser einzigartigen Kunststätte. Die Vielköpfigkeit des Mitarbeiterstabes, aus eben dieser Stätte, macht Wiederholungen unvermeidbar. Ein schönes Buch, das viele Bilder aus der Feder des Vielseitigen Stern zieren! Scherze und Randglossen geben dem theoretisch oft tief schürfenden Werk jene Leichtigkeit und Grazie, die als Vorzug sinntiefer romanischer Schriften gilt. Vielleicht fehlt die genügende Distanz. Aber gerade die unmittelbarste Nähe bei der Arbeit des schöpferischsten der Theaterkünstler gibt dem Buch eine unvergleichlich innige Wärme. Und zeigt aufs Neue Heralds begriffliche Klarheit, der die schönste Inszenierung nicht mehr Experiment, sondern nur angeborene Intuition bedeuten kann.

Hier ist ein junger Künstler, der aus der Passivität heraustritt. Der Zuschauer darf Heralds Kunst nun fordern!

---

*) Verlag Dr. Eysler & Co., Berlin.

Johann Arany:
Ritter Vor.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Prof. Friedrich Lám.

Nebel deckte Sonn' und Erde,
Düster ob dem Tale graute.
Ritter Vor sich schwang zu Pferde.
„Gott behüt' Dich, Süße, Traute!"

Düster ob dem Tale graute;
Nordwind saust' in dürren Bäumen.
„Gott behüt' Dich, Süße, Traute!"
Vor ist schon in fernen Räumen.

Nordwind saust in dürren Bäumen.
Kleine Lerche kommt gegangen.
Vor ist schon in fernen Räumen.
Schönes Mädchen weint in Bangen.

Kleine Lerche kommt gegangen.
Und wohin jetzt gehen, wandern?
Schönes Mädchen weint in Bangen.
Vater spricht: „Frei diesen andern!"

Und wohin jetzt gehen, wandern?
Wald erbraust in nächt'ger Stunde.
Vater spricht: „Frei diesen andern!"
Mädchen flieht vorm Ehebunde.

Wald erbraust in nächt'ger Stunde.
Schemen schwebend leis sich regen.
Mädchen flieht vorm Ehebunde.
„Kam um Dich!" — spricht Vor, der Degen.

Schemen schwebend leis sich regen.
Sich belebt die öde Wildnis.
„Kam um Dich!" — spricht Vor, der Degen. —
„Toter Held, ein Schattenbildnis."

Sich belebt die öde Wildnis,
Geisterlippen lispeln Lieder.
„Toter Held, ein Schattenbildnis,
Mein Geliebter, nimm mich wieder!"

Geisterlippen lispeln Lieder.
Hochzeitszug ist aufgebrochen.
„Mein Geliebter, nimm mich wieder,
Beim Altar, wie Du's versprochen!"

Hochzeitszug ist aufgebrochen,
In Ruinen die Kapelle.
„Beim Altar, wie Du's versprochen!"
Chor erklingt, das Schiff ist helle.

In Ruinen die Kapelle.
Alter Glanz ist neu erworben.
Chor erklingt, das Schiff ist helle.
Priester spricht, der längst verstorben.

Alter Glanz ist neu erworben.
Lampen glitzern, tausend Kerzen.
Priester spricht, der längst verstorben.
Schwüre binden Händ' und Herzen.

Lampen glitzern, tausend Kerzen,
Draußen wächst des Waldes Schatten.
Schwüre binden Händ' und Herzen,
Schöne Braut muß bleich ermatten.

Draußen wächst des Waldes Schatten,
Käuzchen in den Klippen wimmern.
Schöne Braut muß bleich ermatten, —
Tot fand man sie in den Trümmern.

Dr. Carl Vogl: Sir Oliver Lodge's „Raymond oder Leben und Tod“.

Referat und Kritik.

Schluß.

Es gibt heute bereits genug Leute, die durch eigene Erfahrung wissen, daß eine solche Kommunikation über die Grenzen zwischen der sinnlich gegebenen Welt und dem weiteren Dasein hinweg wohl möglich ist. Kundgebungen intimer Art über Dinge, die keinem der Anwesenden bekannt sind und erst nachträglich sich bewahrheiten, kommen in mediumistischen Sitzungen nicht selten vor. Der Vorwurf, solche psychischen Mitteilungen seien allemal von trivialer Art, handelten lediglich von unbedeutenden Dingen, ist in seiner Allgemeinheit nicht richtig. Da jedoch zunächst fast alles auf Verifikation und Identitätsnachweis ankommt, so werden kleine Erinnerungen die besten Dienste leisten. Die Vorstellung überdies, daß ein abgeschiedener Freund ausschließlich mit erhabenen und tiefernsten Dingen sich befassen müsse und unzugänglich wäre für Scherz und heitere Laune, ist eine ganz ungerechtfertigte Erwartung, die aufgegeben werden muß. Das zukünftige Leben ist noch gar nicht etwas jenseits von Raum und Zeit, außerhalb jedes Begreifens. Wohl ist es viel mehr als dieses Erdenleben, aber dennoch kein plötzlicher Sprung ins Übernatürliche, sondern ein stetiges Fortschreiten. — Mit Verfälschungen und Beeinflussungen seitens des Mediums, wenn auch ungewollten, wird gleichwohl immer zu rechnen sein.

Die sogenannten Kontrollgeister des Mediums sind dem Verfasser immer — außer im Falle der Überanstrengung und Ermüdung des Mediums — von so selbständiger und einheitlicher Natur erschienen, daß er nicht ansteht, sie als ähnliche Hilfen der Abgeschiedenen anzusehen, wie sie uns als Medien zu Gebote stehen, also Medien auf der andern Seite. Indessen treten nicht selten die Abgeschiedenen selbst persönlich ein und geben sich in all ihrer Eigenart, mit all den kleinen Zügen und Gesten, die sie zu Lebzeiten gekennzeichnet haben; diese sind wie die Personen selbst dem Medium oft gänzlich unbekannt. Frau Leonard ist kein besonders starkes Medium, wegen der fast durchgängigen Vermittlung durch ‚Feda‘, die störend wirkt, so daß ein freies und direktes Gespräch nicht recht aufkommen will. (Ganz anders bei Frau Piper, dem unvergleichlichen Bostoner Medium.)

Beim gegenwärtigen Stand der Forschung hat oft gerade der beste Beweis einen so privaten und familiären Charakter, daß seine Veröffentlichung nicht

statthaft ist. So muß die Menge der Erfahrungen überzeugend wirken und zu Schlußfolgerungen führen, und nur ausnahmsweise wird ein einziges starkes Erlebnis für den Einzelnen entscheidend werden. Der Erfahrungen gibt es aber viele seit Urzeiten. Und es gilt nur, mit offenen Augen die einschlägigen Berichte zu lesen, und dann geduldig zu warten, bis man selbst Gelegenheit hat, etwas zu erleben, das die Überzeugung völlig macht.

„Ich bin ebenso überzeugt", bekennt Lodge, „von der fortdauernden Existenz auf der andern Seite des Todes, wie ich es bin von dem Dasein hier. Nun könnte jemand sagen: ‚davon kannst du doch nicht so sicher sein, wie von der Sinneserfahrung.' Doch, antworte ich, ich kann es wohl. Ein Physiker ist niemals eingeschränkt auf die unmittelbaren Sinneseindrücke, er hat zu tun mit einer Menge von Begriffen und Dingen, für die er kein physisches Organ besitzt: die dynamische Theorie der Wärme etwa, und der Gase, die Theorie der Elektrizität, des Magnetismus, der chemischen Affinität, der Kohäsion; und der Begriff des Äthers gar führt in Regionen, wo Gesicht und Gehör und Getast ohnmächtig sind als unmittelbare Zeugen, wo sie nicht länger wirksame Führer sein können . . . Gleichwohl sind ihm diese Regionen der Erkenntnis ebenso klar und lebendig, wie diejenigen, in denen er sich bei seiner täglichen Hantierung bewegt; ja die meisten der allergewöhnlichsten Erscheinungen erfordern eine Erklärung durch subtilere Begriffe — die Solidität der Materie beispielsweise —, und die zu Grunde liegenden unmateriellen Wesenheiten seiner Begriffe werden dem Physiker mehr und mehr ebenso wirklich und substanziell wie irgend etwas, das er sonst kennt. Lord Kelvin [der Physiker] pflegte paradoxerweise zu sagen, wir wüßten über die Elektrizität mehr als über die Materie."

Es gibt verschiedene Grade von Wesen, nicht nur niedrigere sondern auch höhere wie der Mensch, und unter diesen Wesen gibt es etliche, welche die Menschen betreuen, ihnen helfen, sie führen. Unter den höchsten Wesen aber, die zur Erde in Beziehung stehen, ist eines, dem die Christenheit in richtigem Grundgefühl allezeit die reichste Ehrfurcht und Andacht entgegengebracht hat.

Darum ist es ein Irrtum, zu glauben, daß die Tage des Christentums vorüber seien. Dieses hat vielmehr kaum erst begonnen. In einzelnen Seelen hat es geblüht und Frucht getragen, aber gegenüber den Übeln der Welt ist es kaum je noch als Panacee versucht worden. Es mutet seltsam an, daß dieser entsetzliche Krieg die Erkenntnis Christi fördern, vereinfachen, vervollkommnen sollte, doch ist ja schon Seltsameres geschehen. In naher Zukunft wird der Ruf Christi gehört und aufgenommen werden von einem großen Teil der Menschheit, wie er bisher auf Erden noch niemals gehört und aufgenommen worden ist. Ja, wenn die rechte Zeit gekommen sein wird, dann wird dieser Planet der Schauplatz werden einer großen Entfaltung von Tatkraft und Freude, so daß ausgeglichen, und mehr als

ausgeglichen wird alles Leid und alle Pein, alles Blut und alle Tränen, die den Weg zu bereiten hatten.

* * *

Sir Oliver Lodge's Buch ‚Raymond' hat in England und darüber hinaus weite Verbreitung gefunden und offenbereite Aufmerksamkeit geweckt. Gleich in den ersten Monaten seines Erscheinens (November und Dezember 1916) ist es sechsmal aufgelegt worden. Auch bei uns kann man es gelegentlich bereits nennen hören, trotz der großen Schwierigkeiten und der erheblichen Kosten, die seiner Beschaffung in jetziger Zeit im Wege stehen.

Will man Stellung nehmen zu dem, was das Buch zu geben beansprucht, so darf man nicht heraussuchen die anfechtbaren oder dem Spott unschwer zugänglichen Partien, und die übrigen leichthin abtun als zwar verwunderlich, aber bei beharrlich ernsthaftem Suchen nach Fehlerquellen, nach Selbst- und Fremdbetrug, gewiß erklärbar auf ganz natürliche Weise. Aber man darf auch nicht umgekehrt die verwunderlichen allein herausheben und den Anschein wecken, als ob das Buch zu keinerlei Kritik Anlaß gäbe und schlechthin nur die eine Deutung der darin geschilderten Erlebnisse zuließe.

Den ersteren Weg pflegen in der Regel diejenigen zu gehen, welche den gegenwärtig überlieferten Stand unseres wissenschaftlichen, im besondern naturwissenschaftlichen Denkens und das darauf sich aufbauende Weltbild für unantastbar festgegründet ansehen und jede Bedrohung und Erschütterung desselben als Bedrohung und Erschütterung des wissenschaftlichen Arbeitens überhaupt empfinden und daraus Gefährdung und Verdunkelung der erlangten vermeintlich unüberbietbaren Geisteskultur entspringen sehen. Die Geschichte der Wissenschaften ist reich an Beispielen, da ihre berufsmäßigen Träger sich weigerten, auch nur zu prüfen neue Gegebenheiten, die sich nicht einfügen wollten in das Rahmenwerk des bisherigen Gedankensystems. Das klassische Beispiel bieten ja die Astronomen zur Zeit Galileis, welche nicht zu bewegen waren durch das eben erfundene Fernrohr zu blicken, um sich zu überzeugen von der Wirklichkeit der von Galilei entdeckten Jupitermonde, der Sonnenflecken, der Mondgebirge usw. Und aus unsern Tagen weiß der rühmlich bekannte Psychologe William James zu erzählen von einem hervorragenden Biologen, der ihm gegenüber geäußert habe, selbst wenn es so etwas gäbe wie Telepathie, so müßten die Gelehrten sich zusammentun, um es zu verheimlichen und zu unterdrücken, da es sonst die Gleichförmigkeit des Naturlaufs und alles, was damit zusammenhängt, zerstören würde und die exakte Wissenschaft dann ihrer Arbeit nicht mehr obliegen könnte.

Den andern Weg werden diejenigen vorziehen, welche bereits anderswoher überzeugt sind von der Welt- und Lebensauffassung, von der unser Buch Zeugnis ablegen will, als deren Bestätigung es sich weiß. Aber diese letzteren sind sich

nicht immer bewußt der Verantwortung, die demjenigen zufällt, der neue Wege geht, sie unterschätzen die Schwierigkeiten, sie wollen nicht wahr haben die Täuschungen und Irrungen, die nicht selten hereinspielen.

Allerdings, man vergesse nicht, Lebens- und Weltanschauungen werden immer im Grunde getragen werden von letzten Entscheidungen, sie werden durch letzte Akte des Überzeugtseins erst zum Abschluß kommen. Daran ist zu erinnern, wenn man den Tiefen menschlichen Seelenlebens wird gerecht werden wollen. Darum möchte ich aber auch in dem reichlich abgegriffenen Wort ‚Welt- und Lebensanschauung' das Schauen betonen, im Sinne von Schaffen, von Werten, von lebendiger Geistestat.

Das scheinen mir namentlich jene ersteren leicht zu vergessen. Daß nämlich jedes Vorwärts und Aufwärts in der Menschheitsgeschichte davon abhängt, ob wir imstande sind, zur rechten Zeit über das jeweils Gegebene hinauszukommen, oder richtiger: neu anzufangen, nichts, schlechterdings nichts als abgeschlossen feststehend einfach hinzunehmen. Und ich möchte gerade darin des Menschen Eigenwesen erkennen, daß er immer wieder umdenken, neubilden, höherschaffen kann, daß er sich freimachen kann von allem Fertigen, scheinbar für allezeit Abgeschlossenen, daß er immer wieder sich erheben kann von allem Ausruhen in sicherem Besitz.

Leben doch gerade wir in einer Zeit, wo nicht nur auf dem Gebiete der Politik und des Volkslebens, sondern fast auf jedem andern auch so gut wie alles in Bewegung ist: Begriffe wie Materie und Energie, Körper und Seele, Leben und Tod haben sich als von problematischer Natur erwiesen. Neue Begriffe steigen auf. Ich erinnere an die Welt der ‚strahlenden Energie'; zu den Erscheinungen der Hypnose, die vor wenigen Jahrzehnten noch als Betrug und Aberglaube gebrandmarkt wurden und deren Geheimnis auch heute noch nicht gehoben ist, kommen die gewiß nicht minder erstaunlichen Erscheinungen der Spaltung der Persönlichkeit, des Gedankenlesens, der Telepathie und Telenergie, des Mediumismus und anderes mehr. Mit ihnen steigen herauf aus dem Dunkel der Vergangenheit allerlei Berichte und Legenden und Mythen, die mit einemmal in ganz neue Belichtung geraten. Dies alles könnte dringend mahnen, unser Denken und Sinnen und Forschen offen zu halten für ganz neue Möglichkeiten, für ein weit größeres und weiteres, gegenwärtig noch verborgenes Sein von Wirklichkeiten, weit hinaus über den Befund des zur Zeit gewohnten Alltags.

Und so dürften selbst jene Offenbarungen aus dem Jenseits, wie das Buch ‚Raymond' sie mit charakteristischen Proben belegt, nicht ohne weiteres und an sich als lächerlich und unmöglich abgelehnt werden — wenn sie beim Leser auch wohl manchmal ein unwilliges Lächeln hervorrufen, ja selbst den Spott herausfordern mögen. Es ist ein durch nichts gerechtfertigtes Vorurteil, das die offiziellen Religionsinstitute, namentlich evangelischer Herkunft, gefördert haben,

daß nämlich die Abgeschiedenen — ein Jenseitsleben vorausgesetzt — in eine dem Irdischen schlechthin unnahbare Ferne rücken und zu einer nahezu göttlichen Abstraktheit und Vollkommenheit erhoben werden, gänzlich entnommen all unseren Sorgen und Erdenmühen. „Wie", so kann man gerade von höher Gebildeten oft genug sagen hören, „jenes Leben sollte eine einfache Fortsetzung, eine Art Kopie dieses Lebens sein; man sollte dort wohnen und sich kleiden, vielleicht auch essen und trinken und schlafen und was der Bedürfnisse mehr sind? Man sollte dort nicht grundverschieden anders sein, unvergleichlich wissender, klüger, viel viel besser als hier? Die Augen sollten nicht aufgetan, der dichte Schleier nicht hinweggenommen sein; wir sollten dort irren und fehlen gleich wie hier? Gott bewahre uns vor solcher Unsterblichkeit!" Das kirchlich-religiöse Vorurteil scheint mir in dieser Frage auch diejenigen zu beeinflussen, welche dem Kirchenglauben fern stehen.

Ob man sich aber wohl das künftige Schicksal nach Wunsch wird wählen können, nachdem man hier so furchtbaren Unzulänglichkeiten unterworfen war, nachdem man hier so entsetzliche Dinge hat schauen, ja werktätig daran teilnehmen müssen! Nach der Entwicklungslehre macht die Natur keine Sprünge, sondern schreitet stetig fort.

Die katholische Kirche mit ihrem Purgatorium, ihren mühevollen Stufen der Läuterung und des Emporklimmens erscheint mir nicht nur vom religiösen, sondern auch vom philosophischen Standpunkt mitnichten belachenswert; ein lebendiger Ideengehalt ist darin niedergelegt. Und die altindische Karma- und Wiederverkörperungslehre geben Ausdruck so feinen Gedankenpotenzen, daß europäisches Philosophieren und religiöses Suchen sich ihnen nicht versagen sollte.

Überdies, was wissen wir von der Verkettung und dem Stufengang der einander ablösenden Episoden einer über dieses kurze Erdenleben hinausführenden Lebensentfaltung!

Man muß — das sollen diese Reflexionen sagen — zu jeder Probe äußerster Vorurteilslosigkeit fähig sein, wenn es sachliche Prüfung und strenges Suchen nach Wahrheit gilt.

Sir Oliver Lodge's Buch gibt zu mancherlei Einwendungen Anlaß, wie ich in meinem Referat wiederholt aufmerksam zu machen hatte. Lücken in der Berichterstattung, vermutlich auch in der Forschung selbst, lassen ein abschließendes Urteil über etwaige unberücksichtigte Fehlerquellen nicht zu. Dennoch enthält es des Wertvollen etliches, für das nicht nur die Spaltung der Persönlichkeit, sondern auch telepathische Gedankenübertragung zur Erklärung heranzuziehen wäre. Nicht als ob diese Erklärung mich völlig befriedigte — Telepathie ist ja vorläufig kaum mehr als ein Wort, eine Marke, um eine Sache zu bezeichnen, für die das eigentliche Verständnis noch so gut wie verschlossen ist, durch das eine neue Er-

kenntnis vorerst nur angedeutet werden soll. Auch möchte ich die Freiheit gewahrt wissen für jede andere Erklärung, die etwa ihr besseres Recht erweisen würde.

Daß Persönlichkeitsspaltungen tatsächlich vorkommen, daß selbst im Normalleben das Unterbewußte sich bemerkbar machen und selbsttätig eingreifen kann in den Ablauf des Oberbewußtseins, ist hinreichend bekannt. Man lese darüber Dessoir's „Das Doppel-Ich" und Staudenmeier's „Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft", welch letzterer an sich selbst höchst interessante Beobachtungen angestellt hat. Der in der wissenschaftlichen Literatur wohl bekannteste Fall von Persönlichkeitsspaltung oder vielmehr -wechsel ist der von Pierre Janet beschriebene der Frau Léonie B. Diese besteht aus drei Personen, die in der Hypnose nacheinander in Wirksamkeit treten und in Temperament, Charakter und Intelligenz völlig von einander sich unterscheiden. Die erste ist einfältig, schüchtern, gutmütig; die zweite munter, laut, ironisch, sie nennt sich Léontine; die dritte ist würdevoll ernst, sie nennt sich Léonore. Die letztere übt scharfe Kritik über die beiden andern, mit denen sie durchaus nichts zu tun haben will. — Auch die Telepathie, hier im besondern das sogenannte Gedankenlesen, halte ich nach den bisherigen Forschungen für erwiesen, und Naum Kotiks Arbeit „Die Emanation der psychophysischen Energie. Eine experimentelle Untersuchung über die unmittelbare Gedankenübertragung im Zusammenhang mit der Frage über die Radioaktivität des Gehirns" erscheint mir trotz Dessoir's Kritik nicht widerlegt.

Auf diese Dinge hier näher einzugehen, fehlt der Raum, betonen möchte ich nur die merkwürdige Eigentümlichkeit, daß es keineswegs immer die oberbewußten Vorstellungen und Gedanken sind, welche von den dazu befähigten Personen dem Seelenleben der andern entnommen, gleichsam abgelesen werden, sondern daß im Gegenteil vielleicht häufiger die unterbewußten, also die nicht im jeweils wachen Bewußtsein befindlichen Gedanken und Vorstellungen es sind, die hier eine entscheidende Rolle spielen.

Ein Beispiel aus eigener Erfahrung sei mir gestattet hier anzuführen. Vor etlichen Jahren wurde ich von einer adligen Dame aus Ostpreußen, die ich kurz vorher in einer süddeutschen Pension (wo ich mich bloß drei Tage aufgehalten) kennen gelernt hatte, bei einem Berliner Medium eingeführt. Wir setzten uns alsbald zu dritt an ein Tischchen. Ich bat, wie mir's der Augenblick gerade eingab, mir einen Jugendfreund zu nennen. Ich dachte dabei an niemand besonders, da ich mehrere Jugendfreunde hatte. Fast sogleich wurde mit voller Sicherheit durch die Buchstabiermethode der Name Rudolf Widmann gegeben. Dies war tatsächlich mein liebster Freund gewesen, von dem ich aber seit meinem vierzehnten Lebensjahr nichts mehr weiß, an den ich so gut wie nie denke; er soll irgendwo in Böhmen ein kleiner Beamter sein, wie ich viel später einmal zufällig in meiner Heimat erfuhr. Ich selbst lebte bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahr ausschließlich in Prag, bloß meine dortigen Geschwister wissen etwas von

dieser Jugendfreundschaft, den Betreffenden kennen sie nicht mehr und denken so wenig an ihn wie ich selbst. In Berlin war ich ganz unbekannt, in Ostpreußen bin ich nie gewesen, hatte damals noch nichts geschrieben und selbstverständlich den mir ganz gleichgültig gewordenen Namen Rudolf Widmann niemandem gegenüber geäußert. Dem Spiritismus stand ich skeptisch gegenüber, die möglichen Täuschungsquellen waren mir nicht unbekannt; am Tischchen suchte ich mich ganz passiv zu verhalten, ja ich wirkte vielleicht eher ein wenig irreführend, um ja nachher kein Bedenken zu haben. — Noch manch anderes wurde ganz richtig angegeben. Am wunderbarsten aber erscheint mir folgendes: ich ersuchte, mir einen Freund meines frühverstorbenen Vaters zu nennen — es hatte sich nämlich mein ‚Vater' als unsichtbar anwesend gemeldet. Zwei seiner Freunde, die mir gut bekannt waren, kamen für mich in Betracht. Keiner der beiden kurzen und nicht gerade seltenen Namen wurde jedoch buchstabiert, statt dessen ein meinem Empfinden nach unmöglicher: Ykorik Vidot. Wiederholt wurde dieser Name buchstabiert. Ich fragte nach der Stadt, wo der Betreffende mit meinem Vater befreundet gewesen sein soll. Erster Buchstabe: P. Ich war sofort überzeugt: das muß Preßburg heißen, wo mein Vater sieben Jahre im Justizdienst sich betätigt hatte. Der zweite Buchstabe: I! Nun war ich sehr überrascht und konnte mir nicht denken, was für ein Name das sein sollte. Erst als L und S kamen, wußte ich, daß Pilsen gemeint war, wo mein Vater das Gymnasium (deutsch) absolviert hatte. Niemandem hatte ich von diesen ganz privaten Dingen erzählt oder auch nur die mir fern liegende Stadt erwähnt. Eine schriftliche Anfrage am Pilsner Gymnasium nach dem seltsamen Namen blieb, wie ich von vornherein erwartet hatte, erfolglos. Nach einiger Zeit machte mich ein Verwandter darauf aufmerksam, daß jener Name eine Verballhornung sein dürfte von Georg von Stradiot, dem Namen meines Großvaters mütterlicherseits — ein bei uns kaum vorkommender Name (aus den Niederlanden stammend). Die Deutung erscheint mir nicht unwahrscheinlich. Das Ablesen dieses fremden Namens aus meinem Unterbewußtsein verursachte dem Unterbewußtsein des Mediums ungewohnte Schwierigkeiten. Das Y scheint auf geschriebenes großes G zu deuten. Man stellt ja Namen, die man oft geschrieben gesehen hat, in der Regel nicht bloß im Gehörs-, sondern auch im Schriftbild vor. Von meinem ebenfalls verstorbenen Großvater hatte ich meines Wissens niemandem in Berlin erzählt, hatte gar keinen Anlaß dazu. Hätte ich es getan, so wäre der Name vielleicht auch verunstaltet wiedergegeben worden, aber dann wohl in anderer Weise: das Wörtchen ‚von' wäre kaum vergessen und das S kaum überhört worden. Auf jeden Fall ist wohl anzunehmen: wenn ich selbst ober- oder unterbewußt die Bewegungen des Tisches beeinflußt hätte, so wäre das Ergebnis ein anderes gewesen. —

Für Lodge's Erlebnisse, wie sie in seinem Buche berichtet werden, würde sich also folgende Hypothese ergeben: Im Medium vollzieht sich während des Trancezustandes, d. h. des Ausgeschaltetseins des normal bewußten Lebens, eine

mehrfache Spaltung der Persönlichkeit: eine Teilpersönlichkeit (der Frau Leonard), die sich Feda nennt und der Geist eines kleinen Indianermädchens zu sein behauptet und dementsprechend redet und sich gebärdet, und eine andere Teilpersönlichkeit, die der Geist des in Flandern gefallenen Raymond Lodge zu sein beansprucht. Diese beiden treten bald nacheinander bald nebeneinander als Wesen von selbständiger Intelligenz und Willensbetätigung auf, so unabhängig von einander, daß sie bisweilen einander nicht verstehen können, sich gegenseitig korrigieren, ja in Widerstreit geraten. So allemal, wenn in den Sitzungsprotokollen „leise“ vermerkt ist; Feda redet dann zu einer andern Person, zu Raymond. Sie weiß z. B. nicht, daß Raymond Lodge und Christoph Sonnenschein in Birmingham Studiengenossen gewesen sind und einander gekannt haben; sie hält Mr. Jackson für einen Menschen.

Der Leser wird wissen, daß auch im normalen Traume solche Personspaltungen und Dramatisierungen vorkommen: man debattiert mit seinem Traumgegner, man ist überrascht über seine Einwände, die zunächst vielleicht unverständlich scheinen, dann aber mit einmal im Laufe des Gesprächs sich als sehr treffend herausstellen.

Die Schwierigkeit aber ist, daß das zweite dieser Spaltwesen, Raymond, Dinge weiß, die nicht nur dem Medium, sondern auch den Zirkelteilnehmern unbekannt sind: es weiß von Lieblingsliedern des lebenden Raymond, von Necknamen der Brüder untereinander, es gibt in Stichworten zu verstehen, daß es sich gemeinsamer Autofahrten erinnert, es weiß, daß im Landhause bei Birmingham das Wort Honolulu gewünscht wird, und bringt dieses Wort in London, ohne Zusammenhang mit dem übrigen Gang der dortigen Sitzung; es ist unterrichtet über ein Lichtbild, das in Flandern aufgenommen wurde und der Familie Lodge noch unbekannt ist. In diesen Fällen auf Zufall oder Betrug zu erkennen, bin ich nicht imstande, umsoweniger, wenn ich an die Protokolle der Londoner Gesellschaft für Psychische Forschung und an die übrige einschlägige wissenschaftliche Literatur denke. Auch der Verfasser des ‚Raymond‘ kommt von intensiven langjährigen Studien dieser Art her — daher vielleicht auch die Vernachlässigung mancher Punkte, die ihm unwillkürlich als nebensächlich erscheinen, weil für ihn längst erledigt, während wir sie nicht als unwichtig betrachten können.

Woher kommen nun dem Medium beziehungsweise seinen Spaltpersönlichkeiten solche Kenntnisse? Offenbar muß es dieselben ohne Vermittlung der gewohnten Sinne, außerhalb der uns bekannten natürlichen Verkehrswege zu erlangen wissen, unmittelbar aus dem Bewußtsein, sei es dem Ober- oder dem Unterbewußtsein der Sitzungsteilnehmer, und, falls diesen selbst die betreffende Kenntnis abgeht, von andern lebenden Personen her, oft vielleicht aus räumlich weiter Ferne.

Diese Hypothese bedeutet freilich für das altgewohnte Denken und Ver-

stehen eine nicht geringe Zumutung und ich kann es gut begreifen, wenn jemand sagt: dann bekenne ich mich doch lieber gleich zur Annahme, daß die menschliche Persönlichkeit über den Tod hinaus forterïstiert und unter gewissen Bedingungen sich auch weiterhin ihren Angehörigen und Freunden mitzuteilen weiß. Diese Annahme, wie der Spiritismus sie als sicher erwiesen hinnimmt, ist schlechthin nicht zu widerlegen; es kann ihr bloß entgegengehalten werden, daß sie den experimentell wissenschaftlichen Beweis noch nicht einwandfrei erbracht habe, und daß man doch nicht erwarten könne, daß ein naturwissenschaftlich geschulter Denker von der ihm gleichsam zur zweiten Natur gewordenen Überzeugung sich lossagen werde, ehe ihm der gewünschte Beweis in aller Strenge vorliegt.

Eine Schlußfolgerung allerdings erscheint mir erlaubt: Hat ein Mensch, wie man es von den sogenannten Medien annehmen muß, die Fähigkeit, so souverän über die räumlich und zeitlich gebundene Welt des körperlichen Ich zu schalten, von ihren Schranken so weitgehend sich freizumachen, so spricht dies von einer Herrschaft des Seelischen über das Stoffliche, die mit der Schlußfolgerung Platons vertraut machen könnte, der Tod sei eher als eine Befreiung, denn als Vernichtung aufzufassen, er bedeute nicht eine Auflösung, sondern eine Umformung und Neugestaltung des seelischen Seins. —

Sollte das Buch ‚Raymond‘ auch nur zu den Kapiteln der metapsychischen Forschung „Telepathie und Gedankenübertragung“ einen Beitrag liefern, so wäre es schon der Aufmerksamkeit wert.

Solche Studien öffnen den Blick in künftige Möglichkeiten eines neuen Wissens und Erkennens und Erlebens, deren Tragweite wir zwar noch nicht zu ermessen vermögen, denen wir uns aber nicht verschließen wollen, wenn sie über kurz oder lang ihr Recht erweisen sollten.

R. Robert Steiner:

Gesang der Nacht.

Du dunkelblauer Vogel auf dem First
Des Himmelsdomes mit den Schattenschwingen:
Ich hör' aus deinem Schweigen stark ein Singen,
Wenn du durchs graue Schlafreich leise irrst.

Schon fühl' ich, wie sich meine Sinne weiten,
Durch meine Adern rinnt ein wildes Rauschen
Und meine Seele strebt hinauszulauschen
In deine klingenden Unendlichkeiten. —

Ich merke Leisgewünschtes sich erfüllen,
Wenn du mich einsingst in dein Wunderland,
Und dunkel nur Geahntes sich enthüllen.

Nach dir, Nacht, streck' ich sehnend meine Hand,
Das Hoffen mir mit einem Traum zu stillen,
Den eines Nachtwinds Wehen mir erfand.

Sehnsucht.

Durch meine Träume weht ein Unbekanntes
Mit weißen, zartumflorten Nebelschwingen,
Und scheint doch etwas ferne Vorgeahntes.

Durch meine Träume tönt ein helles Klingen,
Wie Zittern einer angestrafften Saite,
Und strebt zu langem Schluchzen sich zu schlingen.

Durch meine Träume blickt aus blauer Weite
Ein Licht, das scheint im freien Raum zu schweben
Und zieht mich an sich. Willig folgend gleite

Ins Wachen ich — und dürste nach dem Leben.

Friedrich Freksa:
Der Kamin.

Aus der Chronik eines Woevredorfes.

Schluß.

Bei diesem Anblick verbarg Virginie ihr Gesicht in den zuckenden fetten Händen. „Ich will fort, ich will augenblicklich fort!" schrie sie und bäumte sich auf. Berthe umklammerte ihre Knie, ihr war's, als solle ihr eine sichere Beute entgehen. Zwei Soldaten faßten Virginie bei den Armen und Achseln und drückten sie nieder auf die Flaschen. Sie aber krümmte sich wie im Krampf, hielt sich die Ohren zu und verbarg ihren Kopf in Berthes Schoß. In dieser Stellung verharrte sie und schlief vor Nervenerschöpfung ein, als die Beschießung ein Ende genommen hatte.

Ein Sanitätsunteroffizier, der das irre Entsetzen der Frau beobachtet hatte, riet ihr am nächsten Tage dringend, den Ort zu verlassen, solange es noch möglich sei. Berthe bestürmte sie von neuem. Da endlich gab sie nach und verlangte nun selbst nach Verdun zu gehen zu ihrem Sohne.

Zitternd, auf Berthe sich stützend, stieg Virginie aus dem Keller. Als sie aus der Falltüre heraus in die Küche hinaufschritt, stöhnte sie tief auf. Eine Granate hatte den Raum durchquert. In der einen Wand schien der Himmel durch ein zackiges, dreieckiges Loch, in dem zerschmetterten Fensterstock war das Geschoß krepiert. Durch die Gewalt der Explosion war alles, was an den Wänden hing, zu Boden geschleudert. Da mischten sich die Trümmer von Krügen, Tellern, Glasscherben und Zeugfetzen. Eine starke eiserne Pfanne war zerknüllt wie ein Stück Papier, in der Ecke lag die Katze tot auf dem Rücken und neben ihr ein blutberonnener Stiefel in einem wirren Knäuel einer Wickelgamasche, aus der braune Fleischfetzen hingen.

Berthe schob die keuchende schwere Frau in den großen Raum, in dem der Kamin stand. „Ihr Kamin", wie ihn Berthe im stillen nannte. Die wenigen verkommenen Möbel, die in der gleichen, lothringischen Schreinerarbeit waren, wie sie in der ganzen Gegend üblich war, glichen den Gérardschen Möbeln so sehr, daß sie Berthe nicht befremdeten. Nur die beiden rot überzogenen Ripssessel vor dem Kamine vermißte sie.

„Wir werden es bald wieder so haben, wie es vordem war," sagte sich Berthe mit der Traumsicherheit einer Besessenen. Dann suchte sie für Virginie die notwendigsten Kleidungsstücke und Wertsachen zusammen. Durch Vermittlung des Sanitätsoffiziers erhielten die beiden Frauen Plätze auf einem leeren, zurücklaufenden Munitionswagen, und so gelangten sie gemach, von einer Hand zur anderen weiter gegeben, nach einer langen Wagenfahrt durch die dicken Wälder

der Côte hinüber ins Maastal und schauten herab auf die altertümliche Stadt, deren Kathedrale die zusammengedrängten Häuser bewachte, wie eine Glucke die Küchlein.

Auf der Fahrt vergaß Berthe keinen Augenblick ihr eigentliches Ziel. Sie malte der verängsteten Frau aus, wie das ganze Haus in Trümmer geschossen würde. Wieder und wieder fragte sie, ob Virginie dann noch Lust habe, in das Dorf zurückzukommen, und sie drang in sie, ihren Vorschlag anzunehmen, und ihr das Haus für den Materialwert zu überlassen.

Aber Virginie weinte still vor sich hin und seufzte immer und immer wieder: „Ich sage nichts zu, das muß mein Sohn für mich machen."

Endlich konnte Berthe die völlig Erschöpfte und Aufgelöste in das altertümliche Bürgerhaus mit den hohen schmalen Rokokofenstern führen, das der Notar Herr Turifère innehatte.

Der junge Mann, dessen ganzes Personal eingezogen war, öffnete ihnen das Haustor selbst. Er war in der größten Erregung, da gerade ein Schreiben von der Behörde an ihn gelangt war, durch das er zum Heeresdienst einberufen wurde. Bisher war es ihm gelungen, als Einpeitscher des Abgeordneten für sein Departement sich der Dienstpflicht zu entziehen.

Als Berthe unter Geseufz und Geschluchz Virginies mit der größten Umständlichkeit von der Beschießung ihres Dorfes erzählte und sich endlich erbot, die Äcker für achtzigtausend Franken, das Haus zu seinem Materialwert für ein paar Hundert zu übernehmen, war der Notar sogleich damit einverstanden.

Virginie, die sich solange gesträubt hatte, ließ jetzt alles geschehen. Noch in der gleichen Stunde unterzeichnete sie die Verträge, nach denen Berthe ihr gesamtes Besitztum übernahm.

Die Gérard-Tochter wäre am liebsten sofort mit dem Vertrage in der Tasche wieder hinausgeeilt, um Besitz zu ergreifen. Allein ihr fehlte ein militärischer Ausweis, und der Notar hatte andere Dinge zu tun, als sich jetzt noch länger um das alte Landweib zu kümmern.

Doch ihrer Zähigkeit glückte es, auch diesem Hemmnisse Herr zu werden. In der Dunkelheit schlich sie sich hinaus aus der Stadt und den Verteidigungsanlagen. Dann schlug sie sich durch die Wälder wie eine alte schlaue Wölfin, ohne von den zahlreichen Soldatenkommandos erwischt zu werden. Erst in der Ebene wurde sie von einem Korporal festgehalten. Dem log sie vor, aus Angst über die Beschießung sei sie aus Buzantin davongelaufen und ein paar Tage umhergeirrt.

Um ihre Persönlichkeit festzustellen, wurde sie mit zwei Mann Bedeckung in das von ihr angegebene Dorf geschickt. Hier ward sie erkannt, und da sie nun einmal dort war, in Buzantin belassen.

Sie zitterte vor Begier, nun endlich Besitz von ihrem Hause zu ergreifen. Doch der ganze Ortsteil war wegen Einsturzgefahr abgesperrt. So umschlich die alte Frau die Stätte, nach der sie sich ein halbes Leben lang gesehnt und verzehrt hatte, wie eine ausgetriebene Katze.

Über Buzantin aber brach das Grauen des modernen Krieges mit voller Macht herein. Stunde um Stunde wütete das Artilleriefeuer, Ziegel um Ziegel, Stein um Stein, Balken um Balken ward von den Häusern abgetragen.

Jeden Morgen kroch Berthe aus dem Erdloch unter Céciles Hütte heraus, in dem sie ihre Kartoffeln aufbewahrte. Ängstlich spähte sie aus, was mit ihrem Besitztum geschehen sei. Und siehe da, trotzdem in der Nachbarschaft alles zu Schutt und Asche zermahlen ward, hielten die Gérardschen Ruinen noch stand. Zwar zeigten sich neue Löcher und Spalten, aber nicht umsonst hatte der alte napoleonische Sergeant ein festeres Material für seine Wände gewählt.

Eines Nachts wurden die letzten Reste der Bewohner, um ihr Leben zu sichern, fortgeschafft. Aber Berthe warf sich dem Ortskommandanten zu Füßen und bat so lange, so eigensinnig, so verzweifelt, daß der Offizier es nicht übers Herz brachte, die alte Frau gewaltsam fortzujagen, und sie aus Mitleid in all dem Schrecken, in all der Not ließ.

Allein Ende Februar kam eine Nacht, da alle Teufel der Hölle über das unglückselige Dorf losgelassen zu sein schienen. Die Ohren wurden taub durch die unaufhörliche dröhnende Erschütterung der Luft. Der Boden zitterte wie nervöses, gesporntes Fleisch.

Berthe saß in dem Erdloch unter Céciles Hütte auf ihren Kartoffeln und wartete ab. Nicht um sich selbst hatte sie Angst, aber bei jedem Einschlag zitterte sie um ihr Haus, um ihren Kamin. Wie schwere Peitschen knallten in der Nähe Gewehrschüsse, Pfeifen schrillten, Schreie gellten auf, wildes Brüllen mischte sich mit Zittern und Krachen.

Ein paar französische Infanteristen ließen sich zu Berthe hinab und drückten sich in die andere Ecke des Loches. Derbe Stiefel stampften auf den Dielen über ihren Köpfen. Die Falltüre ward aufgezogen, eine rauhe Stimme schrie hinab. Eine elektrische Blendlaterne sandte ihren Lichtschein ins Dunkel, Berthe sah, wie die beiden Infanteristen, zwei bartlose junge Burschen, im weißen Scheine sich auf den Knien zu der Holzleiter hinschleppten, bittend Hände und Gesichter emporreckten.

Die Laterne kam näher wie ein großes glühendes Auge. Hinter ihr gewahrte Berthe eine Gestalt, Umrisse einer Pickelhaube, ein Gewehr mit einem Bajonett. Da ward lebendig in ihr die Erinnerung an jene Nacht, da Horace und ihre Eltern füsiliert wurden. Mit einem gellenden Aufschrei sank sie auf den Kartoffelhaufen.

Sie fühlte sich durch eine Faust am Nacken ergriffen und zur Stiege geschleppt. Die beiden französischen Infanteristen riefen: „Laßt sie! Es ist eine arme alte Frau, habt Erbarmen mit ihr!"

Sie ward zurückgestoßen und blieb auf dem Boden liegen. Da schlief sie ein vor Hunger, Schrecken und Ermüdung.

* * *

Berthe erwachte durch unbekannte Stimmen, die sie über sich hörte, Tritte, und Fegen eines Besens.

„Das sind die Deutschen," sagte sie sich. Aber der Durst besonders quälte sie sehr, daß sie die Holzleiter emportastete und an die Falltüre anklopfte.

Das Brett ward aufgezogen und sie blickte in das hagere, braune Gesicht eines schnurrbärtigen blonden Soldaten in grauer Uniform, der sie fragend anschaute. Da sie sah, daß der Mann den rechten Arm in einer Binde trug, wagte sie sich heraus.

Er half ihr und sprach mit gutmütiger Stimme einige französische Brocken. Aus ihrem natürlichen Instinkt heraus machte sie sich schwächer und hilfsbedürftiger als sie war.

Ringsum auf dem Boden lagen auf Streu verbundene Soldaten. Ein Spalt klaffte in der Decke des Zimmers, durch den graues Morgenlicht hineindrang. In dem Kamine brannte ein Feuer, über dem Kochgeschirre hingen.

Der Mann, der Berthe geholfen hatte, gab ihr einen Becher mit einer heißen Suppe und ein Stück schwarzen Brotes, das sie mit Widerwillen betrachtete, aber aus Hunger aß. Als sie sich gestärkt hatte, geleitete der Soldat sie durch den Ort.

Manche Wand, die am Tage zuvor noch gestanden hatte, war in sich zusammengestürzt. Zu den Seiten neben den Häuserresten lagen hie und da wie Bündel ausgestreckte oder zusammengekrümmte Gestalten, deren Köpfe mit Mänteln oder braunen Zeltbahnen verhüllt waren. An Menschen gemahnten nur die nackten, wächsernen Hände, die in einer unwahrscheinlichen letzten Stellung stehen geblieben waren.

Soldaten gingen mit Bahren hin und her, auf denen blutende, wimmernde Körper lagen. Durch die Lüfte aber schnitt noch das böse, scharfe Sausen der Geschosse, das zornige Kratzen zerplatzender Schrappnells.

Einem Offizier, dessen Kopf wie eine Kugel in weiße Binden gerollt war, ward Berthe übergeben. Er sprach freundlich mit ihr und fragte, warum sie als einzige Person der Zivilbevölkerung zurückgeblieben sei.

Sie antwortete wirr und hastig mit blitzenden Augen und weit ausgestreckten, hageren Armen, an denen die knochigen Hände wie Wesen mit eigenem Leben in der Luft zuckten.

Einige andere Offiziere kamen und betrachteten sie wie ein Wunder. Es wurde ihr vorgeschlagen, sie nach Conflans zu bringen oder in einen anderen Ort, der sicher wäre. Aber sie bat und flehte so herzbewegend, daß ihr Bleiben geduldet ward. Als sie das Zimmer verlassen durfte, bemerkte sie noch, wie der eine der Deutschen ihr nachsah und ein Kreuz auf die Stirn zeichnete.

Damit hatte sie ihr Stigma, ihren Ausweis erhalten. Jeder deutsche Soldat sprach von der armen, alten Französin, die durch die Beschießung verrückt geworden sei. Und nun hatte sie es gut. Die Leute nahmen an ihr Anteil, wie an einem seltsamen, wilden Tier. Einige kamen, um sich mit ihr zu unterhalten. Sie schenkten ihr Schokolade und Süßigkeiten.

Einer hatte in einer zerschlagenen Kommode Frauenkleider gefunden und brachte sie ihr. Sie aber sagte weder danke noch machte sie sich irgendwie nützlich.

Für sie waren das dieselben Soldaten, die ihren Horace getötet hatten. Gegen jeden Anspruch verschanzte sie sich hinter dem ihr angedichteten Irresein.

Erst als sie merkte, daß vor ihrem alten Hause Bretter aufgestapelt wurden, als Wagen kamen mit Ziegeln und Kalk gerührt wurde, suchte sie den Anschluß an die Soldaten, die in ihrer alten Hütte einquartiert waren. Mit Unruhe vernahm sie, daß in dem Hause gebaut würde. Mit Schrecken hörte sie das für sie unaussprechliche Wort „Erholungsheim".

Stundenlang saß sie jeden Tag auf dem Platze vor dem Hause. Sie sah, wie die zerrissenen Wände wieder aufgefüllt wurden, wie das Haus langsam von außen seine frühere Gestalt annahm. Das erfüllte sie mit Freude, es gab doch noch eine Gerechtigkeit in der Welt! In ihren Gedanken hatten sich die Ereignisse verschoben. Jenes schreckliche Jahr 70 mit seinem Kriege hatte ihr das Haus genommen. Dieser neue Krieg war nur geschehen, um das Unrecht wieder gut zu machen, um ihr das Haus und den Kamin wiederzugeben.

Eines Tages hörte sie von den Soldaten, das Erholungsheim wäre fertig. Gar zu gerne wäre sie hineingegangen. Allein sie wagte es nicht, aus Besorgnis, ob die Deutschen auch ihr Besitzrecht anerkennen würden.

Hatte sie so lange gewartet und sich ihrem Ziele mehr und mehr genähert, so brauchte sie jetzt nicht ungeduldig zu werden.

Wieder erwachte sie eines Nachts durch das ihr längst vertraute, böse, gefährliche Brummen der Granaten und das Schwanken des Bodens. Am Morgen machten die Deutschen ernste Gesichter, denn einigen ihrer Kameraden hatte es das Leben gekostet.

In langsamen Abständen der Zeit, aber umso sicherer kamen die Granaten, suchten und fanden ihr Ziel, den ganzen Tag über. Des Abends sagten die deutschen Soldaten zu Berthe: „Heute ist die letzte Nacht, daß wir bleiben. Wir

räumen! Mögen die Franzosen nur ihren eigenen Ort zusammenschießen. Komm' mit, alte Mutter!"

Sie aber schüttelte den Kopf. Schlaflos vor Freude blieb sie die ganze Nacht liegen. Nun kam ja die Stunde, auf die sie Jahrzehnte gewartet.

Als mit dem Morgengrauen die Soldaten fortmarschiert waren und der Ort leer geworden war, machte sie sich auf, um ihr Haus zu besichtigen. Allein noch immer stand der Posten mit der Pickelhaube und dem Gewehr im Arm vor der Türe und verwehrte ihr den Eintritt.

Sie wurde erregt. Sie weinte, sie drohte, aber der Mann, der sie für geistesgestört hielt, schüttelte nur den Kopf. Der Offizier, der sie vor Wochen verhört hatte, ging vorüber und fragte, was sie denn wolle.

Sie faßte sich ein Herz, zog ihren Kaufvertrag hervor und sagte, sie wolle endlich das Haus, das ihrem Vater gehört habe, und das sie zurückgekauft hätte, wieder in Besitz nehmen. Und sie erzählte durcheinander von ihrem Großvater, der das Haus gebaut habe, und von den bösen Menschen, die es ihr entrissen hätten.

Der Offizier hörte alles ruhig mit an, sah die Urkunde durch, befand sie für richtig und sagte: „Alte Mutter, Ihnen hat der Krieg Glück gebracht. Ihr Besitztum ist viel schöner geworden, als es war. Schauen Sie es sich nur einmal an."

Er ging mit ihr in das Haus hinein. Erstaunt blickte sie sich im ersten dunkelgebeizten Zimmer um. Aus Holz waren die Wände, Sitze liefen ringsum, Tische, mit blauem Tuch überzogen, waren durch den Raum verteilt. Ein aus Eisen geschmiedeter Kronleuchter hing von der Decke herab.

Beängstigt lief sie weiter in ihr Zimmer mit dem Kamin. Allein der hell austapezierte Raum mit weiß gestrichenen Möbeln und einem großen grünen Kachelofen war nicht der heimische Raum, nach dem sie sich Jahrzehnte verzehrt hatte.

Ihre Augen wurden irr, sie fletschte die starken gelben Zähne, sie krallte die Hände und sprang mit einem heiseren Wutschrei dem Offizier an die Gurgel.

„Oh, Ihr Verdammten!" schrie sie, „Ihr habt mir Alles gestohlen, Alles! Selbst meinen Kamin!"

Sie ward ergriffen, zurückgerissen und niedergezwungen.

„Laßt sie nur," sagte der Offizier, „ich sagte es gleich, die arme Alte ist verrückt."

Rundschau

Rundschau der Kriegsliteratur XXXVIII.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage von Karl Siegismund in Berlin hat der bekannte Volkswirtschaftler Professor Dr. Alfred Manes, der durch seine Schriften über den fünften Erdteil und insbesondere über Versicherungswissenschaft den meisten unserer Leser bekannt sein wird, ein neues Werk über „Staatsbankrotte" veröffentlicht. Die wirtschaftlichen und rechtlichen Betrachtungen, die Manes hier über die wichtige Frage des Staatsbankrottes gibt, sind außerordentlich lehrreich und lesenswert. Der Verfasser hat nicht beabsichtigt, ein grundlegendes Werk über den Staatsbankrott zu schreiben; er wollte nur einen Einblick in dieses Thema geben und einen Überblick über die verschiedenen Ansichten und Urteile in dieser Frage in der wirtschaftlichen und rechtlichen Literatur. Dies ist ihm denn auch in hervorragendem Maße gelungen. Die Fülle der geschichtlichen Beispiele, an denen er seine Ausführungen erläutert, erhöht zweifellos die Verständlichkeit und Anschaulichkeit des Stoffes. Gerade in der jetzigen Zeit, wo sich so mancher mit dieser volkswirtschaftlichen Frage in seinem Innersten beschäftigen dürfte, jetzt, wo es bereits so gut wie sicher ist, daß mancher der kriegführenden Staaten nach dem Kriege auf diese oder jene Weise dem Beispiele Rußlands folgen und zum Staatsbankrott als letztem Rettungsanker zur Sanierung seiner Schulden greifen wird, dürften die interessanten Ausführungen des Verfassers eine willkommene Handhabe geben, um sich tiefer und besser ein Urteil bilden zu können über das Wesen und die Arten des Staatsbankrottes, seine Ursachen und seine Folgen.

Die Frage: „Wie finanzieren wir den Krieg?" behandelt Georg Bernhard im 5. Heft der vom Bund deutscher Gelehrter und Künstler bei Reimar Hobbing in Berlin herausgegebenen Schriftenfolge: „Um Deutschlands Zukunft". Der Verfasser sucht in dieser kleinen Schrift eine Antwort auf die Frage zu geben, wie es möglich sein wird, die ungeheuren finanziellen Lasten zu tragen, die der Weltkrieg uns auferlegt hat. Er bespricht die finanzielle Mobilmachung, die Kriegsanleihen, die bisher stets zu einem alle Erwartungen übersteigenden Ergebnisse geführt haben, um in den letzten drei Abschnitten zu prüfen, wie dieser im Kriege entstandene Mehrbedarf an Staatsschulden zu decken sein wird, wie die Finanzierung zu erfolgen haben wird, und wie wir am besten, gerechtesten und sichersten die unvermeidliche Mehrbelastung des einzelnen Staatsbürgers zu verteilen haben, wobei Bernhard zu dem Schlusse gelangt, daß die Finanzierung des Krieges derart sein muß, daß „die Leistungsfähigkeit eines jeden einzelnen richtig ausgenutzt wird, indem der Reiche belastet und der Arme gleichfalls herangezogen wird. Denn wir können diesen Weltkrieg nur finanzieren, wenn jeder sein Scherflein dazu beiträgt."

Von Arnold Rechberg liegen uns vier kleine Schriften vor, die im Verlage der Berliner Börsenzeitung erschienen sind. Unter dem Titel „Neu-Orientierung" behandelt Rechberg das bereits mehr als genug besprochene

Thema einer Reform des Auswärtigen Dienstes. Daß eine solche wünschenswert, ja dringend notwendig ist, darüber sind sich heute wohl alle einsichtigen Menschen klar. Nur die Frage des „Wie?“ ist noch nicht beantwortet, und vergeblich sucht man auch bei dem Rechbergschen Beitrag eine Lösung, die in allen Punkten die Schäden beseitigt, die zurzeit vorhanden sind, ohne an ihre Stelle noch größere zu setzen. Auch Rechberg fordert eine bessere, auf breiterer Grundlage erfolgende Auswahl unserer Diplomaten, bessere Bezahlung und vor allem eine vollkommenere Einrichtung des Nachrichtendienstes. Neu in seinen Ausführungen erscheint uns seine Forderung, man solle versuchen, „für den auswärtigen Dienst auch Vertreter der Arbeiterschaft zu gewinnen“. Wie sich der Verfasser dies vorstellt, und wie er die Arbeitervertreter mit dem „reichen Adel“ unter eine Kappe bringen will, dessen Gesichtskreis nach Rechbergs Ansicht „naturgemäß an sich oft weitergezogen“ ist als in anderen Kreisen — ob der Verfasser unter diese auch unsere Großkaufmanns- und Großindustriellenfamilien mitzählt? —, das verrät er allerdings nicht. Im allgemeinen bietet die Schrift nicht viel Neues, was der Beachtung wert wäre.

Noch weniger beachtenswert sind seine beiden Schriften „Weltfragen“ und „Bilderfolge“. Letztere gibt Erinnerungen des Verfassers aus dem politischen Paris in der Zeit vor dem Weltkrieg, während in den erstgenannten der Verfasser die Frage erörtert, ob und unter welchen Umständen eine wirtschaftliche Einigung zwischen Deutschland und England möglich wäre. In beiden Schriften scheint Rechberg auf dem Standpunkte zu stehen, daß aller Voraussicht nach der Weltkrieg hätte vermieden werden können, wenn es gelungen wäre, die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands, Englands und Frankreichs enger miteinander zu verknüpfen. Wir zweifeln nicht daran, daß das enge wirtschaftliche Band, das in der Neuzeit alle Nationen der Welt verbindet, einen wichtigen und starken Kriegshemmungsgrund bildet; daß aber dieses Band imstande sein sollte, Kriege überhaupt auszuschließen, ist viel zu weitgehend. Hier scheint sich Rechberg dem Franzosen Comte de St. Maurice anzuschließen, der ebenfalls an „einer fast krankhaften Überschätzung der finanziellen Einflüsse auf die Weltgeschichte“ leidet, wie Manes in seinem oben besprochenen Buche sagt.

Recht nett und interessant ist im Gegensatz zu diesen drei Schriften die vierte, die sich „Feldherren“ betitelt. In klaren, leicht für jedermann verständlichen Umrissen entwirft der Verfasser ein Bild von der Feldherrnkunst Friedrichs des Großen, Napoleons, Moltkes und — man ist versucht zu sagen: den negativen Feldherreneigenschaften Kuropatkins, des russischen Oberbefehlshabers im russisch-japanischen Kriege. Diese letzte Schrift können wir unseren Lesern mit bestem Gewissen empfehlen.

* * *

Unter dem Namen A. K. Viator erscheint bei Otto Wigand in Leipzig eine Schrift: „Deutschlands Anteil an Indiens Schicksal“. Über diese Frage ist ja während des Krieges genügend geschrieben worden von berufener und — leider allzu oft unberufener Seite. Was Indien für das britische Reich bedeutet, weiß wohl jeder, und ebenso ist sich wohl ein jeder darüber klar, welchen großen Nutzen England aus dieser Kolonie zieht, und wie schön es wäre, wenn unserem augenblicklichen Feinde in Europa und Asien diese reichen Hilfsquellen Ostindiens nicht zur Verfügung ständen. Die Hoffnungen, die man vielfach bei uns auf

eine indische Empörung gesetzt hatte, sind nicht in Erfüllung gegangen; aber einsichtige Leute, die mit den Verhältnissen des Landes vertraut waren, haben auch glücklicherweise niemals ernstlich damit gerechnet. Trotz der unglaublichsten Grausamkeiten und Gewaltmaßregeln kann England immer noch aus den reichen Quellen des Landes schöpfen und in Mesopotamien, Ostafrika, Palästina und an der Westfront kämpfen indische Truppen im englischen Solde „für die Befreiung der unterdrückten Völker". Eine Ironie der Weltgeschichte! So ist es heute; aber ob es so bleiben wird, wer möchte das entscheiden! Schon macht sich auch in Indien immer stärker eine nationalistische Bewegung bemerkbar und die Kongresse der Nationalisten Indiens gewinnen immer mehr an Bedeutung. Noch ist jedoch die Saat nicht reif, noch ist es ein verschwindend geringer Bruchteil der Gesamtbevölkerung, wenn auch fast vollständig der intellektuelle Teil der Bevölkerung, der sich dieser Bewegung angeschlossen hat, aber zweifellos wird sie rasch und ständig zunehmen. Daß dies in deutschem Interesse liegt, hat der Verfasser — wie schon so viele andere vor ihm — richtig hervorgehoben. Aber er scheint uns doch etwas übers Ziel hinauszuschießen und den Einfluß deutschen Geistes auf die indische Geisteswelt, seine Philosophie und Poesie zu überschätzen. Die politische und strategische Bedeutung Indiens ist klar und deutlich dargelegt, das Unrecht der britischen Herrschaft in Indien und die Verelendung des Landes in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht richtig gewürdigt. So hat der Verfasser zweifellos das Verdienst, nochmals darauf hingewiesen zu haben, welches Interesse Deutschland an Indien und seiner Befreiung hat. —

„Was muß Deutschland an Kolonien haben?" Diese für Deutschlands Zukunft so außerordentlich wichtige Frage behandeln Dr. Albrecht Wirth und Emil Zimmermann, zwei gründliche Kenner afrikanischer Verhältnisse, die auch unseren Lesern keine Unbekannten sein dürften, in einer soeben bei Ludwig Ravenstein (Frankfurt a. M.) erschienenen kleinen Broschüre. Auf Grund der deutschen Einfuhr vor dem Kriege und unter Berücksichtigung der in Deutschland möglichen Eigenerzeugung wird der Nachweis geliefert, daß wir außer auf unsere früheren Kolonien berechtigten Anspruch auf eine Erweiterung unseres Kolonialbesitzes haben, die Deutschland für die Zukunft von der Einfuhr aus dem jetzt feindlichen Kolonialbesitz unabhängig macht. Das Hauptgewicht wird hierbei auf genügende Einfuhr von fett- und ölhaltigen Früchten zu legen sein. Auch in sonstiger Hinsicht geben die beiden Aufsätze wertvolle Hinweise und Aufschlüsse.

* * *

Im Auftrage der Kommission für christliches Völkerrecht wird bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. Br. eine neue Schriftenfolge von dem Professor der Rechte in Münster Godehard Jos. Ebers herausgegeben unter dem Titel: „Das Völkerrecht. Beiträge zum Wiederaufbau der Rechts- und Friedensordnung der Völker." Als 1. und 2. Heft dieser Sammlung liegt eine Arbeit des Dompropstes und Universitätsprofessors Dr. Joseph Mansbach vor: „Naturrecht und Völkerrecht". In wachsender Zahl werden auch in Deutschland Stimmen laut, die einen Hauptgrund für die Mängel und Unklarheiten des heutigen Völkerrechts und für die Willkürlichkeit und den Schiffbruch der praktischen Staatenpolitik unserer Zeit im Abfall vom Naturrecht erblicken, von jenem Recht, dessen Normen im Wesen des Menschen, der Menschheit und ihren

Einrichtungen und endlich im Wesen Gottes wurzeln, daher aus sich bindend, ewig und allgemeingültig sind. Nicht nur von rein positivistischen Ethikern und Rechtslehrern, sondern auch von einem Teil der christlichen Denker wird heute gegen das Naturrecht gekämpft und die bekannten Einwände werden gegen dieses aufrechterhalten und verteidigt. Gegen diese Bekämpfer des Naturrechtes wendet sich der Verfasser, der sich durch seine früheren ethischen Schriften einen Namen erworben hat, und der auf den Grundlagen der augustinischen und thomistischen Sitten- und Gesellschaftslehre fußend, in methodisch-wissenschaftlicher, aber doch für alle Gebildeten verständlicher Form und unter Würdigung der Gedanken neuerer Ethiker und Juristen für das Naturrecht und seinen Einfluß auf das Völkerrecht eintritt. Wenn wir auch in vielen Punkten dem Verfasser in seinen geistreichen Ausführungen nicht beizupflichten vermögen und vielfach eine mehr realpolitisch denkende Auffassung für richtiger halten, so bietet diese Schrift manche Anregung und auch viel Zutreffendes, so daß wir nicht unterlassen wollen, sie unseren Lesern warm zu empfehlen.

Professor Dr. Ad. Hofmeister veröffentlicht im Verlage von J. F. Lehmann (München) eine kleine Schrift „England und das Völkerrecht in der Geschichte". Wie schon so viele Kriegsschriften gibt auch diese einen kurzen Überblick über die Entwicklung der englischen Seemacht und sucht darzutun, daß England schon in früheren Jahrhunderten ebenso wie heute sich herzlich wenig um Recht und Billigkeit gekümmert hat, wenn diese nicht in seinem und seiner Politik Interesse waren. Etwas Neues bietet die Schrift nicht.

* * *

Als 5. Heft der von Heile und Schotte im Buchverlag der „Hilfe" (Berlin) herausgegebenen Sammlung „Der deutsche Volksstaat" ist eine gemeinsame Arbeit von Friedrich Naumann und Wilhelm Heile erschienen unter dem Titel: „Erziehung zur Politik". In vier „Reden an junge Freunde" faßt Naumann in anschaulicher Weise das Problem der staatsbürgerlichen Erziehung zusammen. Er will nicht die Frage untersuchen, ob Politik lehrbar sei, sondern ob sie gleich anderen Künsten für die dazu Befähigten lehrbar ist. Der Verfasser wendet sich daher in diesen Reden an die politisch Begabten und zeigt, daß es in der Politik wie in jeder anderen Kunst ist, daß die vorhandene Begabung ausgebildet und gepflegt, daß viel Kenntnis und Erfahrung erworben werden muß, ehe man sie mit Nutzen verwenden kann.

Im zweiten Teil der Schrift geht Heile vom umgekehrten Standpunkte aus, indem er betont, daß Staat und Gesellschaft die Aufgabe und Pflicht haben, für einen staatsbürgerlich erzogenen und empfindenden Nachwuchs Sorge zu tragen. Er darf sich bei der Erziehung der heranwachsenden Geschlechter nicht ausschließlich auf Vermittlung bloßer Kenntnisse beschränken, sondern muß darüber hinaus für die Ausbildung des staatsbürgerlichen Verantwortlichkeitsgefühls sorgen. Dies ist bisher weder vom Staat noch von den politischen Parteien geschehen, und so legen denn die beiden Verfasser ein Arbeitsprogramm einer von ihnen im Verein mit Angehörigen der Fortschrittlichen Volkspartei und mit Nationalökonomen unter dem Namen „Staatsbürgerschule" gegründeten politischen Volkshochschule dar. So begrüßenswert eine solche Einrichtung ist, so darf man doch keineswegs über die Mängel und Nachteile hinwegsehen, die jeder solchen Einrichtung anhaften müssen. —

Zum neuesten Stand des katholischen „Mischeherechts im Deutschen Reiche“ äußert sich der Berliner Ordinarius Professor Dr. Ulrich Stutz in einer kleinen, äußerst interessanten und lesenswerten Schrift, die bei Ferdinand Enke in Stuttgart verlegt ist. Unter sorgfältiger Benutzung des neuen Corpus juris canonici wird diese wichtige Frage in klarer und übersichtlicher, leicht verständlicher Form dargelegt.

Nur ganz kurz sei für jetzt auf eine Arbeit von Dr. Victor Ritter von Bauer-Rohrfelden „Der Sinn des Krieges“ hingewiesen, die im Verlage der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung in Wien erscheint. Bisher liegt nur das 1. Heft vor; aber schon jetzt kann man wohl sagen, daß es eine interessante Abhandlung zu werden verspricht. Wir werden deshalb auf sie zurückkommen, sobald die übrigen Hefte vorliegen.

* * *

Eine recht gute historische Arbeit, die gerade in der jetzigen Zeit warm zu begrüßen ist, stellen die „Kritischen Studien zur Geschichte des Dreibundes 1882—1915“ dar, die den ungarischen Titularbischof Dr. Wilhelm Fraknoi zum Verfasser haben und im Verlage der Budapester Universitätsbuchhandlung, Friedr. Kilians Nachf. im vergangenen Jahre erschienen sind. An der Hand zuverlässiger Quellen, insbesondere auch unter Benutzung der während des Krieges erschienenen Farbbücher gibt Fraknoi wertvolle Aufschlüsse über die Entstehung, Entwicklung und das Ende des Dreibundes. Die Lektüre dieser Darstellung wird jedem willkommen sein, der sich für unsere und unserer Bundesgenossen auswärtige Politik interessiert.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Graf Lavalette, der in hervorragender Stellung Napoleon dem Ersten gedient hat, wird unter Ludwig dem Achtzehnten zum Tode verurteilt, weil er angeblich Staatsgelder für den abgesetzten Kaiser zurückgehalten hat. Kurz vor der Hinrichtung verhilft die Gräfin ihrem Mann zur Flucht, indem sie im Gefängnis mit ihm die Kleider tauscht. Nach fünf Wochen eines entsetzlichen Daseins unter rohen, gierigen Soldaten läßt man sie frei gehen, aber man tut es nur, um ihr zu folgen und den Zufluchtsort des Grafen zu entdecken. Zum zweitenmal opfert sie sich für den Gatten, indem sie wiederum in seiner Kleidung die Häscher täuscht und die tödliche Kugel für ihn empfängt. Die unmittelbar darauf folgende Rückkehr Napoleons nach Paris verhindert eine weitere Verfolgung des Grafen.

Diese Anekdote bildet den Rahmen von Georg Kaisers Schauspiel „Das Frauenopfer“ (Berlin, S. Fischer, 1918). Er ist ausgefüllt mit einem erschütternden Seelengemälde, wie man es in der dramatischen Literatur unserer Tage selten findet. Als Lavalette, ganz von Liebe, Dankbarkeit, Bewunderung durchdrungen, aus dem Munde der Heimgekehrten ihr grausames Schicksal erfährt, scheint er zunächst keinen Vorwurf an ihr entdecken zu können, aber dann packt ihn Abscheu vor ihr und vor sich selbst. Da bringt sie das größte Opfer. Sie opfert ihr Inneres. Sie erklärt ihm, daß sie ihn nie geliebt, daß sie durch die Verbindung mit ihm nur ihren Ehrgeiz, ihre Eitelkeit habe befriedigen wollen, daß sie Ekel vor ihm empfinde, der ihr die erhoffte Größe unterschlug. Sie schändet sich mit Lügen, damit der letzte Funke der

Leidenschaft in ihm erlöschen, damit der Graf sich selbst wiederfinden kann. Es läßt sich einwenden: dies Mittel, ihm das seelische Gleichgewicht wiederzugeben, ist nicht sehr zweckentsprechend gewählt, es mag wohl das Gefühl der Schande durch ein Gegengift unterdrücken, aber es ist mehr ein Betäubungs- als ein Heilmittel, das dauernde Wirkung versprechen könnte. Erst als die Lüge wieder der Wahrheit Platz gemacht hat, als die Gräfin vor ihrem Tode dem Grafen die letzte Aufklärung gibt: „Ich liebte dich — mehr als — Luft — Licht," ist er innerlich befreit. Oder ist er es doch vielleicht nur der Sterbenden, der Toten gegenüber? Würde dies neue Gefühl auch der Lebenden gegenüber standhalten?

Wieder — wie in den „Bürgern von Calais" — läßt der Dichter eine unlöslich scheinende Frage durch heldische Selbstverleugnung lösen. Wieder tut er es mit einer bohrenden Schärfe, die zuweilen haarspaltend wirkt, die ein Wort aus diesem Drama fast zu dessen Losung macht: es klimmt „zur steilsten Spitze, wo alles sich verkehrt". Der Dichter macht es seinen Lesern und Hörern nicht leicht, sie mögen sogar an einigen Stellen verwirrt werden, aber sie müssen bei gründlicher Versenkung in das Werk doch die innere Notwendigkeit, wenn auch nicht die Zweckmäßigkeit im Handeln dieser Menschen anerkennen. Bewundernswert ist der Reichtum an seelischen Feinheiten, die dem rohen Stoff abgewonnen sind, die sichere Darstellung der Charaktere, die Straffheit der Handlung, der wohl verteilte Wechsel von ahnungsschwüler Ruhe und atemloser Bewegung. Diese drei Aufzüge, die eigentlich nur einen einzigen Aufzug bilden und sich ohne Zeitlücke abspielen, sind ein Werk voll geist'ger und dramatischer Kraft.

Wenn man nach der Eindringlichkeit urteilt, mit der in Reinhard Goerings Schauspiel „Der Erste" (Berlin, S. Fischer, 1918) immer wieder von der verderblichen Macht der Einbildung gesprochen wird, könnte man diese als den Leitgedanken des Werkes ansehen. Es wird aber doch schwer, damit für die Erklärung des Stückes auszukommen. Ein Priester tötet seine Geliebte, weil sie ihn in seinem innersten Wesen, seinen Aufgaben und Fähigkeiten stört, weil sich die Liebe dem, was er seine Pflicht nennt, in den Weg stellt. Der Zufall will es, daß unmittelbar darauf der erste Liebhaber bei ihm eindringt, um beide zu töten. Der Priester überwältigt und beschuldigt ihn, die Frau umgebracht zu haben. Der Unschuldige wird gehängt; der Priester bekennt zu spät seine Schuld und will, da die Leute ihn nicht verstehen, sich selbst hängen. Das Werk hat einen unleugbaren Zug von Größe, scheint aber mehr der Entwurf eines Dramas als ein fertiges Drama zu sein. Es ist stark in einigen Stimmungsbildern, tiefsinnig in einigen Reden, aber im ganzen ohne festes Gefüge im Aufbau und trotz großer Bestimmtheit in der Sprache doch auch ohne so sichere und zwingende Charakterzeichnung, daß diese für jenen Mangel entschädigen könnte. Es sind lyrische Auftritte, oft reizvoll und nachdenklich, voll Geist und Leidenschaft, aber es fehlt ihnen die abschließende dramatische Gestaltung.

Werner Schendell veröffentlicht ein „Drama in fünfzehn Szenen" „Parteien" (Berlin, S. Fischer, 1918). Es sind fünfzehn Szenen voll von großen Worten, von Menschenverachtung, Weltverbesserungsträumen und Ansätzen zu dramatischer Verkörperung, aber es ist kein Drama. Im Mittelpunkt stehen die Schicksale der von einem sozialistischen Denker hinterlassenen Handschrift eines Werkes, das als die Entdeckung eines Allheilmittels

gepriesen wird; Morde, Brandstiftungen, Zerrüttungen aller Art entspringen der ungeschickten Art, mit der es verwaltet wird. Eine traumhaft schwärmerische Geschichte von Liebe und Flammentod ist damit verknüpft.

Die Dramen von Herwarth Walden („Kind", Tragödie, „Trieb", eine bürgerliche Komitragödie, „Menschen", Tragödie. Berlin, Verlag Der Sturm, 1918) sind traurig-lustige Schnurren, die mehr Eigensinn als Eigenart bekunden: Eigensinn in der Form, dem Mangel an Bühnenanweisungen, den kurzen, formelhaften, wortspielerischen Sätzchen, aus denen die Gespräche bestehen, den Satzzeichen und andern Kleinigkeiten, Eigensinn auch im Gehalt. Der gemeinsame Gegenstand ist etwa so zu bezeichnen: der Geschlechtstrieb als höchste, fast einzige Lebensmacht, dargestellt an verzwickt erklügelten Gruppenbildungen. Der alte Mann und die Fünfzehnjährige; die reife Frau und der knabenhafte Jüngling; die verschieden gearteten Freunde, der Zartsinnige und der Derbsinnliche, die sich gegenseitig ins Gehege kommen. Wo Geistiges hervortritt, wirkt es kläglich. Lebensbeobachtung verleugnet sich nicht, aber, von tief unten angestellt, schafft sie Zerrbilder. Der Scherz ist trübe, aber erträglich, das Tragische schier unerträglich und zum Teil von kaum beabsichtigter Lächerlichkeit. Das Ganze erscheint trotz einiger Kunstfertigkeit als leere Spielerei.

Im Verlag von Breitkopf und Härtel, Leipzig, erscheint eine Reihe von Heften, in denen „Deutsche Volksspiele des Mittelalters" erneuert werden. Die Erneuerung soll nicht nur Lesezwecken dienen, sondern die alten Stücke auch für die Bühne wiedergewinnen. Max Gümbel-Seiling, Leiter der künstlerischen Volksbühne in München, hat sich um dies dankenswerte Unternehmen besonders verdient gemacht, die meisten der vorliegenden Spiele herausgegeben und schon wiederholt erfolgreiche Vorstellungen veranstaltet. Am wertvollsten erscheint mir das siebente Heft der Reihe, das eine Übertragung und bühnengemäße Bearbeitung des altberühmten Redentiner Osterspiels von 1464 enthält. Auf Grund einer genauen Vergleichung mit dem Urtext läßt sich feststellen, daß die Übertragung, die sich durchweg eng an den ursprünglichen Wortlaut anschließt, zwar nicht ganz frei von Übersetzungsfehlern, im allgemeinen aber getreu und geschmackvoll ist und einen guten Eindruck von der Würde wie von dem Humor des alten Spiels zu geben vermag. Die eingelegten Lieder treffen durchweg die Stimmung, nur das dem Wächter zugeteilte erscheint mir zu feierlich, ist er doch ein höchst aufgeräumter Bursche, der mit den Rittern, die das Grab des Herrn bewachen sollen, seinen Spaß treibt und — wie im Urtext — auch ein sehr weltliches Tagelied singt. Für die Aufführung würde sich wohl manche Kürzung empfehlen; gerade die Stelle aber, die bei Gümbel-Seiling fast ganz weggefallen ist, die Unterredung der Ritter mit den Priestern nach der Auferstehung, ein lebensfrischer, auch dramatisch wichtiger Auftritt, hätte erhalten werden sollen. Eher könnten die etwas schleppenden Auftritte zu Anfang des Stückes und etliche fromme Betrachtungen beschnitten werden. Für einen Mißgriff würde ich es halten, wenn der zweite Teil, das köstliche Teufelsspiel, in dem Luzifer nach Christi Höllenfahrt sein Reich neu bevölkern will, in den ersten Teil eingefügt würde, wie es der Herausgeber als möglich vorschlägt.

Auch der Faust des Mittelalters, Theophilus, und das Spiel von Sankt Georg sind von Gümbel-Seiling erneuert worden. Be-

sonders das Theophilus-Spiel, von bedeutendem Geistesgehalt, wenn auch als Drama stellenweise zu sprunghaft, wird gewiß noch heute packende Wirkung ausüben können. Zwei Volksstücke, die noch bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts von den Bewohnern des Dorfes Oberufer bei Preßburg gespielt wurden, ein „Spiel vom Sündenfall" und ein „Christgeburtsspiel", beide von literarischer und kulturgeschichtlicher Merkwürdigkeit, werden nach den früheren Veröffentlichungen des Preßburger Germanisten Schröer mitgeteilt. Mehr den Text zu lebenden Bildern als ein eigentlich dramatisches Gedicht bietet der in zwei Fassungen vorliegende „Totentanz", der nach Sprüchen mittelalterlicher Totentanzbilder zusammengestellt ist und sich bei Aufführungen bereits bewährt hat. Nicht ganz fügen sich in den Rahmen der Sammlung ein Oratorium „Das Buch Ruth" nach Luthers Bibelübersetzung und eine eigene schwächere Dichtung von Gümbel-Seiling, „Seth", in der Adams Tod und die Legende von der Verheißung neu dramatisiert und mit „modernen anthroposophischen Erkenntnissen" durchflochten wird. (Nebenbei bemerkt: warum versucht man nicht einmal als Weihefestspiel eine Aufführung von dem in seiner Art wundervollen Drama Klopstocks „Der Tod Adams?")

Als Seitenstück zu dieser Sammlung gibt Gümbel-Seiling eine Reihe „Deutscher Märchenspiele" in demselben Verlage heraus. In engem Anschluß an die Überlieferung durch die Brüder Grimm liegen bisher vier Stücke vor, als bestes „Das tapfere Schneiderlein." Hübsche Verse und gefällige Bühnenbilder finden sich überall, aber im ganzen sind die Motive wenig dramatisch gestaltet und entwickelt. Daß andrerseits in unsern Märchen ein Reichtum an dramatisch wertvollen Zügen enthalten ist, wird auch durch diese Versuche bestätigt, nur muß der Dichter den Mut haben, wo es zweckentsprechend ist, das Gewebe aufzulösen und aus den Fäden Neues zu wirken, wie das die alten Märchenerzähler selbst immer wieder getan haben. Daß die hier vorliegenden Stücke in geeignetem Rahmen, namentlich in Aufführungen für jugendliche Zuschauer Beifall finden können, soll nicht bezweifelt werden.

* * *

Umsichtige und gründliche Erfassung der geistigen Zusammenhänge war das Hauptmerkmal und -verdienst des Werkes „Deutsche Romantik" von Oskar Walzel (Berlin, Leipzig, B. G. Teubner, 1918); demgegenüber waren die einzelnen künstlerischen Erscheinungen weniger zu ihrem Recht gekommen. Nachdem dies Mißverhältnis schon in der zweiten und dritten Auflage geändert war, erscheint in der vorliegenden vierten Auflage beides in wohl abgemessenem Gleichgewicht. Das Werk ist auf zwei Bände verteilt, von denen der erste die Welt- und Kunstanschauung, der zweite die Dichtung behandelt. Neben zahlreichen Ergänzungen im einzelnen wurde ein größerer Abschnitt eingefügt, der die romantische Spottdichtung würdigt. Als erste Einführung will das Werk nicht betrachtet und benutzt sein. Es setzt Kenntnisse in Philosophie und Literaturgeschichte voraus; vorbereiteten Lesern aber vermag es viel zu sagen. Es zieht nicht nur klare und zuweilen überraschende Verbindungslinien, es ist ein farbenreiches Gemälde voll von geistigem Gehalt und künstlerischer Stimmung.

Ernst Wasserzieher veröffentlicht ein sprachgeschichtliches Nachschlagewerk, das wie kaum ein anderes ähnlicher Art die Ergebnisse der Forschung in reizvoller Form weiteren Kreisen vermittelt. Es nennt

sich „Woher? Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ (Berlin, F. Dümmler, 1918) und ist ein handliches, übersichtliches Buch, das im Hause eines jeden gebildeten Deutschen einen Platz zu fleißigem Gebrauch verdiente, auch Leuten vom Fach auf viele Fragen bequeme erste Antwort erteilen kann. Es bietet zugleich etwas weniger und etwas mehr, als sein Titel verspricht. Für die Etymologie bringt es zwar viel Wissenswertes, doch hat hier die Rücksicht auf den Raum oft allzu große Kürze veranlaßt, so daß die Herkunft unklar bleibt. Andrerseits behandelt das Werk weit über das etymologische Gebiet hinaus die Bedeutungsgeschichte der Wörter und erweitert sich so zu einem kulturgeschichtlichen Nachschlagebuch vielseitiger Art. Dem Wörterbuch ist eine ausgezeichnete Einführung vorausgeschickt, durch die jenes wertvoll ergänzt und auch manche etymologische Unklarheit beseitigt wird, man muß sich freilich die Mühe nehmen, in solchem Fall vom einzelnen Stichwort auf die Listen zurückzugreifen, in denen u. a. das indogermanische Erbe, das germanische und deutsche Sprachgut, die Lehnwörter und zahlreiche Proben der Fremdwörter zusammengestellt sind. Gerne würde man in diesen Vorbemerkungen auch eine kurze Zusammenfassung der wichtigsten Lautgesetze sehen, die für die Entwicklung unserer Sprache maßgebend gewesen sind und ohne deren Kenntnis alles etymologische Verknüpfen ein unverstandenes Spiel bleibt. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Platz; nur als Beispiel dafür, daß Berichtigungen möglich sind, sei angeführt, daß unter „geruhen“ die mittelhochdeutsche Form „geruochen“ durch einen Druckfehler entstellt ist und daß unser „Dienstag“ nicht auf den Kriegsgott Zin zurückgeht, sondern den altdeutschen Götternamen Thinrus enthält.

Theaterrundschau.*)

Von Dr. Assaf Siffrin.

Das Theater hat als Vorboten dieses Jahres herbstlichen Wind vorausgeweht. Und vorjähriges Laub vor sich hergetrieben. Vorerst alte, bewährte Spiele. Das, was es an Neuem gebracht hat, hat sich kaum bewährt. Und dabei wartet man inbrünstig auf Neues, Großes — daß man am Jahresende die Empfindung habe, das Gute verkümmere nicht unter der Erde. Redliches Bemühen walte vor. Bisher hat es nur hie und da ein wenig geglüht — der Brand setzte nicht ein.

I.

Reinhardt hat die Volksbühne an Friedrich Kayßler, der Mimen besten, abgetreten. Das Riesenhaus erstand in Miniaturformat: das „Kleine Schauspielhaus“. Da läßt er Kammerspiele geben. Zwischen kahlen, kalten Wänden. Läßt sich da nicht Wärme über die Wände gießen? Es ist schwer, dieses Außengewand zu überwinden.

Dort gab er das Stück eines jungen Schweizers Giedion: „Arbeit“.**) Gregori führt Regie. Gute Schauspieler sind aufgeboten. Vergebens.

Die Menschen sind Begriffsprodukte nur; ohne Blut im Geäder. Begriffe des Autors, denen er kein inneres Leben zu geben vermochte. Ein Kolleg bestenfalls über Pflicht, Freiheit, Sein. Selbst die Begriffe sind einander nicht so gegenübergestellt, daß synthetisch etwas Besseres hervorginge.

Arbeit. Immerwährend kreisen alle Personen um diesen Begriff, mit markiertem Ernst, Pathos, Inbrunst. Markiert. Niemand glaubt daran. —

*) Vgl. den Aufsatz „Vom Theater“, S. 190.

**) Verlag S. Fischer, Berlin.

Es erinnert an Dramatik, die „Liebe" schuf. So viel Nachempfindung, daß jede Eigenregung erstickt wird. So etwas wie das Stelzen auf frühnaturalistischen Kothurnen.

Die Form zerrinnt, da Handlung notwendigerweise eine innere Beziehung zum Ganzen voraussetzt, während hier ein äußerliches Auf- und Abtreten der Gestalten die Handlung markieren soll. — Die Sprache ist unnatürlich (was keine Schwäche bedeuten würde, erreichte sie zumindest höchste Formung).

Vielleicht hätte aktive Regie*), die Hauptstütze ähnlichen Kunstausdrucks, ein wenig Wärmeres geschaffen. Die gähnende Leere hat im vorhinein eine Kälte ausgestrahlt, die mit der „Arbeit" nicht verbunden sein kann. Einzig Pünkösdy als Zukunftsmädel ließ etwas von ihrem eigenen — nicht erborgten — Wesen schimmern und konnte einem leeren Kreis die peripherische Grenze ziehen.

Tiefen künstlerischen Genuß empfand man bei den Neuaufführungen von „Clavigo", von Strindbergs „Scheiterhaufen" und von „Maria Stuart". Sie sind in ihrem Rahmen, den ihnen meisterhafte Regie gegeben, noch in Erinnerung. Von seltener Schönheit, Hingabe, reinstem Rhythmus war Moissis Kunstleistung als Clavigo und als Sohn im Scheiterhaufen. Die kann kein noch so starker Eindruck aus dem Gedächtnis spülen. Seine Reife steht im Zenith. Können und Empfindung hatten nie, so innig sich durchdringend, Triumphe gefeiert. — In „Maria Stuart" gilt der volle Gesamtklang überragenden Leistungen einer Heims (Maria) und einer Körner (Elisabeth). Selten sah man den Inbegriff des Stolzes, inneres Königtum, in so schöner, reiner Färbung, wie sie Heims darstellt. Das Menschliche in dieser Königinhülle trat in seinen elementarsten Regungen geadelt hervor, und das Gegenspiel zwischen Recht und Rechtanspruch zwischen beiden Königinnen bildete den Höhepunkt. Elisabeths schuldlose Schuld bildet den grandiosen Tiefklang, den Hermine Körner meisterhaft wiedergab. — Der Mortimer Deutschs ist nicht der Mortimer. Deutsch ist nicht ein hemmungsloser Held, kann durch seine modern-psychologische Belastung keiner sein. Mortimer darf nur Wille, Lebensbejahung, Sonne und Orkan, Triebkraft sein. Deutsch ist das genaue Gegenteil. Ein Lebensverneiner, ein Kain, ein mit dem Intellekt Belasteter. Kein Fehler des Schauspielers — sondern der Regie.

Deutsch huldigt indessen noch einer Unart, die zerstörend wirkt. Er zerhackt selbst den kleinsten Satz durch Atemholen, fürchterlich asthmatisches, lautes Atemholen. Dieses Keuchende mag zuweilen als Ersatz für Pathetik, Steigerung scheinen — ist es aber nicht. Heute noch eine Unart — morgen eine Schwäche, die ihn unhörbar machen wird. Nichts dawider! und Acht gegeben! Das empfand ein jeder.

In der „Volksbühne" weht neuerner Geist; ein bewußt neuer. Unter der Leitung der Persönlichkeit Kayßlers.

Er begann mit Immermanns Merlin. Nicht ohne zwingenden Grund, der da heißt: morgige Selbständigkeit in der Leitung, gestrige Persönlichkeit in der Leistung. Er begann mit Merlin, weil er „Faust" nicht neu schaffen mochte (nach Reinhardts schöpferischer Verlebendigung), und Stuckens Artusdramen, die ihn in seinem Glanz gezeigt; nur engerem Bezirk eigen sind, weil Merlins Wesen den ganzen Menschen Kayßler mitschwingen läßt. Hier empfand man zum ersten Mal die Vertauschung von Bühne und Raum: Die auf den Brettern standen, schienen tief erschüttert,

---

*) Vgl. S. 193.

die vor ihnen saßen, blieben kalt. — Der Dualismus in der Dichtung allein (Satan und Candida), die begriffliche Klassifizierung, wenn sie noch so reinlich, die gute Wiedergabe, genügen nicht, um das lebendige Organon zu schaffen. Und hier war erstarrte, erstarrende Didaktik, Epik — nichts von der zeitlich differenzierten Dynamik (Handlung). Bewegung bedeutet noch immer nicht lebendige Lebendigkeit.

Ein verhaltener Menschenschrei ist weit mehr als dröhnendes Gebläse aus blechernen, metallen-glänzenden Lungen.

Das Blut fehlt diesen Gestalten. Die Beziehungslosigkeit, zwischen den Handelnden untereinander, der behandelten Idee zu dem Zuschauer, ward mit jedem Bild tiefklaffend offenbar. So etwas wie Losgelöstheit, Entgleiten jenseits des Gefühls, beschlich Auge und Ohr.

Die Regie mühte sich vergebens, oft ohne Geschick, die Materie zu bewältigen. Über die Kontinuität hat sich der Regisseur kühl hinweggesetzt. Eine Frage an ihn. Über einen Fall: Müßte nicht Wind, Sturm über den Plan fegen vor dem Bilde, da der Alte die Lilie vom Sturm abgebrochen findet? — Und das wäre billigste, darum nicht minder notwendige Bindung gewesen. Die ätherische Niniana Hofers war irdisch lebendig. Sie hat einen Wesenszug vom Spiegel, dessen Tiefe nur die Quecksilberschicht zeugt. Es wäre schade, verdeckte diese Jugendeigenheit all die schönen Züge, die man an ihrer Kunst ahnen darf. Der Einzige unter allen: Kayßlers Merlin. „Ich fühle mich im anderen," müßte Immermanns Gedankenprodukt Merlin, auf Kayßler weisend, sagen, stünde er neben, nicht in ihm. Dieser menschlichste der Darsteller zeigt seine tiefe Eigenheit mit jedem Zug, ließ sein menschliches Sein, seine Erdenfarbe nicht begrifflich-ätherisch verwässern. Und abermals in der Aufführung von „Maß für Maß" zeigte er seine Größe als übermenschlich-Verzeihender, seelisch-Freier, heiter-Überlegener. Die selten gegebene Komödie, die hart an die Grenze des Tragischen streift, aus der abgeklärten Urteiler-Zeit des Giganten englischen Geistes, erfüllte nicht, infolge eines einseitig gerichteten Regieausdrucks, die Luft mit shakespearisch-göttlichem Fluidum. Das Ewige des Rechts vor der Gewalt war verzerrt; und es fehlte wenig, um das „Zahn um Zahn", „Maß für Maß" ins Verkehrte shakespeareschen Gedankenganges, in die überlieferte, infernale Auffassung zu wandeln. Und hier hatte wiederum Regie, trotz lobenswerten Mutes, alles zu vereinfachen, der Kontinuität keinen Dienst leisten können. Sie ist in ihrer Eigenart zu aktiv. Dies ist eine Gefahr.

Vom „Einsamen" im „Kleinen Theater", dem besten des Neuen, war die Rede.*)

Und im „Lessing-Theater" spielt man „Mein Nachbar Ameise" von Georg Herrmann. So nannte Friedrich der Große seinen Nachbar, Keith, der geschäftig, unablässig, an Kultur- und sonstigen Dingen seiner Zeit sammelte. (Nebenbei eine ansehnliche Zahl Taschenuhren, Perrücken, Stöcke, Bücher, Schachteln, Weine, Menschen besaß: einen Tibetaner, einen Neger, einen Moslem, einen Hund). Diese Tatsache ist die interessanteste, packendste: die Schale. — Der Kern war ausgeflogen.

Stäubt man etwas vom potsdamischen Geschichtshauch ab, so bleibt ein dürres Geäst. Und dieses Ästlein gebärdet sich wie ein Wald. Noch ist eine Parallele aus Shakespeare, Lear-Cordelia, hinzugefügt. Erst dadurch erhält das Molluske des Stückes ein Rückgrat — das entlehnt ist. Sterilität gähnt aus jedem Wortgedanken (der aus dem

*) Vgl. Seite 191.

Novellenbezirk stammt). Form? — Es ist gezimmert. Wie man schnell elegant möbliert. Alles: Buntheit, die hinwegtäuschen soll. Das ist nicht viel. Das Intensivste im Stück war: der Kuß zweier sich liebender Menschen. Es kann unmöglich das Verdienst des Autors sein . . .

Sieht man so wundervoll spielen — Dagny Servaes ist zu höchstem befähigt; trotz der Wüstenei gelangte man zu ihrer Dasenkunst — so blutet das Herz. So viel — für so wenig! Sonst krankte man an umgekehrten Symptomen.

Unechtheit, Filigran (Spinnwebfäden), Fleiß, in die das bißchen echten Lebens im Lachen des Fahnenjunkers hineintappt, daß alle Fäden reißen. So wirkt echte Lauge auf unechte Farbe. — Es durfte reizen, daß der Weise von Sanssouci auftrat und sich — nachher vor den Klatschenden verbeugen durfte. War das alles? — Alles!

Reichtum an Erotik kann Armut an Innerlichkeit nicht übertünchen.

Sollte es nicht, nichts geben?

Das „Lessing-Theater" ist doch wert, besseres — weit weit besseres als das aufzuspüren.

II.

Und nun zur leichten Muse. Zwei Bühnen haben sich aufgetan; und mit mehr und minder großem Glück und Erfolg versuchen sie ihre Daseinsberechtigung zu erbringen. Dabei darf der „Erfolg" allein nicht die Wage senken.

Das „Theater in der Friedrichstadt" richtet ein lustig-lustiges Heim am „Kaiserplatz 3" auf. Engel und v. Körber haben ein Gerüst aufgebaut. Und der Komponist Leo Schottländer fügt einen musikalischen Kern darein. Das Gerüst ist dürftig — (leider das der Bühne auch). Die Musik immerhin ein Kern! Ein Kern. Und man empfindet um so mehr die divergierende Zweiheit in der Wirkung. Es fehlt gleichsam der Resonanzboden, weil die Umhüllung fast zerrinnt. Der Kern ist wert, — weil fähig — ein weit besseres Gehäuse zu füllen.

Die Idee kann dem Alltag entnommen sein: Irgend ein zwingender (!) Grund läßt eine Familie auf eine bestimmte (!) Zeit das Haus in der Stadt (Kaiserplatz 3) mit dem auf dem Lande vertauschen. Auf den Zwang und die Bestimmtheit des Aufenthaltswechsels kommt es an. Darauf erst kann sich der Streich des Anverwandten, eines Studenten, und seines Busenfreundes, aufbauen. Aus Geldmangel — muß es denn allemal und immer diese stereotype Krankheit sein? Der Trieb zu Streichen und Dummheiten ist weit stärker und hätte wesentlicher motiviert — beschließen die beiden einstimmig, das Haus zu vermieten. Das Plakat zieht magnetischmächtig eine bunte Gesellschaft Mietlustiger zur ersten Treppe herauf. Eine „Künstlerin". Ein Provinzlerterzett, Mutter-Drache, Vater-Schwerenöter, Tochter-Blondnaiva. Ein „Dichter-Genie" (als Parallelausfüllsel). Mitten darin die beiden Bürschchen. Dünne Fäden von „Liebe", dicke Seile der Abenteurerlust werden kreuz und quer gesponnen. Den alten Schwerenöter umsäuselt es. Von jungen Beinen mochte er wohl träumen. Für alles muß er zahlen. Zahlt gern — und bestellt — anonym natürlich — sein „angetrautes, treues Weib" vor den Affenkäfig . . ., um in Ruhe daheim (am Kaiserplatz) den Gegendienst in Empfang zu nehmen. Allein — die Jugend hat das Wort. Die beiden sind genarrt. Und plötzlich platzt die vorzeitige Rückkehr der Familie wie zu Boden polterndes Geschirr hinein.

Ein harmloser Zug: Die Jugend triumphiert über das Alter; die Freude dröhnt hinaus. Das Alter erkennt, daß es älter geworden ist, streckt die Waffen

und zieht sich in seinen ältlichen, mit kärglichen Gefühlen ausgestatteten Bau zurück. — Und draußen dröhnt die Freude über die ewigjunge Tatsache, jung zu sein. Die Fäden waren wenig geschickt geknüpft, grob geknotet, und es wirkte bewußt operettenhaft — und einzig die Musik gab dem Ganzen Lebensfähigkeit (wie stets bei Operetten, meist gar bei Opern!)

Die Musik zeigt eine Ursprünglichkeit und namentlich eine Naivität, wie sie die heutige Operettenkomposition kaum besitzt. Die Werkstatt ist frei von Routine, wiederum auch frei von unbedingter Neuerungssucht. Naivität im besten Sinn des Wortes! Modulationen, die auf das Einfangen des musikalischen Ohrs auszugehen pflegen, — musikalische Bauernfängerei — fehlen ganz. Wir haben es hier mit einem ursprünglichen, durchaus eigen getönten Künstler zu tun, der seinen Ausdruck nicht nach moderner Kitzelsucht richtet, nicht zu richten braucht. Reiche, dabei so naive, geradlinige Erfindung in der Melodie (Mädel, ach Mädel . . .) bürgt für eine reiche Entfaltung. Der Künstler möge sich die Naivität wahren — und er hat den Schlüssel bleibenden Erfolges in der Hand. In der jetzigen musikalischen Periode ist vieles der Komposition ein fester Bestandteil singender Jugend. Nur die Übergänge scheinen mir ein wenig liebelos davongekommen zu sein.

Das schwache Orchester, das auch in der Ausführung sich zu sehr auf den rhythmischen Fluß des Melodiösen verließ, holte nicht alles restlos heraus. Und ihm hatte sich die Interpretation auf der Bühne angeschlossen. Der Dilettantismus, der sich da breitmachte, trat um so mehr durch den Gegensatz des frischen, unverwüstlichen Spiels des Hauptdarstellers (und Direktors) Möllendorf in die Erscheinung. Seine impulsive Freude am Spiel zeigte, wie erst die an gesunde Interpretation geknüpfte reiche Melodie der Komposition den Rhythmus schafft. Und noch schwirrt der Rhythmus leichtbeflügelt nach . . .

Nur künstlerische Naivität vermag Rhythmus zu schaffen. Und dieses Geradlinige im melodischen Kunstausdruck Schottländers weist nebenher auf ein ganz natürliches, bleibenderes Feld: das Lied — das Volkslied . . . Wär' die Weise nicht schon ertönt?

Das „Palasttheater" hat sich neben der Wiedergabe der leichten Kunst das Literarische zum Ziel gesetzt. Es begann mit dem altberliner „Stralauer Fischzug" aus der Biedermeierzeit. Viel Liebe in der Inszenierung seitens des neuen Direktors Friedmann-Frederich, Vehemenz im Spiel — Alfred Abel, Tiedke — im Gesang — Julius Lieban — und im Tanz — — Kieselhausen — erzeugte eine lustige Sphäre.

Wir harren der literarischen Lichter . . .

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des
Geheimrats Dr. phil. et Dr. ing. von Böttinger.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 167. Heft 531. Dezember 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein: Das Ideal des ewigen Friedens.

Der „ewige Friede", den Kants Schrift vom Jahre 1895 in die Sphäre ruhiger philosophischer Durchleuchtung gerückt hat, ist vom Anbeginn der beglaubigten Geschichte das Ideal der Dichter und Denker der Blüte des Menschengeschlechts. Hellenismus, Judentum und einsetzendes Christentum wetteifern in der Verkündigung eines solchen Paradieses auf Erden. Ihren Niederschlag findet dieses ewige Ideal, dessen geschichtliche Verwirklichung jetzt angestrebt werden soll, in der über das ganze Erdenrund verbreiteten Legende vom „goldenen Zeitalter", das einst war. Indien, China und Persien, die ältesten Kulturstätten des Menschengeschlechts, kennen den Mythos vom goldenen Zeitalter ebenso wie die panbabylonische Eden-Sage und der griechische Roman, dessen Wesen und Ursprung uns Erwin Rohde meisterlich geschildert hat. Wie jedes große geistesgeschichtliche Problem nur dann einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden kann, wenn es in seiner geschichtlichen Wurzel erfaßt wird, so möchte ich hier auf Grund früherer Veröffentlichungen das Ideal des ewigen Friedens im knappen geschichtlichen Umriß festhalten.

Je mehr die alte Welt schon in ihren ersten Staatsgebilden einen Zustand des *ewigen Krieges* darstellte, um so lockender zauberte sich die Phantasie der Mythen bildenden Volksseele und die Poesie ihrer Dichter einen Idealzustand des *ewigen Friedens* zurecht, den sie indes nicht der Zukunft künden, sondern in die Längstvergangenheit, d. h. in den geträumten paradiesischen Urzustand zurückversetzen. Von Theopomp, Hekatäus von Abdera und Dikäarch von Messana, dem nachgewiesenen Vorläufer Rousseaus, an bis auf die Schilderung des „goldenen Zeitalters" seitens der römischen Dichter Ovid, Vergil und Tibull zieht sich in romanhafter Ausschmückung die Legende vom ewigen Frieden im Urzustande der Menschheit hindurch. Und dieser poetische Gedanke, wonach der Mensch aus engelgleicher Reinheit im Naturzustande zu satanartiger Bosheit im Kriegszustande herabgesunken ist, zittert noch nach in den gewaltigen Geistesschöpfungen von Dantes „göttlicher Komödie", in Tassos „Aminta", in Miltons „verlorenem Paradies" und Klopstocks „Messias". Anklänge an das „goldene Zeitalter" finden sich auch noch im Don Quixote des Cervantes, im Silva moral

von Lope de Vega, sowie in Goethes Tasso. Kein Wunder, daß die von ihren größten Dichtern suggerierte Menschheit allgemach an die wundersame Mär zu glauben begann, daß der ewige Friede nur im verlorenen Paradiese möglich war, während der ewige Krieg den unentrinnbaren Zustand der durch Sündenfall verschuldeten Menschheit darstelle.

Und doch regten sich bereits im Altertum gewichtige Bedenken gegen die Rückwärtsprojizierung des ewigen Friedens in ein erträumtes Paradies nicht minder, denn gegen das fatalistische Verhängnis eines ewigen Kriegszustandes für alle Zukunft. So fehlt es im Altertum an Stimmen nicht, welche den Urmenschen verzweifelt prosaisch, aber leider wissenschaftlich zutreffend als einfachen Tierabkömmling, als zoologischen Parvenu behandeln. Der große, aller phantastischen Ausschmückung gründlich abholde, legendenzermalmende Aristoteles weiß dem Menschen nicht viel mehr nachzurühmen, als daß er ein ζῷον πολιτικόν, d. h. ein gleich den Ameisen, Bienen und Bibern auf gesellschaftliches Zusammenleben gestelltes Tier sei. Aber auch in bezug auf die Zukunft der Menschheit hält der den ständigen Kriegszustand kündende Fatalismus nicht lange vor. Aristoteles und nach ihm die Epikureer kündigen bereits der Menschheit einen geradlinigen Fortschritt vom barbarisch-rohen Kriegszustand der Urzeit zu immer friedlicheren Formen sozialen Zusammenlebens und höherer Gesittung an. Der zynisch-stoische Kosmopolitismus, der eine bewußte Zurückbiegung in den hypostasierten Naturzustand der Menschheit fordert, die aufkeimende Richtung der Staatsromane, die sich vielfach in eine dithyrambische Schilderung eines künftigen Friedensidylls zuspitzen, die Begründung des ersten Weltreiches seitens Alexanders des Großen, welche der staunenden Menschheit die Perspektive eröffnet, wie bisher in ständigem Kriegszustande befindliche Staaten vor einander Ruhe haben könnten, sobald sie sich nur zu einem Weltreiche verbänden: das alles zusammengenommen läßt jenen großen Gedanken eines ewigen Friedens heranreifen, der später in der Lehre Jesu seinen glücklichen Ausdruck gefunden hat. Das „Weltreich" Alexanders war wohl der entscheidende Anstoß zur Erfassung des kosmopolitischen Gedankens eines „Weltfriedens". Wenigstens waren die Stoiker, deren Philosophie dem „Weltreich" Alexanders zeitlich unmittelbar nachfolgte, die ersten, die vermittelst ihrer Logos-Lehre einen das Weltganze durchdringenden Fortschritt gekündet und die Vereinigung der gesamten Menschheit zu einem einzigen „Weltstaat" gefordert haben, „dem keine andern Staaten gegenüberstehen, weil alle Grenzen der Völker in einer allgemeinen Verbrüderung aller Menschen sich aufheben". Dieses stoische Ideal des „ewigen Friedens" zu künden und in lebhaften Farben auszumalen, haben sich besonders Philo von Alexandrien und die späteren zynisch-stoischen Diatriben angelegen sein lassen.

Auf der semitischen Seite der Kultur gewahren wir ein gleiches, allmähliches Hinauswachsen über jenen, den Urvölkern natürlichen engherzigen Nationalismus, der in jedem Fremden ohne weiteres einen zu vernichtenden

Feind sah. Dem aufkeimenden Kosmopolitismus, den Staatsromanen und Weltreichsgedanken bei den Griechen läuft parallel die Messiasidee der Juden. Der im Alten Testament Abraham erteilte Segen „und es werden durch dich alle Familien der Erde gesegnet werden", ist der erste Markstein in der Idee eines künftigen ewigen Völkerfriedens. Und wenn der Prophet Jesaias ausruft: „Gott richtet zwischen den Völkern, entscheidet unter den Nationen; sie schmieden ihre Schwerter zu Sicheln und ihre Spieße zu Winzermessern. Nicht mehr erhebt Volk gegen Volk das Schwert und sie lernen nicht mehr den Krieg", wenn Sacharja ausruft: „Gott verkündet den Frieden den Völkern und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis ans Ende der Erde", und wenn endlich wieder Jesaias mit unvergleichlichem dichterischen Pinsel den ewigen Frieden der Zukunftsmenschheit in den weissagenden Worten malt: „Gerechtigkeit wird sein Gurtband und Treue seine Waffe sein, und es weidet der Wolf mit dem Lamme, der Leopard lagert beim Böcklein sich, Kalb und Löwe und feister Stier in einer Herde und ein junger Knabe leitet sie", so scheint es mir ausgemacht, daß in der Messiasidee des Prophetentums die Forderung einer weltumspannenden Völkerverbrüderung, d. h. also eines ewigen Friedens, ihren schärfsten und prägnantesten Ausdruck gefunden hat.

In der Lehre Jesu strömen nun die aus dem Griechentum kommenden kosmopolitischen Ideen mit der dem Judentum entsprungenen Messiasidee zusammen. Und aus dieser Gedankenkreuzung erwächst im Urchristentum die Idee eines sich mählich verwirklichenden religiösen Weltreiches. Was die Propheten traumhaft künden, das postuliert das Christentum als erfüllbare, mit aller Energie durchzusetzende Forderung. Aus der Nationalreligion der Hebräer war unversehens eine Weltreligion geworden, welche alle Nationen der damals bekannten Erde, d. h. die Umwohner des Mittelmeerbeckens, umschlingen sollte. Das Imperium Romanum hat den Gedanken des Weltfriedens mächtig gefördert. Innerhalb dieses imposanten Weltreichs entwickeln sich Völker verbindende, internationale Beziehungen aller Art. Es bildet sich allgemach eine Kriegsrechtstheorie, sowie ein Bündnisrecht heraus. Und so setzt das Imperium Romanum an die Stelle sakraler Satzungen allmählich ein weltbürgerliches Recht. Ja, es werden nach und nach förmliche internationale Friedensverträge (foedus und sponsio) geschaffen. Haben sich indes die politischen Weltreiche eines Alexander nicht minder, wie das Imperium Romanum auf die Dauer als undurchführbare Utopien erwiesen, so machte das religiöse Weltreich um so offensichtlichere Fortschritte. Schon der Name Katholizismus (aus καθ' ὅλον gebildet) zeigt die Grundtendenz des späteren Christentums, sich nicht auf ein Volkstum zu beschränken, sondern ganz im Sinne der Messiasidee alle Völker der Erde — zunächst in einem religiösen Bruderbund — zu umspannen. Das innerliche Aufbäumen gegen den ständigen Kriegszustand der Menschheit zieht sich als latente Tendenz schon durch das Neue Testament hin-

durch. Das Neue Testament ist ein lebendiger Protest gegen den kriegerischen Geist der Nationen. Zwar verlegt es den ewigen Frieden ins Reich Gottes, d. h. also ins Jenseits, aber auch fürs Diesseits gilt schon die Verheißung: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen", sowie der Segensspruch: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Wie unkriegerisch das Urchristentum von Hause aus gerichtet war, ersieht man aus dem Vorwurf, den die heidnischen Römer gegen die Urchristen erhoben haben, daß diese sich aus religiösen Gründen den Heerespflichten entzögen. In Wirklichkeit hat es seit dem Bestande des Christentums niemals an Sekten gefehlt, welche die Menschentötung in jeder Form, auch in der des Krieges und Gesetzes, grundsätzlich verabscheuten. Die letzten Ausläufer dieser kriegsfeindlichen Richtung begegnen uns noch in den Quäkern, von denen die erste Anregung zur Begründung einer Friedensliga ausgegangen ist, sowie in den Mennoniten, deren kriegsfeindliche Tendenzen zwei Ritter des Geistes, Graf Leo Tolstoi und Ernst von Wildenbruch, dichterisch verklärt haben. Mit dem Kreuz, dem Symbol der Demut, sollte die Menschheit zur Weltreligion bekehrt werden, und nicht mit dem Schwert, wie es der Koran dem Mohammedaner vorschreibt. Es verschlägt dabei nichts, daß die mittelalterliche Kirche mit den Weltherrschaftsgelüsten des Papsttums der kriegsfeindlichen Tendenz des Urchristentums gründlich untreu geworden ist. Denn daß die Ecclesia militans den von ihr inaugurierten Glaubenskriegen den Titel „heiliger Krieg" beilegte, ändert doch wohl nichts an der Tatsache, daß sie entgegen der Grundtendenz des Neuen Testaments die Heilswahrheiten den Völkern mit der Schwertesspitze zum Bewußtsein zu bringen suchte.

Nichtsdestoweniger gewahren wir neben den lodernden Scheiterhaufen und wild aufgestachelten Kriegsleidenschaften der Kreuzzüge ein ununterdrücktes Friedensflämmchen, wie es von der ehemaligen Messiasidee her — durch die sibyllinischen Gedichte und chiliastischen Träume hindurch — mild und verklärend die hochgestimmten Naturen auch dieser Zeiten und Völker durchleuchtet. Aus dem wüsten Getümmel der Schlachtfelder rettet sich der Messiasgedanke des ewigen Friedens in jene tief sehnsüchtige Stimmung hinein, aus welcher die chiliastischen Träumereien, die Hoffnungen auf das tausendjährige Reich des ewigen Friedens geboren wurden. Mag die kahle, rauhe Wirklichkeit die sanften Träumer vom ewigen Frieden noch so ungebärdig aufgerüttelt haben — einerlei! Aus der einstmaligen Messiasidee wurde ein untilgbarer Rest von chiliastischen Hoffnungen auf den ewigen Frieden gerettet, der mit der unwiderstehlichen Naturgewalt des Instinkts immer wieder von neuem elementar losbricht — und mögen diese Hoffnungen sich auch noch so oft als trügerischer Schein entpuppt haben.

Professor Dr. G. Türk, Breslau: Weltgeltung, Weltmacht, Weltherrschaft*).

Seit langer Zeit wird in Deutschland gestritten und geklügelt über die Stellung und Bedeutung, die uns in der Welt gebührt und, soweit sie uns fremde Mißgunst rauben will, erkämpft werden muß. Der gegenwärtige Krieg hat begreiflicherweise dieses Nachdenken besonders lebhaft erregt, leider aber nicht diejenige Klarheit und Einmütigkeit herbeigeführt, die uns nötig und nützlich wäre. So besteht schließlich die Gefahr, daß über dem Meinungsstreite, der dem gedachten Ziele gilt, im Kampfe mit dem Feinde uns das wirkliche Ziel entgeht, welches kaum anders als mit einmütiger Kraft zu erreichen ist.

In der Welt der Begriffe haben sich die Deutschen seit Jahrhunderten gern bewegt, und die Bezeichnung „Volk der Dichter und Denker" mag manchem unter uns eine hohe Anerkennung dünken, wenn es auch sehr fraglich ist, ob sie diesen Sinn haben soll. Es kann nicht scharf genug darauf hingewiesen werden, daß die Welt der Begriffe und die Welt der Dinge sich keineswegs decken. Das Leben auch des einzelnen ist mit Denken allein nicht zu führen und zu sichern, und das Völkerleben erst recht gehört in die harte und grobe Welt der Dinge, und hier muß die Kunst des Staatsmannes sich zurechtfinden. Nicht ein feiner Denker und Kenner von Begriffen, sondern ein scharfer Beobachter und ein entschlossener Gestalter der Dinge muß er sein. Manche Begriffe lassen sich unterscheiden, wo die lebendige Welt keinen Unterschied macht und keinen braucht, ja ihn geradezu verachtet und aufhebt. Das gilt selbst von dem begrifflich und auch vielfach in der Wirklichkeit doch so schwerwiegenden Unterschiede zwischen Recht und Unrecht. Aus der Verehrung des bloßen Rechtsbegriffes heraus kann einem Fremden ein Zugeständnis gemacht werden, welches zu schwerer Benachteiligung des Stammesgenossen und des eigenen Volkes führt, also zum Unrechte gegen uns selbst, vergleiche Polen.

Die lebhaft umstrittene Begriffsreihe, welche für die Frage nach dem deutschen Ziele in Betracht kommt, lautet: Weltgeltung, Weltmacht, Weltherrschaft. Verfechter des einen Begriffes lehnen den anderen ab und werfen ihren vermeintlichen Gegnern vor, daß sie ausgesprochenermaßen oder wenigstens dem Sinne nach den anderen Begriff als Ziel aufstellen und dadurch alles verderben. Hat denn dieser Streit, haben diese Vorwürfe eine innere Berechtigung? Das ist für uns eine sehr ernste Frage. Wenn es sich etwa bei unbefangener Betrach-

*) Verfaßt Anfang Oktober 1918.

tung herausstellt, daß es ein nichtiger Streit ist, weil die Begriffe sich gar nicht so scheiden lassen und sich nicht so ausschließen, wie manche annehmen, so könnte das doch zu einem Einvernehmen führen, welches uns sehr förderlich wäre.

Was heißt deutsche Weltgeltung? Doch wohl, daß ein Deutscher auch außerhalb des Deutschen Reiches leben und wirken kann, ohne eine beliebige rohe Vergewaltigung befürchten zu müssen, daß sein Aufenthalt und seine Tätigkeit in der Fremde geduldet und geachtet wird, daß er ebenso gedeihen und vorwärtskommen und seinen Gewinn haben kann wie etwa ein Engländer, ein Franzose, ein Amerikaner und andere mehr, daß nicht etwa seine Tätigkeit und sein Gewerbe besonderen Lasten und Einschränkungen unterliegt, oder wie das bekannte Wort lautet: auch er hat wie die anderen überall seinen Platz an der Sonne. Das war wohl auch im Frieden in den letzten Jahrzehnten der Fall, vielleicht in steigendem Maße, oder wenigstens wurde die Möglichkeit, im Auslande wirtschaftlich emporzukommen, in steigendem Maße benutzt, entsprechend der wachsenden Volkszahl, so daß sich das Deutschtum allenthalben immer mehr bemerklich machte. Das sah wohl eine Weile so aus, als sei es überhaupt nichts Besonderes, als beruhe das einfach auf allgemeiner menschlicher Gegenseitigkeit, als könne jeder in der Welt hingehen, wohin er wolle, und seinem Berufe obliegen. Und wenn er dabei irgend einen anderen überflügelt, so nimmt dieser es ihm nicht übel, sondern fügt sich darein. Man nennt das „friedlichen Wettbewerb". Und der Gedanke liegt nahe: warum soll nicht in der ganzen Welt hierin eine einheitliche Ordnung bestehen und jeder sein Arbeitsfeld haben, wo er will, und Erfolg oder Mißerfolg je nach Tüchtigkeit und Umständen? Schließlich, könnte man denken, ist dazu gar nicht nötig, daß jemand sich auf ein bestimmtes Volkstum stützen kann. Man sieht ja die großen wirtschaftlichen Erfolge der Juden in allen möglichen Ländern; man kann also auch emporkommen, ohne von der großen Gemeinschaft getragen zu werden. In Wirklichkeit spricht das Beispiel der Juden gegen diese Meinung. Denn sie haben sich den Völkern, unter denen sie leben, an- und eingegliedert und beanspruchen als Einheimische, nicht als Fremde den Schutz des Volksganzen und des bei diesem bestehenden Rechtes. Im übrigen haben wir allerdings bereitwillig bei uns jedem Ausländer das volle Lebensrecht gleich dem des Einheimischen gewährt und haben das als ein allgemeines Menschenrecht angesehen. Die Schranken des Volkstums sollten hier nicht trennend wirken. Dieser unser Begriff des allgemeinen Menschenrechtes ist aber von keinem anderen Volke der Welt angenommen worden, wie der allgemeine Krieg gegen uns beweist, und wir müssen uns davor hüten, die tatsächlichen Zustände und Grundsätze in der Welt mit den Begriffen zu verwechseln, die bei uns herrschen und uns selbstverständlich scheinen. Wenn wir mit der Fähigkeit, uns über die Schranken des Volkstums hinwegzusetzen, allein stehen, so wird diese Fähigkeit unser Verderben; denn sie führt dazu, daß wir uns auflösen, während die anderen zusammenhalten. Nicht darauf kommt es an, ob der Begriff des Volkstums der höchste Begriff ist, sondern was

das Volkstum sonst in der Welt bedeutet. Da es für alle anderen maßgebend ist und sich ihr Tun und Streben, ihr Lieben und Hassen danach richtet, so müssen wir uns entsprechend verhalten. Nicht menschheitliches Denken kann uns gegen fremdes Volksstreben schützen, sondern nur die Betonung des eigenen Volkstums. Gegen fremden Eigennutz können wir nur in unserem Eigennutz einen Halt haben. Uneigennützigkeit schafft uns nur Schaden. Auch die Geltung, die wir bereits hatten, besaßen wir nicht durch fremde Uneigennützigkeit und freundliche Menschlichkeit, sondern die Welt hatte in dem Kriege von 1870/71 gewaltige Kraftbeweise und Erfolge des deutschen Volkes erlebt, und das reichte für längere Zeit hin, um den einzelnen Angehörigen dieses Volkes zu stützen. Die Macht des Deutschen Reiches hatte sich so überzeugend geoffenbart, daß weithin in der Welt keine Neigung bestand, ihr entgegenzutreten; Deutschland war wieder eine Weltmacht geworden, das heißt eine Macht, die in der ganzen Welt beachtet wurde und einen Einfluß ausüben konnte. Auf dieser Macht beruhte in Wirklichkeit der scheinbar voraussetzungslose und auf Menschenrecht gestützte „friedliche Wettbewerb", in welchem sich unsere Landsleute betätigen konnten. Auf dieser Macht beruhte die Möglichkeit, in zunehmendem Maße Weltwirtschaft betreiben zu können. Immer höher steigende Einfuhr und Ausfuhr war bei wachsender Bevölkerung notwendig, und so entwickelte unsere Weltgeltung sich in solchem Maße, daß sie manchem Mitbewerber, namentlich England, unbequem wurde. Um den wirtschaftlichen Aufschwung des deutschen Volkes zu hemmen, sucht England mit Hilfe eines großen Bundes unsere Macht zu erschüttern. Die Duldung war nur Schein und dauerte nur so lange, als man sich noch nicht zutraute, mit Erfolg gegen uns auftreten zu können. Der Weltmarkt ist für Weltmächte. Und nur solange die gewonnene Weltmacht besteht, läßt sich auch Weltgeltung und Weltwirtschaft halten. Die Probe, ob wir in der Welt noch das bedeuten, was wir etwa im Jahre 1880 oder 1890 bedeuteten, ist noch im Gange. Selbst wenn wir an Menschenzahl und Heereskraft gewachsen sind, kann doch unsere Weltmacht zurückgegangen sein, denn sie ist keine für sich bestehende Größe, sie beruht auf dem Verhältnis zu den Gegenmächten. Wenn die gegen uns wirkenden Kräfte mehr zunehmen als unsere eigene Kraft, so hat unsere Macht gelitten. Englands Weltmacht ist viel stärker gewachsen als die unsere, ebenso die Macht Amerikas, auch diejenige Frankreichs, und nun gar mehrere solche Mächte gegen uns im Bunde, das ergibt für die Welt den Eindruck, daß Deutschlands Macht gesunken ist. Will also ein Volk sich auf der erreichten Machthöhe halten, so genügt es nicht zu bleiben, was man ist, sondern wenn andere wachsen, muß man es ihnen gleich und womöglich zuvortun. Hier zeigt sich, was hinter dem scheinbaren „friedlichen Wettbewerb" in Wirklichkeit steckt und — mögen auch jahrzehntelange Pausen eintreten — immer wieder einmal mit aller Gewalt durchbrechen muß, das wilde Ringen der Völker, nicht um Anerkennung und Lohn der Tüchtigkeit, sondern um Dasein und Macht. Aus diesem wilden Ringen besteht bisher die Weltgeschichte, und es ist keine

Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es plötzlich anders wird. Es war ein gutes und großes Wort, das Bismarck sprach: das deutsche Volk ist gesättigt. Er gönnte auch Frankreich, daß es sich sättigen sollte. Heute wissen wir, daß Frankreich sich nicht sättigen, daß es unersättlich bleiben wollte. Und die anderen großen Mächte desgleichen, jede suchte zu wachsen ins Unbegrenzte, wie es von jeher war. Das Wort: „wir sind gesättigt" ist also, wie sich gezeigt hat, ein Wort von überirdischer Größe; und mit überirdischem Verhalten sind irdische Dinge nicht zu meistern. Wenn alle anderen unersättlich sind, muß es auch derjenige sein, der es eigentlich nicht wollte, um nicht von den anderen verzehrt zu werden. Das richtige Verhalten eines Volkes und die richtigen Grundsätze des Staatsmannes ergeben sich nicht aus der eigenen Neigung, sondern aus den allgemeinen Völkersitten. Hier muß der vielleicht geistig höher stehende, der Feinere das Beispiel des Roheren nachahmen. So lange es kriegstüchtige und kriegslustige Völker gibt, und das wird wohl nie aufhören, müssen auch die zu völliger Friedlichkeit geneigten Völker Kriege führen, wenn sie selbständig bleiben wollen — anderenfalls würde ein solches friedliches Volk von einem kriegerischen unterjocht und zur Teilnahme an den Kriegen dieses Herrenvolkes gezwungen werden. Solange es irgendwo noch Eroberungslust gibt, wird auch ein „gesättigtes" Volk die Gelegenheit zu Eroberungen, wenn sie sich bietet, nicht verschmähen dürfen, sonst kommt es anderen gegenüber zu kurz und bereitet sich selbst ohne Not Schaden und Untergang. Wenn ein Krieg ausbricht, so kann der Fall so liegen, daß auf der einen Seite die Absicht loszuschlagen nicht bestand, daß von hier aus nur die Verteidigung in Betracht kommt, während der Gegner von vornherein auf Eroberungen ausging. Bleibt nun aber der Angegriffene Sieger, so entspricht es zunächst schon dem schlichten Gerechtigkeitsgefühl, daß er sich nicht mit der gelungenen Abwehr begnügt, sondern dem besiegten Angreifer abnimmt, was sich irgend abnehmen läßt, und ihn so bestraft, sonst braucht dieser ja eine Wiederholung seines Angriffs nicht zu scheuen und holt, so oft es ihm paßt, immer wieder zu neuem Schlage aus. Es ist bloße Begriffsspalterei, wenn jemand in diesem Falle, um das Wort Verteidigungskrieg und den Unterschied zwischen Verteidigungs- und Eroberungskrieg aufrechtzuerhalten, auf den vom Schicksal dargebotenen Vorteil verzichten will. Sieg ohne Gewinn ist kein Sieg, und der Unterschied zwischen Verteidigungs- und Eroberungskrieg bedeutet nicht, daß die Kriegführung eine andere wäre. Alle Anstrengungen und Verluste sind dieselben. Der Unterschied bezieht sich, richtig verstanden, nur auf die Haltung der Kriegführenden bei Ausbruch des Krieges. Die Verteidigung führt, wenn sie gelingt, nicht zum Verzicht; und der Angriff, wenn er mißlingt, nicht zum Gewinn. Ist einmal der Krieg da, dann sucht jeder soviel als möglich zu erreichen und läßt sich, wenn er gesunden Menschenverstand hat, nicht durch Begriffe binden. Am Widerstande des Gegners oder sonstigen Schwierigkeiten kann das eigene Vordringen ein Hemmnis finden; ohne ein solches nur aus Bescheidenheit und Ge-

nügsamkeit auf den eigenen Vorteil verzichten ist ein Übermaß von Gutmütigkeit, welches allgemein nur als Torheit angesehen werden und in seinen Folgen sich auch als solche erweisen wird. Es ist dem deutschen Volke vorbehalten geblieben, ein solches Beispiel von Gutmütigkeit und Uneigennützigkeit, also auch von Torheit zu geben; und es sieht ganz so aus, als ob sich das schon anfinge bitter zu rächen. Ja, sagen die Verfechter solcher verzichtenden und fremdnützigen Gutmütigkeit, wir wollen doch niemanden vergewaltigen. Und von einer Eroberung zur anderen schreiten, das heißt doch am Ende nach Weltherrschaft streben. Nun allerdings, wenn es einem Volke gelingt, einen Krieg nach dem anderen siegreich zu führen, so wird mit jedem Siege seine Macht wachsen, bis schließlich kein Mächtigerer mehr da ist. Und das mächtigste Volk kann sich dann rühmen, die Welt zu beherrschen. Fragen wir die Weltgeschichte, so zeigt sie uns, daß eben dieses Ziel fortwährend erstrebt und umrungen wird; sind die Ringenden gleich stark, so entsteht wohl auch einmal ein Gleichgewicht, aber nicht durch allgemeine Ruhe, sondern weil die gegeneinander arbeitenden Kräfte sich aufheben.

Betritt also ein großes Volk erst einmal die Bahn der Gewalt — und es bleibt ihm wohl, wenn es groß und sein eigen bleiben will, nichts anderes übrig — so darf es nicht davor zurückschrecken, auf dieser Bahn auch vorwärts zu gehen, und wenn es bis zum äußersten ginge. Denn freiwilliges Stillstehen, während die anderen vorwärts drängen, bedeutet Rückschritt und Unterordnung unter den rücksichtsloseren Mitbewerber. Wer Weltmacht sein will, darf vor dem Begriffe der Weltherrschaft nicht zurückschrecken, denn wenn große Mächte oder Weltmächte mit einander ringen, was dann und wann unvermeidlich ist, so entsteht doch beim Sieger ebenso unvermeidlich eine Weltübermacht oder Weltherrschaft. So war es und so wird es immer wieder sein. Es ist sonderbar, daß in Deutschland die „Weltherrschaft" als eine Art Schreckgespenst hingestellt wird, vor dem man sich nicht genug hüten könne, als ob der Besitz einer solchen Herrschaft höchst verderblich oder verwerflich wäre. Die Engländer, die gegenwärtig seit längerer Zeit eine Art Weltherrschaft besitzen, fühlen sich augenscheinlich dabei gar nicht unglücklich und suchen im Gegenteil diese Herrschaft zu befestigen und zu erweitern, soviel sie nur können. Auch den Amerikanern gruselt nicht im mindesten vor einer maßlosen Ausdehnung ihrer Macht und ihres Einflusses, und man hört auch nicht, daß sonst in der Welt, abgesehen von uns, jemand den Engländer oder Amerikaner wegen dieses riesenhaften Ausdehnungsdranges abscheulich findet. Die Japaner scheinen ebenfalls vor solchen Möglichkeiten gar keine Scheu zu haben. Für uns aber kann es verhängnisvoll werden, wenn wir einen Weltkrieg führen wollen und mit unseren Gedanken durchaus innerhalb der Zipfelmütze bleiben, ja das Verhängnis ist wohl schon da. Um nur ja nicht im entferntesten bei anderen oder bei uns selbst in den Verdacht zu kommen, als ob wir nach Weltherrschaft strebten, haben wir die handgreiflichsten Vorteile aus der Hand gegeben, ohne zu bedenken, ob wir sie nicht zur

glücklichen Beendung des Krieges noch sehr brauchen könnten. Wir hatten Polen und Rumänien in der Hand. Welchen Nutzen haben wir daraus gezogen? Und werden wir diesen Nutzen dauernd entbehren können? Die Folgerungen ließen sich noch viel weiter treiben.

Im übrigen ist das Streben nach Weltherrschaft, welches in jedem großen Machtstreben inbegriffen ist und inbegriffen sein muß, noch lange nicht die Herrschaft selbst. Aber das Streben schafft einen großen Vorteil, weil es verhindert, daß errungener Gewinn achtlos aufgegeben wird. Dagegen führt die engherzige Einschränkung des Kriegszieles schließlich dahin, daß auch die engste Absicht — sich einigermaßen heil zu behaupten — am Ende nicht erreicht wird, weil eben zu viele Vorteile als vermeintlich überflüssig aufgegeben worden sind, die sich hinterher als unentbehrlich herausstellen. Die Vermeidung der eigenen Gewalt gegenüber einem Unterliegenden schafft nur die Möglichkeit, daß wir selbst vergewaltigt werden. Also Weltmacht sein und sein wollen mit gleichzeitiger Scheu vor dem Streben nach Weltherrschaft ist ein innerer Widerspruch. Und noch eine Erwägung drängt sich auf: wenn schon nach allen Erfahrungen der Geschichte immer wieder das Emporkommen einer Weltherrschaft unvermeidlich ist, liegt diese nicht am besten in einer recht vernünftigen Hand? Wer sagt denn, daß eine Herrschaft immer den Beherrschten unglücklich machen und im wahren Sinne des Wortes knechten muß? Ist nicht die Welt unter der gegenwärtigen englischen Herrschaft, wie sie gerade während des Krieges ausgeübt wird, aufs härteste geknechtet? Schließlich ist auch hier trotz aller unserer Scheu und Ablehnung nur ein Spiel mit Worten und Begriffen im Gange. Man spricht von Freiheit der Meere, und diese Freiheit soll doch wohl das Gegenteil der gegenwärtigen englischen Seeherrschaft sein. Wer ist denn der nachdrücklichste Verfechter dieser Meeresfreiheit? Das sind doch wir; und es ist gar nicht abzusehen, wie diese Freiheit hergestellt werden soll, wenn wir nicht den Sieg über England erringen. Unterliegen wir, so wird England auf dem Meere weiter schalten, wie es ihm paßt. Dann bleibt eben die englische Weltherrschaft bestehen und die Welt ist geknechtet. Siegen wir aber, dann setzen wir unseren Willen an Stelle des englischen Willens, dann hat unser Wille Geltung für die ganze Welt, und die Welt kann sich darüber freuen, denn wir wollen die Meere niemandem sperren und nicht künstlichen Hunger erzeugen. Aber diese allgemeine Freiheit würde doch auf unserem Siege und unserer Übermacht beruhen. Soll man vor einer solchen Weltherrschaft zurückscheuen? Auch ist es mit der einmaligen Erringung nicht abgetan, das Errungene muß erhalten bleiben und einen dauernden Schutz haben. Gerade wenn wir uns einbilden, das tüchtigste und vernünftigste Volk der Welt zu sein, dürften wir uns auch nicht scheuen, diese Eigenschaften in weitem Umfange herrschend zur Geltung zu bringen. Mögen die Dinge nun verlaufen, wie sie wollen, das eine ergibt sich doch wohl mit völliger Klarheit: es ist durchaus unnötig, daß mit den Schlagworten „Weltmacht“ und „Weltherrschaft“ ein

innerer, noch dazu erbitterter Streit geführt wird, als ob das eine gut, das andere häßlich und verderblich wäre. Wer das eine will, sieht sich plötzlich auch dem anderen gegenüber, und der Streit kann begraben werden. Sehe nur jeder darauf, das deutsche Volk in die Höhe zu bringen.

Hans Brecht: Das Problem der Freiheit.

Schon oft und in vielfältiger Weise haben die Philosophen versucht, für die Freiheit des Einzelnen wie ganzer Verbände und Völker endgültige Normen aufzustellen, aber trotz dieser redlichen, mitunter auch unredlichen Bemühungen ist die Freiheit noch heutigen Tages ein Problem, dem jeder ernste Forscher seine Kräfte widmet. Erneut und mit größerer Lebendigkeit in den Vordergrund der allgemeinen Diskussion ist dieses Problem naturgemäß durch den Völkerkrieg und seine für die menschliche Gesellschaft mehr oder minder ungünstigen Folgen getreten. Kardinalfragen, wie zum Beispiel: Führt irgendeiner der Kämpfer in der Tat so, wie er beschuldigt, einen Eroberungskrieg, ungeachtet des Rechtes auf Freiheit, das heißt des Selbstbestimmungsrechtes der durch den Angriff des Gegners in den Krieg unfreiwillig hineingezogenen Völker, leiten ihn in seinem Handeln die extremen Lehren Nietzscheanischer Herrenmoral — der auffällige Widerspruch solcher Moral mit dem heutigen status quo der Gesellschaft liegt allein schon in der sozialen Art ihrer Verbreitung in ungezählten Exemplaren begründet; Ergebnis: unzählige „Herrenmenschen" — und kämpfen die übrigen Völker zweifellos nur für die Freiheit der Welt? Oder Fragen wie diese: Existiert in Mitteleuropa nur eine Gemeinschaft hoher und niedriger Unfreier, Dienender, und haben Tradition, Erziehung und (anfechtbare) Begriffe von Ehre, Pflicht und Gewissen es verursacht, daß die Gesellschaft sich nunmehr, unter von Grund aus falschen Voraussetzungen, einem System der Versklavung unterworfen hat? — derartige und verwandte Fragen treten ständig an den Psychologen heran und heischen, im drängenden Tempo dieser Zeit, bestimmte, unzweideutige Antwort.

Mit der fortschreitenden Kultur, der allgemeinen Aufklärung und dem Überwiegen sozialistischer Strömungen wurde ein größeres Maß von Freiheit auch für die Massen zur zwingenden Notwendigkeit. Wo es trotzdem nicht gewährt wurde, erzwang es sich das Volk durch gewaltsame Erhebung, stürzte die Regierung und schaffte sich selbst sein Recht, in Frankreich zum Beispiel seit der Augustnacht von 1792 (Sturm auf die Tuilerien, der die Suspension Ludwigs XVI. zur Folge hatte). Seitdem ist mehr als ein Jahrhundert verflossen, und da wiederum die

Menschheit um viele Grade wissender und aufgeklärter geworden ist, da Irrtümer erkannt und neue Ziele gesetzt wurden, so ergibt sich als logische Folge auch eine deutlichere, bewußtere Bestimmung des Freiheitsbegriffes. Es ist einleuchtend, daß dieser Begriff identisch ist mit dem Begriffe des Demokratismus, gedacht als Gegensatz zu einer (sehr begreiflichen) reaktionären Tendenz der Herrscherkasten. Die mit den Adelspatenten eng verknüpften Privilegien der Einzelnen wurden auf ein Mindestmaß beschränkt, wenn nicht ganz beseitigt, der neue Geist (zum Beispiel die Lehren St. Simons und Comtes) beseelte die Völker Europas, schuf günstige Bedingungen für die Entwicklung der Demokratie. Als Zeichen ihres Sieges oder wenigstens ihres Vorherrschens gelten die Parlamente, wie sie England, Frankreich und Nordamerika aufweisen. Übergehen wir jedoch den historischen Werdegang all' dieser und ähnlicher Einrichtungen demokratischen Ursprungs, der zweifellos die Völker der genannten Länder auf ein höheres Niveau der Freiheit hob, und versuchen wir, nach letzten und höchsten Begriffen und gewissermaßen von der Warte der Zukunft, das Freiheitsproblem zu lösen.

Setzen wir zunächst zwei Arten der Freiheit: absolute und bedingte (relative) Freiheit. Der Anarchist strebt nach absoluter Freiheit, das Volk indes hat bisher, normale Verhältnisse vorausgesetzt, unter allen nur denkbaren Formen der bedingten Freiheit gelebt, zumal stets dort, wo ein nach herkömmlichen Begriffen geordnetes und weises Staatswesen besteht, wo Obrigkeiten vorhanden sind, die das Leben des Staatsbürgers regeln, ihm Gesetze vorschreiben und schon hierdurch die Freiheit der Untertanen auf ein bestimmtes Maß reduzieren. Der Staat nimmt die Stelle eines Erziehers ein, in dem Glauben, durch Ordnung, Disziplin und Gesetze eine vorbildliche Untertanengemeinschaft zu schaffen; er ist überzeugt, einzig auf diese Art ein erträgliches, friedliches Zusammenleben vieler verschiedenartiger Individuen zu ermöglichen. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß, im Verhältnis des Staates zu letzteren, vornehmlich den wissenschaftlich gebildeten, fortschrittlichen Geistern, das Zeitmaß seiner Entwicklung zu träge ist; er bleibt konstant, wo er in bestimmtem Grade beweglich, blind, wo er sehend sein sollte; außerdem ist er häufig das gefügige Werkzeug in den Händen der Despoten: und dies ist seine verwundbarste Stelle, der Punkt, wo sich die ersten Differenzen zwischen ihm und dem nach größtmöglicher Freiheit strebenden Individuum ergeben! Der höher entwickelte Mensch hat das unbestreitbare Recht, vom Staat, dem er eo ipso und aus Gründen der Vernunft Zugeständnisse macht, jenes Mindestmaß von Freiheit zu erhalten, das zu seinem relativen Glücke, der ungehemmten Entwicklung seiner Persönlichkeit unbedingt erforderlich ist; denn andernfalls nähme der Staat die Stelle eines Vormundes ein, der sein Mündel zu übervorteilen sucht.

Der Grundsatz: liberté, égalité, fraternité mag ehrlichem Glauben an ideale Zustände entsprungen sein, er ist jedoch unvereinbar mit den Verhältnissen des wirklichen Lebens. Meinem Diener zum Beispiel gebührt keineswegs dasselbe

Maß der Freiheit wie mir; wohl aber ist er, wenn er sich in meine Dienste begibt, eine menschenfreundliche, gerechte Behandlung zu erwarten berechtigt. Hätte er dagegen denselben Freiheitsgenuß wie ich, so könnte er nicht Diener sein, da er als mein Angestellter oder Untergebener die Verpflichtung eingeht, innerhalb der Dienstzeit zu meiner Verfügung zu stehen; außerhalb dieser Zeit ist ihm meinerseits jede Handlungsfreiheit überlassen. Er hat, gleich der körperlich arbeitenden Masse, wiederum auch nicht das Verlangen zu herrschen, weil, wovon er selbst als normaler Mensch überzeugt ist, ihm hierzu die Vorbedingungen fehlen. Es besteht also zwischen mir und ihm lediglich ein vertragliches Verhältnis, auf Grund dessen er von mir, dem Brotgeber, gelöhnt und beköstigt wird. Wir bezeichnen es treffend als *Abhängigkeitsverhältnis*: mein Diener braucht mich, um seinen Zweck zu erfüllen, und ich ihn für meine eigenen Zwecke; wir sind demnach beide in gewissem Grade von einander *abhängig*. *Die gesamte soziale Struktur weist dieses Verhältnis auf und wird es aufweisen, solange es Völker selbst mit den primitivsten sozialen Einrichtungen gibt.*

In dem Verhältnis des Dieners zum Herrn und des „höheren Menschen" zum Staate besteht eine gewisse Analogie: der höhere Mensch, das heißt derjenige, der im Besitze höherer geistiger Potenzen (Mächte) ist, anerkennt, aus Gründen der Vernunft, dem Staate gegenüber bestimmte Verpflichtungen seinerseits, stellt ihm Geldmittel zur Verfügung (zum Beispiel Steuern) oder ist selbst ein tätiges Mitglied im Staatskörper, *und zwar unter der Voraussetzung, daß ihm vom Staate bestimmte Garantien für Freiheit und ungehemmte Entwicklung gewährt werden.* Ob ihm aber Freiheit in *dem* Maße gewährt wurde, wie er es voraussetzte und forderte, will ich nicht unbedingt bejahen. Die Revolutionen seit 1789 reden eine zu deutliche Sprache. Es hat sich gezeigt, daß, wie oben erwähnt, der jeweilige Staat oder das Staatsoberhaupt selten gleichen Schritt mit der Entwicklung des Volkes, aus dem auch der höhere Mensch hervorgeht, gehalten hat. So ging, im Banne neuer Freiheitsbegriffe, jedes Volk mit eherner Notwendigkeit der Revolution entgegen — bis über Ruinen und Menschenopfern das Morgenrot einer neuen Zeit anbrach. —

In jeder menschlichen Gemeinschaft, die wir, gemäß ihrer Organisation, als Staat bezeichnen können, ist nur *relative Freiheit*, das heißt *Untertanenfreiheit* möglich: soweit der Untertan frei sein *darf*, ohne die Gemeinschaft zu schädigen, *ist* er frei, und wo diese Freiheit aufhört, aufhören *muß*, da beginnt, im Interesse des Ganzen, die Machtsphäre, die souveräne Freiheit des Staates. „An sich" ist der Staat natürlich ein leerer Begriff, der erst durch seine Vertreter, die Verkörperer dieses Begriffs — Rechtswissenschaftler, Organisatoren, Autoritäten, Willensmenschen — Geltung erhält. Europa hätte nicht *die* Höhe der Kultur erreicht, die es (vor dem Kriege)

zweifellos erreicht hat, wenn es kein staatliches System gehabt hätte; die Entwicklung der Menschheit zu immer größerer Vollkommenheit ist ohnedem ausgeschlossen. Die Revolutionen verfolgten auch niemals den Zweck, den „Staat an sich“ zu stürzen, sondern richteten sich stets gegen die Verkörperer des Staatswillens, denen in ihren Funktionen egoistische Motive, eigensüchtige Handlungsweise, Skrupellosigkeit und Unterdrückung der Untertanenfreiheit vorgeworfen wurde.

Ein mehr oder minder bewußter Freiheitsdrang wohnt jedem Menschen, sogar der vielgeschmähten „Masse“ inne. Größere (politische) Freiheit! — diese an sich nicht unberechtigte Forderung stellt heute die Mehrzahl des Volkes. Ich sehe in dieser durchaus zeitgemäßen Erscheinung nur *die notwendige Folge der Aufklärung* durch Presse, demokratische Führer, Schule und Literatur. Ein Faktor, mit dem der Staat zu rechnen hat! Man setze nur, weniger geringschätzig, für Masse *Volk*, und es wird offenbar, daß hier ein gewaltiger Strom im Gange ist, den rechtzeitig in ruhige Bahnen zu lenken höchste Pflicht jedes Staatsmannes sein sollte. Mit anderen Worten: Die Heraufkunft der Demokratie ist Tatsache geworden! Der demokratische Geist fordert *Anerkennung* vom Staate, er will, daß „in ihm“, in seinem Sinne regiert werde, da er, wie seine Vorkämpfer lehren, eine weitgehendere, angemessenere Freiheit jedem Untertan gewährleistet als seine Gegner. Und da es vergebliches Beginnen wäre, eine der Zahl und dem Impulse nach so gewaltige Entwicklung rücksichtslos hemmen zu wollen, so ist es, wenn nicht anderes, schon ein Gebot der Klugheit, rechtzeitig zu einer Verständigung zu gelangen. Leider halten jedoch viele, sozial schlecht orientierte Politiker an dem Grundirrtume fest, die „Herrschaft der Masse“ absorbiere die Persönlichkeit, die höheren Werte und die Intelligenz. Zunächst ist „Herrschaft der Masse“ nichts als ein törichtes Schlagwort; es liegt in der Natur der Masse, daß sie von besonnenen, erprobten Männern geführt und beherrscht sein will, und überdies verlangt sie nur, auf Grund einiger durch den Krieg gemachten Erfahrungen, weitgehendere Rechte und Freiheiten als bisher, ohne den Staat „vergewaltigen“ zu wollen. Ein wenig weiter in die Zukunft geblickt, erscheint mir sogar, jedem Tüchtigen, jedem Genie, jedem zukünftigen großen Manne werde dereinst ein noch größerer Spielraum für den Kampf um die Macht, die Entfaltung seiner Eigenheit gegeben. Die Staatsverfassungen mögen sein, wie sie wollen — die großen, mit dem Glanze ihres Genius alles überstrahlenden Männer werden nicht aufhören, als Lichtpunkte in der Geschichte der Menschheit zu erscheinen, *trotz* aller Hindernisse, die ihnen diese oder jene Staatsverfassung in den Weg legt. Mir bietet der geniale Mensch ungleich mehr als irgendein unbedeutendes soziales Individuum, aber da ich mir manchen (nicht persönlichen) Vorteil von dem verspreche, was sich gegenwärtig in Deutschland vorbereitet, so sage ich nicht nein und gehe mit; oder spiele, bei ungünstigen Auspizien, den Zuschauer, wie es sich für einen guten Philosophen

geziemt . . . Bakunin bereits hat die Herrschaft der Masse für Fiktion erklärt: La souveraineté du peuple, — mot que nous détestons d'ailleurs parce qu'à nos yeux toute souveraineté est détestable — le gouvernement des masses par elles-mêmes, y est également une fiction.

Toute souveraineté est détestable — der Anarchist hat, nach diesem Glaubenssatz, seine Konsequenzen zu ziehen gewußt, zumal in Rußland, wo ein Herrscher Thron und Leben verlor, der Offiziersstand so gut wie beseitigt wurde und die gebildete Welt (auf wie lange noch?) von der Gnade des Proletariers lebt. „Vielleicht ist der Anarchist ein Problem der Zukunft," würden die Anhänger der Dekadenztheorie sagen. „Möglich, daß nach der Demokratie, in einem Zeitalter des tiefsten europäischen Niedergangs, aus einer Auflösung des Staates als letztes soziales Individuum der Anarchist, ein Monstrum aus Gleichheitsideen und Selbstherrschertum, hervorgeht" — möglich, doch nicht wahrscheinlich und noch weniger wünschenswert, falls uns, ganz abgesehen vom Anarchismus, Gesundheit und Aufstieg des Volkes am Herzen liegt. Ich will nicht bestreiten, daß die Mehrzahl der Anarchisten an die Realisierung ihrer Träume von Umsturz, Gleichheit und Herrschaftslosigkeit glaubt. Woher sonst dieser tötliche Fanatismus, dieses selbstgewählte Schattenleben im Exil und diese beharrliche Entsagung eines geordneten, gesetzlichen Lebens?

Der Anarchist betrachtet den Staat als seinen Feind: weil letzterer eine Willensmacht darstellt, der sich der Untertan in vielen Punkten zu fügen hat, der Anarchist hingegen nur den eigenen Willen betont, das heißt, absolut frei und fessellos sein will. Er ist demzufolge auch der Feind der Bourgeoisie, die ein Grundpfeiler des Staates ist und mit dem Adel das Kapital in Händen hat. Einzig der Besitzlose, der Arbeiter und Proletarier bildet die Macht, kraft welcher der Anarchist sein Ziel zu erreichen hofft: siegt die Revolution, sind Besitz und Kapital aufgeteilt und „herrscht" nichts als Gleichheit, dann triumphiert der Anarchismus. Jede von einem Menschen auf einen andern ausgeübte (weltliche) Herrschaft empfindet der Anarchist als einen unerträglichen Druck, als eine Ungerechtigkeit, Arroganz und Kränkung — solange diese Herrschaft über ihm ist. Sobald er aber selbst zur Herrschaft gelangt, ist er der verbissenste, rücksichtsloseste Despot, seinem — Ideal zuliebe; ist, jüngst noch ein Feind alles Gesetzmäßigen, nun selbst Gesetzgeber, „anarchistischer" Gesetzgeber, willentlich, alle etwa widerstrebenden Elemente gewaltsam zu unterwerfen (Lenin, Trotzki und die übrigen „Größen"!). Er erklärt, dieses Verfahren sei ein Gebot der Stunde und werde nach dem endgültigen Siege des Anarchismus, auch Bolschewikismus, aufhören . . . Man schweigt und harrt, mehr oder weniger geduldig, des Kommenden.

Der in die Tat umgesetzte Anarchismus ist stets eine zeitlich bedingte Begleiterscheinung der Revolution gewesen. Dessen ungeachtet glaubt der Anarchist

an einen permanenten herrschaftslosen Zustand der von ihm — Beherrschten. Wer aber mit der Psychologie der Massen gut vertraut ist, kennt vor allem ihre Schwächen: der Zustand völliger Anarchie verleitet sie zur Zügellosigkeit, zu Raub, Mord, Brutalität und Vergewaltigung. Ich bin keineswegs Imperialist und glaube, für soziale Vorgänge das richtige „Auge" zu haben, hier aber erschrickt sogar der „gute Europäer" in mir und fragt sich, nach vielerlei Kreuz- und Querzügen der Verteidigung, ob, besten Falls, wohl noch irgendwo ein Rest von Billigung für derartige Vorgänge gefunden werden kann? Billigung kaum; nur erlaubte mir die Psychoanalyse problematischer Naturen, die Höhen, Tiefen und Unterwelten der menschlichen Seele nach vielen Richtungen zu ergründen, und so begegnete mir hier und da auch eine Art von mephistophelischem Geist, eine Art Bluthund und Fürsprecher des Lasters, dem alle Schrecken der Revolution gerade recht sind, der das, was ein gutes Gewissen „Hölle" nennt, als sein ureigentliches Element bezeichnet und im Hochgefühl seiner düsteren Seele rings Tod und Verderben um sich breitet. (Verwandte Typen: Marat, Danton, Robespierre, die aber wiederum für politische Ideale kämpften und untergingen.) Aus dem Vorangegangenen zu schließen, ist der Anarchist — trotz des Widerspruchs, der im Worte liegt — ein verkappter Herrenmensch, ein auf Umsturz bedachter Rächer, mit dem glühenden Verlangen, selbst einmal über die triumphieren zu können, die sonst über ihn triumphieren konnten; mit dem Verlangen, seinen Fuß auf den Nacken derer zu setzen, die ihn vordem nur allzu stolz trugen. Und im Grunde doch ein Verächter der niederen Menschen, mit denen er, als dem Mittel zum Zweck, einen Pakt zu schließen gezwungen ist. Der Anarchist ist fast immer ein intelligenter Mensch, doch macht- und mittellos, und sein sozialer Notstand erscheint ihm als eine von der Gesellschaft, vom Staate wissentlich verschuldete Ungerechtigkeit — ihr Egoismus verschuldete es. Während aber der Durchschnittsmensch mit seinem sozialen Lose zufrieden ist, empört sich im Anarchisten das (scheinbar) verletzte Gerechtigkeitsgefühl, er will, als intelligenter, befähigter Mensch, auch herrschen, wo andere herrschen, und erblickt die einzige Möglichkeit hierzu im Umsturz des Staates, in der Revolution.

Einen von dieser Auffassung etwas abweichenden Typ stellt der mit philosophischen Ideen erfüllte Kommunist dar. Wenn auch nicht frei von Egoismus — wer ist davon übrigens ganz frei? — so ist er immerhin ein gemäßigterer Anarchist. „Umstürzler" muß er wohl oder übel sein, falls er sein Ziel um jeden Preis zu erreichen trachtet. Beseitigung der privilegierten Klasse, gleiche Verteilung der Güter unter alle, Verteilung aller Güter unter die Gleichen, kurz, die Menschheit eine riesige Kommune, und in ihr der Anarchist als „Anwalt" des kommunistischen Gedankens — da haben wir ein weiteres Programm mit sachlicherem Inhalt und weniger extremer Richtung. —

Der bisher vornehmlich politische Charakter revolutionärer wie anarchistischer Katastrophen wird für einige Jahrhunderte vorherrschend sein. So-

lange bleiben Anarchie und Revolution vorübergehende, zeitlich bedingte Erscheinungen. Entartung, Zügellosigkeit, Bestialität, erst durch sie begünstigt, weichen zuletzt doch jenen anderen, höheren Mächten, und durch die Tore des Friedens halten Ordnung, Gesittung, Kultur und Bildung ihren Einzug, am Gängelbande den mutwilligen Knaben Freiheit, der inzwischen sichtlich gewachsen ist und nun sogar volkstümlich zu werden droht. Auch heißt es, der neugebildete Staat sei einsichtsvoller denn je, beseitige alte Schranken, überflüssige Gesetze und beginne sich westeuropäisch zu orientieren. — —

Der geniale Mensch — zum Beispiel der Künstler, Philosoph, Religionsstifter — hat unter der sogenannten Untertanenfreiheit immer am schwersten gelitten; man denke an Christus, Giordano Bruno und Dante, deren tragisches Schicksal teils politische, teils kirchliche Interessen bedingten. Man glaubte, auch ihn die Wohltat des Gesetzes fühlen zu lassen, an ihn denselben Maßstab legen zu müssen, mit dem man sonst, und hier mit Recht, den „braven Bürger" maß. Da es aber, wie ein Philosoph lehrt, Sinn und Zweck der Geschichte ist, als Merkblatt für das Erscheinen und Wirken überragender Persönlichkeiten zu dienen, warum dann soziale Beschränkung gerade an denen zu üben, die ihrem Jahrhundert so weit voraus sind? Warum den Flug zur Sonne mit Paragraphen, konventionellen Regeln und polizeilichen Bestimmungen hemmen zu wollen, wo doch ein höheres Ethos waltet? Schafft ein Gesetz der stillschweigenden Duldung und eins der Förderung des genialen Menschen, des „Tüchtigen"! Versucht nicht, ihn in den Rock des Staatsbürgers zu kleiden, wenn ihn der Purpur besser kleidet! Das Genie ist nur körperlich, nicht geistig mit euch verwandt! Es bedarf einer höheren Freiheit, als ihr sie genießt, es muß, als der Menschheit Vorbild und Leitstern, frei, fessellos sein, soweit gewiß, als es nicht „Schaden an seiner Seele" nimmt. Schon Stirner, der vielgeschmähte Sophist, hat diese Freiheit, mehr oder minder bewußt, gefordert: der höhere Mensch, der „Einzige" soll Herr über die „Macht der Verhältnisse" sein, soll im Kampf ums Dasein machtvoll, rücksichtslos, also e g o i s t i s c h sein Recht behaupten, sofern es anders nicht möglich — das Recht des Genies, vor dem die (ach, so selbstlosen!) Bestrebungen der lieben Mit- und Nebenmenschen vielleicht ein wenig nachstehen können. —

Die Harmonie der Völker bedingt gegenseitige Unabhängigkeit, das Recht der Freiheit und Selbstbestimmung ihrer Handlungen innerhalb ihrer Befugnisse. Es wäre töricht, hierüber zu streiten. Würde etwa ein Besitzer einen räuberischen Eindringling willkommen heißen, sich Abgaben erpressen lassen usw., ohne nicht stets von neuem zu versuchen, diesen Eindringling unschädlich zu machen? Vielleicht glaubt der Eindringling, „in der Not" gehandelt zu haben, aber wie auch die Auffassungen sein mögen, die kriegerische Natur des Menschen hat wieder einmal die Lehren der Kultur und Humanität vergessen und zum Schwert gegriffen.

Der europäische Krieg ist ein Krieg um die Sicherung der Völkerfreiheit wie um die Verwirklichung von Gedanken, die Ideale sein sollen, es aber nicht sind; Gedanken, die jedem Einsichtigen als reaktionär, als mittelalterlich erscheinen, und Ideale, die sonderbar anmuten in einer Zeit, einer Welt, die für durchaus entgegengesetzte Ideale kämpft. Der Krieg beweist täglich von neuem, wie machtvoll das Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit in den Völkern sein kann, wie sie willig die schwersten Leiden ertragen, nur um sich nicht unter das Joch des Eroberers beugen zu müssen. — Wenn ich an anderer Stelle sagte, der gegenwärtige Krieg sei ein Krieg um die Hegemonie in Europa, so verstehe man darunter die Hegemonie der Völkerfreiheit — eine Oberherrschaft, der wir uns freudig unterwerfen werden! Des weiteren über Gut und Böse der kriegführenden Staaten zu richten oder zu beweisen, daß hier Recht, dort Unrecht waltet, wäre unbedacht; gegenwärtig — September 1918 — vertreten Kanonen und Bajonette die verschiedenen Auffassungen und werden es voraussichtlich noch einige Zeit tun. —

Wir unterscheiden also drei Arten der Freiheit: 1. Relative oder bedingte Freiheit; der Untertan, selbst ein Wesen, das einer höheren Führung bedarf (— das Wort vom „beschränkten Untertanenverstande" wird sich stets bewahrheiten —) kann nur eines bestimmten Maßes von Freiheit (im höchsten Sinne) teilhaftig werden; andernfalls, bei absoluter Freiheit, herrscht Anarchie. 2. Freiheit des genialen Menschen. Das Jahrhundert ist arm an ihm. Wo aber ein neuer Stern am Himmel der Geister erscheint, dort ebnet ihm seine Bahn, neiget euch ehrfürchtig vor seiner Größe, die euch ein leuchtendes Vorbild sein möge! 3. Freiheit der Völker. Der Geist des zwanzigsten Jahrhunderts ist an und für sich ein Freigeist — im Verhältnis zu früheren Epochen! — dessen Gerechtigkeitssinn die Unterjochung fremder Völkerschaften nicht mehr dulden wird. Gelingt es, ein Weltschiedsgericht, größer und einflußreicher als jenes im Haag, zu schaffen, dann erscheint die Möglichkeit zu neuen Kriegen, neuen Unterwerfungen um vieles verringert. Die Konzessionen an Freiheit, an ungehemmtem Aufstieg der Tüchtigsten werden — kleine tyrannische Zwischenspiele nicht ausgeschlossen — von Jahrhundert zu Jahrhundert großzügiger werden. Vergessen wir aber nicht, daß Auf- und Niedergang der Völker beinahe eine Notwendigkeit im Rhythmus des Lebens darstellt, und Niedergang wäre es, mißbrauchte ein Volk das köstliche Geschenk der Freiheit!

Arnold Rechberg:
Die Grundlagen des Völkerbundes.

In der wirtschaftlichen Entwickelung der vergangenen Jahrzehnte ist der auf Interessenverflechtung beruhende Zusammenschluß wirtschaftlicher, insbesondere industrieller Unternehmen eine immer wiederkehrende Erscheinung gewesen. Derartige Zusammenschlüsse wurden meist nach vorhergehendem heftigem Konkurrenzkampf der betreffenden Werke getätigt. Dem Wirtschaftsleben vergangener Zeiten waren derartige Bildungen fast unbekannt. Das kam daher, weil fast überall die Landwirtschaft überwog, ehe die auf den Erfindungen des 19. Jahrhunderts beruhende Entwickelung der Weltindustrie einsetzte. In der Landwirtschaft bieten Zusammenschlüsse nicht entfernt die gleichen großen Vorteile wie in der Industrie und werden darum auch selten getätigt. In den Zeiten, in denen die Landwirtschaft für fast alle Völker von hauptsächlicher Wichtigkeit war, konnte man die Staaten gewissermaßen als Grundherrschaften großen Maßstabes ansehen. Je mehr die Industrie gegenüber der Landwirtschaft in einem Staate an Wichtigkeit gewonnen hat, um so mehr werden für diesen Gesamtstaat auch industrielle Grundsätze anwendbar und bestimmend. Der Gedanke des Zusammenschlusses auf Grund wirtschaftlicher Interessenverflechtung, der sich in der Industrie mit so augenscheinlichem Erfolg für die Gesamtentwickelung durchgesetzt hat, wird sich folgerechterweise daher um so mehr auf das Verhältnis zu den Staaten untereinander übertragen lassen, je ausgesprochener sie zu Industriestaaten geworden sind.

Es ist nun eine in der Industrie bekannte Erscheinung, daß sich der Zusammenschluß einer Anzahl von Werken im wesentlichen auf zwei Wegen erreichen läßt. Der eine Weg ist, daß zunächst die beiden stärksten dieser Werke sich unter Beseitigung der Interessengegensätze zwischen ihnen die Hand reichen und daß sich die andern Werke dann um diesen Kern kristallisieren. Der zweite Weg ist der, daß es einem der beiden stärksten Werke gelingt, systematisch die größere Anzahl Werke auf seine Seite zu ziehen, um schließlich den mehr oder weniger isolierten stärksten Gegner zum Eintritt in den Zusammenschluß zu veranlassen oder völlig schachmatt zu setzen. Dazu muß bemerkt werden, daß es sich in der Industrie immer als vorteilhafter erwiesen hat, einen auch isolierten starken Gegner in den Zusammenschluß aufzunehmen, anstatt ihn bis auf das äußerste zu bekämpfen, denn ein solcher Kampf kostet erfahrungsgemäß mehr eigne Kraft, als selbst durch seine erfolgreiche Beendigung meist wieder ausgeglichen werden kann. Er wird allerdings zuweilen unvermeidlich, wenn sich der betreffende Gegner dem Beitritt zu dem Zusammenschluß dauernd widersetzt. Es muß schließlich betont werden, daß auch industrielle Zusammenschlüsse sich nur dann auf die Dauer als haltbar erwiesen haben, wenn a l l e daran beteiligten Werke fanden, daß ihre Interessen

durch den dem Zusammenschluß zu Grunde gelegten Vertrag gefördert und ihre Erträgnisse gesteigert wurden.

Wenn man diese einfachen und bekannten industriellen Grundsätze auf die Staaten anwendet, so kann nicht verkannt werden, daß die deutsche Politik vor dem Kriege versäumt hat, sowohl den ersten wie den zweiten Weg einzuschlagen, daß sie hätte sich sagen müssen, daß der wirtschaftliche Konkurrenzkampf, in den Deutschland eingetreten war, nach irgendeiner Seite zu weitergehenden Lösungen führen müsse. Die deutsche Politik hätte entweder unter Beseitigung des wirtschaftlichen Interessengegensatzes, der zwischen Großbritannien und Deutschland gegeben war, versuchen müssen, diese beiden Staaten zu einem Bund zusammenzufügen, um den sich die übrigen Nationen kristallisiert hätten. Das wäre allerdings nur denkbar gewesen durch den Abschluß einer sehr weitreichenden auf gegenseitigem Industriewerteaustausch beruhenden Interessengemeinschaft zwischen Großbritannien und Deutschland. Oder aber die deutsche Politik hätte versuchen müssen, die übrigen Nationen auf die Seite Deutschlands zu ziehen, um so gegenüber England einen Konzern zu bilden. Auch das wäre denkbar gewesen, wenn man vielleicht zunächst dem französischen Kapital eine sehr weitreichende konsolidierte Beteiligung an der deutschen Industrie eingeräumt hätte. Denn die deutsche Industrie war und ist noch heute das vielleicht begehrteste Objekt der Welt. Allerdings wäre gegenüber der geschickten englischen Diplomatie der Erfolg derartiger Versuche nicht sicher gewesen, und wenn man auf diesem Wege weitergehen wollte, dann konnte es auf die Dauer nicht leicht sein, Rußland zu gewinnen und zuverlässig an eine solche Konstellation zu fesseln, denn die Interessen Rußlands waren weniger industriell-wirtschaftlicher, sondern mehr agrarischer Natur, und aus diesem Grunde wohnte Rußland das den Agrarstaaten besonders eigentümliche Streben nach territorialer Expansion inne. Man hätte höchstens Rußlands im Interesse seiner Agrarausfuhr erklärlichen Zug nach dem offenen Meere in der Richtung auf den Indischen Ozean ablenken und unterstützen können.

Dagegen hat England auf Grund der gegebenen Bedrohung seiner wirtschaftlichen Grundlagen durch den Wettbewerb Deutschlands und in der vor dem Kriege auch von englischen Politikern geäußerten Voraussetzung, daß Deutschland damals auf eine hinreichend weitgehende Interessenverflechtung zwischen England und Deutschland nicht eingehen werde, den zweiten Weg mit großer Konsequenz eingeschlagen. Die englische Politik hat selbst unter Aufgabe wichtiger englischer Interessen gegenüber manchen anderen Staaten eine große Anzahl von Nationen auf ihre Seite gezogen. Dagegen wäre es nicht undenkbar, daß sich nunmehr auch England und Deutschland die Hand reichen können, was allerdings nur bei einer Beseitigung des zwischen den beiden Völkern bestehenden Interessen-Gegensatzes durch Abschluß einer staatsvertraglich sichergestellten weitgehenden Interessenverflechtung möglich wäre. Wenn nämlich England den Kampf bis zur Beseitigung der deutschen Wirtschaftskraft weiterführen wollte, dann würde dieser

Kampf, selbst wenn sein Erfolg denkbar wäre, England noch so gewaltige Opfer kosten, daß es sich letzten Endes um die Früchte dieses Erfolges selbst betrogen haben würde. Dagegen sind die Vorteile einer solchen Interessenverflechtung für Deutschland und England und für alle anderen Staaten der Welt sehr große, wie ich in einer besonderen Schrift „Weltfragen" auszuführen versucht habe.

Geheimer Regierungsrat o. Professor Dr. Max Gg. Zimmermann: Deutsches Wesen.

Welches sind die hervorstechendsten Eigenschaften des deutschen Wesens, und wie runden sie sich den fremden Völkern gegenüber zu einem Charakterbild? Eine gute Antwort darauf kann uns die bildende Kunst geben, denn in ihr spiegelt sich das Wesen eines Volkes sehr bezeichnend wider. Da gewahren wir bei den Deutschen zu allen Zeiten ein überaus reich entwickeltes Gefühlsleben. Das zeigt uns als eins von vielen schon ein Beispiel aus dem Mittelalter. Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, als die deutsche Plastik teilweise unter starkem französischen Einfluß stand, wurde in einem Relief am Südportal des Straßburger Münsters mit dem Tod der Maria eine Arbeit gleichen Gegenstandes an der Kathedrale von Chartres nachgeahmt. Sehr bezeichnend aber ist es für den deutschen Meister, daß er eine Figur hinzutat, indem er eine der drei reinen Jungfrauen, die nach der Legende Maria in ihr Haus aufnahm, als Wehklagende vor das Sterbebett setzte und so, auf Barmherzigkeit von der einen und Dankbarkeit von der anderen Seite weisend, einen starken Gefühlston mehr in die Darstellung brachte. Ebenso voll entfaltet sich der Unterschied im Renaissance-Zeitalter. Der sich geißelnde Hieronymus, ein häufiger Darstellungsgegenstand venezianischer Bilder, erscheint selbst bei Tizian äußerlich gegenüber der tiefen Zerknirschung, die Dürer einem sich geißelnden, vor einem Altar knienden Manne auf seinem bescheidenen Holzschnitt von 1510 verleiht. Alle Völker aber übertrifft das deutsche in der tiefen Erfassung der Gestalt Christi, und da ist es im Unterschied zu anderen Völkern in der Hauptsache das Leiden des Herrn, das geschildert wird, weil durch das Mitgefühl die Seele der Andächtigen am meisten ergriffen wird, und sie dadurch veranlaßt werden können, von ihren Sünden, der Ursache der Qual Christi, zu lassen. Welche philosophische Tiefe die Künstler dabei selbst in einfache Holzschnitte zu legen wußten, zeigt Holbeins d. J. kreuztragender Christus. Nicht ist, wie gewöhnlich bei dieser Szene, der Dulder von zahlreichem Volk umgeben, sondern in tiefer Einsamkeit trägt er das schwere Kreuz durch eine öde Steinwüste, unter der Last zusammenbrechend und mit unsäglicher Mühe

vorwärts kriechend. So erhält die Figur eine über den historischen Vorgang hinausreichende symbolische Bedeutung, als müßte der Heiland durch alle Zeiten das Kreuz schleppen, so lange die Menschheit sündig bleibt. So reicht denn auch die Kunst keines Volkes an die deutschen Darstellungen des Erlösers am Kreuze heran, seien sie naturalistisch oder idealistisch. Der Christus einer Kreuzigungsgruppe vom Anfang des 16. Jahrhunderts in der Marienkirche zu Danzig ist, der ersteren Auffassung folgend, ein „Bauer" wie nach Brunellescos Ausspruch der Holzkruzifixus von Donatello, aber während dieser im Kopf äußerlich bleibt, ist in dem Danziger Werk der gewaltsame Tod unter furchtbaren, aber standhaft getragenen Qualen erschütternd zur Anschauung gebracht. Dem ideal aufgefaßten berühmten Holzkruzifix von Giovanni Pisano zu Pistoja von 1301 ist das eines deutschen Meisters gegen 1500 in der Hauptkirche zu Nördlingen zu vergleichen. Nur dieses ist ein wirkliches Seelenbild edlen Duldens von demselben Empfindungs- und Ewigkeitsgehalt wie der deutsche Choral „O Haupt voll Blut und Wunden". Nur unserem Albrecht Dürer ist es gelungen, in einer Handstudie für den Hellerischen Altar das Gebet bis in die Fingerspitzen fortzusetzen und die zusammengelegten, naturalistisch gezeichneten greisen Hände in einem Grade zu beseelen, daß selbst die berühmte Händesprache auf Lionardos Abendmahl demgegenüber äußerlich erscheint.

Dieselbe Tiefe findet sich in dem Gefühl für das eigene Heim, die heimatliche Stadt und die deutsche Landschaft. Bis in die religiösen Darstellungen hinein werden das deutsche Haus und das Glück des Familienlebens bei Dürer und seinen Zeitgenossen verherrlicht, und dieselbe Empfindung tritt uns im 19. Jahrhundert bei Ludwig Richters Schilderungen aus dem täglichen Leben des deutschen Bürgertums entgegen. Die enggebauten altdeutschen Städte mit ihren winkligen Straßen und kleinen Plätzen wirken intim wie Innenräume, und das Heimatsgefühl von Generationen, das daran haftet, hat häufig in Bildern, z. B. von Schwind, wärmsten Ausdruck gefunden. Deutsche Künstler haben es verstanden, die innerste Seele selbst der einfachsten Landschaft zu erfassen, wie Leistikow auf seinen Bildern aus dem Grunewald.

Das geht nicht ohne poetisches Empfinden, und so zeigt es sich denn von den mittelalterlichen Miniaturen an, daß wir das Volk der Dichter sind. Feinsinnig werden die hergebrachten religiösen Darstellungen ausgestaltet wie u. a. auf einem wahrscheinlich mittelrheinischen Bilde von etwa 1420, auf dem in einem traulichen Gärtlein die Muttergottes und Heilige unschuldige Sommerfreuden genießen. Das setzt sich durch die Kunstentwickelung fort bis zu den romantischen Bildern eines Kaspar David Friedrich und Ludwig Richter, bis zu den Märchenbildern Schwinds.

Trotz dieser zarten Poesie aber ist die deutsche Kunst voller individuellen Charakters, wie es bei einem Volk, das einen so beispiellosen Reichtum an untereinander verschiedenen Stämmen aufweist, gar nicht anders sein kann. Welche

Fülle provinzieller Verschiedenheiten die deutsche Kunst enthält, lehrt ein Blick auf die Vielgestaltigkeit romanischer Kirchen, je nach dem, wo sie stehen, auf die Malerei und Plastik des Renaissance-Zeitalters oder auf neuere Künstler wie den phantastischen süddeutschen Träumer Böcklin und den norddeutschen fanatischen Wahrheitssucher Menzel. Die Verschiedenheit der einzelnen Individuen beginnt in deutschen Darstellungen schon früh: Schon im 13. Jahrhundert erscheint auf den Chorschranken des Bamberger Doms ein Charakterkopf von der Kraft eines Donatello. Die ganze deutsche Renaissance-Kunst ist von Köpfen erfüllt, die die berühmten Bildnisbüsten des Florentiner Quattrocento noch übertreffen, indem sie durch tiefere und reichere Beseelung lebenswärmer sind. Obgleich im Ganzen die Deutschen für Malerei mehr begabt sind als für Plastik, können sich deutsche Renaissance-Skulpturen kühnlich neben gleichzeitige hochgefeierte italienische Werke stellen, ja sind ihnen zum Teil im tiefsten Innern überlegen. Welch klaffende Dissonanz ist zwischen dem strolchhaften Auftreten und überhäßlichen Kopf des sog. Zuccone von Donatello und seiner Bedeutung als Prophet. So etwas ließ die deutsche Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit nicht zu. Der Apostel Jacobus z. B. vom Hochaltar der St. Jacobskirche zu Rothenburg ob der Tauber von 1466 ist trotz nicht geringerer Naturwahrheit und künstlerischer Größe ganz und gar ein Verkünder von Gottes Wort, im Denken und Fühlen dem Bürger von damals verwandt, und daher geeignet zu seinem Seelsorger und Tröster. Oder eine Stufe höher hinauf: Michelangelo glaubte bei seinem Moses den gewollten Ausdruck der Kraft und Willensstärke nur durch meist unmögliche Übertreibungen der Natur erreichen zu können, durch Verkleinerung des Kopfes, damit der Körper um so mächtiger erscheine, durch überlangen Oberkörper, der imposant wirken soll. Die Hauptholzfigur vom Isenheimer Altar zu Colmar dagegen erreicht den gewollten, nicht weniger bedeutenden Eindruck durch schlichte Naturwahrheit. Nicht ist das Motiv der Statue wie beim Moses eine wenig edle menschliche Eigenschaft, der Zorn, sondern väterliche Güte und Hilfsbereitschaft, die in der ruhigen und sicheren Würde, in jedem Fältchen des alten langbärtigen Gesichtes dieses weisen und gerechten Patriarchen liegen. Die Zeitgenossen haben es nicht für nötig befunden, uns die Namen dieser und anderer deutscher Künstler, die es mit ihren weltberühmten italienischen Zeitgenossen aufnehmen können, zu überliefern. Welche Bescheidenheit bei gewaltigem Können!

Mit dieser Bescheidenheit hängt es auch zusammen, daß der Deutsche wie überhaupt so auch in der bildenden Kunst so leicht fremden Beeinflussungen zugänglich ist. Freilich ist noch eine andere, sehr schätzenswerte Triebfeder dabei: das Bedürfnis, so viel als möglich zu lernen. Es hat ganze Zeitalter gegeben, in denen die deutsche Kunst völlig im Fahrwasser einer ausländischen schwamm, ja selbst zu einer Blütezeit wie die um 1500 nahm die deutsche Malerei mehr oder weniger starke Anregungen aus den Niederlanden und aus Italien auf.

Dieses Lernenwollen hat uns auf vielen Gebieten hochbringen helfen. Andererseits aber ist das Ausländern auch eine deutsche Schwäche. Die Bewunderung des Fremden namentlich bei den im Auslande lebenden Deutschen hat dazu beigetragen, den Weltkrieg zu entfesseln, weil die Ausländer uns in einer natürlichen Schlußfolgerung deshalb niedrig einschätzten. Selbst mitten im Weltkriege hat es sich gezeigt, daß viele von uns über die Grenze hinausschielten, daß Ansichten und Forderungen, die zu unserem Schaden zu uns herübergerufen wurden, leicht Aufnahme fanden. Der Völkerbund mag an sich ein guter Gedanke sein, er ist aber nur unter sittlich gleichwertigen Völkern für alle von Vorteil, von unseren Feinden ist er erfunden, um uns darin zu majorisieren. Wir müssen uns also die festesten Sicherungen darin verschaffen. Auch auf unsere staatliche Gestaltung im Innern hat das Ausland im Kriege einen erschreckend großen Einfluß gewonnen. Ihm ist zum guten Teil die Umänderung unserer Staatsform zuzuschreiben, deren Plötzlichkeit uns so verhängnisvoll geworden ist. Die Feinde haben leider voll erreicht, was sie wollten: uns durch Beunruhigung im Innern zu schädigen. Was weiter entwickelt werden mußte, hätte von uns selber aus geschehen müssen, und zwar erst nach Beendigung des Krieges, der unsere einzige Aufgabe hätte sein müssen. Wann werden wir uns endlich auf uns selbst besinnen? Unter anderem zeigt uns die Kunst, welch herrlicher Gehalt in unserem Volke steckt. Hätten wir nur in stolzem Nationalbewußtsein den Mut gehabt, ganz wir selber zu sein! Das allein imponiert der Welt.

Jener wundervolle Individualismus, sei es nach Stämmen oder nach einzelnen Persönlichkeiten, den wir in der bildenden Kunst erkennen, hat uns leider nur zu oft dazu geführt, untereinander uneinig zu sein. Solange aber das Vaterland in Gefahr ist, hätten alle Sonderwünsche unterdrückt werden müssen. Wie unser Volk als Ganzes in der Kunst ein fest umrissener Charakter ist, so hätte es auch im Kriege und in den Friedensverhandlungen, die noch ein Teil des Krieges sind, nach außenhin völlig einig sein müssen. Wie uns früher die Uneinigkeit der einzelnen Stämme im Äußern kraftlos machte, so hat uns jetzt nach vier Jahren unerhörter Erfolge die Uneinigkeit der politischen Parteien, der Machthunger einzelner von ihnen geschwächt. Auch jenes tiefe und reiche Gefühlsleben, das die deutsche Kunst spiegelt, ist gleichzeitig unsere Kraft und Schwäche. Es machte die Mehrheit unseres Volkes weich augenblicklichen Erfolgen der Feinde gegenüber. Aus solchen Stimmungen heraus ist der Reichstagsbeschluß vom 19. Juli 1917 über den Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen, ist das schicksalsschwere Friedensangebot vom 5. Oktober 1918 und seine Folgen entstanden. Erinnern wir uns, daß jenes Gefühl in der deutschen Kunst nicht nur lyrisch, sondern auch von dramatischer Stärke ist, und welche Liebe für die Heimat aus jenen Werken spricht; das wird unser vaterländisches Gefühl auf Grund unserer tiefsten Beanlagung in allen, auch den schwersten Schicksalslagen, auf der Höhe erhalten. Unsere eigene in

Kunst und Leben gleiche Ehrlichkeit läßt uns gar zu leicht übersehen, daß unsere Gegner die Verlogenheit als berechtigtes Kriegsmittel betrachten. So gab es leider immer Deutsche, die meinten, daß die Feinde wirklich nicht, wie sie vorgaben, an die Ehrlichkeit unseres Friedenswillens glaubten. Ihr Ruf nach noch deutlicherer Bekundung und weiterem Entgegenkommen ist uns im Ausland immer als Mangel an Stärke ausgelegt worden.

Nicht umsonst hat die deutsche Kunst eine besondere Vorliebe dafür, den Erlöser im Leiden groß zu zeigen. Auch das deutsche Volk hat sich schon mehrmals in der Geschichte im Dulden groß erwiesen und im Weltkrieg darin fast übermenschliches geleistet. Das wird auf ewige Zeiten ein Ruhmesblatt bleiben. Retten wir jetzt durch Standhaftigkeit und fortdauernde Kampfbereitschaft bei den Verhandlungen mit den Feinden, was noch zu retten ist. Es kann noch viel erreicht werden, wenn wir das Schwert immer scharf halten. Erinnern wir uns, daß Friedrich der Große im Hubertusburger Frieden auch nichts weiter erlangte, als seinen Besitzstand zu wahren, und daß sich daran doch die aufsteigende Größe Preußens knüpfte, weil, gerade wie bei uns, eine Zeit gewaltiger Großtaten vorausgegangen war, die der Welt den innern Wert und die innere Stärke seines Staates gezeigt hatten. Möge die ungeheuere Kraft, die sich bei unsern Kämpfen und unserm Dulden im Weltkrieg offenbart hat, uns in den kommenden Friedensjahren zu derselben Arbeitsleistung auf allen wirtschaftlichen und kulturellen Gebieten anspornen, durch die wir in den letzten Jahrzehnten alle andern Völker überflügelten.

Dr. Richard Müller-Freienfels: Die kulturellen Wirkungen des Krieges.

Viele waren zu Beginn des Krieges der Meinung, er werde einen scharfen Wendepunkt unserer gesamten Kulturentwicklung bilden. Manche erwarteten eine Rückkehr zu älteren, einfacheren Lebensformen, eine Abkehr von der übersteigerten Kultur der letzten Jahrzehnte. Andere befürchteten einen radikalen Zusammenbruch aller Kultur. Beides ist nicht eingetreten. Wohl aber läßt sich heute, nach mehr als vierjähriger Kriegsdauer feststellen, daß der Krieg in der Hauptsache ein beschleunigtes Fortschreiten in der bisherigen Richtung des Kulturgangs bedeutet. Und ferner zeigt sich immer deutlicher, daß das, was der Krieg an Neuentwicklungen gezeitigt hat, im Guten wie im Schlimmen in ganz anderer Richtung liegt als in der zu größerer Einfachheit. —

*

Die Tatsache, daß der Krieg eine Fortsetzung, ja eine beschleunigte Fortsetzung der bisherigen Kulturentwicklung ist, wird verständlich, wenn man in ihm nicht sowohl — was meistens geschieht — einen Gegensatz zur letzten Friedenszeit sieht, als vielmehr — was mindestens ebenso richtig ist — das notwendige Ergebnis der voraufgehenden Entwicklung.

Alles beinahe, was für die Zeit vor 1914 bezeichnend war, kehrt verstärkt und vergrößert im Kriege wieder. Die leidenschaftliche Konkurrenz der Völker, ihr Streben nach Prestige und Weltherrschaft bedingte schon vor dem Kriege einen latenten Kriegszustand. Der Krieg ist nur das Offenbarwerden eines schon lange bestehenden Prozesses. Demgemäß sind auch die Lebensformen, die er zeitigt, nur scharfe Ausprägungen der bisher bestehenden.

Das gilt im Guten wie im Bösen. Es sind vor allem auch die imponierenden Züge der Vorkriegszeit, die im Kriege noch verstärkt zur Geltung gelangen. Die hochgespannte Energieentfaltung, das komplizierte Zusammenarbeiten der mannigfachsten Bestrebungen, die Konzentration aller Kräfte zu einheitlichen Zwecksetzungen haben, nachdem sie im Frieden bereits vorgebildet waren, im Kriege die höchsten Triumphe gefeiert. Die opferwillige Unterordnung des Einzelnen unter einen Gesamtwillen, die rastlose Hingabe an Arbeit und Pflicht sind nicht etwa erst Errungenschaften der Kriegszeit. Auch die so oft gepriesene Organisationsfähigkeit, die finanzielle Leistungskraft, die Geschmeidigkeit des Kapitals sind Früchte der Verhältnisse vor dem Kriege. — Was schon im Frieden das Wirtschaftsleben charakterisiert: Kapitalismus auf der einen, Proletarisierung der Massen auf der andern Seite, tritt noch schärfer heraus. Der schon lange notleidende Mittelstand wird vollends zermalmt. Ungeheure Vermögen bilden sich. Die Verarmung der Mehrzahl nimmt schroffste Formen an, wenn auch hohe Löhne in einzelnen Erwerbszweigen das noch verhüllen. Die schon vor dem Kriege vorhandene, wenn auch infolge zahlreicher Übergangsstufen nicht so sichtbare Kluft zwischen Arm und Reich klafft heute noch weiter. Sie wird in ihrer ganzen Schroffheit erst nach dem Kriege empfunden werden, am meisten von denen, die der Krieg erst zum Proletariat hinabgedrückt hat.

Die Lockerung der Familie, ebenfalls in der Vorkriegszeit vorbereitet, macht reißende Fortschritte. Die Überzahl der Frauen vergrößert sich, in vielen Häusern fehlt der Gatte oder der Vater, viele Männer werden unfähig zur Begründung eigner Hausstände. Dafür finden sie bei der Heimkehr in allen Berufszweigen die Frauen eingenistet, was weiter die Einkommen herabdrückt und die Familiengründung erschwert.

Noch andere Erscheinungen kommen hinzu. Die Qualitätsleistung wird immer mehr durch die Quantitätsleistung verdrängt; die Industrialisierung der gesamten Produktion verschärft sich. Die Notwendigkeit, durch Beschaffung von Massenartikeln die Lücken des Wirtschaftbetriebes, die der Krieg gerissen, zu verstopfen, läßt die Erzeugung billigen Schundes ins Ungeheuerliche steigen. Für

Qualitätsarbeit wird nach dem Kriege weder Zeit noch Geld vorhanden sein. Das aber bedeutet: Sieg des Industrialismus über die persönliche Leistung!

Bürokratismus, Überorganisation, Gebundenheit des Einzelnen durch behördlichen Zwang — zunächst durch die Notwendigkeiten des Krieges vermehrt — werden sich in den Frieden hinein fortsetzen. Daraus folgt ebenfalls Herabsetzung der Persönlichkeit im Werte, Mechanisierung und Schematisierung des ganzen Daseins, Unterordnung unter geistig minderwertige Zwecksetzungen. Alles das war schon vor dem Kriege angebahnt, hat sich jedoch in seinem Verlauf unheimlich verschärft. Der moderne Krieg ist nicht, wie Schillers Soldatenlied pries, eine Schule der Freiheit und Selbständigkeit; er ist mindestens ebensosehr eine Schule willenloser Unterordnung, der Mechanisierung alles Lebens, worauf schon die letzten Friedensjahrzehnte hingedrängt hatten.

*

Vielleicht aber ist's nur mit dem äußeren Leben so? Vielleicht ist auf geistigem Gebiete ein Umschwung eingetreten?

Wir müssen auch das verneinen. Vergleichen wir die Spielpläne unserer Theater, unserer Opernbühnen mit denen vor dem Kriege, so zeigt sich kein wesentlicher Unterschied. Nach einigen Versuchen im Anfang, die Ausländerei zu verbannen, Sinn für nationale Kunst großen Stiles beim Volke zu erwecken, ist man längst wieder in die alten Bahnen eingelenkt. Man spielt statt französischer Stücke die Stücke französelnder Ungarn, man sucht in Skandinavien statt in Rußland nach Sensationen, aber im Grund ist alles beim Alten geblieben. Auch die deutsche Dichtung hat keineswegs eine Wendung zum Einfachen genommen. Außer der meist gut gemeinten, aber künstlerisch mit wenigen Ausnahmen belanglosen Kriegsliteratur ist als charakteristischer Stil der schon vor dem Kriege keimende Expressionismus zu weithin spürbarem Einfluß gelangt. Die Riesenerfolge des späten Strindberg, Meyrinks, H. Manns, Sternheims mögen zwar in ästhetischer Hinsicht z. T. verdient sein, ob sie jedoch auf eine geistige Neuorientierung des Volkes schließen lassen, ist eine andere Frage. Im Gegenteil, sie zeigen, daß das Bedürfnis nach Sensationen eher gewachsen als geschwunden ist.

Die Religiosität hat ebenfalls kaum zugenommen. Die Kirchen, die sich in den ersten Kriegswochen plötzlich füllten, sind vielleicht leerer als je. Es scheint, daß diesmal die Not nicht beten gelehrt hat. Selbst in den Schützengräben hat der Verfasser das Elend des Krieges meist gerade zum Beweis des Nichtdaseins Gottes spekulativ verwenden hören. Wiederholt ist ihm von einfachen Soldaten die Frage hingeworfen worden, wie man an einen Gott glauben könne, der soviel Unglück zulasse! Gewiß hat die Sehnsucht nach Religion hier und da stark zugenommen: die Kluft zwischen den traditionellen Kirchenlehren und dem Geist der Zeit ist jedoch nur fühlbarer geworden.

Und überhaupt, hat uns der Krieg nach der oft beklagten Ideallosigkeit der Vorkriegszeit neue geistige Ideale gebracht? Vielleicht weist jemand auf gewisse Parteigründungen hin und sagt, hier hätten wir die neuen Ideale. Aber diese „Ideale" sind recht materieller Natur. Landerwerb, Expansionsmöglichkeit, Bestrafung der Feinde und andere sehr materielle Dinge kommen da unverhüllt hervor. Geistige Ideale im Sinne Goethes oder Kants sind das gewiß nicht! Es soll hier nicht über die praktische Bedeutsamkeit dieser Dinge abgesprochen werden; nur daß sie zur Begründung eines neuen Idealismus dienen könnten, muß entschieden bestritten werden.

Ich schreibe hier keine Fastenpredigt, ich konstatiere bloß. Auch diese Tatsachen stellen sich durchaus als Verlängerungen der Tendenzen der Vorkriegszeit dar. Die nervöse Reizsamkeit (um mit Lamprecht zu reden), die sich in den Künsten offenbart, war schon vor dem Kriege ein Zeichen der Zeit, hat jedoch während des Krieges in allen Schichten der Bevölkerung noch eine Steigerung erfahren. Andrerseits hängt auch die Ideallosigkeit, die sich während des Krieges zeigt, mit dem erhöhten Wirklichkeitssinn zusammen, der schon im Frieden auf allen Kulturgebieten hervortrat und im Kriege, der rauhsten der Realitäten, sich erst recht ausprägen mußte.

*

So kommen wir zu dem Ergebnis, daß zunächst wenigstens der Krieg **keine Rückkehr zu einfacheren Lebensverhältnissen bedeutet**. Diejenigen, die das erhofften, übersahen zweierlei: erstens, daß die Kultur nicht zurückgeht, zweitens aber, daß kulturelle Umbildungen nicht mit einem Schlage geschehen. Die kulturelle Wirkung des Krieges wird sich erst im Frieden, vielleicht erst nach Jahren ganz entfalten.

Dann allerdings dürften sich die durch den Krieg geschaffenen Umwälzungen in der Folgezeit als tiefer ergeben, als heute vielfach angenommen wird. Der Friedenszustand nach dem Kriege wird dem vor 1914 sehr unähnlich sein. Gerade dadurch, daß der Krieg die Beschleunigung und äußerste Zuspitzung der bisherigen Entwicklung erbracht hat, wird er auch ihr Ende bedeuten. Die (hegelisch geredet) ins Extrem zugespitzte Thesis muß in ihr Gegenteil umschlagen.

Das dürfte sich zunächst und am deutlichsten auf wirtschaftlichem Gebiete zeigen. Ein Ausgleich wird notwendig werden zwischen Plutokratie einerseits und Proletarismus andererseits. An Stelle des bourgeoisen Kapitalismus der letzten Jahrhunderte wird eine Sozialisierung Platz greifen. Hoffentlich bewahrt uns Rußlands abschreckendes Beispiel vor einer Sozialisierung von unten. Aber auch die Sozialisierung von oben, ein weitgetriebener Staatssozialismus, wird einen tiefgehenden Umsturz bedeuten. Wieviel Vermögensabgaben, Steuern, Verstaatlichungen erreichen werden und erreichen müssen, ist noch nicht abzusehen. Aber die neue Richtung der Entwicklung beginnt bereits sich abzuzeichnen. Die bis-

herigen Kennzeichen der Wirtschaft: Freiheit der Unternehmung und des Kapitals werden eingeschränkt werden.

Ähnliche Erscheinungen dürften sich auf sozialem Gebiet ergeben. Die Familie wird nicht mehr wie bisher Privatsache sein. Der Staat wird eine Kontrolle übernehmen. Besonders die Kinderzeugung wird mehr als bisher das Staatsinteresse beschäftigen. Daß für die zahlreichen, von der Ehe ausgeschlossenen Frauen neue soziale Möglichkeiten geschaffen werden, wird sich ebenfalls als Notwendigkeit herausstellen.

Schwieriger noch als für das wirtschaftliche Leben ist eine Prognose für das geistige. Sollte die durch die entfesselte Konkurrenz der bisherigen kapitalistischen Kultur bedingte Nervosität zurückgehen, so wird sich das auch in der Kunst stark bemerkbar machen. Die Nervenkunst der letzten Jahrzehnte war jedenfalls mit der kapitalistischen Kultur eng verknüpft und würde mit deren Einschränkung eine sehr wesentliche Umbildung erfahren. Es kann das zu einem Zurückebben der „Reizsamkeit" führen, es kann aber auch ein weitgehendes Erlöschen künstlerischer Interessen überhaupt mit sich bringen.

Mag also auch der Krieg an sich keine wesentliche Umgestaltung bedeuten, in seinen Folgen kann er doch die ganze Kulturentwicklung so tiefgreifend beeinflussen, daß er später als die Schwelle eines ganz neuen Zeitalters erscheinen dürfte.

Dr. Paul Ostwald, Berlin: Japan und das revolutionäre Rußland.

Ostasien wird unzweifelhaft für uns nach dem Kriege eine andere Rolle spielen als bisher. Denn die zukünftige Stellung Japans zu uns wird, was leider immer noch nicht tief genug in das Bewußtsein unseres Volkes eingedrungen ist, nicht nur entscheidend sein für unsere ostasiatischen Interessen, sondern auch für unsere ganze Weltpolitik. Die Zukunft wird von uns fordern, daß wir unsere ostasiatische Politik mit unserer Gesamtpolitik inniger verknüpfen und darin fester verankern, als es bisher der Fall war. Eben darum aber gilt es auch, daß wir den ostasiatischen Vorgängen die nötige Beachtung schenken. Wir müssen versuchen, uns trotz des Mangels an ausführlichen Nachrichten ein klares Bild von allem zu machen, was den fernen Osten angeht. Ganz besonders ist es nötig, Japan auf seinen oft recht dunklen und verborgenen politischen Pfaden nachzuspüren. In dieser Beziehung scheint mir nun das Verhältnis Japans zu dem neuen Rußland im allgemeinen noch recht wenig geklärt, und es lohnt des-

halb wohl einmal der Mühe, den Dingen etwas tiefer auf den Grund zu gehen. Es ist das ja jetzt auch um so besser möglich, als mit der sibirischen Intervention Japans und der anderen Ententemächte ein gewisser Abschluß erreicht ist.

Wollen wir die richtige Grundlage zur Beantwortung der Frage, wie wir sie uns gestellt haben, finden, so müssen wir uns unbedingt über den Gegensatz Japans zum Angloamerikanertum im klaren sein. Ist an eine Versöhnung zwischen den genannten Mächten zu denken, oder nicht, ist die Kluft, die sich zwischen Japan und England-Amerika aufgetan hat, zu überbrücken oder nicht, das ist die Frage, die wir uns zu allererst vorzulegen haben. Erwägen wir nun, was sich als ein trennender Keil zwischen die genannten Mächte geschoben hat, so sind es nicht einfache Interessengegensätze, sondern es sind Macht- und Prestigefragen. Es handelt sich um nicht weniger als um die Herrschaft im Stillen Ozean, um den entscheidenden Einfluß in China und in Rußland. Wer hier an ein Nachgeben, an ein Zurückweichen ohne Zwang glaubt, verkennt die in der Geschichte der Völker arbeitenden Kräfte. Denn wir haben es bei allen drei Staaten mit solchen Völkern zu tun, die innerlich noch gesund und daher lebenskräftig sind, die sich in keiner Weise etwa wie Frankreich oder Italien schon überlebt haben. An eine Versöhnung der Gegensätze ist also nicht zu denken. Gewiß, es ist nicht nötig, daß die Dinge sofort zu einem offenen Konflikt treiben, der Gegensatz kann durch eine geschickte Politik latent und für einen unbefangenen Beobachter unbemerkbar gemacht werden, aber er ist darum nicht beseitigt. Irgend ein unvorhergesehener Zufall, irgend ein unerwarteter Anlaß kann kommen und die Entfesselung der sich feindlichen Kräfte bewirken. Der Weltkrieg ist uns ja Beispiel genug. Erhärtet wird unsere Annahme von der Unversöhnbarkeit des Gegensatzes zwischen Japan und England-Amerika ja schließlich auch dadurch, daß in letzter Zeit in den Zeitungen Nachrichten über den Abschluß eines englisch-amerikanischen Schutz- und Trutzbündnisses gegen Japan zu lesen waren.

In Tokio wird man nun die Dinge, wie sie zwischen Japan und dem Anglo-Amerikanertum liegen, nicht weniger klar und deutlich erfaßt haben. Wir werden darum auf keinen Fall annehmen können, daß Rußland nach dem Ausbruch der Revolution völlig als Faktor in seinen politischen Berechnungen ausgeschieden sein wird, nachdem es vor der Revolution in dieser Beziehung und gerade in Hinsicht auf die Abwehr England-Amerikas eine so bedeutende Rolle spielte. Noch im Juli 1916 schloß Japan mit Rußland ein Bündnis, das seine deutliche Spitze gegen das Angelsachsentum hatte, ein deutliches Zeichen für uns, daß man in Japan genau erkannt hatte, woher in der Zukunft die eigentliche Gefahr droht. Im Frühjahr 1917 brach nun in Rußland die Revolution aus, die für die japanischen Staatsmänner und ihre weitausschauenden Pläne störend wirken, sie aber bei der Lage der Dinge unmöglich zu einem Fallenlassen Rußlands veranlassen konnte. Daß Rußland bei der jungen Kraft seines Volkes sich

selbst einst wieder finden und innerlich erstarken würde, war von vornherein anzunehmen. Nur für den Augenblick, für die nächste Zukunft verlangte die russische Revolution von den Politikern in Tokio, daß sie den angelsächsischen Gegnern gegenüber etwas vorsichtiger wurden. Der russischen Stütze vorläufig beraubt, befand sich Japan vor die üble Tatsache gestellt, daß es isoliert war, und so war es ein Gebot der Stunde, die daraus entspringende Gefahr nach Möglichkeit zu verringern. Diese Erwägungen haben wir bei dem Isshiiunternehmen in Betracht zu ziehen, das ja eine Besserung der japanisch-amerikanischen Beziehungen zum Zwecke hatte. Im übrigen darf nicht vergessen werden, daß es Japan auch deshalb auf das Wohlwollen Amerikas ankam, weil es die amerikanischen Stahllieferungen nicht entbehren kann. Es ist also falsch, in den Verhandlungen des Barons Isshii, die sich vom Juli bis zum November 1917 hinzogen, mehr sehen zu wollen als eine ganz dem Augenblick angepaßte politische Handlung. Ein Kurswechsel war es nicht, denn man legte in Tokio Wert darauf, die guten Beziehungen mit Rußland aufrecht zu erhalten. Die Anerkennung der neuen Regierung von seiten Japans war nicht nur eine leere Förmlichkeit, es war das Bekenntnis, nach Kräften festzuhalten an der freundschaftlichen Politik dem westlichen Nachbar gegenüber und ihn auch weiterhin fest an sich zu binden.

Mit diesem Festhalten an dem auf Rußland eingestellten Kurs steht nun das energischere Vorgehen der Japaner in der Mandschurei nach dem Ausbruch der Revolution nicht in Widerspruch. Es ist das begründet einmal in der Furcht, das in dem allgemeinen Wirrwar zu verlieren, was Japan sich im Vertrage vom 3. Juli 1916 bereits gesichert hatte, und zugleich in dem Wunsche, die Dinge, wie sie nun einmal gekommen sind, dazu zu benutzen, um in der Mandschurei auch die letzten Reste der russischen Herrschaft zu beseitigen. Man hofft das alles in Formen tun zu können, die für die Räteregierung nichts Beleidigendes und Herausforderndes hat. Wie es die veröffentlichten Geheimtelegramme ergeben, wahrte man auf japanischer Seite den Russen gegenüber durchaus das Gesicht und versprach Abhilfe gegen allzu scharfes Vorgehen der japanischen Konsuln in der Mandschurei, während man in aller Ruhe sich in den Besitz der Eisenbahnen, der Telegraphen, der Post sowie überhaupt der gesamten Verwaltung setzte. In höflichster Weise werden die Russen belehrt, daß die Kreuzer, die den Hafen von Wladiwostok öfter anlaufen, nur japanische Schulschiffe sind. So verfolgt man japanischerseits unentwegt seine festen Ziele, vermeidet dabei aber doch alles, was das russische Volk gegen Japan in Zorn und Aufwallung bringen kann.

In diesem ruhigen und abwartenden Verhalten Rußland gegenüber wurde Japan nun durch seinen Feind Amerika gestört. Der Vertreter der russischen Räteregierung weiß schon am 13. Juli 1917 folgendes nach Petersburg zu berichten: „Die in den hiesigen Blättern aufgetauchte Nachricht, daß die russische Regierung angeblich amerikanischen Unternehmern die Ausbeutung der Erdschätze in

Sibirien und in Nord-Sachalin überlassen habe, hat in japanischen Geschäftskreisen einen großen Eindruck hervorgerufen, und in beiden Häusern des Parlaments sind aus diesem Anlaß Anfragen gestellt worden, worauf die japanische Regierung geantwortet hat, daß sie entsprechende Nachforschungen zur Klarstellung dieses Gerüchtes anstellen werde." Die Zeilen Krupenskys spiegeln deutlich genug die Aufregung wieder, die sich Japans bemächtigte, als Amerika Anstalten machte, die russische Revolution in seinem Sinne auszunutzen. Schon während des ganzen Krieges war Japan immer in Rußland auf den amerikanischen Konkurrenten gestoßen, und bei dem Mangel an Geldmitteln, bei seiner doch noch sehr in den Anfängen steckenden Industrie vermochte es nicht immer das Feld siegreich zu behaupten. Amerika vermochte es infolge seiner wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte auf dem russischen Markte zu überflügeln. Daß Japan seinem Gegner nicht gerade gern nachstand, ist ohne weiteres zuzugeben, und jetzt sollte der Amerikaner sich auch noch auf Sachalin und in Sibirien festsetzen! Japan konnte da unmöglich ruhig zusehen, denn es drohte ja dann die Gefahr für die Zukunft, daß es von drei Seiten von Amerika eingeschlossen werden konnte. Nur eine Macht durfte sich in den in Frage kommenden Gebieten festsetzen, und das durfte einzig und allein Japan sein! Dazu kamen die verlockenden wirtschaftlichen Aussichten. Gerade während des Krieges hatten die Japaner mit aller Ruhe eine friedliche wirtschaftliche Durchdringung Sibiriens betrieben. Sowohl wegen des Erwerbs von Bergwerken in Sibirien wie von Bohrrechten auf Sachalin hatten japanische Gesellschaften Verhandlungen mit der russischen Regierung schon lange angeknüpft. Japanische Gesellschaften hatten bereits in sibirischen Städten die elektrischen Straßenbahnen und die elektrische Beleuchtung übernommen. Das alles sollte nun wieder durch Amerika gefährdet werden. So mußten die amerikanischen Pläne unter allen Umständen durchkreuzt werden. Nur galt es den richtigen Weg zu finden. Denn weder durfte Rußland hierbei allzu nahe getreten werden, noch durften die auf jede Vergrößerung von Japans Machtstellung eifersüchtig blickenden Angelsachsen dadurch in ihrem Mißtrauen noch bestärkt werden. Die sich durch den Weltkrieg in einem besonders schnellen Wechsel befindlichen politischen Verhältnisse sollten Japan bald zu Hilfe kommen. Es war der Abschluß des Friedens zwischen Deutschland und Rußland.

Es ist nun aber durchaus falsch, behaupten zu wollen, der Frieden zu Brest-Litowsk, der die westlichen Randvölker von Rußland losriß, habe Japan veranlaßt, eine Loslösung Sibiriens von seinem Nachbarreiche zu bewirken. Es ist irrig, weiter daraus schließen zu wollen, wie es von gewissen Seiten aus, z. B. von der „Vossischen Zeitung", immer wieder geschieht, daß Japans Vorgehen in Sibirien ein deutlicher Beweis dafür sei, wie der Ostfrieden das ostasiatische Inselreich von Rußland fort und zu England-Amerika hin getrieben habe. Gewiß hängen der Ostfrieden und die sibirische Intervention zusammen, doch nur insofern, als dieser, wie wir oben schon sagten, die rein äußere Veranlassung für

Japan bot. Denn mit dem Plan, in Sibirien einzuschreiten, wollte Japan nicht Rußland, sondern Amerika treffen. Der Frieden von Brest-Litowsk löste sowohl in England wie auch in Frankreich den Wunsch aus, durch Gewaltmaßregeln Rußland von neuem in den Krieg gegen uns zu treiben, und das machte sich Japan zu nutze. An der Seine und an der Themse war man daher für die japanische Intervention zu haben. Man ging sogar soweit, zu erklären, daß man sich in der Frage der Oberleitung eines gemeinsamen Ententeunternehmens in Sibirien zugunsten Japans als uninteressiert erklärte. Alle anderen Bedenken wurden besonders von seiten Englands mit Rücksicht auf den Kampf in den Hintergrund gerückt. Wenn Blätter wie z. B. der „Manchester Guardian" u. a. vor einer solchen Intervention in Sibirien warnen zu müssen glaubten, weil damit nur Japans schon zu gewaltig gewordene Machtstellung noch verstärkt würde, so blieben diese Stimmen ungehört. Man kennt eben in England nur ein Ziel: die völlige Niederkämpfung Deutschlands. Ablehnend verhielt sich nun aber auch von Anfang an Amerika. Selbstverständlich geschah das aus Feindschaft gegen Japan. Man fühlte in Washington wohl nur zu genau, was Japan mit einer Intervention bezweckte. Sie konnte nur gegen die Beseitigung des amerikanischen Einflusses in Rußland gerichtet sein. Wilson hoffte zudem gerade dadurch die russische Regierung für Amerika zu gewinnen, daß er jede Gewalttat vermied. Er meinte, durch alle möglichen Freundschaftsbeweise sowohl im Interesse Amerikas wie auch der Entente in Rußland weiter zu kommen als die anderen. Diesen Weg verfolgte nun Wilson mit besonderer Energie, als Japan den Plan einer Intervention aufgeworfen hatte. Noch im Mai 1918 wurde die „Liga amerikanischer und russischer Politiker" gegründet, im gleichen Monat wurde die amerikanische Bank in Moskau gegründet u. a. m. Mit allen Mitteln also versuchte Wilson die japanische Politik in Rußland zu diskreditieren.

Von japanischer Seite hielt man unterdessen an dem einmal gefaßten Plane einer Einmischung in Sibirien fest, doch tat man nichts mit Übereilung. Rußland durfte in keiner Weise dadurch so vor den Kopf gestoßen werden, daß spätere freundschaftliche Beziehungen unmöglich gemacht wurden. An eine Einmischung war also nur zu denken, wenn Japan von der gesamten Entente dazu beauftragt worden war, auch von Amerika. So blieb denn Japan abwartend und zurückhaltend, bis die Verhältnisse auch einen Wilson auf den Standpunkt der anderen Ententemächte gebracht hatten. Daß das kommen würde, damit hat man in Tokio sicherlich gerechnet. Enttäuscht darüber, daß alle seine Bemühungen umsonst waren, daß Rußland auf freundschaftliche Weise nicht dazu zu bringen war, von neuem gegen Deutschland eine Front aufzustellen, hat Wilson dann seine Zustimmung zur Intervention in Sibirien gegeben.

Selbstverständlich versucht Japan nun, die sibirische Intervention so günstig wie möglich für sich zu gestalten und bei dieser einmal geschaffenen Gelegenheit sich zu holen, was zu holen ist. Seine Absichten, endgültig Wladiwostok,

Sachalin und das Amurland seinem Reiche einzuverleiben, sind unverkennbar. Es glaubt das wieder ohne allzu schwere Verletzung des russischen Nationalstolzes tun zu können, da dieses auf diese Gebiete mehr oder weniger freiwillig verzichten wird. Das russische Ultimatum an Japan zeigt übrigens, daß man in Tokio richtig gerechnet hat, denn es heißt dort ausdrücklich, daß es der Räteregierung auf eine Gebietsabtretung nicht ankommt. In gleicher Weise ist das chinesisch-japanische Militärabkommen zu beurteilen. Hiermit will Japan nicht nur auf seinem Wege der Suprematie in China weiterkommen, sondern es hat sich damit auch zugleich ein Mittel schaffen wollen, um sein Vorgehen gegen Rußland abzuschwächen. Chinesische Truppen sind an die Grenze der Mandschurei geschafft worden, damit sie einen Teil des Kampfes für die Japaner übernehmen, und diese selbst sich mehr zurückhalten können.

So sehen wir, daß wir von einer Zickzackpolitik Japans in der Tat nicht reden können. Japan hat nach wie vor seine Front gegen das Angelsachsentum und hofft von Rußland hierin Unterstützung zu erhalten. Es ist heute noch derselbe Kurs, der seit 1910 deutlich erkennbar wird. Japan hat an ihm trotz der Revolution festgehalten, und es ist gezwungen, an ihm festzuhalten; der Unterschied ist nur, daß es das einmal mehr und ein andermal weniger versteckt tut. Diese Tatsache aber gibt uns nicht ungünstige Aussichten für unsere Zukunft. Es wird nur gelten, aus der Sachlage der Dinge besseren Nutzen zu ziehen, als es bisher geschehen ist. Wir machten den Fehler, uns vor dem Weltkrieg um den Nachbarn unseres Nachbarn zu wenig zu kümmern. Wir übersahen die Bedeutung der neuen Großmacht Japan für unsere gesamte Politik. Japan war für uns eine „quantité négligeable", und wir büßten diesen Mangel an politischer Erkenntnis und diese politische Gleichgültigkeit nicht nur mit dem Verlust von Kiautschou. Der Krieg wird uns ja wohl in dieser Beziehung die Binde von den Augen gerissen haben, er wird uns auch gezeigt haben, daß in der Politik, vor allem wenn es gilt, so skrupellose Feinde wie England und Amerika zu bekämpfen, ideelle Momente, wie es die bei uns auch vorhandenen Rassebedenken waren, nichts zu suchen haben. Wir und Japan haben ein gemeinsames Interesse an der Neugestaltung eines uns befreundeten Rußland, wir haben mit Japan dieses Interesse aus dem gleichen Grunde, wegen des Kampfes gegen das Angelsachsentum. Der Weg ist für unsere Politik gegeben. Es muß ihr möglich sein, mit dem besiegten Rußland und mit Japan einen osteuropäisch-asiatischen Block zu schaffen als ein Bollwerk des Friedens und der Abwehr des Angelsachsentums.

Wilhelm Meridies:
Das Wesen der Weltmächte und die Demokratie.

In jedem Denkenden unter uns wächst mit den Schrecknissen dieses Krieges, aber auch mit dem Reifen seiner Ergebnisse, das Bedürfnis, eine tiefere Begründung seiner Entstehung und seines Ausbruchs zu finden und für unsere Vernunft und auch für unser Herz gleichsam ein Äquivalent für die gebrachten Opfer zu erhalten. Heute genügt es uns längst nicht mehr, diese Fragen einfach mit der Anklage abzutun, der und jener feindliche Staatsmann habe den Krieg ruchlos heraufbeschworen. Vielmehr suchen wir den Verlauf der Geschichte zu erkennen, der an gewisse Voraussetzungen gebunden ist, die wir festzustellen und zu deuten imstande sind. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der Ablauf der Geschichte gleichwie in der Natur unter dem Zwang bestimmter Gesetze erfolge.

Das Völkerringen, das wir miterleben, ist — wie überhaupt jeder moderne Krieg — im Grunde das gleiche, was ein Examen im bürgerlichen Leben ist; es ist ein Ringen um den Befähigungsnachweis. Nur darum erlangte dieser Krieg seine Gewalt, weil sich nach und nach sämtliche Großmächte des Erdenrunds an ihm beteiligten. Alle fühlten ihre Geltung von seinem Verlauf abhängig.

„Woher kommt es, daß es überhaupt Großmächte gibt? Warum und inwieweit übertreffen einige unter den vielen Staaten der Welt die anderen wesentlich an Einfluß? Und lassen sich gar Zusammenhänge zwischen diesen auserkorenen Staaten erkennen, kraft deren sie ihr Ansehen gegenseitig bedingen und das Schicksal der Menschheit gemeinsam bestimmen?" Diese Fragen stellt Prof. Martin Spahn in der Einleitung zu seinem neuesten Buch „Die Großmächte"*) und gibt damit im voraus das darin behandelte Thema seinen Grundzügen nach an. Es ist geradezu ein Gegenstück zu Rudolf Kjelléns erfolgreicher Schrift: „Die Großmächte der Gegenwart" und dürfte zum mindesten dieselbe Beachtung beanspruchen. Im Gegensatz zu Kjelléns Schrift, die mehr eine Ausbeute staatswissenschaftlicher Literatur ist, und auch im Gegensatz zu der bisher üblichen — von einigen Ausnahmen abgesehen — Art der deutschen Geschichtswissenschaft, die sich zu ausschließlich nur nationalen Fragen und der Erforschung unserer Kulturzustände zugewandt hatte, geht Spahn nach dem Beispiel von Karl Ritter, Friedrich Ratzel, Franz Liszt und zuletzt Paul Rohrbach von geographischen Grundlagen aus. Es ist höchst erfreulich zu sehen, daß sich allmählich die Überzeugung von der Notwendigkeit der politischen Geographie bei uns in Deutschland immer mehr Bahn bricht, und kein Staatsbürger, der sich ein sicheres Urteil über

---

*) M. Spahn: Die Großmächte. Richtlinien ihrer Geschichte. Maßstäbe ihres Wesens. Ullstein 1918. Mit 6 farb. Karten. 5.50 M.

die auswärtige Politik seines Vaterlandes zu bilden wünscht, sollte an diesem ausgezeichneten Werk Spahns vorübergehen.

Besonders interessant und in mancher Hinsicht auch zum Nachdenken anregend ist der Teil seines Buches, in dem er über das Wesen der Weltmächte und den Widerspruch der Demokratie gegen sie spricht, und ich kann es mir nicht versagen, einiges daraus für die Allgemeinheit zu wiederholen oder dem Sinne nach wiederzugeben.

Zum besseren Verständnis möchte ich noch einige Bemerkungen vorausschicken. Durch das vergangene Jahrhundert geht deutlich ein Schnitt. Jenseits liegt alte Zeit, altmodische Kultur, geschichtliche Vergangenheit; diesseits sind unsere Väter und wir, Neuzeit, Gegenwart. Diesen Schnitt kann man auf ein paar Jahre genau natürlich nicht bestimmen. Man kann aber ruhig sagen, daß wir vom Jahre 1878 an als dem Jahre des Berliner Kongresses das neue Zeitalter zu rechnen haben. Gerade die Aufhellung dieser wenigen Jahrzehnte unserer jüngsten Vergangenheit wird auf lange hinaus zu den anziehendsten Aufgaben der Staatengeschichte gehören. Die Völker selbst fühlten merkwürdig frühe, daß zwei Zeitalter in diesen bedeutungsvollen Jahrzehnten einander ablösten. Spahn vertieft sich nun in dem erwähnten Abschnitt seines Buches in die Untersuchung der Fragen: Wie kam es, daß in diesen Jahren ein völliger Wechsel in den räumlichen Voraussetzungen der Großmachtbildung eintrat, und in welcher Richtung ging dieser Wechsel vor sich?

Folgende Überlegungen führen zur Beantwortung der Fragen.

Nachdem im Laufe der Jahrhunderte allmählich alle Erdteile durch die abendländische Kultur befruchtet worden waren, erwuchsen überall Staaten nach abendländischem Vorbilde, von denen nicht nur die europäischen Mächte, die vordem bloß bedingt an der Großmachtentwicklung teilnehmen konnten, die Möglichkeit voller Entfaltung erhielten, sondern auch einzelne, ganz außerhalb Innereuropas gelegene sich ebenso fähig zu echter Großmachtbildung zeigten, wie die großen innereuropäischen Staaten. Während bisher dem festländisch-innereuropäischen Bereich der Großmachtbildung ein bemerkenswerter Umfang nur an abendländischen Bodenmaßen gemessen eigentümlich gewesen war, verpflanzte sich jetzt die Wirksamkeit dieser Mächte auf die Ozeane und über sie hinaus. „Jetzt wurde das ganze Erdenrund zum Schauplatz großmächtlicher Kämpfe. Die Völker redeten treffend von Welt- und nicht mehr von Großmächten, wenn sie die führenden Staaten kennzeichnen wollten."

Hierbei darf jedoch nicht übersehen werden, daß der geographische Schwerpunkt der Weltmächte zunächst noch nach wie vor auf derselben, nur verlängerten geographischen Linie liegt, in der die Entwicklung des voraufgegangenen Zeitalters verlief. Spahn knüpft hier eine geschichtlich-geographische, nicht uninteressante Betrachtung an. Er zeigt, wie sich seit dem Altertum, in dem das Mittelmeergebiet der Träger des großstaatlichen Lebens war, bis auf die Gegenwart

eine stetig von Süden nach Norden gerichtete Tendenz der Verlegung des groß-staatlichen Lebens bemerkbar gemacht hat. Unwillkürlich steigt da die Frage auf: Wird auch in Zukunft eine den früheren Zeitabschnitten ähnliche Entwicklung vor sich gehen, oder wird das Großstaatsleben auch nach seiner Ausbreitung über das ganze Erdenrund an die gemäßigte Zone der nördlichen Erdhälfte gebunden bleiben?

Gleichzeitig mit der eben erwähnten Großmachtentwicklung über alle Erdteile haben sich auch die Ausmaße der einzelnen Großmächte geändert. Hunderttausende von qkm hatten die innereuropäischen Großmächte gezählt; die Weltmächte zählen deren nach Millionen. Es war von vornherein nicht anzunehmen, daß jede alte Großmacht solche Ausmaße würde erreichen können. Sollte tatsächlich diese oder jene Großmacht der Vergangenheit nicht zur Weltmacht aufrücken können, so wird man in Zukunft eine Staffelung von drei Staatengruppen zu verzeichnen haben:

1. Weltmächte.
2. Großmächte, d. h. Mächte geringeren Gewichtes, aber dennoch mit einem geschichtlichen oder kulturellen Einfluß, der sie über die Masse der ohnmächtigen Staaten erhebt.
3. Zum Selbstschutz nicht fähige Mächte.

Zugleich mit den außereuropäischen Großmachtbildungen tritt eine ungeheure Steigerung der wirtschaftlichen Leistungen aller Staaten ein. Wie es im Rahmen der bisherigen innereuropäischen Großmachtpolitik lag, die dem Staate dienenden Kräfte gleichmäßig weit zu entfalten, war auch dem kapitalistischen Aufstieg ihrer Völker naturgemäß nur ein enger Spielraum gelassen. Jetzt jedoch entfielen diese Rücksichten; der Umlauf des Geldes und der Kredit entwickelten sich sprungweise und das bisher unausgeglichene Nebeneinander von Großmächten, die wesentlich auf Bodengewalt beruhten, und wenigstens einer Großmacht — England —, die sich auf die ungemeine Blüte ihrer Volkswirtschaft gründete, hörte auf. Spahn drückt dies aus mit den Worten: „Als das Wesen der Weltmächte der Zukunft stellte sich deutlich eine Kreuzung zwischen dem ökonomischen Großmachttypus des englischen Staates und dem territorialen Typus der innereuropäischen Großmächte heraus." Einen Anteil an der Weltwirtschaft zu gewinnen, See- und Landverkehr den neuen Bedürfnissen entsprechend auszubauen, das war jetzt die Losung für alle Weltmächte. „Das staatliche Dasein der Menschheit schien seiner höchsten Entfaltung nahe zu sein, die Entwicklung der Großmächte ihrem Gipfel zuzustreben. Zur selben Stunde aber erhob sich die Gefahr, daß den ganzen stolzen Wuchs durch innere Bewegungen der Staatenwelt der Axthieb treffe."

Diese Gefahr, von der hier Spahn spricht, liegt begründet in dem Drang nach Demokratisierung, der sich bei fast allen innereuropäischen Nationen immer mehr geltend machte; begründet in dem Wunsch nach Abschaffung des Absolutismus; nicht zuletzt auch in dem Widerspruch zwischen dem Wesen der Weltmächte

und der Demokratie. Der Einfluß, den die zeitgenössische Demokratie auf und für die Massen verlangt, verträgt sich schon von Natur aus kaum mit der auswärtigen Politik der Großmächte; denn während im Wollen und Denken der Massen das Irrationelle, das Triebhafte vorwaltet, blieb die auswärtige Politik der Großmächte nach wie vor rationalisiert. Zugleich wurde die dem Absolutismus eigentümliche straffe und zielbewußte Zusammenordnung aller staatlichen Kräfte fortan mit dem Durchbruch der demokratischen Bewegung, dem Auseinanderstreben der Kräfte, nahezu illusorisch. Es entstand eine völlig anders geartete Staatsanschauung, die die bisherigen absolutistischen Grundsätze der auswärtigen Politik nicht verstand, ja sie zum Teil geradezu verwarf.

Es würde zu weit führen, in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes weiter darauf einzugehen, in welcher Weise und welchem Maße dieser Umschwung vor sich ging. Ich verweise auch hier wieder jeden, der sich näher mit diesen Fragen beschäftigen will, auf das Buch Spahns. Für uns möge die Feststellung der Tatsache genügen: Durch das Eindringen der neuen demokratischen Anschauungen in das bisherige, fast vorherrschend absolutistische Staatensystem Inner- und auch Außereuropas erhielt die politische Lage ein zwiespältiges und rätselvolles Antlitz. Die geschichtliche Entwickelung mußte eine Klärung der Lage bringen. Den ersten Anstoß dazu und also auch zum Durchbruch des neuen Zeitalters gab dann der Berliner Kongreß, dessen Bedeutung gerade in dieser Hinsicht man erst in der letzten Zeit immer mehr zu erkennen begonnen hat. — —.

Professor Dr. Moritz Benedikt: Der geisteskranke Jude. Studie.

In einem Vortrage in Zürich hat Dr. Rafael Becker die Frage der Nervosität und besonders der Geistesstörung bei den Juden behandelt. Die offizielle Statistik seit 1871 hat in Deutschland und Dänemark, in Italien und Rußland nicht nur eine Überzahl von Geisteskranken bei den Juden nachgewiesen, sondern seitdem auch eine unverhältnismäßige Steigerung.

Einen wichtigen Beitrag kann ich aus London liefern; derselbe ist wohl am Kontinent nicht weiter beachtet worden. Ums Jahr 1901 brach in den Elendsquartieren an der Themse eine Endemie von Geistesstörung, besonders Paralyse, unter den dort ansässigen tausenden von Schneidern, die sich aus Rußland geflüchtet hatten, aus. Dabei war der Prozentsatz der Frauen auffallend größer, als er sonst bei der Paralyse ist. Was die englischen Kollegen frappierte, war, daß

Lues und Alkoholismus als Ursachen völlig wegfielen. Dr. Beadles berichtet darüber im Archiv der britischen psychiatrischen Gesellschaft. Da ich auswärtiges Ehrenmitglied dieser hochgeachteten Gesellschaft bin und ich seit Jahren die allgemein Mode gewordene Anschauung auch in England bekämpfte, daß Lues die ausschließliche Ursache der Paralyse sei, wandte man sich an mich zur Aufklärung. Gerade durch die Beobachtung in meiner ostjüdischen, zumal der strenggläubigen Klientel hatte ich die Sicherheit gewonnen, daß die allgemeine Annahme von Lues als die gewöhnliche Ursache der Paralyse — so wie z. B. auch der Tabes — zum Teile irrig sei. In diesen Kreisen ist eben Lues sowie Alkoholismus äußerst selten. Da es eine Erfahrung ist, daß viele Luetische ihre vorausgegangene manifeste Krankheit verleugnen, so nahm man in der vorhandenen Voreingenommenheit an, daß Lues vorhanden war, und die Kranken wurden zu einer schädlichen Parforce-Kur verurteilt. Es wurde ein Schuldspruch auch bei Mangel an Beweisen ausgesprochen.*)

Da, wie wir sehen werden, die Ursache auch der Londoner Endemie zum großen Teile auf allgemeinen jüdischen Schicksalsschlägen beruht, so möge die Darlegung der historischen Ursache des speziellen Elends, das zur Krankheit in diesem Falle führte, Platz finden. Die Vertreibung der Juden aus vielen Aufenthaltsorten in Rußland, in denen sie bisher ihre Existenz fanden, beim Regierungsantritte des Zaren Alexander III. war die Ursache. Dieser Akt des Kaisers ist von großem psychologisch-historischen Interesse. Ich bin nun in der Lage, ihn aufzuklären.

Ich war durch meine Beziehungen zu allen Schichten der russischen Gesellschaft über den Kaiser, als er noch Kronprinz war, orientiert. Er hatte einen glühenden Haß gegen die Korruption, besonders angefacht durch die ungeheuren Malversationen, die sein Onkel, der ältere Nikolaj Nikolajewitsch, während des türkisch-russischen Krieges vollführte. Er war übrigens ein Mann von geringem geistigen Schwunge und aus diesem Grunde konservativ. Von ihm konnte man nicht erwarten, daß er auf die Verfassungsidee von Miljutin eingehen werde. Unerwartet bald kam er zur Herrschaft.**) Er wollte sofort den Ausrottungskrieg gegen die Korruption beginnen. Der Naive hatte keinen so klugen Ratgeber wie der neuernannte Gouverneur in Gogols Roman: „Tote Seelen" an einem alten Kaufmann (Kupetz). Dieser widerriet dem Gouverneur den Kampf wider die Korruption, weil er bei der Verschmitztheit und allgemeinen Verbrüderung der

*) Daß auch die modernen Blutproben irreführen können, bin ich überzeugt; ich kann dies hier aber nicht weiter auseinandersetzen.

**) Dies erfolgte durch die unerwartete greuliche Hinschlachtung Alexanders II. Vielseitig habe ich aus russischen Kreisen erfahren, daß dieses Attentat von der Hofpartei angestiftet wurde, weil der Zar seine zweite Frau, die Dolgoruka, krönen lassen wollte, und wegen drohender Verleihung einer Verfassung. Dadurch hatte die terroristische Partei mehr als freie Hand.

zahllosen Korrupten nichts ausrichten werde und im Kampfe zu Fall kommen würde. Er beruhigte sein Gewissen und das des Würdenträgers mit dem für einen rechtgläubigen Russen charakteristischen Worte: Wir sind alle Sünder. Bekanntlich hat der energischste Lehrer unter den großen Denkern, der große Kirchenvater Augustinus, seine Lehre vom Determinismus (der Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Willens) scholastisch aus der Lehre von der Erbsünde abgeleitet.

Praktisch uneingeweiht begann der Zar wirklich sofort den Kampf gegen die millionenköpfige Schlange der Korruption, welche Köpfe von Großfürsten, von Ministern und Senatoren, von Zivil- und Militärfunktionären aller Grade bis hinab zu den Gendarmen und niedersten Bediensteten besaß. Das ganze Leben der Bevölkerung war aktiv und passiv auf die Korruption eingegliedert.

Da zischelte ein schlauer Schlangenkopf dem Selbstherrscher aller Reußen ins Ohr, daß Beamtenbestechung die Ursache sei, daß Juden an zahlreichen Orten leben und arbeiten ohne Niederlassungsrechte, und der Zar begann seinen tragischen Don Quixote-Feldzug mit der furchtbaren Vertreibung zahlloser armer Teufel aus ihren Wohnsitzen, wo sie mühselig ihre Existenz fristeten.

Aus diesen Elenden rekrutierten sich die Tausende von Emigranten in London — meist arme Schneider —, bei denen die Qualen der Verfolgung, die Pein der Fremdheit der neuen Heimat und die elende materielle Existenz die Endemie der Geistesstörung hervorrief. In der Ursachenerkenntnis (Ätiologie) spielt also der geschilderte politische Vorgang die erste Rolle.

In meinem „Offenen Briefe" an D. Beadles (Juliheft des „Journal of Mental Science"), der unter demselben Titel: „The insane Jew" wie der Artikel des englischen Kollegen erschien, ging ich ausführlicher auf die Prädisposition (Veranlagung) ein, mit welcher die Juden und Jüdinnen überhaupt für Nervenkrankheiten: Paralyse, Tabes, Epilepsie, Hysterie usw. behaftet sind und die Veranlassung des Ausbruches der Krankheit war.

Die Juden sind überhaupt für Kopfarbeit prädisponiert, sonst hätte Moses nicht seinem Volke den Monotheismus aufgebürdet, der bei den Ägyptern, Babyloniern und Indern eine Geheimlehre der Priester war. Viele Jahrhundertelang rang Jehova mit den Götzen in den Köpfen des Volkes in oft tragischer Weise.

Diese Anlage für vorwaltende Kopfarbeit kam noch mehr zur Geltung seit der Epoche der ersten Diaspora (Zerstreuung) in den Tagen von Nebukadnezar, und als die nervenkrafterhaltende Beschäftigung mit dem Ackerbau und die Landwirtschaft aufhörte und dann auch der Ausschluß vom Gewerbe eintrat und aus religiösen Gründen keine Beziehung zu den Künsten der Malerei, Plastik und auch zur Technik vorhanden war. Die spanisch-jüdischen Gelehrten vermittelten besonders auf Betreiben Friedrichs II. von Hohenstaufen und seines großen Kanzlers Thomas a Vineis die Kenntnis der Christenheit mit der griechischen.

und arabischen Philosophie. Die Vorliebe für Kopfarbeit bei der Berufswahl dauert bis heute an, was natürlich die Entwicklung der Paralyse und anderer degenerativer Krankheiten erhöht. Ganz besonders gesteigert muß der Widersinn wirken, daß in überfrommen Kreisen fast im Kindesalter die Beschäftigung mit der scholastischen Dialektik des Talmud forciert wird, wodurch bei fähigen und unfähigen Gehirnen die Paralyse geradezu gezüchtet wird. Dazu kommt in neuerer Zeit bei den Weibern die überspannte feministische Bewegung mit ihren perversen Zölibatsbestrebungen und Überanstrengungen geistiger und physischer Natur, welche zur Degeneration führen.

Die gewaltsame Entfernung von der Natur und der gemütlichen ruhigen Gewerbstätigkeit hat die jüdische Volksseele energisch in ein sozusagen überintensives Familienleben hineingedrängt mit einem exzessiven ehelichen Geschlechtsleben, das besonders bei den Weibern zu schweren Nervenleiden führte. Vom Beginne der Geschlechtsreife bis zu dessen Erlöschen wurden den Weibern die Lasten der Mutterschaft aufgebürdet und über diese hinaus galten Anrecht und Verpflichtung.

Die vielen Katastrophen in der Geschichte der Juden haben den Keim zu schweren Neurosen gelegt und deren Ausbruch gezeitigt. Daß Elend und Mißhandlung eine katastrophal gesteigerte Ausbreitung der Geistesstörung hervorrufen kann, zeigt drastisch die Londoner Episode. Auch die Erschwerung des sozialen Existenzkampfes gerade bei geistig vollentwickelten Teilen der Juden in intoleranten Ländern hat viel zur Erhöhung der Anzahl Geisteskranker beigetragen. (Ich habe diese Momente in der zitierten Abhandlung in englischer Sprache erörtert; auf die dort gegebene anthropologische Erörterung der Rassenmischung im antiken Palästina und ihre Konsequenzen kann ich hier nicht eingehen.)

Herr Dr. Becker erwartet in seinem Vortrage eine rassenhygienische Besserung vom Zionismus. Dieser hat viel zu einer männlichen Haltung beigetragen und an die Stelle allgemeiner Zerfahrenheit einen gesunden Sinn für Disziplin gezeugt. Sein Ziel einer nationalen Wiedergeburt stößt auf große Schwierigkeit. Diese Wiedergeburt ist vorzugsweise eine ostjüdische Frage. Da steht vor allem die jiddische Sprache im Wege. Diese ist wohl die größte Mißgeburt der Kulturgeschichte. Sie hat viel Unheil gestiftet. In Italien, Frankreich und der angelsächsischen Welt, sowie in der germanisch-skandinavischen und auch in einem Teil der slawischen haben sich die Juden kulturell, national und staatspolitisch adaptiert und mit der Bevölkerung amalgamiert. Schroffe Körperformen, Sonderheiten der Körperhaltung usw. sind in den nächsten Generationen meist verschwunden. Die ostjüdische Emigration in England und in den Vereinigten Staaten ist an ihrer monströsen Sprache hängen geblieben. Die genannten Länder sind in ihrer Toleranz so weit gegangen, diese sogenannte Sprache sogar

offiziell anzuerkennen. Während des Krieges zeigte sich aber, daß diese Elemente nicht anpassungsfähig seien, und man ist zur Entnaturalisierung geschritten.

Der Zionismus fühlt diesen sprachlichen Schaden, obwohl Viele sonderbarer Weise mit ihm kokettieren. Man will eine vollendete Nationalsprache und sie wurde geschaffen. Es sind wohl 40 Jahre her, daß mir ein gelehrter Patient aus Petersburg sein Werk in 3 Bänden zeigte. Diese enthielten Lehrbücher der Physik, Chemie, Naturgeschichte und Philosophie in der neu ausgebauten hebräischen Sprache. Seitdem ist der Ausbau ein vollständiger geworden und steht, soweit ein Außenstehender beurteilen kann, in bezug auf Allseitigkeit auf der Höhe des Neugriechischen. Ich höre von glänzenden Rednern in dieser Sprache und einem großen Kreise, der sie versteht.

Ich habe diese Bewegung mit Interesse und regem Anteile verfolgt und muß sagen, von praktischem Nutzen kann diese gewiß große Leistung nur werden, wenn es gelingt, eine kompakte — autonome, wenn auch allenfalls nicht souveräne — Kolonisation von Millionen zu schaffen. *Eine erste Bedingung für eine solche ist aber eine sehr breite agrikole und gewerbliche Volksunterlage.*

Aber auch der Wahnwitz müßte von der Oberfläche verschwinden, in Palästina eine Art von Nationalstaat zu schaffen. Eine mehrtausendjährige Erfahrung lehrt, daß dieses Land immer eine Reibungsfläche zwischen afrikanischen und asiatischen und auch europäischen Großmächten ist, wobei die staatliche Selbständigkeit zerrieben wird. Heute streiten sich schon England und die Türkei, wer bei diesem an und für sich schwächlichen, noch dazu ungeborenen Kinde Patenstelle vertreten solle. Zweitens sind Konflikte mit der einheimischen arabischen Bevölkerung unausweichlich, die ein fortwährendes Einschreiten nötig machen werden.

Drittens scheint das Land für eine genügende allseitige Bodenwirtschaft gar nicht geeignet.

Der Zionismus muß auf eine große staatsmännische Organisationskraft warten und die Massen sich für eine solche vorbereiten. Dann kann aus einem großen Geschehen die relativ kleine Frucht einer rassenhygienischen Besserung erhofft werden.

Professor Dr. W. Kroll: Menander.

Menander ist im Altertum ein großer Name gewesen. Kannten die Gebildeten seine Stücke, so waren dem Volke die schönen Sentenzen geläufig, die man aus ihnen ausgezogen hatte: auf Flaschen gezogene Lebensweisheit findet immer ihre Abnehmer, und so tiefe Sätze, wie daß unrecht Gut nicht gedeiht und Reichtum allein nicht glücklich macht, erhalten neue Kraft, wenn sie von einem berühmten Namen gedeckt werden. Plutarch verglich ihn in einer besonderen Schrift mit Aristophanes und stellte seine moralische und sprachliche Korrektheit weit über die ungezügelte Regellosigkeit des älteren Dichters. Trotzdem waren durch eine Laune des Schicksals alle Handschriften seiner Dramen untergegangen, und die Neuzeit mußte sich, um einen Begriff von seiner Kunst zu gewinnen, an die römischen Übersetzer halten; hatte doch Plautus mindestens zwei, Terenz sicher vier Stücke aus ihm übertragen. Aber man mißtraute der Treue dieser Bearbeitungen und neigte dazu, den römischen Dichtern eine starke Selbständigkeit zuzutrauen. Da kamen die ägyptischen Papyrusfunde, die uns etwa anderthalbtausend Verse bescherten und uns die Handlung von etwa 10 Stücken mehr oder weniger genau erkennen ließen, die aber auch die schon vorher gewonnene Einsicht befestigten, daß die römischen Komiker ihre Originale im ganzen getreu wiedergeben; Plautus freilich vergröbert den Ton, aber Terenz bemüht sich mit Erfolg, auch den Feinheiten seiner Vorlage gerecht zu werden. Halten wir alle verschiedenen Quellen unserer Kenntnis des Dichters zusammen, so können wir den Versuch einer Würdigung wohl wagen und werden ihn um so lieber unternehmen, als wir trotz aller Lücken die Entwicklung der Komödie in einem Zeitraum von etwa 150 Jahren überschauen und hoffen können, etwas von den Gesetzen literarhistorischen Werdens zu erfahren.

Am Anfange der attischen Komödie steht für uns in heller Beleuchtung Aristophanes, der alle Merkzeichen des Genies trägt und der aus einem unvollkommenen Instrument alles herausholte, was eben möglich war. Denn die alte Komödie war als Drama betrachtet unvollkommen, schon wegen der überragenden Rolle des Chores, die sich aus dem Zusammenhang mit dem Dionysoskultus herschrieb; aber Aristophanes benutzte diesen Chor in genialer Weise und machte ihn seinen politischen und sozialen Tendenzen dienstbar. Seine Komödie war in einer politisch reichbewegten Zeit ein Sprachrohr der Minderheit, das der Dichter ohne jede Rücksicht auf Personen und Zustände benutzte. Als Athen seine Bedeutung verlor und die Wogen der politischen Erregung sich legten, konnte man diese unerhört scharfe Kritik nicht mehr dulden, und was davon blieb, waren ziemlich harmlose Anspielungen auf stadtbekannte Persönlichkeiten, die sich auch

bei Menander noch fanden: so wird in der „Samia" der Parasit Chairephon und der vielgeschäftige Androkles durchgehechelt, beides Leute, gegen die sich der Spott auch anderer Dichter richtete. Auch der Chor wurde beschränkt, weil seine Ausrüstung zu teuer wurde, und diente bei Menander nur noch dazu, die Zwischenakte durch musikalische Vorträge auszufüllen; von der Handlung war er so gut wie ganz losgelöst. Für das Verlorene Ersatz zu schaffen war nicht leicht. Die alte Komödie hatte es noch nicht verstanden, eine selbsterfundene Handlung von Anfang bis zu Ende durchzuführen; wohl war irgendeine Idee, oft von genialer Zugkraft, vorhanden, aber sie reichte für das Stück nicht aus, war nicht imstande, es zu tragen: das Ziel der Handlung ist in der Mitte des Dramas erreicht, und was nun folgt, sind lockere Szenen, von Chorliedern eingerahmt, meist sehr lustig, aber für die Handlung entbehrlich. Immerhin dienen sie oft der Tendenz; in den „Acharnern" z. B. hat der attische Bauer, dem der Krieg mit Sparta durchaus zuwider ist, seinen Separatfrieden bald abgeschlossen, auf den das Stück angelegt ist; aber nun folgen episodenhafte Szenen, in denen er von einem Megarer Ferkel, von einem Boioter fette Aale einhandelt und sich am ländlichen Dionysienfest einen kräftigen Rausch antrinkt, während einer der Führer der Kriegspartei verwundet und zerschunden auf die Bühne kommt. Das alles unterstreicht in einer nicht mißzuverstehenden Weise die Tendenz, das Publikum für die Friedensidee zu gewinnen: nun aber war die Tendenz weggefallen, und wie sollte man jetzt das Stück ausfüllen?

Die Tragödie war in dieser Hinsicht viel besser daran; ihr lieferte das Epos eine feste Handlung, und der Dichter brauchte sie nur ins Gerüst des Dramas einzuspannen, im schlimmsten Falle sie etwas abzuändern. Auch hier fehlt es nicht an Episoden, aber im Ganzen verstanden es die Tragiker, eine Handlung allmählich abzurollen. Es ergab sich von selbst, daß die Komödie hier Anschluß suchte, nicht bloß mit solchen Stücken, die Parodien der Tragödie waren, sondern überhaupt, und daß ihr Führer der Tragiker wurde, der das Theater beherrschte, Euripides. Das hatte aber einen noch tieferen Grund. Der Tragödie, und gerade der Tragödie des Euripides, war allmählich das Kleid, in das sie gebannt war, zu eng geworden, und sie strebte hinaus; sie wollte ein Sprachrohr der modernen Ethik werden, die sich unter dem Einfluß der Aufklärungsphilosophie gestaltete, aber sie mußte einem Orest oder einer Melanippe diese neue Lebensweisheit in den Mund legen, und das ergab schließlich eine unerträgliche Spannung. Schon die Zeitgenossen empfanden, daß manche Stücke des Euripides besser wirken würden, wenn sie nicht in der Heroenwelt, sondern in der bürgerlichen Gesellschaft spielten; aber die Tragödie konnte diesen Schritt nicht tun, schon um des Chores willen — ein Chor von attischen Spießbürgern oder Hetären ist ein Gedanke, den man nur auszusprechen braucht, um ihn zu verwerfen. Die Komödie war besser daran; ihr war die Umwelt, in der sie spielte, nicht vorgezeichnet, und sie bewegte sich mit gleicher Freiheit in Himmel, Unterwelt und

Erde. Sie konnte auch der modernen Lebensanschauung Ausdruck geben, nur war sie bisher dazu zu ungebärdig gewesen und hatte das Leben nicht ernsthaft genug genommen. So wollte die Entwicklung auf eine Vereinigung der beiden Gattungen hinaus, und etwas Ähnliches ist schließlich auch entstanden; aber dazu bedurfte es wiederholter Versuche und längerer Zeit, und man kann sagen, daß erst Menander die endgültige Verschmelzung vollzogen hat.

Euripides hatte der Tragödie das große Gebiet der Wirkungen erschlossen, die mit der Liebe zusammenhängen: die Eifersucht des betrogenen Gatten oder der Gattin, die Rachsucht der vom Stiefsohn verschmähten Stiefmutter, die Verzweiflung des verführten Mädchens, ja sogar die Blutschande hatte er auf die Bühne zu bringen gewagt. Schon der alternde Aristophanes, der die Blüte der alten Komödie beträchtlich überlebte und die Entwicklung zur mittleren einleiten half, hatte die Verführung einer Jungfrau behandelt; bei Menander ist sie die Voraussetzung vieler Stücke. Bei dem eingezogenen Leben, das die attische Bürgerstochter führte, war eine Verfehlung so gut wie ausgeschlossen — Tugend war auch hier Mangel an Gelegenheit —, und da die Götterfeste fast die einzige Möglichkeit dazu boten, so wird meist vorausgesetzt, daß ein Nachbarssohn sie bei einer Nachtfeier vergewaltigt hat. Das Kind wird dann ausgesetzt oder untergeschoben und findet erst nach allerlei Fährlichkeiten und Wirrnissen seine Eltern wieder, der dramatische Knoten wird durch Anagnorismos, d. h. Wiedererkennung, gelöst. Diese Komödienhandlung, die vielen Stücken Menanders zugrunde liegt, hat ihr tragisches Vorbild bei Euripides, dessen Jon z. B. fast aus allen den angegebenen Motiven zusammengesetzt ist. Wie hier eine Sterbliche aus der Umarmung eines Gottes ein Kind gebiert und es, um ihre Schande zu verbergen, aussetzt, so auch in anderen Stücken (Alope, Melanippe, ähnlich Auge), die dann naturgemäß in der Wiederauffindung der Verlorenen gipfeln; der Anagnorismos war daher eines der wichtigsten technischen Mittel der euripideischen Tragödie und ist in seiner Bedeutung schon von Aristoteles in der Poetik gewürdigt worden. Bei Menander spielt er eine noch größere Rolle, und man kann den engen Anschluß an Euripides namentlich in den Epitrepontes (dem „Schiedsgericht") bemerken. In diesem Stücke bricht wegen der wertvollen Schmuckstücke, die bei dem ausgesetzten Kinde gefunden sind, zwischen zwei Sklaven ein Streit aus, es wird ein Schiedsrichter angerufen, und das führt zur Aufhellung der Herkunft des Kindes; diese Handlung ist aus der Alope des Euripides entnommen, in der es sich um Poseidons Sohn Hippothoon handelt. Schon ein antiker Kritiker hat gesagt, daß das treibende Motiv in allen Stücken Menanders die Liebe sei, und eben darin dürfen wir den Einfluß des Euripides erkennen; von den neugefundenen Stücken behandeln zwei, die Perikeiromene und die Samia, die Eifersucht, und wenn in letzterem Drama der Vater den Sohn in Verdacht hat, mit seinem Kebsweibe Umgang zu haben, so lehnt sich das deutlich an den Phoinix des Euripides an. Aber die Abhängigkeit ist mit diesen stoff-

lichen Entlehnungen nicht erschöpft; auch die Sprache Menanders ist mit euripideischen Zutaten durchsetzt, und die Neigung zum Gnomischen, zur ethischen Reflexion hat er ebenfalls von dem großen Tragiker.

Die Geschichte der antiken Literatur lehrt uns, daß die Gattungen im allgemeinen stärker sind als die Individuen, daß diese sich der Macht der literarischen Tradition nur schwer entziehen können. So wäre es wunderbar, wenn Menander einen völligen Bruch mit der Tradition der Komödie vollzöge, um so wunderbarer, als Alexis, einer der erfolgreichsten Dichter der mittleren Komödie, sein Oheim war. Gerade hier hat die Vermehrung des Materials unsere Kenntnis bereichert; wir dürfen sagen, was sich eigentlich von selbst verstand, daß Menander in seiner Frühzeit stark unter der Tradition der mittleren Komödie gestanden hat, daß er aber allmählich sicherer wurde und — zum Teil eben unter dem Einfluß des Euripides — die seinem Wesen adäquate Kunstform fand und im bürgerlichen Lustspiel ein Gebilde schuf, das trotz alles Zusammenhanges mit älteren Erscheinungen in seiner Art doch etwas Neues war.

Das Erbteil von der Seite der mittleren Komödie her war rein literarisch betrachtet nicht sonderlich erfreulich, und doch hätte der Dichter ohne dasselbe seine Aufgabe nicht lösen können. Die attische Komödie hat ihre Herkunft aus der Volksposse nie verleugnen können und daher immer die Neigung zu derben Wirkungen und Augenblickserfolgen in sich getragen; daher waren ihre Stücke voll von Witzeleien und Kalauern, z. T. niedrigster Sorte, ja, eine ganze Anzahl von Rollen diente nur diesem Bestreben und konnte ohne Schaden der Handlung gestrichen werden. Es war nicht selten, daß eine Person, meist ein Sklave, nur in einer Szene auftrat, die Zuschauer mit einer Reihe von schlechten Witzen überschüttete, und ehe sie Zeit hatten, darüber nachzudenken, ob er noch einen anderen Zweck verfolge, wieder verschwand. Ganz und gar gehören hierher die Köche, die deshalb oft auf die Bühne kamen, weil nicht selten ein Schmaus — oft ein Hochzeitsschmaus — zubereitet wird und man sich nach athenischer Gewohnheit dazu einen Koch auf dem Markte mietete. Nun standen diese Leute in dem Rufe, geschwätzig, diebisch, aufgeblasen und brotneidig zu sein; darüber ist in hunderten von Stücken gewitzelt worden, und das Publikum hörte das immer wieder gern; auch Menander hat diesem niederen Instinkt in seinen Jugendstücken gewisse Konzessionen gemacht, anscheinend aber auch später nicht ganz auf die dankbare und beliebte Figur des Koches verzichtet. Namentlich aber spielt der Sklave die Rolle des Clowns und verrät das schon durch seine grotesk gestaltete Maske, zu der ein derb chargiertes, namentlich durch komische Körperhaltung unterstütztes Spiel hinzukam. Gewiß ist ein großer Teil der Sklaven unentbehrlich, da sie die Träger der Intrige und die eigentlichen Triebfedern der Handlung sind; aber auch sie haben immer Zeit zu den albernsten Späßen und scheinen bisweilen völlig vergessen zu haben, wozu sie eigentlich da sind. Ähnlich steht es um die

hungrigen Parasiten, die sich um einer Einladung zum Essen willen die schlechteste Behandlung gefallen lassen und häufig trotz aller Bemühungen mit hungrigem Magen abziehen müssen; darüber lachte das Publikum immer wieder, ebenso wie über die Betrunkenen und die Prügeleien, besonders wenn ein schurkischer Kuppler davon betroffen wurde, gar nicht zu reden von dem großen, unerschöpflichen Gebiet der Zoten; auch der Phallos, dieses alte Requisit des Dionysoskultes, war noch keineswegs ganz verschwunden. Auf solche Wirkungen kam es den Dichtern der mittleren Komödie an, nicht darauf, ein Bild des Lebens zu zeigen. Allerdings war der Stoffkreis ziemlich groß gewesen, aber es scheint — hier sehen wir am wenigsten klar —, daß er sich immer mehr verengte. Auch das attische Leben verarmte ja, was das äußere Erleben anbetraf, immer mehr, seit Makedonien die Vorherrschaft an sich gerissen hatte; und seit Demetrios von Phaleron (J. 317—307), eben während Menanders Wirksamkeit, die Stadt als makedonischer Statthalter verwaltet hatte, mußte der einzelne Bürger es sich völlig abgewöhnen, Weltgeschichte zu machen, sank Athen zu der Stellung einer stillen Musenstadt herab. Der Handel spielte noch eine gewisse Rolle, und die Kaufleute fuhren noch nach den Inseln und Kleinasien, um Waren einzutauschen; noch gab es eine Reihe von Patrizierfamilien, die ihre Stadthäuser und ihre Güter vor den Toren hatten und ängstlich darauf hielten, daß ihre Kinder sich standesgemäß verheirateten, d. h. daß Geld zu Gelde kam, im übrigen aber keine Spielverderber und einem kleinen Seitensprung nicht abhold waren. Fremdartig wirkten in dieser ruhigen Welt die Offiziere, die mit vollen Taschen aus den Diensten eines Fürsten heimkehrten, eine ganz neue Erscheinung am Horizont der Spießbürger; manchmal waren es wohl Söhne aus gutem Hause, die wegen einer Jugendtorheit oder eines Zwistes der Heimat den Rücken gekehrt und ihr Glück im Osten gesucht hatten, so wie man es heute in Amerika sucht; nun gingen sie säbelklirrend durch die engen Gassen Athens, verpraßten ihr Geld in zweifelhafter Gesellschaft und suchten Händel, wenn sie schlechter Laune waren. Aber allzu häufig werden sie nicht gewesen sein. So ist es nicht verwunderlich, wenn die ganze Atmosphäre der neueren Komödie stark spießbürgerlich riecht. In vielen Stücken dreht sich alles um die Familie; über die Beziehungen zwischen Mann und Frau wird lang und breit geredet; der Pantoffelheld klagt über seine Ehehälfte, die auf ihre Mitgift pocht und ihn dadurch zum Sklaven macht. Die Gedanken der Männer kreisen ums liebe Geld; wenn der Sohn leichtsinnige Streiche macht, so bekümmert den Vater nicht die Verletzung der Moral, sondern das weggeworfene Geld. Prozesse und Handelsreisen sind so ziemlich die aufregendsten Ereignisse, die die ruhige Oberfläche eines solchen Lebens kräuseln; die Wellen der welthistorischen Geschehnisse im fernen Osten erreichen diesen stillen Teich kaum noch.

Die Stücke der neueren Komödie ergeben sich nun daraus, daß vor diesen athenischen Hintergrund eine Handlung gestellt wird, die aus den romantischen

Motiven der Tragödie und den possenhaften der mittleren Komödie gemischt ist. Da die meisten dieser Dichter ungemein fruchtbar waren — der um J. 350 blühende Antiphanes hat nach der geringsten Angabe 260, nach der höchsten 365 Dramen aufgeführt —, so lag ein großer Schatz von Motiven ausgebildet vor, die nun immer wieder kaleidoskopartig durcheinander geschüttelt wurden. Will man die Masse sichten, so kann man etwa zwei Arten von Handlungen scheiden. In der einen steht der Anagnorismos im Mittelpunkt, dem vielleicht erst Menander seine große Bedeutung für die Komödie gegeben hat: ein Kind ist von seiner Mutter, die es vor der Ehe geboren hat, oder von seinen Eltern, denen es unbequem war, ausgesetzt worden oder verloren gegangen oder Räubern in die Hände gefallen oder endlich untergeschoben worden; meist ist es ein Mädchen, das in die Hände eines Kupplers gerät, von einem Jüngling aus guter Familie geliebt wird, aber ihn wegen des Standesunterschiedes nicht heiraten kann; aber nun finden sich die Eltern, ein vermöglicher Vater, der sie gut ausstattet, so daß sie den Geliebten heiraten kann. Manchmal handelt es sich auch nur darum, daß ein Mädchen von einem Jüngling, den es nicht erkannt hat, bei einem Feste vergewaltigt worden ist und sich Mutter fühlt; die Verwicklung wird etwa dadurch gesteigert, daß es den unerkannten Verführer heiratet und ihm ihren Zustand verbirgt oder das geborene Kind aussetzt, bis sich schließlich herausstellt, daß er der Vater ist, und alles mit Frieden und Eintracht endet. Das ist eine an sich ernste Handlung, in die erst durch Nebenmotive, besonders durch die Sklavenrollen, ein Strom von Komik geleitet wird; oft ist auch der Ton tragisch, und einmal wendet Menander auch das euripideische Mittel der Stichomythie an, das uns sonst in der Komödie nicht begegnet; hier gelangt das tiefe Wort Platons zu seinem Rechte, daß es Sache desselben Mannes sei, Tragödien und Komödien zu dichten. Auch auf eine gewisse Weichheit und Sentimentalität hat man mit Recht hingewiesen.

Die andere Handlung hat ihr Rückgrat in der Intrige, die von einem verschlagenen, gewöhnlich auch mit glücklichstem Übermut ausgerüsteten Sklaven geleitet wird. Meist handelt es sich um die Liebschaft eines jungen Herrn mit einer Hetäre, die sich in den Händen eines geldgierigen Kupplers befindet und in deren dauernden oder vorübergehenden Besitz er nur vermittelst einer größeren Geldsumme gelangen kann; entweder kommt es nun darauf an, dem Vater oder einer anderen geeigneten Person das Geld abzuluchsen, oder den Kuppler zu prellen. Das gelingt immer, und wenn der Betrug auch zuletzt herauskommt, so geht der Intrigant doch straffrei aus, ja, wird oft mit der Freiheit beschenkt. Diese Handlung ist nicht nur durchaus lustig, sie ladet auch zu allerlei Possensprüngen ein; aber indem sie sich mit Vorwürfen der zuerst geschilderten Art kreuzt, nimmt sie auch ernste Motive auf.

Menander hat es auffallender Weise nicht darauf angelegt, diesen ziemlich engen Stoffkreis zu erweitern, und wo er es versuchte, da haben diese Dramen

nicht so stark gewirkt, wie die sich im gewohnten Fahrwasser bewegenden.*) In seiner ersten Periode hat er auch drastische Wirkungen nicht verschmäht; das beweisen außer anderen Anzeichen die Bacchides des Plautus, die aus Menanders „Doppelbetrug" übersetzt sind; die sehr lustige Handlung gipfelt darin, daß dem nicht eben gescheiten Vater die Summe, die der hoffnungsvolle Sprößling braucht, zweimal abgenommen wird, und daß die Väter, die ihre leichtsinnigen Jungen aus einem lockeren Hause abholen wollen, es dort sehr nett finden und den Reizen der schönen Mädchen erliegen. Gehoben wird diese Wirkung durch breit ausgeführte Vergleiche, z. B. vergleicht der Intrigant die von ihm eingefädelte List in launiger Weise mit dem Trojanischen Kriege. Trotz mancher Feinheiten soll das Stück doch hauptsächlich auf die Lachmuskeln wirken und erreicht das mit den üblichen Mitteln. Wäre es unter dem Namen des Philemon oder Diphilos überliefert, so müßten wir das schließlich gläubig hinnehmen.**)

Aber Menander hat nach solchen Anfängen den Mut gehabt, auf diese Art von Erfolgen zu verzichten und ein bürgerliches Lustspiel zu schaffen, das eine künstlerische Einheit darstellt. Er bleibt auch hier im Rahmen der Tradition und verwendet nur die uns bekannten Motive, aber mit weiser Beschränkung; die für die Handlung entbehrlichen Possen werden unbarmherzig gestrichen. Was übrig blieb, war Kaviar fürs Volk, das sich in den üblichen Burlesken besser unterhielt; die Folge war, daß Menander mit seinen 105—108 Stücken nur achtmal den Preis erhielt. Eine Anekdote ließ ihn zu seinem erfolgreichen Rivalen Philemon sagen: Wirst du nicht rot, wenn du mich besiegst?

Die Handlung dieser Stücke gleicht sich häufig aufs Haar.***) Im „Heros" wie im „Landmann" wird ein Mädchen von einem Jüngling vergewaltigt und schenkt Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen, das Leben. Der Sohn dient als Sklave im Hause seines unerkannten Vaters, das Mädchen wird von einem Nachbar verführt. Das stellt sich dadurch heraus, daß der Vater sie anderweitig verheiraten will; schließlich findet eine allgemeine Wiedererkennung statt, und die zusammengehörigen Paare werden vereint. Hier entnahm der Dichter von sich selbst gewissermaßen ein fertiges Klischee, aber er trug in anderen Fällen

---

*) Eine abweichende Handlung hatte die „Priesterin", von der wir die Inhaltsangabe zum großen Teile besitzen. Hier handelte es sich um einen der Priesterin untergeschobenen Sohn, dem sein wahrer Vater auf der Spur ist. Ein schlauer Sklave stellt sich besessen und begiebt sich zu der Priesterin, angeblich um sich heilen zu lassen, in Wahrheit, um die Familienverhältnisse auszukundschaften. Das gelingt, und das Stück schließt mit einer dreifachen Heirat. Die Verdoppelung der Liebespaare findet sich auch sonst bei ihm: die Doppelhandlung bietet einen Ersatz für die Einförmigkeit der Erfindung.

**) Das Stück ist, wie manche andere hier erwähnte, gut übersetzt von C. Bardt, Römische Komödien (Berlin, Weidmann).

***) Einem amerikanischen Gelehrten ist es vorbehalten geblieben, sie auf eine mathematische Formel zu bringen, die ich der Kuriosität wegen abdrucke: $w\left(\frac{x-y}{z}\right) = x + y$.

auch kein Bedenken, es von einem anderen zu entlehnen; jene Zeit hatte eben andere Begriffe von literarischem Eigentum als wir und sah nicht in der Erfindung des Stoffes das Wesentliche. Die Grammatiker, die literarischen Diebstählen nachspürten, fanden an ihm ein fruchtbares Feld der Betätigung, nur daß es sich eben nach den Vorstellungen jener Zeit nicht um Diebstahl handelte. Der Dichter machte auch dadurch das Fremde zu seinem Eigentum, daß er der Handlung einen konsequenten und geradlinigen Verlauf gab, den sie bei seinen Vorgängern selten hatte, und daß er alle Sorgfalt auf die Zeichnung der Charaktere verwandte. Schon ein alter Kritiker hat das Wort geprägt, Menander und das Leben glichen einander so sehr, daß man nicht wisse, was Original und was Kopie sei. Das bezieht sich nicht auf die Fabeln seiner Stücke, in denen eben wegen des Zusammenhanges mit der Tragödie oft eine wilde Romantik herrschte; sehr mit Unrecht hat man gemeint, daß Verführung, Entführung durch Räuber, Aussetzung und Unterschiebung im damaligen Athen so häufig gewesen seien wie in der Komödie. Der Realismus liegt vielmehr in der feinen Beobachtung des menschlichen Herzens; hier hat Menander Großes geleistet und bahnbrechend gewirkt. Aus den neuen Stücken hat Körte in seinem trefflichen Büchlein über die griechische Komödie Beispiele gebracht (Aus Natur und Geisteswelt. 400. Bändchen); ich wähle einige aus den von Terenz übersetzten. In der Andria ist der Vater des leichtsinnigen Pamphilus ganz ausnahmsweise klug und glaubt vor einem Betrug durch den Helfershelfer seines Sohnes, den schlauen Davos, ganz sicher zu sein. Der Junge hat ein Bürgermädchen verführt, diese wird von einem Knaben entbunden und der Alte kommt dazu, wie Davos mit der Dienerin des Mädchens über dieses Ereignis spricht; aber da er sich vorgenommen hat, ihm nichts zu glauben, so erklärt er die ganze Entbindung für eine Finte und ergreift verkehrte Maßregeln. Das Mädchen stellt sich dann als eine attische Bürgerstochter heraus, und der Alte hört wiederum durch den Sklaven davon, hält aber auch dieses — tatsächlich wahre — Gerücht für einen Betrug und bekommt einen Wutanfall, ja er erklärt den braven Bürger aus Andros, der die Wiedererkennung bewirkt hat, für einen Schwindler. Alles das in einem ungemein beweglichen und lebenswahren Dialog mit kluger Steigerung des Affektes. — Im „Selbstquäler“ stehen zwei alte Herren neben einander; Menedemus, der den abgöttisch geliebten Sohn in die Fremde getrieben hat und sich keine Freude gönnt, ehe er ihn nicht wieder hat; als die — übrigens falsche — Nachricht kommt, der Sohn sei mit einer sehr anspruchsvollen und kostspieligen Kurtisane heimgekehrt, will er ihm ganz gegen die sonstige Art der Komödienväter jeden Aufwand gestatten, wenn er ihn nur behält. Der andere ist der Polypragmon, der Geschäftshuber, der die Angelegenheiten seines Nachbars so vortrefflich besorgt, daß er in seinen eigenen die größten Torheiten begeht. Als sich das herausstellt, sagt Menedemus in einer köstlichen Szene vor ihm:

Ich weiß, ich bin nicht eben allzu klug.
Jedoch mein Helfer Chremes, der mit Rat
Und guten Lehren um sich wirft, ist mir
Noch über. Alle Ehrentitel, die
Man einem Dummkopf zu verleihen pflegt,
Als: Trottel, Esel, Tölpel, Schafskopf, Roß,
Sie passen wohl auf mich, doch nicht auf ihn;
Denn seine Dummheit drücken sie nicht aus.

Auf die wundervolle Kontrastwirkung der Charaktere in den „Brüdern" brauche ich nur hinzuweisen; davon hat schon Lessing mit gebührender Anerkennung gesprochen.

In diesen Stücken der Reifezeit fehlt auch ein Element, das sich sonst oft recht störend bemerkbar macht: die langen und matten Monologe, in denen entweder ein Charakter in undramatischer Weise sich selbst exponiert, oder in denen breitspurig über den Lauf der Welt philosophiert wird. Aber an verstreuten Sentenzen fehlt es nicht, sie nehmen sogar, wenn man sie zusammenhält, großen Raum ein und haben den Dichter zu einem Liebling der Moralisten und Florilegisten gemacht. Man kann auch hier seinen sicheren künstlerischen Takt bewundern. Er war der Freund des Theophrast und Epikur, und seine Neigung zu objektiver Charakterschilderung hängt mit peripatetischen Bestrebungen zusammen, wie wir sie aus den erhaltenen „Charakteren" Theophrasts kennen. Die Gefahr lag nahe, daß er seine Personen zu Trägern philosophischer Weisheit machte und ihnen superkluge Vorträge in den Mund legte, wie es Euripides getan hatte. Aber nichts davon: was er gelegentlich vortragen läßt, sind z. T. feine und feinste Beobachtungen, und manche seiner Gnomen sind heute noch berühmt — ich brauche nur an das durch Goethe allgemein bekannt gewordene ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται zu erinnern, oder an das schöne Wort aus dem „Selbstquäler": homo sum, humani nihil a me alienum puto. Aber es ist kaum etwas darunter, was ein attischer Bürger nicht in der vom Dichter geschilderten Situation sagen könnte, und vieles ist platte Lebensweisheit, wie sie der Philister gern mit wichtiger Miene von sich gibt: daß die Sorge den Menschen nie verläßt, die Weiber (von denen in der Komödie überhaupt nicht liebevoll geredet wird) ein notwendiges Übel sind, daß man Schickungen mannhaft ertragen muß und ein böses Gewissen ein schlechtes Ruhekissen ist — um solche Wahrheiten zu finden, brauchte man nicht Philosophie studiert zu haben. Oft unterstützt das gnomische Element die komische Wirkung in der glücklichsten Weise. Zu Beginn des Heros unterhalten sich zwei Sklaven, Geta und Daos; Daos klagt, es gehe ihm schlecht, und schließlich gesteht er, er sei verliebt. Darauf Geta: „Der Herr gibt dir mehr als zwei Scheffel Deputat; das taugt nichts, Daos, du bist überfüttert." Allerdings hatten Philosophen die Liebe als eine Ausgeburt der

Schwelgerei und des Müßigganges hingestellt, und Menander wußte das; aber in Getas Worten ist Nichts, was ein Sklave nicht sagen könnte. Eine köstliche und rasch berühmt gewordene Szene ist die, nach der das „Schiedsgericht" seinen Namen hat: Daos, der Finder des ausgesetzten Kindes, hat dieses dem Syriskos abgetreten, aber die mitgefundenen Schmuckstücke behalten; über diese kommt es zum Streit, die Beiden rufen einen des Weges kommenden Bürger zum Schiedsrichter an und entfalten ihre Redekünste, in denen namentlich Syriskos Meister ist; nachdem er aufgezählt hat, wieviel Unheil schon durch solchen Kinderschmuck verhütet worden ist, fährt er fort:

> Ach, es gibt so viel
> Fallstricke fast in jedem Menschenleben; drum
> Heißt es mit Vorsicht vorgehn, jede Möglichkeit
> Voraus erwägen, mein verehrungswürdiger Herr.

Seine philosophische Bildung hat Menander auch nicht etwa dazu verleitet, es auf moralische Wirkungen anzulegen. Gewiß weht in seinen Stücken die reine Luft einer schönen Menschlichkeit, echtes attisches Hellenentum findet hier zum letzten Male künstlerischen Ausdruck; aber der Träger dieser edlen Humanität ist im allgemeinen der Dichter selber, der für alle menschlichen Schwächen verzeihende Milde bereit hat, nicht seine Personen; am ehesten wird man geneigt sein, in dem Micio der „Brüder" die Lebensanschauung des Dichters verkörpert zu finden, aber auch er treibt es in liebenswürdiger Nachgiebigkeit zu weit, d. h. der Dichter hat es vermieden, einen Tugendspiegel aus ihm zu machen. Wir sehen keine Musterknaben vor uns, sondern Menschen von Fleisch und Blut, die mit allerlei Mängeln behaftet sind; aus den Charakteren und ein wenig natürlich auch aus dem Zufall ergibt sich die Handlung, nicht aus dem Wunsche des Dichters, zu erziehen und zu bessern. Gewiß entsprach das übliche Kuppler- und Hetärenmilieu seinem gereiften und durch die Philosophie geläuterten Geschmack nicht sonderlich, und er ist ihm ziemlich aus dem Wege gegangen oder hat in seiner späteren Zeit als ein Vorläufer von Prevost und Dumas gern die edelmütige Hetäre auf die Bühne gebracht; aber wenn im Eunuch der Vater das Verhältnis des Sohnes zu Thais gutheißt und dieser einem zahlungsfähigen Offizier einen Anteil abtritt, damit die Sache für ihn nicht zu teuer wird, so zeugt das von großer moralischer Unbedenklichkeit oder, wenn man will, von gesundem hellenischen Empfinden, das eben anders war als das unsrige. Gewiß konnte der tiefer veranlagte Zuschauer sich seine Lehre auch aus diesen Stücken ziehen, aber das war seine Sache; der Dichter hatte nichts davon angedeutet.

Da das Urteil des späteren Altertums meist rhetorisch eingestellt ist, so kann man sicher sein, daß die einem Schriftsteller gespendeten Lobsprüche sich in erster Linie auf die Form beziehen. Das trifft auch auf Menander zu. Plutarch lobt die Einheit seiner Sprache bei aller Verschiedenheit im Einzelnen: sie werde allen

Affekten, Stimmungen und Personen gerecht und erreiche so das ästhetische Ideal jener Zeit, das Prepon (das Angemessene, d. h. etwa die Harmonie von Form und Inhalt), sei aber doch wie aus einem Guß. Wie verdient dieses Lob ist, können wir jetzt nach den neuesten Funden bestätigen; noch niemals war die attische Umgangssprache mit solcher Anmut und Beweglichkeit künstlerisch verwendet worden, noch nie innerhalb eines Literaturwerkes eine so gleichmäßige Abtönung erreicht. Nur ganz selten hat die Anlehnung an die Tragödie eine Steigerung des Tones bewirkt; im Ganzen hält sich der Dichter durchaus an das, was in der Sprache seiner Zeit lebte. Die Kritik späterer verknöcherter Grammatiker, die ihm unattische Ausdrücke nachweisen wollten und ihn deshalb nicht als Vertreter des reinen Attisch gelten ließen, ist ein Schlag ins Wasser; und wenn sie vielleicht auch dazu beigetragen hat, daß seine Werke für die Byzantiner verloren gingen, so sollte man sie heute doch nicht mehr ernst nehmen. Terenz hat ihn hierin aufs Glücklichste kopiert. Künstliche Wortfiguren, die bei Aristophanes und Plautus eine große Rolle spielen, hat er ebenso gemieden wie unedle Ausdrücke; es ist charakteristisch, daß man ihm ein neugefundenes namenloses Fragment deshalb nicht zusprechen mag, weil das Wort βινεῖν darin vorkommt. Die Ungebundenheit der Umgangssprache ist meisterhaft getroffen; die Sätze folgen mit der größten Leichtigkeit aufeinander, meist ohne Bindeworte, und es blieb dem Vortrage überlassen, durch angemessene Betonung die richtige Beziehung herzustellen. Schon ein antiker Kunstrichter hat bemerkt, daß Menanders Stil eben wegen dieser Lockerheit echt dramatisch sei. Wenn die Dramen aus Menanders Blütezeit den Eindruck von Kunstwerken machen, die auf einen Ton abgestimmt sind, so trägt die feine und bei aller Feinheit doch natürliche Sprache dazu wesentlich bei.

Als Beleg gebe ich zunächst ein Stück aus der Exposition des Georgos.

(Myrrhine tritt mit Philinna aus ihrem Hause.)

My. Philinna, alles das erzähl' ich dir,
Weil ich auf deine Freundschaft bauen kann.
Du kennst nun meine Lage. **Ph.** Bei den Göttern,
Hör' ich dir zu, so fällt mir's wirklich schwer,
Nicht an die Tür zu laufen und den Windhund
Herauszurufen, daß ich meine Meinung
Ihm gründlich sage. **My.** Tu' das lieber nicht;
Lass' ihn nur laufen! **Ph.** Was, ihn laufen lassen!
Eintränken soll man's ihm, dem Schuft, der erst
Die Tochter dir verführt und eine andre
Heut heimführt, seiner Eide — **My.** Da kommt eben
Der Sklave Daos her vom Landgut. Laß uns
Beiseite treten! **Ph.** Was geht er uns an?
My. Vielleicht ist's doch nicht ohne jeden Zweck.
Da. Kein frömmerer Boden als auf unserm Gut!
Denn Myrthe, Epheu, alles trägt er reichlich,
Woraus man Kränze für die Götter flicht.
Vertraut man aber andre Saat ihm an,
So gibt er brav und redlich eben nur
Die Aussaat wieder und kein Bißchen mehr. —
Du, Syrus, trag' die mitgebrachten Sachen
Ins Haus; 's ist für die Hochzeit. Myrrhine,
Sei mir gegrüßt. **My.** Auch du sei mir gegrüßt.
Da. Du edle, zücht'ge Dame, nimm's nicht übel,
Daß ich dich nicht bemerkte, als ich kam.
Wie geht's dir? Eine gute Nachricht hab' ich
Für dich bereit, die für die Zukunft dir
Viel Bess'res noch verspricht, wenn's Gott gefällt,
Und will sie dir als Erster jetzt berichten.
Der Alte, wo dein Sohn auf Arbeit ist,
Hat neulich sich im Weinberg mit der Hacke
Am Bein verletzt; die Wunde war recht schlimm.
My. O weh! **Da.** Sei ruhig, hör' mich bis zum Schluß!
Am dritten Tage trat Verschlimm'rung ein,
Das Bein schwoll heftig an, auch Fieber kam
Hinzu; der alte Herr befand sich schlecht.
Ph. Das nennst du eine Freudenbotschaft? Geh'
Damit zum Henker! **My.** Unterbrich ihn nicht!
Da. In dieser Lage braucht' er einen Pfleger.
Jedoch die Dienerschaft aus fremdem Stamm,

Die er im Hause hat, benahm sich schlecht
Und ließ ihn liegen. Doch dein Junge tat,
Als wär's der eigne Vater, holte Salben,
Drückt' ihm die Wunde aus, rieb ein und wusch,
Bracht' ihm zu Essen, war mit Trost zur Hand.
Durch diese Pflege stellte er den Herrn,
Der sich schon aufgab, wieder auf die Beine.
My. Der liebe Junge! **Da.** Ja, er ist recht brav.
Der Alte hatte sich indes erholt,
Und da er graben nicht noch schuften konnte
(Denn sonst hat er nur für die Arbeit Sinn),
Forscht' er den Jungen über seine Lage
Und Herkunft aus — er hatte wohl auch vorher
Schon Witterung davon. Der junge Mensch
Erzählte nun und sprach von seiner Schwester
Und dir und deiner Armut. Alles das
Rührte den Alten, und weil er zu Dank
Sich für die Pflege ihm verpflichtet hielt,
Und weil er einsam ist und schon bejahrt,
So kam er zu verständigem Entschluß:
Zur Frau will er das Mädchen nehmen. Das
Ist meiner langen Rede kurzer Sinn.
Sie kommen beide gleich vom Gut herein,
Dann nimmt er deine Tochter mit auf's Land.
Ihr braucht nun mit dem widerwärt'gen Scheusal,
Armut geheißen, länger nicht zu kämpfen,
Dazu noch in der Stadt! Entweder muß
Man nämlich reich sein oder dort sein Zelt
Aufschlagen, wo man wenige Zeugen nur
Für seine Armut hat; und dazu ist
Die Einsamkeit des Landes eben recht. —
Dies war das Glück, das ich dir melden wollte.
Nun lebe wohl! **My.** Auch du leb' wohl! **Ph.** Was ist
Dir, Liebste? Warum gehst du hin und her
Und ringst die Hände? **My.** Ach warum, Philinna?
Was soll ich jetzt bloß tun? Denn wessen Kind
Das Mädchen ist, muß ich dir jetzt erzählen.

Als Beispiel für die Kunst der Gesprächsführung gebe ich eine Szene aus dem „Selbstquäler", der uns in der ziemlich getreuen Bearbeitung des Terenz vorliegt. Es ist eine Unterhaltung zwischen einem sich weise dünkenden Herrn und einem noch klügeren Sklaven. Der alte Chremes hat einen Sohn, den er für brav hält, der sich aber eine kostspielige Geliebte angeschafft und sogar ins eigne Haus gebracht hat unter dem Vorgeben, sie gehöre nicht ihm, sondern dem Sohne des Nachbars. Dieser hatte einer Liebschaft wegen die Heimat verlassen und ist eben wiedergekehrt. Syrus, der Sklave, tritt aus dem Hause auf die Straße, ohne seinen draußen stehenden Herrn zu bemerken, und spricht zu dem jungen Herrn ins Haus hinein:

Lauf' in der ganzen Stadt herum und sieh,
Wie du das Geld auftreibst und den Alten prellst.
Ch. Ich hab' ihre Absicht gleich durchschaut; der Diener
Des jungen Mannes ist ein wenig blöd';
Drum springt der unsrige jetzt für ihn ein.
Sy. Wer redet dort? O weh! Ob er mich gehört?
Ch. Du, Syrus! **Sy.** Ja. **Ch.** Was treibst du dort? **Sy.** Ach, nichts —
Doch, Chremes, meine Hochachtung; so früh
Schon auf, nachdem du gestern scharf gezecht!
Ch. Das war doch nicht arg. **Sy.** Du nennst es freilich nicht arg,
Doch von den Jungen macht's dir keiner nach.
Ch. Je nun —. **Sy.** Die Dirne ist recht nett und gut
Zu leiden. **Ch.** Ja, so ziemlich. **Sy.** Meinst du nicht?
Und hübsch gebaut ist sie. **Ch.** Nun ja, es geht.
Sy. Zu deiner Zeit gab's freilich schönere.
Doch ist sie für jetzige Zeiten so übel nicht.
Kein Wunder, daß Clinia sie von Herzen liebt.
Doch ist sein Vater ein harter zäher Filz,
Der Alte von nebenan — du kennst ihn doch? —:
Der hat Geld in Scheffeln, und dennoch mußte der Sohn
Aus Geldnot fort aus der Heimat. Ist's nicht so?
Ch. Gewiß ist's so. In die Mühle gehört der Bursch!
Sy. Wer denn? **Ch.** Nun, doch der Diener des jungen Manns,
Sy. (Syrus, dir geht's an den Kragen!) **Ch.** der's dahin kommen ließ.
Sy. Was sollt' er denn tun? **Ch.** Ich meine, das ist klar:
Einen Ausweg mußt' er finden, eine feine List,
Damit der Junge Geld hatte für seinen Schatz.
Da hätte der Alte wider seinen Willen
Den Sohn behalten und könnte ihm dankbar sein.
Sy. Du scherzest. **Ch.** Nein, im Ernst; das war seine Pflicht.
Sy. Du lobst es, wenn ein Diener den Herrn betrügt?
Ch. Unter Umständen lob' ich's. **Sy.** Daran tust du recht.
Ch. Oft kann man großes Unheil so verhüten.
In diesem Falle hätte der einzige Sohn
Die Heimat nicht verlassen. **Sy.** Ob im Scherz,
Ob er im Ernst spricht, das erkenn' ich nicht;
Doch flößt er Mut mir ein zu meinem Plan.
Ch. Und worauf wartet er jetzt? Daß der junge Herr

Noch einmal fortgeht, weil das Mädchen zu teuer wird?
Warum betrügt er den Alten nicht? **Sy.** Er ist zu dumm.
Ch. So hilf ihm um des Jünglings willen doch.
Sy. Wenn du es willst, so kann das leicht geschehen;
Denn ich versteh' au solche Sachen mich.
Ch. Um so besser. **Sy.** Ich mach' mich nicht besser als ich bin.
Ch. Also ans Werk! **Sy.** Doch laß mich eins noch sagen.
Vergiß nicht, was soeben wir besprochen,
Wenn einmal dein Sohn ähnliche Streiche macht;
Er ist auch nur ein Mensch. **Ch.** Das, hoff' ich, wird
Niemals passieren. **Sy.** Hoffen will ich's auch
Und habe bisher auch Nichts derart bemerkt;
Doch sichern wollt' ich für alle Fälle mich.
Er ist noch jung, und tritt der Fall mal ein,
So könnt' ich in großem Stil dich hintergehn.
Ch. Dazu ist immer noch Zeit, wenn's soweit kommt;
Jetzt nimm dich jener andern Sache an.

Die an sich komische Situation fand Menander bei seinen Vorgängern, und diese hatten sie wohl ins Burleske gesteigert, aber einen so feinen und beweglichen Dialog hatten sie nicht daraus zu machen verstanden.

Menander steht an der Grenzscheide zweier literarischer Epochen. Poesie und Prosa hatten die höchste Höhe bereits erklommen und es ging nun bergab in die Täler, wo sich die griechische Wissenschaft mächtige Wohnstätten erbaute und wo die schöne Literatur sich zwar in die Breite ausdehnen konnte, aber nicht die für starke Wirkungen nötige Höhenluft vorfand. Von den alten Gattungen war die Komödie diejenige, die sich noch am besten behauptet hatte; sie war von ihrem Heimatsboden nicht losgelöst und sog Kraft aus ihm; es ist kein Zufall, daß die Dramen fast immer in Athen spielen, daß sie durch viele Einzelheiten ihre attische Herkunft verraten. Diese lokale Bedingtheit verbindet sie mit der älteren Poesie, die durchaus landschaftlich differenziert ist. Auf der anderen Seite ist der darin herrschende Geist schon von der kosmopolitischen Stimmung berührt, die uns aus der nacharistotelischen Philosophie entgegentritt; das Attische ist sub specie aeternitatis geschaut und in die Sphäre des allgemein Menschlichen entrückt. Das befähigte die Dramen Menanders zu ihrer Wirkung auf die Jahrhunderte und das sichert ihnen auch heute noch ihren Erfolg. Gewiß hat Aischylos das Herz und Aristophanes das Zwerchfell mehr erschüttert, Shakespeare seinen Geist in glänzenderen Farben spielen lassen: Menander hat sich ähnlich wie Molière seine Ziele etwas niedriger gesteckt, aber eben durch diese Beschränkung kunstvolle Kabinettstücke geschaffen, die in ihrer Art etwas Großes und Einziges sind.

Studienanstalts-Direktor W. Kannegießer: Die Werkleute auf Haus Nyland und verwandte neuere Dichter.

Wer sind die Werkleute auf Nyland? werden manche Leser erstaunt fragen. Nyland bedeutet Neuland. Es sind Dichter und Graphiker, die auf neuem Boden säen wollen, die neue Gedanken schriftstellerisch und dichterisch darstellen. Der Name „Werkleute" besagt, daß sie mitten im praktischen Leben stehen und selbst Hand anlegen, um das Gebäude der deutschen Kultur weiter zu fördern. Der Werkleiter ist der Bürgermeister Rody in Niederlahnstein, der Syndikus ein Königl. Notar Kirfe in Homberg. So bilden sie als praktische Menschen eine wirkliche Kunstgenossenschaft mit sozialen Zielen und haben in einer Zeitschrift „Die Quadriga" ihre Dichtungen und literarischen Arbeiten veröffentlicht. Merkwürdigerweise geschah die Veröffentlichung ohne Namensnennung. Das bedeutet, daß es den Werkleuten nicht auf eigenen Ruhm, sondern auf die Sache ankam. Erst später gaben sie ihre Werke in Buchform und aus buchhändlerischen Gründen mit ihrem Namen heraus. So können auch wir ihre Namen nennen. Es sind: Eberhard Zschimmer mit seiner „Philosophie der Technik", Wilhelm Vershofen mit den Büchern „Der Fenriswolf, eine Finanznovelle", „Das Weltreich und sein Kanzler" und „Amerika, drei Kapitel der Rechtfertigung", Josef Winckler „Eiserne Sonette", „Mitten im Weltkrieg", „Ozean" und Jakob Kneip „Bekenntnis", dazu von den letzten Drei „Das brennende Volk" und die Gedichte von drei Arbeitern Engelke, Lersch und Zielke unter dem Namen „Schulter an Schulter". Damit sind die Veröffentlichungen noch nicht abgeschlossen. Aber es würde ihre Aufzählung ermüden, und der wißbegierige Leser kann in jeder Buchhandlung die bei Eugen Diederichs oder Bernhard Vopelius in Jena und im Inselverlage erschienenen Bücher der schon genannten und ihnen verwandten Dichter Carl Bröger*), Alfons Petzoldt**), Max Barthel***), Hans Fr. Blunck†) und Hermann Wette††) einsehen und bestellen.

Es ist ein gutes Zeichen für diesen Kreis, daß so namhafte Verlagsanstalten ihre Werke angenommen haben, aber angewiesen sind unsere Werkleute nicht auf die Gunst der Verleger. Denn sie haben eine feste Stellung im Leben: Zschim-

*) Kamerad, als wir marschiert.

**) Volk, mein Volk.

***) Verse aus den Argonnen.

†) Sturm überm Land, und „Freiheit".

††) Westfälische Kriegsgedichte, alle erschienen bei E. Diederichs, Jena.

mer ist Direktor der Schottschen Glaswerke in Jena, auch bekannt geworden durch das Werk „Die Glasindustrie in Jena"; Wilhelm Vershofen ist Syndikus einer Handelsgesellschaft, andere haben andere Ämter inne. Alle sind unabhängig und können unbesorgt um die Zuneigung des Publikums aussprechen, was ihr Herz ihnen eingibt.

Ihr Gebiet ist nicht der Liebe Leid und Lust, auch nicht die epische Verherrlichung vergangener Großtaten. Vielmehr behandeln sie in Wort und Graphik die Probleme der Technik und des Kapitalismus, der Weltwirtschaft und des Weltkrieges und endlich das Ringen des Volkes und des Einzelnen um die Gottesidee und den Glauben.

Eberhard Zschimmer gibt seinem Buche „Philosophie der Technik" (verlegt bei E. Diederichs in Jena, broschiert 2,50 Mark) den Untertitel „Vom Sinn der Technik und Kritik des Unsinns über die Technik". Bei der Auseinandersetzung über das Ziel der Technik stößt er auf heftigen Widerspruch. Er selbst sieht ihr Ziel in der Idee der materiellen Freiheit, und wir erkennen mit ihm, daß die vielen technischen Erfindungen des letzten Jahrhunderts, von den Eisenbahnen bis zum Flugzeug, uns allerdings frei von der Materie und ihrem Widerstande, frei von Raum und Zeit zu machen beginnen. Zschimmer behauptet daher, „es ist der eigene Selbstzweck der Technik, den Götterzustand des Menschen, als das in seiner unendlichen Vollkommenheit zur Idee erhobene Endziel der organischen Entwicklung, in der bewußten Freiheit des schöpferischen Gedankens zu vollenden".

Seine Gegner läßt er ausführlich zu Worte kommen. Sie weisen darauf hin, daß gerade im Gegenteil die hochgetriebene Technik die Menschen selbst zur Maschine macht, ihre Entseelung und Verameisung herbeiführt und sie geradezu an der Technik zugrunde gehen läßt. Ganze Gegenden werden durch die Technik ihres landschaftlichen Reizes und ihrer gesunden Luft beraubt, die Wohn- und Arbeitsstätten sind menschenunwürdig und neben der Entgeistigung ist auch die körperliche Verelendung zu befürchten. Dazu kommt noch eine ruhelose, vorwärtstreibende Hast in den technischen Unternehmungen und Verbesserungen, der kapitalistische Ausbeutehunger und die alle persönliche Freiheit hemmende Zwangsorganisation. Es sind zwei Lager: die Kulturoptimisten und -pessimisten. Erstere erwidern, daß jedes neue Zeitalter, so auch das jetzige der Maschinen, Krankheiten zu überstehen habe. Auch im Altertum ist auf der einen Seite der höchste Glanz von Kunst und Wissenschaft, auf der anderen die gesetzmäßige Einrichtung der Sklaverei, so daß zu Perikles' Zeiten auf jeden freien Athener die zwanzigfache Zahl von Sklaven kamen. Die athenischen Sklaven hatten es nicht schlecht, doch würde heutzutage kein Proletarier mit ihnen tauschen wollen.

Es ist also doch schon erheblich vorwärts gegangen, und es wird immer weiter an der Überwindung der Mißstände des technischen Zeitalters gearbeitet. Die Wohnungen der Fabrikarbeiter, ihre hellen Fabrikräume, die vielen Hilfsgesetze

und -kassen, die Bildungs- und Erholungsstätten reden doch eine vernehmliche und überzeugende Sprache. Diese Entwicklung zeigt, wie Professor Dr. Kammerer in einem Vortrage nachweist, daß der Mensch nicht mehr als Handlanger der Maschinen, sondern als ihr Steuermann wirken soll, daß er nicht als stumpfsinnige Muskelmaschine, sondern als hochwertiger Arbeiter verwendet werden wird. Deshalb behauptet auch Zschimmer: „Unser technisches Zeitalter wird in einer genialen Periode gipfeln, herrlicher und großzügiger, kühner und tiefgründiger, als jemals eine auf Erden dagewesen ist."

Bei der Frage, durch was für Menschen diese geniale Periode herbeigeführt werden wird, spricht sich Zschimmer recht scharf und bitter über die Schulen der Gegenwart aus. Er zieht gegen die doppelte Ungerechtigkeit des elterlichen Geldsacks und des staatlichen Berechtigungswesens zu Felde. Auch die Lehrer „in ihren philologischen Schlafröcken", die immer noch der Jugend den verstaubten Bücheridealismus zum Schrecken und Abscheu machen, greift er wegen ihrer überlebten Ziele heftig an. Statt der geistigen Schlappheit und Interesselosigkeit bei den durch Genüsse aller Art verwöhnten Söhnen der oberen Zehntausend blickt er auf die vielen Tausende unter den kleinen Handwerkern und Fabrikarbeitern und hofft, daß aus ihrem Kreise frische, lebensstarke und empfängliche Geister, „Kraftnaturen", das goldene Zeitalter, den Höhepunkt der Technik herbeiführen werden.

Sicherlich kommt der Fortschritt auf keinem Gebiete von den Durchschnittsmenschen, sondern von Führerpersönlichkeiten — aus welchem Stande es immer sei. Auch Professor C. Matschoß führt in einem Vortrage aus, daß im industriellen Leben die Charaktereigenschaften eine ausschlaggebende Rolle spielen werden. „Im Wettkampf der Völker nach dem Weltkriege werde das Volk siegen, das über die größten Persönlichkeitswerte seiner Volksgenossen verfüge." Das Berechtigungswesen der jetzigen Schulen wird ja vielfach angefeindet. Sicherlich ist es zu verwerfen, wenn die Berechtigung nicht mehr erarbeitet, sondern „ersessen" werden kann. Auch der Zorn gegen die Lehrer wird vielleicht, wie so oft bei ähnlichen Angriffen, auf die Belästigungen und den Zwang zurückzuführen sein, den die Schule auf das Familienleben ausübte. Denn Zschimmer wird doch unmöglich den hohen Wert leugnen wollen, den die gründliche Beschäftigung mit den hervorragendsten Männern und Zeiten der Vergangenheit mit sich bringt. Mögen immerhin manche, ja sogar viele Abiturienten ihre Bücher in die Ecke werfen, sie werden ihren Homer und Schiller, ihren Shakespeare und Sophokles, ihren Horaz und Goethe später wieder hervorholen und aus ihnen von neuem Lebenslust und Seelenkraft gewinnen, wenn das nie rastende Triebwerk der Technik ihr inneres Leben zu verkümmern droht.

Darin liegt ja die Gefahr der Technik, daß das Leben der Seele, die eigentliche Kultur zu kurz kommt. Denn alle Errungenschaften der Technik beziehen sich doch nur auf die Verbesserungen der äußeren Lebenslage, während die Befreiung

von der Materie für den inneren Menschen nicht von ausschlaggebender Bedeutung ist. „In dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist", und das Arbeitszimmer Goethes und Schillers zeigt, wie frei diese beiden Geistesheroen von jedem materiellen Zwang waren, nicht wegen der Höhe der Technik, sondern wegen der Größe ihrer Seele. Der Gegensatz zwischen den Kultur-Optimisten und -Pessimisten setzt sich auch bei den Dichtern fort, die in ihren Werken die Technik behandelt haben. Heinrich Lersch *) vertritt die düstere Seite und zeigt uns in seinem Gedichte „An die Arbeiter" den Schmerz des Proleten über die Unpersönlichkeit seiner Tätigkeit. Er beginnt mit der Frage: Was schafft dir deinen Schmerz, Prolet? — — und führt nun aus, daß der Arbeiter sich zwar ganz seiner Arbeit hingegeben hat, daß „Brücke, Haus und Garn und Tuch dein Blut trank und der Seele Schmerzen", aber „daß nichts von dir darin aufersteht, das schafft dir deinen Schmerz, Prolet!" Lersch bleibt bei diesem wehmütigen Gedanken nicht stehen. Einst wird die Zeit kommen, in der die Welt dich und dein Tun versteht. Dann bleibst du nicht mehr entpersönlicht, dann bist du vom Fluche der Namenlosigkeit erlöst. Es fragt sich mir allerdings, ob Lersch hier nicht über das Ziel hinausschießt. Ist es wirklich zur eigenen Zufriedenheit nötig, daß jedes Werk mit dem Namen seines Täters verknüpft bleibt? Gibt es nicht eine große Menge Arbeiten, die einander so gleichen, daß ihre Verfertiger als Persönlichkeiten nicht in Frage kommen? Von jeher sind nur die hervorragendsten Taten von des Sängers Mund mit dem Namen ihres Helden verbunden; für den Durchschnittsarbeiter genügt das Bewußtsein, treu das Seinige zum Gelingen des Werkes beigetragen zu haben.

Diesem Standpunkt tritt Josef Winckler in dem Gedichtband „Eiserne Sonette" (Inselbücherei Nr. 134) bei. Er verherrlicht die Technik, die am gewaltigen Strom, in den Fabriken der Stadt, im Bergwerk, in den Maschinen auf und unter und über der Erde ihre Triumphe feiert. Und er preist besonders die kühnen, wagemutigen Erfinder, Pfadfinder und königlichen Kaufherren, die neue Betriebe gründen, neue Mittel ersinnen, Millionen in Umlauf setzen und Hunderttausenden Arbeit geben. Von ihnen heißt es:

> Wir sind die Tat, wir sind die Leidenschaft!
> Wir woll'n gewappnet ins Geschwader treten,
> Wir Eisernen! Wir Hansaleute! Wir
> Maschinenmenschen! Wir Welt-Pionier',
> Des Volks Ernährer und des Volks Propheten!

Den Arbeitern mißt Winckler an diesem Erfolge der Erfinder und Kaufleute nur geringen Anteil bei. Von einer „Allgleichheit" kann keine Rede sein, sie ist ihm ein „schöner Pöbeltraum, alter Schwärmer Trost und trübe Narrenlust". Wenn der

*) Heinrich Lersch, Herz aufglühe dein Blut! Gedichte im Kriege. 14. bis 18. T. Verlag bei E. Diederichs, Jena 1917.

Arbeiter folgsam ist, wird er mit den Herren groß. Doch gleich? Niemals. Man kann es beklagen, daß die einen auf ihrer Muskeln Arbeit angewiesen bleiben:

„In Bundschuhn und das Kleid wie eine Haut
Geklebt am Leib, im Nacken einen Sack,
Und hoch im Korb gehäuft den Kohlenpack
Gehn auf und ab die Träger, ohne Laut."

(Eiserne Sonette.)

Es ist an dieser Arbeitsteilung nichts zu ändern. Die ungeheure Ausdehnung der Werkstätten, die musterhafte Ordnung bei den gefahrvollen Arbeiten mit dem glühenden Metall und die großartigen Erfolge müssen auch den gewöhnlichen Arbeiter für seine Mühen entschädigen. Wenn sein Name mit der fertigen Maschine auch nicht verbunden bleibt, so sieht er doch das fertige Werk und ahnt, daß er hier oder dort selbst die Feile angesetzt hat. Und der vollendete, gleichsam Leben atmende Wunderbau begeistert Gerrit Engelke, einen der Arbeiter-Dichter, zu dem Hymnus auf die Lokomotive:

„Da liegt das zwanzigmeterlange Tier,
Die Dampfmaschine
Auf blankgeschliffner Schiene
Voll heißer Wut und sprungbereiter Gier . . ."
(Aus „Schulter an Schulter". Vopelius, Jena.)

Über die Technik hinaus behandeln die Werkleute auch die Fragen des Wirtschaftslebens und des Weltkrieges. Wilhelm Vershofen nimmt in seinen drei Büchern (Fenriswolf, Das Weltreich und sein Kanzler, Amerika, alle bei E. Diederichs in Jena verlegt) seinen Stoff aus den Fragen der Weltwirtschaft und verarbeitet ihn in ungewöhnlicher und für die meisten neuartiger Form. Der Fenriswolf ist ein ungeheures Untier aus der Edda. Im Weltuntergangskampf reitet Odin selbst gegen ihn an, aber sein Speer versagt, und der Fenriswolf verschlingt den obersten Gott und wird erst von dessen Sohn erlegt.

Diesem Scheusal gleicht nun die Macht, die auch unsern jetzigen Feinden den Rücken stärkt, die mit Strömen von Gold nur immer neue Meere von Blut hervorbringt: der internationale Kapitalismus. Seine Macht über ein ganzes Land will Vershofens Finanznovelle schildern. Es ist aber keine zusammenhängende Schilderung, sondern einzelne Mitteilungen, Drahtnachrichten, Briefe, Geschäftsberichte, Zeitungsnotizen werden unverbunden aneinander gereiht, um den Leser nur durch die Tatsachen, ohne jedes novellistische Beiwerk, zu überführen. Es soll gezeigt werden, wie ein ganzes Land, hier Norwegen, seiner größten Landesschätze, seiner ungeheuren Wasserfälle durch auswärtiges Kapital beraubt wird.*)

*) Vgl. die Zeitungsnachrichten über Amerikas angebliche Bestrebungen bei den Wasserkräften der Schweiz.

Ein Berliner Großfinanzmann versteht durch geschickte Gewinnung der Presse und einflußreicher Männer des öffentlichen Lebens seine Gegner matt zu setzen. Diese gehören der national-norwegischen Gruppe an mit der Losung: Norwegens Wasserfälle gehören den Norwegern und sind durch Norweger und ihr Kapital industriell zu verwerten. Es wird im Storthing ein Gesetz darüber vorbereitet. Aber im Kampf dafür und dawider siegt der Berliner Geldmann; Norwegens Reichtum fällt dem Fenriswolf zur Beute. Das Buch ist mehr wert als die meisten Novellen, in denen zum 1000. Male Glück und Pein der Liebe geschildert wird. Es ist Neuland. Und es ist nötig, daß auch auf neuartige novellistische Weise der Leser auf die großen Gefahren hingewiesen wird, die dem Volkstum durch fremde Geldmacht droht. Die angeregten Fragen lassen sich leicht weiterspinnen. Jede Überspannung ist zu vermeiden. Handelt es sich doch nicht um den Ausschluß fremden Kapitals von jedem Lande, dann wären ja Kolonialunternehmungen unmöglich. Vielmehr gilt es, Verständnis dafür zu verbreiten, daß gewisse Unternehmungen unsittlich sind und daher bekämpft und gebrandmarkt werden müssen. Aus dem Fenriswolf spricht großer sittlicher Ernst zu uns. Deshalb verdient das Buch weiteste Verbreitung.

Das Buch „Das Weltreich und sein Kanzler" versucht die Frage zu lösen, ob nicht Kriege in der Zukunft vermieden werden können. Die Antwort glaubt ein junger amerikanischer Advokat gefunden zu haben. Sie weicht völlig von den bisherigen Lösungen mittels Friedenskonferenzen und Schiedsgerichten ab. Schon in diesem Kriege kann sie angewandt werden. Es kommt nur darauf an, daß Amerika, damals noch nicht am Weltkriege beteiligt, alles Geld der Welt an sich zieht und dann keinem Volke mehr Kredit gewährt. Dazu muß allerdings vorläufig der Krieg durch Lieferung von Munition und sonstigem Heeresbedarf verlängert werden, bis die Kriegführenden aller Geldmittel entblößt sind.*) Der neue Prophet findet mit seiner Lehre Eingang bei einem Multimillionär, dem Kupferkönig Vanburgh, der ihn zu seinem Beauftragten ernennt. Er soll in großen Volksversammlungen die Masse auf seine Seite bringen und besonders der Friedensliga, die sich mit allen Kräften der Verlängerung des Krieges widersetzt, entgegentreten. Der Konflikt entsteht teils dadurch, daß sich im Herzen des Advokaten, der des Weltkriegs Kanzler zu sein glaubt, Bedenken über die moralische Zulässigkeit seines Planes geltend machen, teils dadurch, daß Vanburgh den ganzen Plan seines Kanzlers nur zur selbstsüchtigen Erweiterung seiner eigenen Geldmacht verwendet. Durch das geschickte Vorgehen der Friedensliga wird der Advokat als Werkzeug der Kriegspartei entlarvt und Vanburgh kann sich selbst nur dadurch reinwaschen, daß er seinen Kanzler fallen läßt und ihn sogar in eine Nervenanstalt einsperrt, um ihn gänzlich unschädlich zu machen. Der ameri-

*) Vgl. ähnliche Gedanken bei Prof. Dr Albrecht Pemk. U. S. Amerika. Stuttgart, Engelhorn 1917.

kanische Charakter wird in diesem Buche treffend gekennzeichnet: grenzenlose Planmacherei, unbeschränkte Profitsucht, vollständiger Mangel an Treu und Glauben, auch bei denen, die sich am nächsten stehen. Wir wissen, daß dies Bild nicht zu schwarz gezeichnet ist, weil wir Amerikas Falschheit und Heuchelei am eigenen Volke erfahren haben.

Im dritten Buche, „Amerika, drei Kapitel der Rechtfertigung," gibt Vershofen die Selbstbekenntnisse eines reich gewordenen Amerikaners heraus. Mit der Herausgabe ist allerdings „ein schwerer Vertrauensbruch verbunden." Aber der „Übersetzer" nimmt ihn gelassen auf sich, weil nach seiner Überzeugung jeder Beitrag zur Erkenntnis des gesegneten Landes jenseits des Atlantischen für das deutsche Volk von größtem Werte ist. Dem ironischen Vorwort entspricht die scheinbar ernst gemeinte Kasuistik und Moralistik in den drei Erzählungen. Immer, wenn der Verfasser in seinen Erinnerungen auf ganz besonders niederträchtige Handlungen zu sprechen kommt, für die es kein moralisches Mäntelchen mehr gibt, dreht er die ganze ethische Auffassung um. Dann ist er der Vollstrecker eines neuen Gotteswillens, kraft dessen die ganz erbärmliche Weltordnung umgestoßen und neu aufgebaut werden muß. In der zweiten Kapitel-Geschichte herrscht in Amerika große Arbeitsnot. Tausende von Arbeitern müssen feiern, verzehren ihren letzten Notgroschen und wissen keinen Rat. Nur wenige sind in ihren Stellungen geblieben, und im Gespräche hört unser Gewährsmann sagen, warum denn nicht einmal die jetzigen Hungerleider in die Stelle der wohlbezahlten Stellungsinhaber treten könnten. „Das Wort war mir ein Fingerzeig, eine Offenbarung," sagt der Verfasser der Selbsterlebnisse. Ich besorgte mir auf Grund des Retainment-Gesetzes eine große Anzahl Retain-Vertragsscheine. Solcher Retain-Vertrag verpflichtet Arbeitgeber und -nehmer zu gegenseitigen Leistungen während eines Jahres. Ersterer hat zu bezahlen, was ausgemacht ist, letzterer hat zu arbeiten und wird gefangengesetzt, wenn er etwa streiken will. Ich erfuhr, daß in der größten Herrenschneider-Firma gegen 2500 tüchtige Schneider für 10 Dollar arbeiteten. Mein Plan war sehr einfach. Ich berief eine Versammlung aller ausgezeichneten arbeitslosen Herrenschneider, um ihnen meine Retain-Verträge vorzulegen. Die Versammlung gestaltet sich sehr lebhaft, weil jeder zu den 2500 Auserwählten gehören wollte. Schließlich gelingt es wirklich, 2500 Hungerleider für 2,50 Dollar zu „retainen". Die Herrenschneiderfirma nimmt umgehend diese retainten Schneider an, entläßt die bisherigen, mit 10 Dollar bezahlten Arbeiter und teilt den Gewinn mit unserem Gewährsmann, der seinen Scheck über 285 000 Dollar mit dem besten Gewissen der Welt einsteckt. Er hat doch den Gedanken aufgegriffen und durchgeführt, er hat 2 500 hungernden Schneidern das Leben gerettet. „Sollte ich für meine Arbeit unentschädigt bleiben? Gibt es einen Menschen, der das zu fordern wagt?" Leider versucht er die 2500 entlassenen Schneider nach derselben Methode glücklich zu machen. Das gelang nicht. Erst nach längerer Zeit konnte er (infolge der Prügel) aus dem Krankenhause entlassen werden.

Die Amerika-Kapitel sind Satiren auf die Selbstsucht, deren Humor nur in der Lektüre der Erzählungen selbst zu Tage tritt. Es sind übrigens wirkliche Erzählungen, nicht aneinander gereihte Briefe, Drahtnachrichten und Zeitungsausschnitte wie in den ersten beiden Büchern.

Von der Weltwirtschaft wenden wir uns zum Weltkrieg. Josef Winckler läßt in scharf beleuchteten Momentbildern die aufregendsten Stimmungen und Szenen des Krieges vor uns wieder erstehen. In knappen, klirrenden Überschriften braust das erste Gedicht „Alarm" einher. „In Petersburg unser Botschaftshaus / In Brand gesteckt! / Pöbel auf dem Newski-Prospekt: / "Haut die deutschen Hunde! Treibt die Deutschen aus!" / Bahn-Postverkehr stockt! Die Grenze fiel! / Kosacken in Ostpreußen! Brand! Mord! / Der Zar, der Zar brach sein Ehrenwort: / Sibirien, Kaukasien, halb Asien ist mobil." (Mitten im Weltkrieg, Inselverlag.) Demgegenüber das schwermütige, volksliedmäßige „Es geht eine Trommel in Österreich / Trum, dum, dum / Die bunten Völker der Donau lauschen zugleich . . . / Trum, dum, dum / Der tote Erzherzog geht um." Die Tschechen, Kroaten, Slowaken, Ruthenen horchen auf, die Ungarn, Serben, Polen und Böhmen sehn sein furchtbar blutrot Mal, alle sammeln sich um des toten Erzherzogs Fahne.

In Deutschland ist solch Gotteszeichen nicht nötig. Aus allen Berufen strömen die Männer zusammen.

„Aus Walzwerk und Hochofen und Häfen und Schacht
Wälzt es heran mit furchtbarer Macht . . .
Aus Kaufläden und Hörsaal, Amt, Klinik, Kontor,
Aus Palast und Hütten bricht es hervor . . .
  Das Schicksal will's, das Schicksal sprach,
  Nun, schrecklich Schicksal, lauf —
  Es kracht Europens heiliges Dach,
  Deutschland steht auf!"

Alle diese Völker stehen unter dem Bann der Schicksalsidee. Das führt Winckler im Gedicht von den beiden Stimmen noch weiter aus. Die eine Stimme, hoch in den Lüften, ruft in allen das Höchste, Letzte wach; die andere, tief im Abgrund, das Tiefste, Letzte; die erste ruft die himmlischen Brüder, um Liebe zu säen und zu suchen; die andere ruft die dämonischen Freunde, um Haß zu säen und zu fluchen. So erscheint ihm der ganze Weltkrieg als ein Kampf für das Gute und das Böse; es wird sich entscheiden, wer untergeht: Gott oder Belial.

In diesem Streit gesellen sich zu den beiden Hauptstimmen noch viele Nebenstimmen. Der Dichter hört die Stimme der Väter und Mütter, der Universitäten und Kanzeln, er singt „sein schönstes Lied dem deutschen Proletariat", ein Lied der Liebe, in Tränen beglückt! . . . Denn in euch, Enterbte, durch alle Not / Brach es mit Wunderflammen empor, / In euch wie Frühling auferstand, / Als es sich längst

in Haß verlor: / Vaterland! Mancher wird sich dabei an einen Weggenossen der Nylandmänner erinnern, an Karl Brögers Bekenntnis, mit dem er seinen Gedichtband „Kamerad, als wir marschiert" einleitet. Es beginnt: Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt, / bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt. / Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort, / Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort: / Deutschland.

Winckler ist noch manches Gedicht gelungen; am meisten hat mich sein Hymnus gepackt: „Dem Kommenden." Der Auserwählte ist noch nicht erschienen, aber er muß kommen. „In dieser Stunde wird er auch uns, auch uns gesandt! Unter gewaltigen Naturerscheinungen sieht er die größten Helden Deutschlands von Sternenfahrten nahn. Er nennt Karl den Großen, Barbarossa, Bismarck, Bonifazius, Luther.

Ich zünd die Fackel am Olympos an,
Die Schwerter klirren, die Musen warten:
Hervor! Hervor! Du großer Mann!

Ich finde, daß dies Gedicht echte Poesie ist, denn es besingt nicht die Heldengröße Hindenburgs, sondern es ersehnt ihn, es ist überzeugt, daß er gesandt werden wird, es versetzt uns unter das erhebende Gefühl, daß unser Schicksal, das Schicksal des ganzen deutschen Volkes, von höherer Warte aus gelenkt wird.

Ich kann nicht den ganzen Band „Mitten im Weltkrieg" ausschreiben. Hinweisen möchte ich noch auf die „Deutsche Messe" mit den Bittversen: O Gott, vor deinem Angesicht / Verstoß uns arme Krieger nicht, Verstoß uns nicht, / Verstoß uns Soldaten nicht! und mit der Litanei an Sankt Michael: „O Himmelsfürst, siegreicher Held / Sankt Michael! komm uns zu Hilf, zieh mit uns zu Feld! / O hilf uns ringen, den Feind bezwingen, Sankt Michael!" und mit dem Hymnus an die „wunderschön prächtige, / hohe und mächtige, / liebreich holdselige, himmlische Frau."

Will das nun jemand katholisch-konfessionell nennen? Zeigt sich nicht in diesen Versen das allgemein menschliche Gefühl der Sehnsucht nach überirdisch gewaltigen, hilfreichen Wesen, die im Auftrage des Höchsten uns zu Schutz und Veredlung gesandt werden? Auch in seiner Sammlung „Die mythische Zeit" benutzt Winckler gern Gestalten von Heiligen und Märtyrern. Wer sie auch nicht als Wundertäter der römischen Kirche verehren will, kann sich doch in Ehrfurcht und Liebe zu ihnen gesellen und die hohen Ideen, denen sie Ausdruck gaben, in ihnen dankbar und sehnsuchtsvoll anerkennen.

Auf Karl Brögers Kriegsgedichte (verlegt bei E. Diederichs, Jena 1917) möchte ich noch einmal hinweisen. Er hat eine Reihe fein gezeichneter Stimmungsbilder aus dem Kriege gedichtet, die voll konkreten Lebens und zugleich voller Gedanken sind. Die „Soldatenfrau", „Vier Männer und ein Held", „Die Fahnengasse",

„Der Schützengraben" und „Der Tod von Arleux" gehören zu dieser Gruppe. Ein besonders tief empfundenes Gedicht ist „die begrabene Madonna", das — recht vorgetragen — überall tiefen Eindruck hinterlassen wird. Es ist überhaupt nötig, daß diese Gedichte laut vorgetragen oder vorgelesen werden, nachdem man auf die Situation, die Idee, den Gang der Handlung etwas hingewiesen hat. Auch bei der Darbietung in Lazaretten ist eine solche Einführung in die Stimmung durchaus erforderlich.

Ein Krieg, der in solch frommer Weise geführt wird, bei dem Volk und Heer in ihren besten Augenblicken immer wieder auf übersinnliche Helfer vertrauen und deshalb vor Siegesübermut und Verblendung bewahrt werden, ein solcher Krieg muß ein hohes, weittragendes Ziel haben. Dies Ziel stellt Jakob Kneip auf in seiner Sammlung „Ein deutsches Testament". Es ist psalmenartige Poesie, die den ersten Teil des Buches „Das brennende Volk" bildet und als Kriegsgabe der Werkleute auf Haus Nyland bei Eugen Diederichs in Jena 1916 verlegt ist.

Auf Seite 32/3 bezeichnet Jakob Kneip als Ziel des Krieges den Besitz der Erde. Die wutschäumenden Gegner haben recht. „Unser Geist, mit steter Glut und Drang genährt vom göttlichen Mittelpunkt / tastete, fühlte, reckte sich und flog über die Erde hin von Küste zu Küste, von Land zu Land. Und einmal schritt ein Riese über eure Felder . . . von Gott zur Ernte bestellt." Aber der Besitz der Erde soll nur dazu dienen, sie zu erlösen aus Tierheit und Knechtschaft. . . . Herrschen wird doch der Geist, der allmächtige, und nicht eure Gier. Und die Völker werden erkennen, / die Stunde ist nahe, / wer dieser Welt Heiland ist.

Die religiöse Stimmung, die wir schon bei verschiedenen Gedichten gefunden haben, steht nicht im Widerspruch zu dem Wirklichkeitssinn der Werkleute. Die Zeit des Materialismus ist längst überwunden. Jeder innerlich Starke weiß heutzutage, daß seine Stärke ihm durch den Zusammenhang mit der höheren Welt zu Teil geworden ist. Es kommt für alle, die nach diesem Zusammenhang streben, nur auf den gerade für sie richtigen Weg an. Auch hier weisen uns die Werkleute, ihren verschiedenen Geistesrichtungen entsprechend, besondere Wege. Gerrit Engelke, vormals Tüncher, ist ein Mann der Sehnsucht. Das freie Land, der zum Himmel strebende Baum erweckt sein Verlangen. Wie der Saft im Baum emporsteigt, so möchte auch er bis hinauf in den Wipfel steigen und seine Blattfinger durchgluten lassen von der würzigen Luft und dem wärmenden Sonnenstrahl. Auch seine Ohren lauschen feiner und vernehmen hinter dem Lärm der Straße den verborgenen Gottesrhythmus, der das irdische und himmlische Leben erhält. Vor allem vernimmt er diesen Rhythmus in sich und erkennt daraus, daß Gott selbst in ihm wohnt. Am mächtigsten gewinnt das Gottschöpfer-Bewußtsein in ihm Raum, als er die gewaltige Schöpfungshymne des 1. Buches Mose nachdichtet. Da war zuerst

Nicht Raum, nicht Zeit, nur Nacht und Nacht.
Nur Nacht, von Nacht noch überdacht.
Ein trächtig Sausen wogend schwoll —
Da! plötzlich groß ein donnernd „Ich" erscholl —

Von ihm werden nun Sonnen und Monde erschaffen, zuletzt der Mensch, der den All- Gebärer selber nicht schauen konnte. Aber das große Leuchten sah er und bog davor sein Knie, und aus seinem Munde brach ein Sang von nie gehörtem Urweltklang „Hinauf! Hinauf! Zum ersten Tag! Zum Ewig-Tag! Zum Tag der Welt!" (Schulter an Schulter. 2. Auflage. B. Vopelius, Jena 1916.)

An dem Buche „Das brennende Volk, Kriegsgabe der Werkleute" hat auch Josef Winckler seinen Anteil. Er faßt seine Gedichte unter der Bezeichnung „Die mythische Zeit" zusammen, weil er die gewaltigen Ideen und Kräfte des Krieges in Gestalten und Gesichten aus längst vergangenen Tagen verkörpert schaut. „Und als der Schrecken und das Unerhörte nun wirklich aufstieg, da nahm alles Gestalt an." Vergebens stürmt der furchtbare Feind im Westen an, denn „Erzengel stehn mit glühendem Gesicht / in steilen Reihen, triefend von Licht / Und Stärke, unerschütterlich hehr / Von den Alpen zum Meer eine himmlische Wehr." Der Gegensatz der Konfessionen ist ausgelöscht. „St. Bonifatius und Luther schränkten heiß schwörend die Hand." In Kampf und Tod helfen den Streitern die Lichtgestalten ihrer Kirche oder wehklagen über die grauenhafte Vernichtung ringsum. Der Tod selbst wird von einem Cherub zur Rede gestellt, zu wem die in der Schlacht gefällten Soldaten gehören. Und er gesteht, „tote Soldaten gehn stracks vom Feld in den Himmel ein". Da begibt sich das Wunderbare: „Es stand das ganze Dorf in Tränendankbarkeit gottglaubensfroh, . . . der goldne Cherub und der dunkle Tod / Gingen Arm an Arm ins Abendrot." Der Tod war nicht mehr der Würger, sondern der Befreier, der Führer zum höheren Dasein. In symbolischer Art sucht Winckler auch Hindenburgs Größe zu verstehen. Kein Genie ohne göttlichen Funken! Hier kommen der zwölf Apostel gülden umschimmerte Gestalten und schweben ungesehen um ihn und „stärkten ihn mit Gnade, Weisheit, Siegvertraun / Erleuchteten ihn mit hellsehendem Wunder-Taten-Mut / Und hoben, Gottes Hilfe lobpreisend, seine Seele, / und all die schweren Werke gingen gut." „Wir atmen alle Ewigkeit," sagt er an anderer Stelle und beweist damit aufs neue, wie fest er von dem Hineinragen der höheren Welt in unsere Gedanken und Taten überzeugt ist.

Einen tiefen Eindruck vom Werden einer religiösen Persönlichkeit der Gegenwart habe ich beim Lesen der beiden Dichtungen Kneips erhalten, dem „Deutschen Testament," abgedruckt im „Brennenden Volk", und dem „Bekenntnis", das 1917 im Inselverlag erschienen ist. Im Anfang des letzteren, als ein Sinnspruch für das ganze Buch stehen die Verse:

Du stehst am Anfang aller Zeit,
Du stehst am Ende der Ewigkeit.
Strömt ein Meer von dir zu mir,
Tönt ein Meer von mir zu dir!

Dieser Gegenseitigkeits-Rhythmus, dies Empfangen und Wiederzurückgeben bildet das Ergebnis einer langen Entwicklung. Wir sehen aus seinen Gedichten, daß er anfangs, noch als Knabe, schon nach Gott verlangte. „Auf der alten Truhe kniet ich nachts, / Zitterte und rang zu Dir hinauf, Deine Stimme drohte fern / Wie eine rauhe Bauernstimme." Und auch am Morgen und am Mittag war meine Seele von Dir erfüllt und „ich weihte meinen Leib / meine törichtwilde Knabenseele / Deinem Dienst auf ewig."

Aber nach dem Abschied vom bäuerlichen Vaterhaus, von den im engen Überlieferungsglauben befangenen Eltern trat im Gewirr der großen Stadt eine Wandlung ein. Der Kameraden Zweifel, Spott und Sinnen verdrängte den alten Glauben aus seiner Seele. Mit leerem Herzen kehrte er heim, den Seinen ein Fremder. Es kommt zu einer scharfen Auseinandersetzung, die mit völliger Trennung endet. „Und hast du Gott vergessen, / Bleibe da draus, / Meide dies Haus. / Mit uns soll kein Verfluchter essen!" — Aber er ist kein Ungläubiger, Gottloser geworden. Das alte augustinische Wort „Mein Herz ist in Unruhe, bis daß es Ruhe findet in Dir" kennzeichnet sein Inneres. Er selbst bekennt den großen Unbekannten „flammender als alle Bauern in der Pfarrei, / als alle Büßer, Priester, Kardinäle, / Als Deine himmlische Heerschar." Und doch ist die Seele tief in Zwietracht aufgewühlt / Voll Trotz, Weltunruh, Weh und Leidenschaft. Vergebens bricht seine Bitte hervor: „Laß mir doch Frieden, Du — dort oben!" Aber der Frieden kommt nicht sofort. In der Kirche findet er ihn nicht, auch nicht durch die Erinnerung an die arbeitende, sorgende, sterbende Mutter, an das Marienbild, das ihm „in müder Trauer nachträumt".

„Schweigend treibt ihn fort die Zeit," und er lauscht welteinsam im Waldgehöft auf die geheimnisvollen Stimmen, „die Urahnengeister aus Feld und Wald". Aber der Friede kommt nicht. Da findet er tiefes Glück in der Liebe und im frohen Genuß der guten Gaben von Korn und Wein. Aber es ist seiner Seele nicht genug. Selbst die Geliebte kann die drängenden Gedanken nicht beschwichtigen. „Ich fahre derweilen / Viel tausend Meilen / Auf dunklem Meere der Ewigkeit zu / Ohne Ruh — ohne Ruh." Wieviele werden unserm Dichter dies unruhvolle Sinnen und Verlangen nach dem höchsten Gut nachfühlen können! Wieviele werden in seinem Innenleben das eigene wiederfinden! Gerade in unserer tränenreichen, sorgenschweren Zeit voller Gegensätze wird sein Erlebnis das Erlebnis vieler sein. Wie kommt es nun zur Lösung? Nicht durch Worte der Schrift, nicht durch Worte von Menschen, sondern durch „die Stimme des Weltalls selbst". Die Nacht und der Morgen reißen seine Seele zum Lobe des Schöpfers fort.

In der heilgen Sonntagsfrühe: / Wie ich saß am Himmel droben, / hat die große Welt zu Füßen / Sich im Glanz emporgehoben. / Und vom Dufte ganz umflossen / hielt die Augen ich geschlossen —/ Plötzlich fühlt ich tausend Wonnen /Meinen Menschenleib durchsonnen / Und erkannte wunderbar / Wie mir Gott hier nahe war.

Von diesem Naturerlebnis dringt seine Seele zu dem ethischen Gott empor. Er wird ihm der „Allsichtige und Richtende". „Aus dem Dunkel führst du die Völker hinan, und fegst hinweg die stolzen Nationen; / Doch deinem Volk für tausend und tausend Jahre / Zeichnest du seinen Weg, / Daß es ihn nach deinem Willen fahre."

Und von dieser Ausschau in das Schicksal der Völker vertieft er sich in seine eigene Bestimmung. Schon in seiner Frage:

„Willst du mich läutern in Not und Leid,
Daß du mich schufest in diese Zeit?
Soll ich von dir dem Volke wieder singen?"

liegt die Antwort, der er sich dann tief innerlich als Gottes Befehl gewiß wird.

„Sprich zum Volk, sprich freudig und mit Inbrunst, dein Volk bedarf des Worts und der Fülle aus der Seele seiner Jugend ..." Wie das Erlebnis eines alttestamentlichen Propheten war es über ihn gekommen: „In der Nacht trat Gott zu mir / Aus tobenden Schlachten rauschte er mich an." Seine ganze innerlichste Überzeugung spricht er dann in den markigen Worten des deutschen Testamentes aus: Aller Gewalten gewaltigste ist aber der Glaube, mein Volk! . . . Der Glaube ist dein heiliges Erbgut, seit du ein Volk bist und eine Welt. Ich muß euch beschwören, Brüder, bewahrt euer Erbe: Es nährt eure Heere, es erleuchtet alles Volk in Stadt und Land . . ., es ist deinen Feldern Tau und deinen Kindern Luft und Sonnenschein. Aller Gewalten gewaltigste ist der Glaube mein Volk! — — —

Alle weiteren Worte sind überflüssig! Wir wünschen den Werkleuten auf Haus Nyland, daß sie als rechte Sänger und Propheten, als tätige Männer der Gegenwart vielen tausenden ihrer Volksgenossen die Freudigkeit in der irdischen Arbeit trotz aller Hemmnisse und den stärkenden Glauben an den Gott, der sich in Natur, Völkerschicksal und eigenem Erlebnis offenbart, zeigen und wiedergeben mögen.

Dr. Felix Freudenthal, Amtsgerichtsrat a. D.: Das Briefgeheimnis.

Daß unsere schriftlichen verschlossenen Mitteilungen, die an eine bestimmte Persönlichkeit gerichtet sind, nicht von unberufener Seite geöffnet und gelesen werden, liegt im wohlverstandenen Interesse nicht nur der Beteiligten, sondern auch der Allgemeinheit. Welches Unheil durch geheimes und unbefugtes Öffnen von Briefen und Kenntnisnahme ihres Inhalts angerichtet werden kann, weiß wohl ein jeder; und wer so naiv sein sollte, daran zu zweifeln, braucht nur Geschichtsbücher und Romane zu lesen oder Theater- und Kinovorstellungen zu besuchen, in denen so oft hinterrücks geöffnete Korrespondenzstücke die Katastrophe herbeiführen. Dergleichen Vorgänge entspringen nicht etwa ausschließlich dem Kopfe der Dichter, wie dies tägliche Erfahrungen nur zu deutlich beweisen. Ganze Familientragödien, schwere eheliche Konflikte, tiefgehende Schädigung gewerblicher und kaufmännischer Interessen, bis hinauf zu diplomatischen Häkeleien, Auflösung von Bündnissen und blutigen Kriegen, verdanken ihren Ursprung der unbefugten Öffnung wichtiger Briefe, die durch allerlei unlautere Machenschaften in fremde Hände gelangt sind. Wie besonders die Gegenwart lehrt, ist im Wege der Spionage von den heimtückischen Feinden unseres Vaterlandes kein Mittel gescheut worden, um Staatsschriften zu erbrechen und sie in eigennützigster Weise zum Schaden Deutschlands auszubeuten. Der Staat besitzt leider nicht immer die Macht, die in- und ausländischen Täter und Spione, namentlich wenn sie sich in weiter Entfernung und auf feindlichem Gebiet aufhalten, zu fassen und zur Verantwortung zu ziehen, wohl aber hat er die Pflicht und das Recht, innerhalb seiner Grenzen für die möglichste Wahrung jenes wichtigen Kulturguts einzutreten. Sind doch die Zeiten des übelberüchtigten schwarzen Kabinetts ein für allemal glücklich überwunden, als noch von Amtswegen Briefe verdächtiger Persönlichkeiten im geheimen geöffnet, gelesen, und soweit sie nicht verschwanden, kunstgerecht von neuem verschlossen und, als ob nichts geschehen, zur Beförderung der Post übergeben wurden. Gegen solchen Mißbrauch der Amtsgewalt sind wir seit mehr als einem halben Jahrhundert Gottlob geschützt! Denn schon die preußische Verfassung schreibt ausdrücklich vor, daß das Briefgeheimnis unverletzlich ist und daß die naturgemäß bei strafgerichtlichen Untersuchungen und in Kriegsfällen notwendigen Beschränkungen lediglich durch die Gesetzgebung festgestellt werden. Während unsere Reichsverfassung über diese Dinge nichts enthält, sichert das Postgesetz vom 28. Oktober 1871 die gleiche Unverletzlichkeit zu und läßt neben den soeben angeführten Ausnahmen nur noch solche in Konkurs- und zivilprozessualischen Fällen gelten, die jedoch durch Reichsgesetz festzustellen sind.

Im Zivilprozeß hat sich ein derartiges Eingreifen bisher nicht als notwendig ergeben, dagegen haben im Konkursverfahren auf Anordnung des Konkursgerichts die Postanstalten alle für den Gemeinschuldner eingehenden Briefe dem Verwalter auszuhändigen, der zu ihrer Eröffnung berechtigt, aber nicht verpflichtet ist. Immerhin ist der Gemeinschuldner befugt, die Einsicht und, wenn der Briefinhalt die Masse nicht betrifft, dessen Herausgabe zu verlangen. Auch kann das Gericht auf seinen Antrag nach Anhörung des Verwalters je nach Lage der Sache die getroffenen Maßregeln aufheben oder beschränken. Die wichtigste Bestimmung für den Briefschutz bietet unser Kriminalrecht. Denn Geldstrafe bis zu 300 Mark oder Gefängnis bis zu drei Monaten droht das deutsche Strafgesetzbuch jedem an, der einen verschlossenen Brief oder eine andere verschlossene Urkunde, die nicht zu seiner Kenntnisnahme bestimmt ist, vorsätzlich und unbefugterweise eröffnet. Die Verfolgung soll nur auf Antrag, also binnen drei Monaten, beginnend mit dem Tage, seit welchem der zum Antrage Berechtigte von der Handlung und von der Person des Täters Kenntnis gehabt, eintreten und verjährt der Regel nach in drei Jahren seit dem Tage, an dem der Brief geöffnet ist. Zum Strafantrag zugelassen ist lediglich der Eigentümer des Briefes, also nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge der Absender so lange, bis das Eigentum dem Adressaten zusteht. Wann dieser Zeitpunkt eintritt, ist nicht unbestritten. Es wird wohl im Anschluß an § 929ff. B.G.B. jener sein, in dem die Übergabe an ihn oder an den sonst für ihn zur Annahme Berechtigten erfolgt, bei gleichzeitigem ausdrücklichem oder stillschweigendem Einverständnis aller Beteiligten, daß das Eigentum übergehen soll. Der einmal gestellte Strafantrag — nebenher ist in Gemäßheit der §§ 823, 839, 848 B.G.B. noch eine vermögensrechtliche Schadensersatzklage denkbar — kann freilich nicht zurückgenommen werden. Weder Eltern noch Kinder, weder Ehegatten noch Verlobte haben eine gelindere Strafe oder gar Straffreiheit gegebenenfalls zu erwarten. Es kann sonach der eigentümliche Fall eintreten, daß ein Vater, der einen an seine zu Liebesabenteuern neigende volljährige Tochter gerichteten verschlossenen Brief entwendet oder unterschlägt, kraft gesetzlicher Vorschrift nicht bestraft wird, wohl aber, wenn er ihn vorsätzlich und ohne Befugnis „eröffnet". Er braucht also nicht einmal von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen, denn das Vergehen ist schon mit der bloßen „Eröffnung" vollendet. Darunter ist jede Tätigkeit zu verstehen, die den Verschluß, welcher Art er auch sei, beseitigt oder unwirksam macht, insbesondere jede Behandlung eines verschlossenen Umschlags, welche dessen Inhalt ohne Verletzung der schützenden Umhüllung zutage fördert. Das Wiederverschließen oder die sonstige Wiederherstellung des früheren Zustandes kann selbstredend den vorhergegangenen unerlaubten Vorgang nicht mehr aus der Welt schaffen. Die Voraussetzung eines vorsätzlichen Eröffnens liegt in jenen zahlreichen Fällen nicht vor, wenn jemand im Drange der Geschäfte unter vielen eingegangenen Postsachen einen mitabgegebenen für

andere bestimmten Brief öffnet oder bei gleichen oder ähnlich lautenden Adressen in dieser Hinsicht fehlgreift. Was das „unbefugterweise" anlangt, so wird sich über die Befugnis im Einzelnen mitunter streiten lassen. Soweit nicht darüber genaue postalische Erlasse gegeben sind, hat man im Zweifel wieder auf das bürgerliche Recht zurückzugehen und die Vorschriften über die gesetzliche Vertretung, namentlich über elterliche Gewalt und Vormundschaft zu berücksichtigen. Doch dürfen die hiernach den Eltern, Vormündern oder sonstigen Vertretern eingeräumten Rechte nicht aus Schikane, nicht nach Willkür und Laune, sondern lediglich nach billigem Ermessen und unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände ausgeübt werden. Danach werden Briefe an nicht erwachsene oder geistig unreife oder moralisch minderwertige Personen mit Recht von den ihnen gesetzten Vertretern geöffnet werden dürfen, dagegen könnte wohl jeder Haussohn und jede Haustochter, gegen die keinerlei Bedenken vorliegen, nach vollendetem 16. Lebensjahr verlangen, an sie gerichtete Briefschaften, vorbehaltlich etwaigen Widerrufs, selbst zu öffnen. Doch, wie gesagt, über diese ganz persönlichen Vorgänge läßt sich keine allgemeine Regel aufstellen und der Strafrichter wird sich ohne Zweifel, so lange Adressaten nicht erwachsen, ohne rechte Einsicht oder gar geschäftsunfähig sind, mehr auf Seite der gesetzlichen Vertretung in deren Korrespondenzsachen stellen.

Eine weit nachdrücklichere Ahndung trifft Postbeamte, welche die der Post anvertrauten Briefe oder Pakete in anderen als den gesetzlichen Ausnahmsfällen eröffnen oder unterdrücken oder auch nur Anderen wissentlich solche Handlungen gestatten oder ihnen dabei wissentlich Hilfe leisten. Sie erwartet, ohne daß es eines Strafantrages bedarf, und ohne Unterschied, ob es sich dabei um männliche oder weibliche Delinquenten handelt, eine Gefängnisstrafe nicht unter drei Monaten. Zugleich kann auf Verlust der Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Ämter auf die Dauer von einem bis zu fünf Jahren erkannt werden.

Allgemein zulässig ist die Beschlagnahme der an einen Beschuldigten gerichteten Briefe und Sendungen auf der Post, sowie solcher Briefe und Sendungen, inbetreff deren Tatsachen vorliegen, die darauf schließen lassen, daß sie von dem Beschuldigten herrühren oder für ihn bestimmt sind, und daß der Inhalt für die Untersuchung Bedeutung habe.

Zu solcher Beschlagnahme ist jedoch nur der Richter, bei Gefahr im Verzug und bei Vergehen oder Verbrechen auch die Staatsanwaltschaft befugt. Letztere muß jedoch stets Briefe und andere Postsendungen uneröffnet dem Richter vorlegen.

Von den getroffenen Maßregeln sind die Beteiligten, sobald der Untersuchungszweck es zuläßt, zu benachrichtigen, auch sind ihnen Sendungen, deren Eröffnung nicht angeordnet worden, sofort auszuantworten. Das gleiche gilt, soweit nach der Eröffnung die Zurückbehaltung nicht mehr nötig ist; derjenige

Teil eines zurückbehaltenen Briefes, dessen Vorenthaltung nicht geboten erscheint, ist dem Empfangsberechtigten in Abschrift mitzuteilen. —

Briefe, die an Straf- oder Kriegsgefangene gerichtet sind, werden regelmäßig auf Grund der hierüber ergangenen Bestimmungen von der zuständigen Behörde eröffnet und, soweit keine Bedenken vorliegen, dem Adressaten behändigt. Sendungen an Militärpersonen, soweit sie nicht Offiziere, sind nach besonderem Abkommen mit der zuständigen Behörde an Beauftragte auszuhändigen, die sie dann dem Empfangsberechtigten in uneröffnetem Zustande übermitteln. Es hat also weder der Hauptmann noch ein anderer Vorgesetzter das Recht, an Soldaten oder Unteroffiziere gerichtete verschlossene Briefe ohne deren Zustimmung zu öffnen. Nur wenn es sich um strafbare Handlungen oder einen begründeten Verdacht handelt, ist die militärische Beschlagnahme oder Durchsuchung zulässig, worüber die §§ 229—242 der Militärstrafgerichtsordnung vom 1. Dezember 1898 sehr eingehende Weisungen enthalten. Eine weitere Ausnahme tritt allgemein, also sowohl für die Zivilbevölkerung wie für die Angehörigen des Soldatenstandes ein, wenn über einen Teil des Deutschen Reiches der Belagerungszustand verhängt ist.

In solchen Zeiten ist die Beschlagnahme von Briefen und Papieren nicht bloß in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen erlaubt, und die zu ergreifenden Maßregeln hängen bis zur Wiederaufhebung des Ausnahmezustandes von dem pflichtmäßigen Ermessen der höheren Befehlshaber in den von der Verordnung betroffenen Gebieten ab.

Jedenfalls muß dann die Bestimmung, daß Haussuchungen, Eindringen in die Wohnung, Beschlagnahme von B r i e f e n usw. ohne weiteres gestattet sind, also die Suspension des Artikels 6 der Preußischen Verfassung, ausdrücklich in die Bekanntmachung über die Erklärung des Belagerungszustandes aufgenommen o d e r in einer besonderen den Erstvorschriften des § 3 des Pr. Ges. vom 4. Juni 1851 folgenden Verordnung verkündet werden.

Ganz interessant ist die Frage nach dem Briefgeheimnis zwischen Eheleuten, ob also der Mann die an seine Frau gerichteten Briefe — und ebenso umgekehrt — im Hinblick auf das geltende bürgerliche Recht öffnen darf.

In Anbetracht der engen ehelichen Lebensgemeinschaft und des gegenseitigen Vertrauens wird es regelmäßig nicht viel auf sich haben, wenn hier der eine Teil gelegentlich die Briefe des anderen aufmacht; Herkommen und Gewohnheit, auch Beruf, Stand, Tätigkeit und Takt der Gatten, ebenso die Art der Korrespondenz, ob es sich um Geschäfts-, Amts-, Geld- oder Privatbriefe handelt, werden dabei keine unwesentliche Rolle spielen.

Anders liegt die Sache, wenn Mißtrauen oder Zwiespalt oder gar Eheirrungen vorliegen und nur die wirkliche Rechtsfrage aufgeworfen wird. Hier dürfte dem Manne als Haupt der Familie, dem die Entscheidung in allen wich-

tigen Angelegenheiten zusteht, zunächst eine vorteilhaftere Stellung einzuräumen sein als der vom Gesetzgeber nicht ebenso begünstigten Gattin.

Gilt zwischen ihnen das gesetzliche Güterrecht, steht also dem Manne Verwaltung und Nutznießung an dem Vermögen der Frau zu, ohne daß in einem Ehevertrag etwaige Vorbehalte bezüglich der Briefe gemacht sind, so greift man kaum fehl, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß der Mann dann auch das Öffnungsrecht bezüglich der an seine Frau gerichteten Briefe besitzt. Das gleiche ist bei den verschiedenen Arten der Gütergemeinschaft der Fall, weil Briefe, insofern kein ausdrücklicher Vorbehalt nachweisbar, zum Gesamtgut gehören, das ja dem Besitz- und Verfügungsrecht des Mannes unterliegt.

Nur bei Gütertrennung und ferner, wenn die Gattin eine selbständige Geschäftsfrau ist, liegt die Sache anders und kann sich dann das schöne Geschlecht die eigenmächtige Brieföffnung durch die Herren der Schöpfung verbitten. Jedoch ist im übrigen die Frau auch sonst nicht schutzlos. Denn der Ehemann darf sein Recht nicht mißbrauchen (§ 1354 Abs. 2. B.G.B.) und Briefe nicht öffnen, wenn seine Handlungsweise lediglich bezweckt, seiner Gattin Kränkungen und Schaden, wenn auch nur indeellen, zuzufügen (§ 226 das.).

Umgekehrt ist die Frau nach dem Vorhergesagten nicht in gleichem Umfange befugt, die an ihren Mann gerichteten verschlossenen Briefe zu öffnen, mag man selbst der weiblichen Neugierde und Eifersucht — selbstredend trifft dieser Vorwurf keine meiner Leserinnen — die weitesten Zugeständnisse machen.

Die Zustimmung des Mannes, soweit seinerseits nicht ein ausdrückliches Verbot vorliegt, ist ohne weiteres anzunehmen, wenn er durch Krankheit oder durch Abwesenheit an der eigenen Betätigung verhindert und mit dem Aufschube Gefahr verbunden ist, auch das Öffnen und die Kenntnisnahme der Korrespondenz zu den durch die ordnungsmäßige Verwaltung gebotenen Geschäften gehört. Schlimmstenfalls stehen jedem Ehegatten die Vorschriften über die Geschäftsführung ohne Auftrag zur Seite, denn Mann und Frau haben in erster Reihe, selbst ohne Auftrag, die beiderseitigen Interessen in vollstem Umfange zu wahren. — Kommt es zu ernsten Ehestreitigkeiten, zur Aufhebung der ehelichen Gemeinschaft und zum Scheidungsprozeß, so kann im Notfall durch einstweilige richterliche Verfügung über das beiderseitige Briefgeheimnis und dessen Wahrung Entscheidung getroffen werden.

Im Hinblick auf die unzähligen Millionen von Briefen, die den modernen Verkehrsverhältnissen ihr Dasein verdanken, dürfte noch manche Frage über das Briefgeheimnis teils internationaler teils privater Natur zu beantworten sein. Das übersteigt indessen den Rahmen unserer Aufgabe, die sich mit der Prüfung der nächstliegenden und für das Rechtsleben bedeutsamsten Fälle zu bescheiden hat. —

Hans Franke:

Der Fluß.

Mit dir, o Fluß, möcht' ich zum Meere wandern.
Du bist mir das, was ich zu sein gedenke:
ein Wallender, ein stündlich froh Erneuter,
verschwenderisch im Geben der Geschenke.
So möcht' auch ich mich um die Länder schmiegen —
durch Städte rauschen — mich um Felsen wiegen —
so möcht' auch ich die Fluren keusch durchträumen
und Seen bilden und in Wehren schäumen!
O, Fluß, o ewig, ewig Wallender,
in stetem Gleichmaß meerwärts Fallender:
Du Sinnbild aller Töne meines Seins!
Ich bitte Gott! mach mich dem Strome eins!,
damit ich mich (er fließt und faßt das Meer!)
dem Ewigen verbinde — ganz wie er!

Bitte an die Nacht.

O, Nacht: Erbarmerin. Du Königliche,
komm neu zu mir nach jedes Tages Troß.
Sei mir die Mutter! Sei die Segnende!
Sei meiner Seele tröstender Genoß!
Ich bin in dir, wie Kinder in den Kirchen:
aufschauend zu den Pfeilern, die sich finden —
zum Altar — zu der Kanzel — zu den blinden
und bunten Scheiben — und zum Orgelstuhl.
So wandle ich durch deine Heiligkeit.
Ganz Kind. Ganz Schauender und stumm Belehrter.
Dein Blau umdacht mich. Sterne: deine Fenster
zur Ewigkeit. Und Stimmen, heil'ge Töne
sind stets in dir und fallen in mich ein.
O, sieh mich wandern: Hände hingesunken,
den Blick erhoben und die Stirne heiß,
noch erdenhaft gefesselt, dennoch trunken —
so trunknen Muts, da ich dich liebend weiß!

Anna Behnisch-Kappstein:
Die fremde Stadt.

Ich gehe durch die kleine Stadt, in der ich geboren bin. Sie ist mir eine fremde Stadt geworden. Wundervolle Fremde! Immer reizt die Fremde; doch es ist ein anderes, ob ich voll Ungeduld ins Unbekannte strebe und fieberhaft mich sehne, um die nächste Ecke zu gucken, den Berggipfel zu erklimmen, um ins Land zu lugen, die Felsenklamm zu durchschreiten, um zu erfahren, ob Rebentäler oder Geröllschründe hinter ihr liegen, oder ohne Neugier, voll Ruhe, ja voll Harmonie vertraute Wege zu wandern, die mir nur soweit fremd wurden, daß sie nicht mehr alltäglich sind. Am Alltäglichen sieht man vorbei; das abgestumpfte Auge nimmt nicht mehr wahr, was selbstverständlicher Eindruck wurde. Das Schauen beginnt erst mit der Überraschung. So fremd bin ich geworden, daß ich wieder schauen kann auf diesen Wegen, die ich als Kind wohl Tag um Tag gegangen bin. Nicht sie wurden fremd, doch ich wurde fremd; das ist der Unterschied.

Das ist es auch, was mich so köstlich frei macht. Noch vor zehn Jahren war es anders. In jeder Straße, jedem Park traf ich bekannte Menschen oder doch Halbbekannte. Erst sprachen wir miteinander, später grüßten wir uns nur noch, allmählich hörte auch das auf und endlich verschwanden die Menschen, die ich einmal gekannt, aus den Straßen der Stadt.

Seitdem fing die Landschaft an zu mir zu reden. Wohl hatte ich sie lieb gehabt, wie man das Land seiner Kindheit liebt. Jetzt aber kam das unbefangene Erkennen. Ich sah, warum sie schön ist, schön vor vielen anderen. Ich habe prüfen und vergleichen gelernt. Im weiten Heimatlande und in fremden Ländern. Die Liebe, die einst blind war, wurde sehend. Und ich glaube, nun bin ich reicher als die Ortseingesessenen, die nie herauskamen; nun sehe ich mehr und weiß, wie wenig es selbstverständlich ist, daß mein Heimatstädtchen auf karger Scholle in soviel Anmut blüht.

Gehe ich in der großen Fremde, so falle ich selbst als Fremde auf, irgendwie durch Kleidung oder Gesichtsschnitt, durch die Art des neugierigen Umblickens; — immer erkennt man den Fremden, nicht nur im fremden Lande, auch in der fremden Stadt. Nur in der Weltstadt verliert sich der zugereiste Weltstädter restlos im Bilde. Allerdings nur, solange man ihm nicht in die Augen sieht. In den Augen des Zugereisten lebt immer ein Befragen.

Der heimlichen Fragen wegen, auf die sein ganzes Wesen eingestellt ist, wird der Ortsfremde überall bemerkt, auch wenn man's ihn nicht merken lassen will. Zu fragen brauche ich nicht, wenn ich durch meine Heimatstadt gehe. Ich schaue, doch ich frage nicht. Denn ich kenne ja ihre Seele.

Die Seele einer Stadt zu kennen, ist mehr als einige Dutzend Menschen zu Freunden zu haben. Die einzelnen Menschen sind etwas zufälliges, die Seele der Stadt bleibt über sie hinaus. Auch passen sich die Menschen unwillkürlich der Seele einer Stadt an. Auch die nicht in ihr Aufgewachsenen. Manche versuchen es wohl mit ihrem Widerspruch. Sehr starke Eigenarten, wenn sie sich erhalten wollen, bleiben abseits, siedeln sich draußen vor den Toren an. Wer sich aber der Stadt in die Arme wirft, den umschlingt sie. Manchen verschlingt sie auch. Manche Städte sind Raubtiere und trinken das Blut ihrer Kinder. Andere sind wie Spinnen, die in ihrem Netz die Fliegen fangen. Sie töten, indem sie ersticken. Es gibt graue Städte, in denen alle Menschen graue Seelen haben, und gestorbene Städte, in denen die Menschen wie Gespenster herumschleichen. Auch Städte sind, in denen die Geister Gestorbener umgehen, selige Geister und verfluchte; das sind Städte, deren Seele, oft schon in alten Tagen purpurn entbrannt, noch heut in Leidenschaft lodert.

Meine kleine Stadt hat nichts spukhaftes; vielleicht, daß einige die weiße Frau dort umgehen sahen, wie das in Hofluft vorkommt. Denn meine Stadt ist sehr vornehm und sehr ehrwürdig. Ein großer König hat sie geweiht. Ein König, der zugleich ein Ketzer war. Das gibt den merkwürdigen Widerspruch in ihr Bild. Rokokoheiterkeit lächelt in die Strenge der Kirchen und Kasernen.

Weil ich selber in dem Städtchen groß wurde, trug ich ein Teilchen seiner Seele in mir fort. Darum gehöre ich ins Bild, auch wenn ich, fremd geworden, durch die Straßen und Gärten schreite; darum verschmelze ich mit dem Bilde, sodaß mich niemand verwundert ansieht.

Dieses Unbeachtetsein genieße ich als Glück. Der Seele der Stadt bin ich dadurch ganz nahe gekommen. Solange ich die Menschen noch kannte und mit ihnen Frage und Antwort tauschte, lenkte mich ihr und mein persönliches Schicksal vom Lauschen auf die tiefen Stimmen ab, die in der Stille rauschen. Die geschichtliche Vergangenheit erhebt sich wie ein silbergrauer Hintergrund, von dem die sonnigen Farben der Gegenwart sich umso lichter abzeichnen. Das Verflochtensein in die menschlichen Beziehungen gewährt nicht Abstand genug, den Hintergrund zu erschauen.

Wohl aber, wenn ich, den Flüster- wie den Orgelstimmen uralter Tage hingegeben, allein durch die Straßen schlendere, ist mir's oft, als sähe ich hinter den Fenstern Menschenseelen schweben, die ich kannte. Das hat einen schwermütigen Reiz, ohne eigentlich traurig zu machen. Denn ich stehe in neuen, blutvoll pulsenden Lebenskreisen und vermisse niemand von denen, die meiner Jugend nahe waren. Es war einmal . . . Ich grüße vom andern Ufer. Und wenn ein Mädchen mit blondem Zopf an mir vorüberhuscht, so erinnere ich mich lächelnd, wie wir Mädels einst mit fliegenden Zöpfen, kurzen Kleidern, die Schulmappe unterm Arm auf dem „Bonbonsteg" promenierten, wo die winterliche Tanzstunde

in flüchtigen Begegnungen und Begrüßungen der höheren Töchter und der Herren Primaner sich sommerlich fortsetzte. Und denke, ob der hübsche Backfisch wohl die Tochter jener Grete oder Frida oder Lotte sein mag, mit der ich die Schulbank drückte. Aber ich denke es mit der Anteilnahme, die man einem lebenswarmen Buch zollt. Mich fesselt die Geschichte fremder Leute, ohne daß in meinem Daseinsumkreis dadurch etwas anders wird.

Das seltsamste ist, daß mein eigenes Kindheitserleben mich wie die Geschichte eines fremden Menschen anspricht. Dort ist noch der Buchbinderladen, in dem ich meine ersten Hefte kaufte. Der Buchbindermeister nannte uns Sechsjährige „Fräulein"; damit hatte er die Kundschaft sämtlicher unteren Klassen gewonnen. Gegenüber der Kaufmann, zu dem ich geschickt wurde, Salz und Pfeffer und Korinthen zu kaufen, und immer hieß es: paß auf, wenn du über den Damm läufst, daß dich kein Brauerwagen überfährt. Brauerwagen galten damals als das blind daherbrausende Ungefähr. Von Autos wußte die geruhige Welt noch nichts. Ein altes Weiblein sitzt vor dem Marktstand bei Gemüse- und Obstkörben. Sie sieht aus wie neunzig. Ich kenne sie bestimmt. Sie muß schon damals neunzig Jahre alt gewesen sein. Dort die Leihbibliothek, da ging ich Bücher auswechseln für die längst verstorbene Großmutter. Am Tor liegt noch die Gärtnerei, dort holte man zu Pfingsten Fliedersträuße und Narzissen. Die Namen haben sich geändert, die Betriebe sind erhalten. Hie und da noch ein alter Name; doch die Menschen, die ihn tragen, wuchsen neu. Es ist gut, daß man nicht von alten Zeiten mit ihnen sprechen kann. Das würde wehmütig machen. Und ich will ja genießen, — den Reiz der fremden, doch vertrauten Stadt.

Irgendwo treffe ich auf einen Namen, den ich erst kürzlich hörte. Wo doch mag das gewesen sein? Ich höre Geschütze rollen, Flugzeuge brummen, wie ich über den Namen nachdenke. In Rußland war's. Dicht hinter den Schützengräben. Im Offiziersheim, das uns Frauen auf unserer Kriegsreise gastlich aufnahm, saß mir ein Oberleutnant gegenüber, der diesen Namen trug. Nächsten Tages sollte er wieder an die Front. Er hat mir erzählt, daß er aus meiner kleinen Stadt stammt. Nun lese ich den Namen seines Vaters an einem Firmenschild. Minutenlang treibt mich etwas, in den Laden zu gehen und einen Gruß zu bestellen. Eine Mutter wird in der Stube sitzen und sich gern erzählen lassen, wie es dem Sohn im fremden Land ergeht. Doch die Anwandlung verfliegt. Das wäre, wie wenn aus einem gemalten Bilde die Personen leibhaftig treten und zu reden beginnen. Es wäre stillos. Vielleicht daß der Sohn der alten Frau in der Wohnung hinterm Laden inzwischen auf Urlaub zu Hause war; vielleicht, daß gar keine alte Mutter mehr lebt; vielleicht . . . Ach, dies ewige Vielleicht, mit dem man aus törichter Scheu eine rein menschliche Regung unterdrückt.

Doch indem die Kriegsfanfaren mich umdonnern und die wilde Gegenwart mit der bewegten Geschichte der Stadt und ihrer Soldaten zusammenklingt, wird

mir alles eigentümlich zeitlos. Ganz zum Buch, in dem ich lese, ganz zum Bilde, das ich betrachte. Und ich lerne die Vergangenheit aus der Gegenwart verstehen. In der Garnisonkirche hängen erbeutete Fahnen aus dem 70er Krieg, Denkmäler reden von den Freiheitskriegen und von den Helden des Siebenjährigen Krieges, in dem das kleine Preußen unterm Großen Friedrich durchhielt. Das hat man so in der Schule gelernt, und an den Malen ging man gleichgültig vorüber, eben weil der „Geschichtskram" allzusehr an Schule erinnerte. Nun man selber in den Nöten einer neuen eisernen Zeit auszuharren hat, füllt sich mit Leben, was angelernt war, und weil wir selber Weltgeschichte erleben, erhält der Begriff Weltgeschichte, der uns jungen Menschen das Verstaubteste vom Verstaubten schien, Farbe und Glut.

Die Seele der Stadt ersteht mir neu, indem ich ihre Wurzelfäden begreifen lerne.

Heimlich werde ich stolz darauf, diese preußenechteste von allen Städten meine Heimat nennen zu dürfen. Die Stadt der Langeweile, schalt man sie früher, als man noch Gesellschaften gab und besuchte. Gewiß, man lebte langsam dort und war mißtrauisch gegen alles Neue. Inzwischen brach das Schicksal in ungezählte Häuser ein, in denen man vielleicht nie mehr tafeln und tanzen, lachen und singen wird, riß auch die Bedächtigen zu rasend schnellem Erleben fort.

Die Fremden aber sind seltener geworden, die meine Stadt an Sonntagen überschwemmten. Das Reisen wurde eine unbequeme Angelegenheit. Übrigens ist das Stadtbild weitaus lieblicher ohne die Engländer und Amerikaner, die in ihren „Mailcoachs" an den Parks vorbeisausten und in den Schlössern die Ahnenbilder der Hohenzollern lorgnettierten.

Unsagbar traulich ward die Stadt, seit der Fremdenverkehr stockt. Nur Ausflügler kommen noch. Manchmal sprechen sie mich an, fragen nach dem Wege. Dann ist es mein besonderes Vergnügen, stets Bescheid zu wissen Ich bin ja groß geworden in der kleinen Stadt, bin wieder fremd geworden und habe die Menschen vergessen. Doch vieles ist, was ich mir andächtig merkte und mein Lebelang nicht vergessen werde: die Stellen, wo die ersten Veilchen blühen, die von Weidenhaaren tief verhängten Wege, über denen die Nachtigallen singen, die Wiese, wo im Mai der Kuckuck ruft, den Punkt, wo über ein Meer von Wipfeln der Blick zur sagenumsponnenen Mühle schweift. Den Liebeshof der allerschönsten Rosen weiß ich und eine Laube, die im hohen Sommer unter tiefdunklen Klematissternen wie unter einem Baldachin aus violettem Samt steht, einen Garten, um den der Herbst mit Purpurwein prangende Ehrenpforten baut, — sie nennen ihn den „Paradiesgarten" —, und Abkürzungswege, die kein Schwarm der Wanderer je berührte. Doch von dem allen verrate ich nur wenig und sehe mir die Menschen sehr genau an, die ich zu den Nachtigallen und den Veilchen

schicke. Sie müssen Sonntagsaugen haben. Und meine allerstillsten Geheimnisse vom Waldweben und Wasserflirren behalt' ich doch für mich. Sie sind es, die mir die Vertrautheit zu der fremdgewordenen alten kleinen Stadt bewahren. Wie Flügelrauschen streicht es über mich hin, wenn ich auf Pfaden der Einsamkeit wandle. Die Seele der Stadt hat mich gegrüßt.

Dr. med. Eugen Guttmann:

Pflicht und Neigung.

Es gibt ein Etwas in des Menschen Leben,
Das, unergründlich tief, er niemals lösen kann,
Das in ihm schlummert wie ein neugeborenes Wesen,
Als zarter Keim sich regend wächst heran.

Es irrt der Mensch im Weltenstrome
Umher in unbewußtem Lauf,
Er leidet Freuden, leidet Schmerzen —
Doch einmal hält er selbst sich auf.

Dann wagt er wohl die bange Frage:
Hab' ich erreicht, was ich gesucht?
Hab' ich umsonst gekämpft nicht und gerungen?
Was ist der schweren Tage süße Frucht?

Schlägt's nicht wie einst noch mir im Innern,
Spricht nicht wie einst die Stimme, die mir sprach,
Der Sehnsucht Reinheit, die ich einst empfunden,
Und deren Wunderweben selbst ich brach?

Ich hab' so viel von dem genossen,
Was eine Welt wohl bieten mag,
Mehr noch der Arbeit Müh' gekostet,
Man schuf mir manchen Ehrentag.

Doch eines hab' ich wohl vergessen,
Das Eine, das tief in mir ist,
Als hätt' den Schlüssel ich verloren,
Der meiner Seele Grund erschließt.

Was hat mein Kämpfen mir gegeben,
Was stritt um Ruhm und Ehre ich so heiß,
Dieweil die Seele starb in Qualen
Und nichts von Liebe, nichts von Liebe weiß.

Glück.

Was ist Glück?
Wer kann mir's sagen?
Ruhloses Hasten,
Ruhloses Jagen,
Unersättlich im gierigen Zug —
Wenn die Glieder und Sinne ermatten,
Fühlt man's erst: es waren Schatten.
Was ist Glück? Ein Selbstbetrug.

Vorbei.

Verrauscht sind die Lieder — —
Nur zitternd und leise
Klingen die Saiten
In schwebendem Kreise,
Hierhin und dorthin,
In alle Winde
Tönet die Weise,
Säuselt in alle
Winkel und Gassen,
Läßt sich nie wie einst mehr fassen.

Robert Salinger:
Der Deserteur.
Novelle.

Die Fa. C. F. Helmstedt war eine der angesehensten in Bremen. Schon der Urgroßvater und Begründer der Familie und des Hauses C. F. Helmstedt war Senator und Konsul gewesen; und auch der jetzige Inhaber hatte seit vielen Jahren die konsularische Vertretung einer der größten südamerikanischen Republiken und man wußte, daß auch er in absehbarer Zeit Senator werden würde. Ja, man sprach mit Achtung von diesem stolzen Hanseatengeschlecht, und wenn ein Fremder in die Stadt kam, verfehlte man nicht, bei der Aufzählung aller Sehenswürdigkeiten hinzuzufügen: „Und dann vergessen Sie nicht, sich die Werft von C. F. Helmstedt anzusehen."

Dann war plötzlich das Unglück über das Haus Helmstedt gekommen. Verständige Männer, die zum ersten Mal davon hörten, schüttelten dann wohl den Kopf. „Helmstedts Sohn?! — — Nein, das konnte nicht sein!" Aber das Gerücht ging immer lebhafter in der Stadt herum und verdichtete sich endlich zur Wahrheit. Konsul Helmstedts einziger Sohn war von einer Urlaubsreise nicht an die Front zurückgekehrt, sondern hatte sich als Deserteur in das neutrale Holland begeben.

Der größte finanzielle Zusammenbruch hätte den Konsul nicht schlimmer treffen können, wie dieses Unglück. Die Leute, die ihn in diesen Tagen trafen, sahen sich erstaunt nach ihm um, so war der Konsul in diesen Tagen gealtert.

Seit jenem Tage, da die Unglücksbotschaft ihn erreicht hatte, trug er auch wieder das schwarz-weiße Band, das er sich 1870 vor Paris geholt hatte. Es war wie eine stille Ableugnung seines Sohnes, aber es hätte dessen nicht bedurft. Mit unverminderter Hochachtung kamen ihm die Leute entgegen: es war, als senkten sich die Hüte bei seinem Anblick noch tiefer wie sonst, aber es war ein wenig Mitleid dabei und sie mochten denken, du bist ein armer Mann, aber wir sind froh, daß es uns nicht betroffen hat. Unbeirrt aber ging der Konsul seinen Weg. Eifriger denn je widmete er sich seinen Arbeiten, ihm war, als müßte er des Sohnes Pflichten auch noch übernehmen, damit nicht eine einzige Kraft in dieser schweren Zeit dem Vaterland verloren ging.

Konsul Helmstedt saß in seinem Arbeitszimmer. Vor sich hatte er einen Brief liegen, dessen Handschrift er kannte, und die er doch nicht mehr kennen wollte, nicht kennen durfte. Der Schreiber dieser Zeilen war tot für ihn, er mußte tot bleiben. Nichts konnte ihn mehr ins Leben zurückrufen. Und dennoch zog ein unbeschreibliches Gefühl die Augen stets von neuem auf den Brief zurück. Ach, warum gab es Kinder, die man nicht lieben durfte, es war ja gar nicht lange her, da hatte er mit seiner Seele ganzen Kraft an diesem Sohn gehangen.

Vorbei! — — vorbei! Was konnten Worte nunmehr nützen, da die verbrecherische Tat das Band für alle Zeit zerschnitten hatte. Zurück mit diesem Brief! Aber immer wieder blieb sein Auge auf dem Umschlag haften und endlich sah er es ganz deutlich, das rote Kreuz aus Genf hatte vermittelnd ihm den Brief zugestellt. Da öffnete er den Brief, die Blätter fielen zu Boden, er hob sie auf und las:

Toulon, 4. Oktober 1917.
Militärgefängnis.

Meine Eltern!

Noch einmal will ich die Bilder der Vergangenheit heraufbeschwören, noch einmal will ich mich selbst vergessen und alles, was mich umgibt. Ich war Euer Sohn und ich fühle, nein, ich weiß es, ich bin es nicht mehr. Wißt Ihr, was das bedeutet, am Leben zu sein, lebende Eltern zu besitzen und doch elternlos zu sein? Aber ich will mich nicht beklagen, ganz stille will ich sein, denn ich habe mein Schicksal ja tausendfach verdient.

In kurzer Zeit werde ich sterben müssen. Meine Stunden sind gezählt. Und letzten Endes habe ich nun doch freiwillig den Tod gesucht, vor dem ich einst geflohen bin. Tausende daheim erzählen es, hunderte schreiben das gleiche, der Kampf in Frankreich sei ein Kampf in der Hölle, und Ihr sitzt daheim am sicheren Kaffeetisch und lest das mit ein wenig Mitgefühl und dem behaglichen Gruseln, das Eure Sicherheit Euch eingibt.

Aber was wißt Ihr von uns, die wir dort vorne in unseren Erdhöhlen sitzen, in Dreck und Schlamm, wo uns die Stunden zu qualvollen Ewigkeiten werden. Ja, zu Anfang geht es, wenn man mit frischen, unverbrauchten Kräften in die Stellung kommt; man hat noch die Kraft des Berechnens, man beobachtet die Batterieeinschläge und man versucht, sich vor der heranrasenden Vernichtung zu retten. Aber wenn Tag an Tag, Woche an Woche sich reiht, dann lassen die Kräfte nach, man wird müde und matt und man verzweifelt. Dann sitzt man vor einem zerschossenen Unterstand und starrt dumpf vor sich hin. Fieber durchschüttelt den Körper und man hat nur noch den einen Gedanken — schlafen können, nichts mehr merken von all dem Grausen und so das barmherzige Blei erwarten, das aus diesem Schlaf einen ewigen macht. Aber so mitleidig ist das Schicksal nicht. Kein Schlaf senkt sich auf die ermatteten Lider, dagegen steigert sich das Grausen und Entsetzen. Zerfetzte Glieder, schreiende und stöhnende Menschen, wohin man blickt. O, glücklich, wer an diesem Ort der Qual nichts anderes kennt als stummes Resignieren, o, glücklich, wer in Gefahr nur auf den Führer blickt und stumm gehorcht den schwierigsten Befehlen. Weh aber, wenn Verstand besiegt die schwankende Moral, weh, wenn Verstand zum herrischen Versucher wird, und dann vereint mit Schlachtenlärm stets die eine Frage in die Seele

brennt: Weißt du, daß jedem nur ein Leben ist geschenkt! Und diese Frage wächst und wächst, wird riesengroß, mit jedem Einschlag donnert's dir's ins Ohr: Ein Leben nur! — Ein Leben nur! — Ein Leben nur! Entsetzen packt einen vor sich selbst, wenn die Versuchung alles übertönt, wenn man das Vaterland und alle Liebe von daheim vergißt, wenn süße Friedensbilder von jenen Ländern, in denen frei man lebt von Krieg und Morden, dem Schwachen vor die brennend heißen Augen treten. Man kämpft und ringt, ach, ist's erst mal soweit, wird wenigen wohl der Sieg. Auch ich ward schwach und ward besiegt: Der Egoismus meiner Jugend, begierig drängte er nach Recht. Der Becher Leids schien übervoll zu sein, der Freudenbecher ausgetrocknet. An neuen Wassern wollt' ich neues Leben suchen, alles, was teuer mir gewesen, vergaß ich über Nacht, der Schrei nach Leben war so riesenhaft, daß alles andere er übertönte. Kurzum, ich floh, — ich wollte leben.

Nicht eine stumme Bitte um Verzeihung soll dies sein, noch ein Versuch, mich rein zu waschen. Ich selbst habe niemals mir vergeben können. Wo immer ich lebte, wo ich auch war, immer begleitete mich meines Gewissens Qual. Zum Teufel mit allem Selbstbetrug — was sind denn alle Worte, wie Nervenschwäche, Überreizung des Gehirns, vorübergehende Verrücktheit anderes denn Betrug? Hinter all diesen Worten grinst doch stets die Larve eines innerlich angefaulten, eklen Kerls hervor. Heute weiß ich das, aber damals betrog ich mich und versuchte an diesen Betrug zu glauben, und darum schreibe ich Euch alles, — wie es kam und warum es so kommen mußte.

Ich rühmte mich einst ein Intellektueller zu sein, kein Alltagsmensch und glaubte doch, man könne die Heimat wechseln, wie man einen Rock vertauscht. Glaubte, daß Luft — Luft, Sprache — Sprache sei, und wußte nicht, daß in der Muttersprache wir allein das wiedergeben können, was wir fühlen. Tor, der ich war, unseliger Tor! Bleibt man nicht stets der gleiche, wo immer man auch ist? Des Lebens Sinn bleibt doch, als ehrlicher Mensch ehrliche Arbeit schaffen.

Ja, nun lebte ich also in Holland, aber ein ehrlicher Mensch konnte ich niemals wieder werden. Laßt mich davon schweigen, wie ich in Holland lebte. Laßt mich schweigen von all den Nöten und Demütigungen, die jeder neue Tag neu brachte. Ich ging nach Amsterdam! In Hafenstädten versammelt sich viel lichtscheues Gesindel, nur gar zu schnell war ich in diese Schar geraten. Vergeblich suchte ich nach einer Anstellung, die mir ein Fortkommen ermöglicht hätte. Was nützte mir der gutgefälschte Paß, was meine Kenntnisse der Landessprache, wenn ich nicht Auskunft geben konnte über mein Woher?! Als aber mein Geld zur Neige ging, da nahm ich Arbeit, wo immer ich sie fand, und bald sah jeder Morgen mich am Hafen stehen, wo Schulter ich an Schulter mit lichtscheuem Gesindel arbeitete.

Französische und deutsche Soldaten, die gleich mir die Front verlassen hatten, gab es viel in Amsterdam, und wer nur einen Funken anständiger Gesinnung in

sich trug, vertrank am Abend seinen Tageslohn, um wenigstens auf Stunden sein armseliges Ich vergessen zu können. Wohl kannten sie alle einander, an einem eigentümlich scheuen Blick verrieten sie sich, aber das Mißtrauen ihres Herzens verbot den meisten, sich erkennen zu geben. Nun war ich also in der „Freiheit", nun „lebte" ich.

Jetzt war das Gewissen wach, und redete eine laute eindringliche Sprache, hingegen schwieg die Versuchung, und alle Bilder, die sie mir vorgegaukelt hatte, waren ein Blendwerk der Hölle gewesen. Ach, wie mühte ich mich, das Gewesene zu vergessen, wie mühte ich mich, ganz ein Holländer zu werden, aber wie immer ich auch sann und sann, mir eine Jugend zu erträumen, die ich in Holland hätte leben können, die schöne Wahrheit meiner deutschen Jugend verdrängte stets die schönsten Bilder meiner Phantasie. Das Brot der Verbannung war hart und bitter, und es wurde nicht süßer durch das Bewußtsein, daß es für mich kein anderes mehr gab. Jetzt erst begriff ich ganz, wie sehr der Mensch mit seiner Heimatsscholle verwachsen ist, und blutige Tränen weinte ich, als die Erkenntnis in mir reifte, daß ich für immer heimatlos nun war.

So rann die Zeit dahin, und meine Lage war nicht besser geworden. Da las ich eines Tages in der Zeitung, daß ein Anwalt einen Schreiber suche. Mit wenig Hoffnung ging ich hin, aber ich hatte Glück, ich bekam die Stelle.

Wenn ich jemandem im fremden Lande Dank schuldig bin, so ist es der Anwalt Groonvelde; wenn es Stunden gegeben hat, die ein wenig Sonnenschein in mein trauriges Leben brachten, so danke ich es ihm, und wenn es ein Haus im ganzen Lande gab, wo das verletzte und verwundete Ehrgefühl eines reumütigen Menschen sich wieder aufrichten konnte, so war es Anwalt Groonveldes Haus. Mynherr Groonvelde war ein Mann etwa im Anfang der Sechziger, und obwohl er merkte, daß es in meinem Leben etwas gab, was das helle Licht der Wahrheit nicht vertragen konnte, wurde er mir ein väterlicher Freund. Über viele Dinge sprach er mit mir, und eines schönen Tages lud er mich zum folgenden Sonntag in sein Haus.

Ach, könnte ich Euch doch die Empfindungen schildern, die mein Herz nach dieser Einladung bestürmten. Wie war mein Herz mit heißer Dankbarkeit erfüllt, und doch wie unwürdig kam ich mir dieser Güte vor. Ich wollte vor Anwalt Groonvelde hintreten, ihm sagen, daß ich seines Vertrauens nicht würdig sei, ihm alles gestehen. Aber welcher Ertrinkende läßt denn die Planke, die ihn hält, los, lediglich darum, weil er sich der Rettung nicht für würdig hält?!

Anwalt Groonveldes Haus lag in einem kleinen hübschen Vorort. Dort lebte er mit seiner Tochter, die ihn pflegte und eifrig bemüht war, die innig-geliebte, vor wenigen Jahren verstorbene Gattin zu ersetzen. Der Sonntag kam heran und ich ging hin. Ich kann Euch den Frieden nicht schildern, der über

Anwalt Groonveldes Haus lag. Es würde zu weit führen und meine Zeit ist gemessen. Aber es war, als wenn alle Dinge, die mit dem Hause Groonveldes in Verbindung standen, sprächen: „Hier fühlen wir uns wohl, hier wollen wir bleiben." Und wie mit den Dingen, so ging es auch mit den Menschen. Warm war der Händedruck, mit dem mich der Hausherr begrüßte, freundlich und ungezwungen kam mir die Tochter entgegen.

Lilly hieß sie, und da ich ihren Namen niederschreibe, fühle ich, wie sich mir das Herz zusammenkrampft, und ich muß die Zähne aufeinanderbeißen, um meine Not nicht hinauszuschreien, daß die Gefängnismauern auseinanderbersten.

Lillys Mutter war eine Deutsche gewesen und sie selber, braun mit dunklen Augen, war das Ebenbild ihrer Mutter. War es nicht natürlich, daß das Gespräch auf Deutschland kam? Ach, noch heute erröte ich, wenn ich daran denke, wie sie mich fragte, ob ich schon in Deutschland gewesen wäre. Da verriet ich mein Vaterland zum zweiten Mal und leugnete, leugnete, daß ich je in Deutschland gewesen wäre. Und die Worte Jesu fielen mir ein, die er an seinen Jünger richtete: „Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen." Ist Verrat am Vaterland nicht nahezu ebenso schlimm wie eine Ableugnung Gottes? Und wieder stürzte die Reue auf mein Herz und zerfleischte es.

Niemals war meine Sehnsucht nach Deutschland größer, wie an dem Abend, an dem ich Anwalt Groonveldes Haus verließ. Mir war so weh, so bang ums Herz, tausend Kindheitserinnerungen traten mir vor die Seele, und ich sprach deutsche Gedichte halblaut vor mich hin, nur um wieder den Klang deutscher Laute zu hören. An jenem Abend faßte ich einen Plan: ich wollte, ich mußte Deutschland wiedersehen und kostete es das Leben. Und wenn es auf Stunden nur war, ich mußte hin, denn ich wußte, die deutsche Luft würde Balsam für meine arme, zerrissene Seele sein!

Mein Plan glückte! An einem Sonnabend Abend fuhr ich bis dicht an die Grenze und in der darauffolgenden Nacht gelang es mir, die Grenze zu überschreiten. Ach, ich kannte diesen Weg ja noch von meiner Flucht. Nun war ich also in Deutschland in einem herrlichen, deutschen Wald! Die großen, dicken Eichen schüttelten trutzig ihre dicken Äste gen Westen und ihr Rauschen klang, als wenn sie sagten, solange noch Eichen wachsen auf diesem Grund, solange leben auch Deutsche hier! Ja, die Eiche ist Deutschlands kraftvollstes Symbol. Aber wer nicht an sie glaubt, wer nicht, wie sie, fest im Heimatsboden verankert ist, den schüttelt sie ab, als Lästigen, der darf nicht Deutscher sein, nicht deutsch sich fühlen. Und ich ging durch den Wald und ward nicht müde, — und ging den ganzen folgenden Tag — und feierte den Sonnentag meiner Seele und ward und ward nicht müde. Als dann die Nacht von neuem niedersank, nahm ich wieder Abschied von Deutschlands Wald und ging zurück ins andere Land — — ein Ausgestoßener, ein Geächteter!

Von Euch, meine Eltern, habe ich noch gar nicht gesprochen. Ob ich an Euch gedacht habe? Kann man denn je die vergessen, die einem das Leben gaben, und denen ich dadurch dankte, daß ich den Tod in ihre Seelen senkte?! Denn ich weiß, die Schande, die ich über Euch gebracht, kürzt Euer Leben. War's wirklich möglich denn, daß ich dereinst an Deiner treuen Brust gelegen, Mutter, war's Wahrheit denn, daß ich an Deiner treuen Hand die ersten Schritte tat ins Leben, Vater? Das alles konnte ich vergessen, herzlos und roh konnt' ich an Euern Herzen reißen, um nur das liebe Ich zu retten aus Gefahr?! Wie war es möglich nur, daß ich als Euer Sohn so sinken konnte, daß ich, hochherziger Menschen Kind, so elende und jämmerliche Tat beging! Was nützt die späte Reue nun, da nichts mehr zu retten war!

Doch laßt nun weiter mich berichten. Die Zeit verrann und jeden Monat kam ich häufiger in Groonveldes Haus. Wenn es, wie viele glauben, ein Buch des Schicksals gibt, in welchem jede Tat in unserem Leben vorherbestimmt und unvermeidlich ist, dann haſſ' ich diesen Gott, der soviel Trauriges geschehen läßt! Warum denn mußt' ich lieben lernen zu einer Zeit, da ich auf Glück das Anrecht schon verloren hatte, warum fand meine Liebe denn Erhörung und brachte Trauer in ein Haus des Friedens? Nur gar zu schnell fühlt' ich mein Herz entflammt, und wenn sich auch Verstand dagegen sträubte, das Herz verriet mir, daß es Lilly liebte. Wo immer ich auch ging, ihr leuchtend Bild war stets mir treu zur Seite, und jedes Treffen war ein neues Fest.

An einem Herbsttage geschah's! Im Garten saßen wir und schwiegen und unsere Blicke trafen sich bei einem Rosenstrauch, deſſ' üpp'ge Pracht uns oft erfreute, jetzt lagen einige Blätter wie blutige Tränen eines frühen Sterbens am Boden als Zeichen der Vergänglichkeit. Und Lilly nahm die Blätter in die Hand und rief: „Er stirbt, er war zu schön, und Schönes währet stets nur kurze Zeit. Doch finde ich das Sterben der Natur nicht traurig. Im ew'gen Kreislauf gibt's ein dauernd Wiedersehen. Das neue Jahr bringt wieder Rosen." Und als ich davon sprach, daß mit dem Guten leider auch das Schlechte immer wiederkehre, da stritten wir uns über Gut und Böse, und wie das Böse wieder Gutes schüfe, und endlich kamen wir zum Schluß, daß wir uns beide für gut befanden. Und von der Güte bis zur Liebe ist der Schritt nicht weit. Ach, selig, wer ein liebend Herz gefunden und auch sich selber reinen Herzens weiß, doch wehe, wen die Schuld der Liebe reines Glück nicht fühlen läßt. Wie durfte ich, der ich der Sünde größte fast in meinem Herzen trug, ein reines Mädchenherz mit meinem Schicksal binden und verknüpfen. Das höchste Glück noch kaum errungen, opferte ich am nächsten Tag der Pflicht. Zuviel schon war's, daß gütiges Vertrauen ich soweit getäuscht. So mühsam hatte ich ein wenig Herzensruhe mir errungen, wollt' ich nicht eine neue Schuld der alten zugesellen, dann hieß es, öffne dein Panier, zeige, wer du bist, und kehr' zurück ins alte Leid. Der Weg ins neue

Land war hart und schwer gewesen und grausam stieß das Schicksal mich zurück ins Nichts.

Am andern Tag ging ich zu meinem Chef und bat ihn um Gehör. Glaubt mir's, ich schonte mich nicht, ich sprach von meiner Schuld mit all dem Haß, den ich jetzt gegen sie empfand, doch er, dem meine Worte galten, war gütig wie ein Gott, — begriff — verzieh.

„Mein lieber junger Freund", so etwa waren seine Worte, „daß Ihre Seele eine Schuld bedrückt, das wußt' ich längst, doch sah ich auch Ihr Ringen und Ihr Streben nach einer neuen Position. Und weil ich stets und immer an das Gute glaube, nahm ich Sie in mein Haus, der heutige Tag sagt mir, daß richtig ich gehandelt habe. Aber auf dem rechten Wege sind Sie dennoch nicht, mein Freund. Seien Sie heut wiederum mein Gast, wir wollen dann zu Dritt beraten, wie wir zu gutem Ende alles führen können, denn Lilly hat ja auch ein Anrecht drauf, Ihr ganzes Schicksal zu erfahren."

Am Nachmittag kam Lilly mir entgegen, und wenn auch Tränen perlengleich ihr aus den Augen stürzten, so war es dennoch wärmste Liebe nur, die mir entgegenstrahlte. Ein Schuldiger, so stand ich Lilly gegenüber. Doch Liebe geht nur nach des Herzens Stimme und Lillys Herz, das sprach mich frei.

Anwalt Groonvelde entwickelte nun seinen Plan. Nach Deutschland sollte ich zurück, um dort in ehrlicher Weise meine Schuld zu sühnen. Milder würde meine Strafe sein, wenn ich den Mut zur Rückkehr in die Heimat fände und freiwillig mich den dortigen Behörden stellte. War ich dann frei, dann sollte ich nach Holland wiederkommen, um dann ein neues Leben von Grund auf zu beginnen. Ich war sofort bereit. Im tiefsten Innern fühlte ich wohl, daß erst, wenn meine Schuld gesühnt, ich an ein neues Leben denken konnte. Anders aber dachte Lilly, unmöglich war es ihr, den hinter Zuchthausmauern sich zu denken, dem ihr Herz gehörte, und was Vernunft ihr auch zum Troste bot, das Herz blieb doch bei seinem eignen Willen.

Am anderen Tage fuhr Lillys Vater nach dem Haag, um aus dem Munde des Gesandten Deutschlands zu erfahren, was mein Schicksal war. Mit welcher Ungeduld, mit welchem Zagen erwarteten wir seine Rückkehr. Im Geiste sah ich schon das Kriegsgericht und Zuchthaus meiner harren, schon hörte ich den rauhen Ton der Unteroffiziere und Gefängniswärter, sah auf dem Kopf die Mütze ohne die Kokarde, das Zeichen für Entehrte, für Entgleiste. Da ward ich recht verzagt und mutlos in der Tiefe meiner Seele und ich fragte mich, wie kann ein Mensch das überleben. Wer Jahre solch ein Leben hat ertragen können, und dann noch lebt, in dem ist jeder Sinn für Frohsinn tot. Gestempelt und gezeichnet trägt er die Bürde seines Lebens weiter, doch allein. Denn wäre es nicht dem Verbrechen gleich zu achten, wenn der, dem jede Schwungkraft seiner Seele fehlt, ein Weib sich nimmt und mit ihm Kinder zeugt. In jener Stunde, da man Gott am

nächsten ist, wo man in edlem Schöpferdrang ein neues Leben zeugt, muß Licht und Sonne in unserer Seele wohnen. Wo das aber fehlt, begeht man eine Sünde an dem Kinde, das man zeugt; denn jene dunkle Nacht, die unsere Seele dann umschlossen hält, wirft ihre düsteren Schatten auch in des Kindes Herz. Diese Zweifel beschlichen mein Herz und peinigten mich sehr, als wir in Groonveldes Garten dessen Rückkehr harrten. Wohl empfand Lilly den Druck, der auf mir lastete, und wenn auch ihre Worte so süß und tröstend waren wie Musik, so konnten dennoch sie den Spuk nicht bannen.

Am Spätnachmittag kam Anwalt Groenvelde wieder heim, und schon von weitem sahen wir an seiner Miene, daß vieles besser stand, als wir befürchteten. Wir eilten ihm entgegen, bestürmten ihn mit Fragen und konnten es kaum fassen, was er uns erzählte.

Es gab ein Wiedergutmachen, es gab eine Sühne. Gewiß, das Kriegsgericht würde mir nicht erspart bleiben, aber strafmildernd würde meine freiwillige Stellung wirken, ja selbst Aufschub meiner Strafe könnt' ich erlangen, wenn freiwillig ich an die Front mich wieder meldete, und selbst Aufhebung meiner Strafe war bei großer Auszeichnung vor dem Feind nicht ausgeschlossen. Welch' eine herrliche Aussicht war dies, die Sonne eines neuen Lebens warf ihre ersten Strahlen warm mir in das Herz. Ich dachte an Tod nicht mehr, nicht an Verderben, ich glaubte fest ans neue Leben.

Am andern Tage stellte ich mich dem Gesandten vor. Der Hochflug meiner jubelnden Gedanken war über Nacht verweht, ich war recht klein und zaghaft, als ich dem mächtigen Manne gegenüberstand. Zuerst befahl er, ihm meine Flucht zu schildern, dann fing er an zu fragen. Zum ersten Mal seit beinahe einem Jahr stand ich als Deutscher einem Deutschen gegenüber, und wenn ich anfangs auch befangen war, so legte sich das bald, freier wurden meine Antworten und ich empfand, daß wärmer auch der Tonfall meines Fragestellers wurde. Endlich bot er mir die Hand und hieß mich setzen.

Aus meinen Worten muß er wohl empfunden haben, wie tief ich meine Tat bereute, denn nun entwickelte er einen Plan, der mit Seligkeit mein Herz erfüllte. Ich darf Euch Näheres nicht schreiben, da dieser Brief durch Feindeshand zu Euch gelangt, nur soviel sei gesagt, daß schon vom fremden Lande aus ich meinem Vaterlande dienen sollte. Zum Schlusse händigte der Gesandte mir Adressen aus, an die ich mich zu wenden hätte, dann durfte ich gehen.

Es war nur wenige Tage danach, daß ich verkleidet über Frankreichs Grenze ging. Gefahr begleitete mich, wo immer ich auch ging und stand, aber meine Seele war angefüllt mit Glück, der deutschen Sache wieder dienen zu können. Nach drei Wochen kehrte ich nach Holland zurück, die mir gestellten Aufgaben hatte ich gelöst. Mit offenen Armen wurde ich empfangen, und wie errötete Lilly in

freudigen Stolz, als ich ihr von dem Lob erzählte, das der Gesandte meiner Tat gezollt.

Nun ward mir der Befehl zuteil, nach Deutschland zurückzukehren, doch ich, der ich Gefallen an dem aufregenden Leben gefunden hatte, bat, noch einmal nach Frankreich gehen zu dürfen. Der Wunsch ward mir gewährt, er hat mich bis hierher gebracht. Wie schwer war der Abschied dieses Mal von Lilly, mit Tränen in den Augen bat sie mich, nach Deutschland zurückzukehren; wäre ich doch dieser Stimme nur gefolgt, ich säße jetzt nicht hier.

Was nun geschah, ist bald erzählt. Ich ging in Feindesland und wurde bald gefangen. Der Prozeß ward mir gemacht, das Urteil war, wie man in Deutschland es in gleicher Lage fällen würde.

Das junge Morgenrot, das ich vom Fenster meiner Zelle im fernen Ost in diesen Tagen hinauf zum Himmel steigen sah, wird in wenigen Stunden mir zum letzten Male leuchten. War es mein Schicksal, das so mich enden ließ, war es vorher bestimmt? Doch eines weiß ich nunmehr ganz gewiß, kein Mensch vermag dem Fluch der schlechten Tat zu entgehen. Ich sterbe an der Tat, die ich beging. Das größte Recht spricht die Natur, auch wenn wir es in unserer Blindheit nicht erkennen wollen.

Der Tod ist um mich herum, er ist die Schildwach', die vor meiner Türe steht, er grinst aus jeder Ecke mir entgegen, er packt mich an, daß mir das Mark im Innersten erfriert. In weniger denn einem halben Tag bin ich im Nichts ein Nichts, ein Stückchen Aas, das Erde werden will, und trage jetzt in mir noch eine ganze Welt; was wird aus ihr, wenn ich den Atem ausgehaucht? Wie grausam ist doch die Natur, wenn sie uns sterben läßt, bevor in einem Kind wir unsere Welt von Neuem leben sehen. Wenn vieles in mir schlecht, gab es nicht manches doch, was wert gewesen wäre, weiter noch zu existieren? Zu spät, zu spät! Was einzig mir noch übrig bleibt, ist auf den Tod zu warten, und ich will wie ein Mann des letzten Augenblickes harren.

Die letzten Stunden aber sollten Euer sein. Ich habe Euch geschrieben, wie ich konnte, vielleicht empfindet Ihr, daß ich gelitten und bereut. Vielleicht war ich vom Schicksal ausersehen, daß ich durch meine Sühne viele deutsche Kameraden, aus besserem Stoff als ich, vom Tode konnte bewahren. Sie werden Deutschlands Ruhm bis an die Sterne tragen, dieweil ich selbst vermodert und verfault in irgendeinem Winkel eines fremden Landes ruhe.

Ein Sohn ging Euch verloren, ich bringe eine Tochter Euch dafür. Macht Lilly zu Eurer Tochter und sie wird's Euch lohnen, gebt Liebe ihr, und schönste Liebe wird Euch werden, und wenn Ihr Stunden habt, in denen Ihr ein stilles ruhiges Glück empfindet, dann denkt an den, der nicht mehr ist, und den Ihr doch einst liebtet. Ach, wäre ich doch dieser Liebe würdiger gewesen, um wieviel leichter würde mir das Sterben.

Ein lichter Schein fällt auf das Papier. Es dämmert. Vom fernen Osten naht mir der letzte Tag. Lebt wohl, wenn ich am Pfahl nun stehe, wird der letzte Gedanke meines Hirns nur, nur bei Euch, geliebte Eltern, sein.

Verzeiht, — verzeiht! Zum letzten Mal gebt mir das höchste Glück, mich nennen zu dürfen, was ich einst Euch war,

nämlich

Euer Sohn.

Der Konsul ließ die Blätter sinken und erhob sich. Er ging in das Zimmer seiner Frau und gab ihr wortlos den Brief. Er wußte, der Schmerz würde ihr eine neue Wunde reißen, aber die Zeit würde sie heilen, und dieses Mal würden keine entstellenden Narben zurückbleiben, die ihr Inneres vergifteten, dieses Mal nicht.

Dann ging er, um Anordnungen für die Reise zu treffen. Sie würden sofort nach Holland reisen, um das Vermächtnis ihres Sohnes, um ihre Tochter Lilly an ihre liebenden, trostreichen Herzen zu drücken, und bei allem, was er auch unternahm, ging er aufrecht und kerzengerade, wie ein Mann, von dem eine große Last genommen ist, und voll heiligem Stolz dachte er:

Du herrliches, mächtiges, deutsches Land, groß bist du über alle Maßen, aber wachsen wird dein Ruhm und deine Größe bis in die Ewigkeit hinein, solange du Männer dein eigen nennst, die, im Bewußtsein einer Schuld, durch eine gute, tapfere Mannestat von ihrem Fehl sich zu befreien wissen.

Rundschau

Kriegs-Rundschau.

Von E. Loog.

Der Weltkrieg und Nostradamus.

Mancher Vaterlandsfreund, der im Juniheft dieser Zeitschrift*) die Zusammenstellung von Vierzeilern des Nostradamus gelesen hat, wird die Überzeugung gewonnen haben, daß von Nostradamus nichts zu halten sei. Es war zu verführerisch, die eigenen Hoffnungen in die durchaus doppelsinnig und zweideutig gehaltenen Vierzeiler des dunklen Nostradamus hineinzulegen. Der Verfasser hatte es freilich unterlassen, darauf hinzuweisen, daß Nostradamus in der Vorrede zu seinen Zenturien selbst gesagt hat, er habe die Vierzeiler absichtlich dunkel gehobelt. An anderen Stellen dieser Vorrede hat er es mittel- und unmittelbar zum Ausdruck gebracht, daß die Menschheit gar nicht ihre Zukunft wissen solle, vielmehr erst nach Eintritt der Tatsachen an den Vierzeilern erkennen, daß das Schicksal oder — besser gesagt — die Gottheit über ihr walte.

Dennoch ist eine gewisse Zahl Vierzeiler vorhanden, deren Übereinstimmung mit den Tatsachen verblüffend ist und bleiben wird — ohne Ziehen und Zerren, ohne Recken und Strecken.

*) S. 278 ff. (E. Loog: Was ein Franzose „im Jahre 1558" über den Weltkrieg sagte.)

Auch die sieben Monate heftigen Krieges (von April ab bis jetzt) haben verschiedene Vierzeiler dieser Art klargestellt. Einer von ihnen lautet:

„Im 45. Grad wird der Himmel brennen, Feuer nähert sich der neuen, großen Stadt. Plötzlich wird die große Flamme sich weit ausdehnen, wenn man einen Versuch zugunsten der Fürsten aus dem Hause Orleans macht."

Es ist bekannt, daß Anfang Juni die deutsche Offensive bei Noyon vorgetragen wurde, daß Mitte Juni die Österreicher die Piave überschritten (Oberitalien liegt unter dem 45. Grade) und daß vom 16. Juli ab der große Brand vom Meere bis zum Elsaß aufflammte, der noch andauert. Was aber die meisten Zeitungsleser wohl übersehen haben, ist die folgende Nachricht, die sich in Nr. 334 der „Deutschen Tageszeitung" vom 3. Juli findet:

Zürich, 2. Juli. Die Propaganda für die Wiederherstellung der Monarchie tritt immer mehr hervor. Die „Züricher Morgenzeitung" meldet, daß augenblicklich eine Massenverbreitung von Flugschriften für den monarchischen Gedanken in Frankreich betrieben wird. Den Schriften liegen Formulare für die Zustimmung bei. Herzog von Orleans soll nach diesen Schriften zum König ausersehen sein.

Dann der folgende Vierzeiler (II,

76), der in der Zusammenstellung nicht enthalten ist. Um seinetwillen werden diese Zeilen geschrieben, weil sich u. U. durch ihn mathematisch nachweisen lassen wird, daß Nostradamus für seine Erfüllung keine größere Wahrscheinlichkeit hatte als die, mit der man heutzutage das sogenannte große Los der preußischen Klassenlotterie gewinnen kann.

„Blitze schleudert in Burgund ein Ungetüm. Niemals dürfte man das mit einer Maschine machen können! In ihrer Behörde (Senat) benachrichtigt ein lahm gewordener Priester die Feinde über die Angelegenheit."

Es ist bekannt, daß die Langrohrgeschütze, die das „Feuer vom Himmel" auf Paris warfen, irgendwo bei St. Gobain (im alten Burgund) standen. Wiederum wird der Zeitungsleser folgende Nachricht, die sich in der „Deutschen Tageszeitung" vom 16. Juni findet, vergessen haben:

Genf, 15. Juni. Gegen die „Action française". Renaudel veröffentlicht in der „Humanité" ein Schriftstück, aus dem hervorgeht, daß bei der Zensurbehörde angestellte Priester Briefe zugunsten der „Action française" unterschlagen haben. Ein Abbé habe mit den Mittelmächten in Verbindung gestanden, wodurch diese angeblich Nachrichten über die Versorgung Frankreichs mit Kohle und über andere vertrauliche Dinge erhalten hätten. Dieser Abbé, Cochin, würde vom Kriegsgericht verfolgt werden. Der Unterstaatssekretär Ignace prüfe bereits die Akten.

Für die völlige Übereinstimmung zwischen Vierzeiler und Ereignis fehlt also lediglich der Nachweis, daß der Abbé Cochin ein „fait boiteux" ist. Wer kann und will für diesen Nachweis die Belege herbeischaffen?

Historische Rundschau.

Von Dr. Willy Cohn.

Wie alle anderen Wissenschaften, so steht auch die Geschichtsforschung weiter im Zeichen des Krieges, der in ihr durch Rückgang der Produktion fühlbar wird. Viele der in Angriff genommenen Aufgaben müssen so auch fernerhin auf friedlichere Tage zurückgestellt werden. — Doch bleibt noch immer eine Fülle von Neuerscheinungen, aus denen wir nur einiges herausgreifen können, wie es nun eben zur Besprechung eingegangen ist und in den Rahmen einer „Historischen Rundschau" paßt.

In einem für weitere Kreise bestimmten, jedoch auf Grund gründlicher Studien gearbeiteten Buche führt uns Willy Pastor in „Das Leben Albrecht Dürers" ein.*) Was das Buch uns in diesem Zusammenhange erwähnen läßt, ist die Tatsache, daß uns der Künstler hier in weitem historischen Rahmen gezeigt wird. Das Kulturbild Deutschlands um die Wende des 15. Jahrhunderts ersteht vor unseren Augen, eine Zeit, in der die deutsche Stadt einen der Höhepunkte ihrer Entwicklung erreicht hatte. So sehen wir Albrecht Dürer die Reihe seiner Werke schaffen, so werden die Bilder zu einem Stück deutscher Geschichte. Die Gestalt Kaiser Maximilians, des letzten Ritters, dem Dürer sehr viel zu verdanken hatte, springt aus der Darstellung hervor und Luthers Tat wirkt aus der Ferne auf Dürer ein. Als besonders gelungen ist der Abschnitt über Dürer in Venedig zu bezeichnen, jedoch ließe sich gegen das einleitende Kapitel mancher Einwand erheben. Hier verläßt der Verfasser den Boden gesicherter Forschungsergebnisse

*) Reichsverlag Herrmann Kalkoff, Berlin. Mit Illustrationen. Preis 4.— Mk. broschiert, 5.— Mk. gebunden.

und seine dichterische Schilderung ist nur als Hypothese zu bewerten. Diese Einschränkung soll jedoch keineswegs das durchaus günstige Gesamturteil über das Buch beeinträchtigen. Der Verfasser hat es verstanden, in groß angelegter Schilderung uns Dürer menschlich und künstlerisch nahe zu rücken.

Aus der Fülle der zum 400 jährigen Jubiläum der Reformation erschienenen Schriften verdient W. Köhlers Buch:*) „Martin Luther und die deutsche Reformation" besonders hervorgehoben zu werden. Köhler versucht all' das zusammenzufassen, was heute noch Gegenwartswert besitzt, „denn das sittliche Recht eines Festes liegt im Gegenwartswerte und nicht in Vergangenheitsreliquien". Auf die Beigabe eines historischen Apparats verzichtet der Verfasser, aber er gibt uns doch auf einem kleinen Umfange ein wissenschaftlich gründlich fundiertes Bild von dem, was Luther wollte, erreichte, und von den Grenzen, die ihm gesteckt waren. Hier weist er besonders auf den Bauernkrieg und die Wiedertäuferbewegung hin. „Die Reformation knutete im Bauernkriege den vierten Stand und schloß in den Wiedertäufern die selbständige Laienfrömmigkeit aus."

Für den Historiker, der fern von dem Kampfe steht, der noch heute um Luther tobt, wird die nationale Bedeutung der Reformation besonders ins Auge springen und Luthers Leistung für die Schaffung einer deutschen Schriftsprache und eines kräftigen Nationalbewußtseins nicht hoch genug zu werten sein, während andererseits ja niemals zu verkennen ist, daß die nationale Zerrissenheit durch die Reformation gefördert wurde und im 30jährigen Kriege schließlich zu einer Vernichtung der blühenden deutschen bürgerlichen Kultur führte. Auf all das weist Köhler hin, sein Buch wird denen, die um die historische Erkenntnis dieser schwierigen Dinge ringen, ein brauchbarer Führer sein.

Von „Martin Luther als Sohn, Gatte und Vater"**) erzählt uns der inzwischen verstorbene Adolph Kohut. Er hat das Erscheinen des Buches, das ihm besonders am Herzen lag, nicht mehr erlebt. Die Schrift, die von der großen Belesenheit und vielseitigen Kenntnis des unendlich fruchtbar gewesenen Autors zeugt, entwirft ein anmutiges, auf genauer Quellenkenntnis beruhendes Bild von Luthers häuslichem Leben und zeigt seine menschlichen Eigenschaften in hellem Lichte. An seinem von deutscher Innigkeit getragenen Familienleben wird jeder seine Freude haben.

„Das geschichtliche Wesen und das Recht der deutschen nationalen Idee" behandelt Julius Kaerst**) in einer kleinen anziehenden Schrift. Er zeigt, „wie die deutsche nationale Idee ihren besonderen Weg gegangen ist und wie grade das deutsche Volk, wie kaum ein anderes der Geschichte, die universalen Probleme und Aufgaben menschlichen Wesens in sein eigenes Leben aufgenommen hat". Und wichtig erscheint auch der Hinweis, daß die deutsche nationale Idee, eben weil sie im wesentlichen auf die weltbürgerliche Periode der Literatur und Kultur zurückgeht, des Eisenzusatzes Bismarckscher Staatsauffassung und Machtpolitik bedurfte.

Die Probleme, die der Verfasser angeschnitten hat, bieten Stoff für ein dickleibiges Werk; in dem knappen Umfang einer aus einer Vorlesung erwach-

*) B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916. (Aus Natur u. Geisteswelt Nr. 515, Preis 1.50 M.)

*) Kronenkampf-Verlag, Mülheim-Heißen und Leipzig 1917.

**) C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1916; geheftet 1.50 Mk.

senen Schrift werden sie uns in ansprechender Form geboten, die den Leser zur weiteren Beschäftigung mit ihnen anregt!

Hinzuweisen ist auch auf Arnheims „Schwedenbuch“ *), das eine für den Historiker und Laien brauchbare Übersicht über Schwedens Entwicklung bietet. Bei dem Mangel derartiger Hilfsbücher für ausländische Geschichte ist sein Erscheinen durchaus zu begrüßen. Ist auch das Buch in erster Reihe zum Gebrauch im praktischen Leben bestimmt, so ist es doch mit wissenschaftlicher Gründlichkeit gearbeitet und gibt durch ein sorgfältiges, angefügtes Literaturverzeichnis die Möglichkeit zu weiterer Vertiefung. Bei der engen Verknüpfung von schwedischer und insbesondere brandenburgisch-preußischer Geschichte ist die Kenntnis der ersteren für das Verständnis der letzteren eine durchaus notwendige Voraussetzung. Viele Probleme der schwedischen Geschichte sind wiederum Lebensfragen auch für die deutsche geworden. —

Auf Grund eingehender archivalischer Studien verfaßt ist das Buch von Hubert Baestgens**): „Dalbergs und Napoleons Kirchenpolitik in Deutschland.“ Es führt uns in jene bewegte Übergangszeit, als infolge der Wirren der französischen Revolution das linke Rheinufer verloren ging. Zuerst wurde reichsgesetzlich der Mainzer Erzstuhl auf die Domkirche von Regensburg übertragen und nach mannigfachen Verhandlungen mit der Kurie gelang auch die kanonische Übersetzung dorthin. Immer mehr gewann in diesen rein deutschen Angelegenheiten Napoleon Einfluß, und Dalberg mußte sich schließlich restlos unter den Franzosenkaiser beugen. Wie traurig es damals um Deutschland stand, geht aus der Tatsache hervor, daß der französische Kardinal Fesch zum Koadjutor des deutschen Kurerzkanzlers ernannt wurde. Schließlich scheiterte Dalbergs gesamte Politik und sein geistlicher Staat wurde säkularisiert.

„In aller Stille starb das einst so mächtige und einflußreiche Mainzer Metropolitankapitel ab.“ Eine Fülle von Aktenstücken sind dem Buche noch beigefügt, das als wesentlicher Fortschritt auf dem Gebiete kirchengeschichtlicher Forschung anzusprechen ist. —

*) Fritz Arnheim: „Schweden.“ (Perthes, Kleine Länder- und Völkerkunde zum Gebrauch im praktischen Leben, 3. Bd.) Verlag von Friedrich Andreas Perthes, A. G., Gotha 1917. 4.— Mk.

**) Paderborn (Ferdinand Schöningh 1917, Preis 12.— Mk.) 30. Heft der Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft der Görresgesellschaft.

Rundschau der Kriegsliteratur XXXIX.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Notwendigkeiten und Möglichkeiten deutscher Zukunft behandelt ein groß angelegtes Werk, das Professor Dr. Walter Goetz unter Mitwirkung einer Anzahl hervorragender Gelehrter im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig hat erscheinen lassen. „Deutschland und der Friede“ lautet der Titel dieses aus 38 Einzelbeiträgen bestehenden Sammelwerkes, das, auf dem Boden des Verständigungsfriedens stehend, Deutschlands Recht auf volle politische und wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit nach außen wahrt und gleichzeitig die Wege für die Zusammenfassung aller Kräfte im Innern zeigt. Wie der Herausgeber im Vorwort ausführt, verfolgt das Buch einen doppelten Zweck. „Es will dem inneren Zwist entgegenwirken, will alle wahren Vaterlandsfreunde auf einer Linie

sammeln, die ausschließlich auf dem Gebiete richtig verstandener nationaler Interessen liegt und deshalb wie jeden schwächlichen Verzicht auf uns zustehende Rechte, so auch jede Eroberungspolitik als ihnen widersprechend von sich weist. Es will unter Ausschaltung aller Schlagworte in der Nation den Sinn für die politische Wirklichkeit stärken, sie zur Einsicht in das ihr wahrhaft Dienliche führen und damit Bestrebungen entgegentreten, die an sich unberechtigt sind und nur mit einer schweren Enttäuschung enden können." Mit vollem Recht tritt Professor Goetz dafür ein, daß die Fragen der deutschen Zukunft der Parteileidenschaft entzogen und „unter höheren Gesichtspunkten, als der Zeitungs- und Versammlungskampf sie bietet", betrachtet werden. — Der zweite Zweck, den das Buch verfolgt, ist, dem Auslande gegenüber festzustellen, „daß das deutsche Volk in dieser Welt die gleichen Rechte besitzt wie alle anderen, daß es — zum Kampf wider seinen Willen gezwungen — nichts anderes erstrebt als die Wahrung dieser Rechte, daß es aber in seiner erdrückenden Mehrheit heute noch so wenig eroberungssüchtig ist wie früher, und daß es gegen jede Gleichsetzung mit denjenigen, die in Deutschland — genau wie in den Ländern unserer Feinde — den ebenso selbstsüchtigen wie kurzsichtigen Chauvinismus vertreten, berechtigten Einspruch erheben darf."

Was nun das Werk in seinen einzelnen Beiträgen betrifft, so ist es natürlich unmöglich, im Rahmen dieser Rundschau auf sämtliche Einzelheiten einzugehen. Wollte man auch nur eine kurze Inhaltsangabe von dem reichen Stoffe geben, der in diesem Buche gesammelt ist, so müßte man einen mehrere Seiten füllenden Aufsatz schreiben. Dies zu tun, verbietet leider der Raum. — Das Buch zerfällt in drei Teile: „Vorfragen des Friedens", „Einzelfragen des Friedens" und „Der deutsche Friede und die neue Zeit". Im ersten Teile behandelt Prof. Goetz „die Kriegsursachen und die Kriegsziele der Gegner", der Würzburger Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Piloty „das künftige Völkerrecht", Professor D. Hoffmann aus Münster das Thema „Nation und Staat" und der Bonner Volkswirtschaftler Wygodzinski den „Wirtschaftskrieg und Wirtschaftsfrieden". Im Anschluß hieran werden die „militärischen Notwendigkeiten" zu Lande und zur See von Major Fr. C. Endres und Frhr. C. v. Maltzahn besprochen. Aus der Feder des Majors Endres stammt auch der sehr lesenswerte Aufsatz „Der deutsche Militarismus".

Der zweite Teil steht seinem Vorgänger im Interesse und lehrreichen Inhalt nicht nach. Auch hier eröffnet der Herausgeber den Reigen mit einem Aufsatze über „Mitteleuropa", dem vielbesprochenen und vielbekämpften Thema. Hieran schließt sich ein Aufsatz des Staatssekretärs Dr. Solf über „Die deutschen Kolonien" an, der sicherlich allgemeines Interesse finden wird. Alsdann werden die einzelnen Staaten der Welt und ihr Verhältnis zu uns besprochen. Auch hier ist es dem Herausgeber gelungen, die besten Sachverständigen für die Mitarbeit heranzuziehen. Namen wie Sieger, Jaeckh, von den Steinen, Dix, Stählin, Pohle, A. Schmidt, Hampe, Waentig, Daenell und Rathgen — um nur ein paar aus der reichen Fülle herauszugreifen — bürgen für die Güte und den Wert der Arbeiten.

Auch im letzten Teile wird jeder Leser etwas finden, was sein Interesse und seine Aufmerksamkeit wecken dürfte. Professor Dr. Goetz bespricht „Die Kriegsergebnisse und die deutschen Kriegsziele", „Die auswärtige Politik" und „Die Grundlagen der

inneren Politik", Professor Oncken in Heidelberg „Die geschichtliche Bedeutung des Krieges", der Berliner Nationalökonom Heckner „Das Finanzwesen", Prof. Gandig die Frage „Staat und Beamtentum", Konsul Wanner „Das Auslandsdeutschtum". Weitere Aufsätze behandeln die Landwirtschaft, Handel, Industrie und Handwerk, die Arbeiterfrage — welch letztere aus der Feder des bekannten sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Dr. P. Lensch stammt, — und „Die Frauenfrage", die Dr. Gertrud Bäumer zur Verfasserin hat.

Betrachtet man das Werk als Ganzes, so kann man den Herausgeber und den Verlag nur beglückwünschen. Beide können eines vollen Erfolges sicher sein. Gewiß haben die letzten Weltereignisse, die sich geradezu überstürzten, manches überholt, was in den einzelnen Beiträgen, die größtenteils noch aus der ersten Hälfte des Jahres stammen, als feststehend angenommen ist, wohl wird dieser oder jener den einzelnen Ausführungen der Verfasser in einzelnen Punkten nicht beipflichten und anderer Ansicht sein. Dies ist bei dem reichen Umfang des Stoffes nicht verwunderlich. Im ganzen kann man auch heute noch mit bestem Gewissen das Werk als zutreffende Orientierung über die allgemeinen und besonderen Fragen des Friedens bezeichnen, und wir wollen ihm deshalb einen recht warmen Erfolg bei allen Schichten unseres Volkes wünschen.

Ebenfalls aus dem Verlage von B. G. Teubner stammen die drei Bände „Aus Natur und Geisteswelt", die in neuer, verbesserter Auflage vorliegen. Vom 500. Bändchen: V. Valentin: „Bismarck und seine Zeit" ist bereits die vierte Auflage erschienen, während P. Oßwald: „Belgien" (Band 501) und V. Tornius: „Die Baltischen Provinzen" (Band 542) zum dritten Male erscheinen konnten. Diese Tatsache allein dürfte genügen, um darzutun, daß auch diese Bände dem guten Ruf der Teubnerschen Sammlung vollauf gerecht geworden sind, und daß auch sie im Leserkreise diejenige Aufnahme gefunden haben, die sie verdienen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Dürfen sich die Charaktere in einem Drama ändern? Im Anschluß an Aristoteles, der ihre Stetigkeit forderte, sagt Lessing, daß sie „immer einförmig, immer sich selbst ähnlich bleiben" müssen. Schwankende Charaktere oder solche, die eine entscheidende Wendung durchmachen, sind trotzdem nicht selten und nicht ohne Erfolg dramatisch gestaltet worden, ja, die Menschen mit zwei Seelen in der Brust sind in neuerer Zeit rechte Lieblingsbühnenhelden geworden. Entscheidend für die künstlerische Wertung ist dabei allein, ob das Schwanken oder die Sinnesänderung zureichend begründet ist. Auch Lessings Meinung erscheint hiermit nicht unvereinbar; zweifelhaft ist aber wohl, ob er dem Verfahren eines Dichters, der es fast zum Grundsatz erhebt, die Charaktere „von schwarz auf weiß zu ändern", seinen Beifall geben würde. So verfährt Max Pulver. Ein mordlustiger Wüterich wird bei ihm zum Heiligen, ein Welteroberer zum Weltentsager, ein nur auf Genuß ausgehender Abenteurer zum Staatengründer und Gesetzgeber, ein ungeschlachter Gewaltmensch zum Verehrer geistiger Schönheit. Mit diesen Beispielen sind zugleich die Leitgedanken der vier Dramen bezeichnet: „Robert der Teufel" (Leipzig, Kurt Wolff),

„Alexander der Große" (Leipzig, Kurt Wolff), „Narzissos und die Amazone" (Berlin-München, Drei-Masken-Verlag), „Der bekehrte Polyphem" (Berlin-München, Drei-Masken-Verlag). Geistige Stufenfolgen sind diese Dramen, Läuterung und Bekehrung zu reinerem Sein ist ihr gemeinsamer Grundgedanke. In dem ersten dieser Werke ist er als schlicht umrissene Legende gestaltet, in der sich mit wunderbaren Geschehnissen wunderbare innere Wandlungen vereinigen. In dem Alexanderstück werden großzügige Gemälde aus dem Leben des Eroberers entrollt, aber das Wesentliche ist die Umkehr und Einkehr des Helden, der zum Heiligen brahmanischer Richtung wird. Von kleinerer Spannweite, aber schärferer Bestimmtheit im einzelnen sind die Tragikomödie „Narzissos und die Amazone", in der als Gegenstück zu Theseus, dem zu geordnetem Wirken fortschreitenden Abenteurer, der schwächliche, sich selbst genießende Narzissos dem Tode verfällt, und das Zwischenspiel „Der bekehrte Polyphem", in dem die Bekehrung zu höherer Geistesstufe ins Humoristische gewandt ist. Auch ein fünftes Stück des Dichters, das Kammerspiel „Igernes Schuld" (Leipzig, Inselverlag), soll das Bekehrungs- und Erlösungsmotiv verkörpern, die Verwicklung, Ehebruch der unschuldigen Heldin mit einem Manne, der durch teuflischen Zauber die Gestalt ihres Gatten angenommen hat, führt hier aber nicht zu überzeugender Lösung. Einige Auftritte übertreffen freilich an Glanz und Spannung alle andern Werke des Dichters; in seinem Grund und Wesen erscheint es mir brüchig.

Max Pulvers Dramen sind feingeistige, zum Teil von religiöser Mystik erfüllte Werke, aber doch nicht bloße Gedankendichtungen; sie zeigen durchaus auch die Hand des Dramatikers, der sich auf seelische Spannungen versteht. Wenn seine Personen nicht immer urkräftiges Leben haben, so fesseln sie uns doch immer durch ihre Innerlichkeit. Wir folgen ihnen teilnehmend und nicht selten ergriffen, wie sie aus Zwiespältigkeit nach Klarheit ringen, alle vom Geschlecht des in dunklem Drang nach Licht und Erlösung strebenden Merlin, der in „Igernes Schuld" eine verhängnisvolle (nicht ganz glücklich dargestellte) Rolle spielt, den der Dichter auch zum Helden eines Epos gemacht hat. Besonderes Merkmal ist eine Anmut, die zum Teil wohl etwas spielerisch erscheint, oft aber gerade mit dem tiefsinnigen Inhalt schöne Wirkung ausübt. Am eigenartigsten ist diese in kleinem Rahmen; ja, man kann sagen, daß sich der Dichter in den kurzen, zugleich gedankenvollen und zierlichen Versstücken ein Feld geschaffen hat, auf dem er schon jetzt als Meister erscheint. In den großen Gemälden finden sich noch — wie im „Robert" — mühselige Stellen oder — wie im „Alexander" — unzusammenhängende Abschnitte oder — wie in „Igernes Schuld" — Mängel innerer Art; ich zweifle aber nicht, daß sich die Künstlerkraft Max Pulvers künftig auch in weiter gespannten Werken bewähren wird.

Hermann Heubner versucht eine neue dramatische Bearbeitung des Tristanstoffes in dem Schauspiel „König Marke" (Berlin-Charlottenburg, Axel Juncker). Der betrogene König ist hier mit schwerer Schuld belastet; er hat geschworen: „Ich sterbe unbeweibt, und Tristan wird der Erbe meines Reiches", und er vermählt sich doch mit Isolde. Tristan ist ein tugendhafter Jüngling, den Isolde, ein ziemlich kleinliches Geschöpf, verführt. Ein Narr, der die Rolle des Lauschers spielt und die Handlung gelegentlich in Bewegung zu setzen hat, führt im ganzen verständig platte Reden. Den Abschluß gibt die Erfindung, daß

Tristan beim Sprung aus Isoldens Kemenate stirbt und daß Isolde einen von Brangäne für den Narren gemischten Gifttrank leert. Alles Wunderbare wird ausgeschaltet, alles Unbewußte, Verworrene klar und geradlinig, alles begründet, abgewogen, ausgeglichen, die Rechnung von Schuld und Sühne stimmt, aber weder die große Leidenschaft noch das süße Weh der alten Sage ist in dieser Dichtung zu finden.

Ein paar reizvoll ausgestattete Bücher legt der Roland-Verlag (München) vor. Nach japanischen Motiven dichtet Klabund die Lieder der „Geisha O-sen", zarte Gebilde, die darin ihre Eigenart haben, daß sie aus anmutiger Spielerei unvermutet in Tiefen des Gefühls tauchen.

Ein Werk, das Klabund schon in freier Übertragung nachgeschaffen hat, das „Sinngedicht des persischen Zeltmachers", wird in möglichst wortgetreuer Übersetzung von Hektor G. Preconi noch einmal vermittelt: „Omar Khayyâm. Die Sprüche der Weisheit". Wissenschaftlich Erforschtes und Erfaßtes wird in künstlerischer, zum Teil etwas spröder Form dargeboten. Die Geisteswelt des berühmten Zeltmachers, des Denkers und Dichters, wird in diesen Versen zu neuem Leben erweckt; ein ausführliches Nachwort gibt wertvolle Fingerzeige zum besseren Verständnis. Wehmütiges Sinnen über die Vergänglichkeit, Freude am Lebensgenuß, mystische Weisheit von der Einheit alles Seienden verbinden sich zu eigenartigem und eindrucksvollem Dreiklang.

Die von Martin Sommerfeld herausgegebene Sammlung „Vormärz" bringt politische Gedichte aus der Zeit von 1830 bis 1848. Vollständigkeit liegt ihr fern und wird nicht erwartet; einseitig aber darf man doch das Bild nennen, das hier von der politischen Dichtung jener Tage entsteht: es fehlen fast alle Stimmen des nationalen Gefühls.

Gottfried Kölwel („Die frühe Landschaft") gibt in Vers und Prosa einige gute Stimmungsbilder. Am stärksten wirkt er, wenn er ruhig und einfach ein Naturerlebnis zu gestalten sucht. Schwächer ist die Liebeslyrik. Unter den Prosastücken sind die Landschaftsbilder besser geraten als die Seelengemälde. Im ganzen entsteht der Eindruck, daß eine dichterische Begabung, die nicht großen Umfang, aber tüchtigen Gehalt hat, sich selbst dadurch schädigt, daß sie sich verwickelter und seltsamer stellt, als ihrer im Grunde schlichten Natur gemäß ist.

* * *

Einen kostbaren Neudruck veranstaltet der Furche-Verlag (Berlin). Unter Mitarbeit von Gustav Kawerau und Otto Reichert veröffentlicht er „Das Newe Testament Deutzsch", d. h. eine buchstaben- und zeichengetreue Neuausgabe der berühmten sogenannten Septemberbibel von 1522, der ersten Auflage von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments. Nicht nur der Text erscheint hier in seiner ursprünglichen Gestalt, es fehlen auch nicht die bedeutsamen Zugaben Luthers, die Vorreden zum ganzen Werk und zu einzelnen Teilen sowie seine Randbemerkungen. Eine Beilage von Kawerau gibt eine kurze sachliche Einführung und die notwendigsten sprachlichen Erläuterungen. In Schwabacher-Lettern schön gedruckt, ist das Werk eine auserlesene Spende für Bücherliebhaber und ein willkommenes Hilfsmittel für die Wissenschaft, nicht zum mindesten für die Sprachforschung.

Die tief- und weitgreifende Betrachtung von Gustav Roethe „Dr. Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur" (Berlin, Weidmann, 1918) bietet in anregender Form reiche Ge-

lehrsamkeit. Bemerkenswert ist eine doppelte Stellungnahme; wie Roethe einerseits leidenschaftlich hinreißende Worte für die Bedeutung Luthers findet, so ist er andrerseits bemüht, landläufige Übertreibungen zu bekämpfen. Luther war nach Roethe nicht ein bewußter Träger des nationalen Gedankens; er war kein „Künstler"; er war nicht der Vater der neuhochdeutschen Schriftsprache, wie mit argloser Sicherheit immer wieder behauptet wird (übrigens nicht nur von Laien, sondern auch von Gelehrten hohen Ranges). Wohl habe Luthers Wortschatz Schule gemacht, entscheidend aber sei die Lautgestalt, und in dieser habe sich das für unsre Schriftsprache maßgebend gewordene Vordringen der ost- und mitteldeutschen Laute schon anderthalb Jahrhunderte vor Luther literarisch geltend gemacht. So sei durch den Reformator selbst nur eine Bewegung gefördert worden, die schon längst im Gange war. Andrerseits sei Luthers Sprache, die natürlich nicht nach umgearbeiteten Bibeltexten, sondern nach der Urfassung beurteilt werden muß, im Lautstand noch keineswegs unserer heutigen Schriftsprache gleich oder auch nur durchschlagend ähnlich. Es bedurfte noch langer Zeit und bedeutender sprachlicher Wandlungen, ehe unsre einheitliche Schriftsprache erreicht wurde. Luthers Werk bedeute in dieser Beziehung nur eine Stufe neben andern. „Er siegte nicht durch das sprachlich Neue, das er etwa aufstellte, sondern gerade dadurch, daß er sich einer steigenden sprachlichen Bewegung anvertraute und sie durch sein Schaffen verstärkte." In dieser Feststellung liegt, wie mir scheint, die Möglichkeit einer Vermittlung mit der entgegenstehenden Ansicht, daß Luther die neuhochdeutsche Schriftsprache geschaffen habe. War sein Werk in sprachlicher Beziehung an sich nur eine Stufe neben andern, so wurde die sprachliche Bewegung durch seinen ungeheuren literarischen Erfolg doch so verstärkt, daß es in der Gesamtentwicklung entscheidende Bedeutung erlangte.

Ein wissenschaftliches Werk, das unter der Leitung eines scharfsinnigen und umsichtigen Gelehrten aus der Sammlerarbeit weiter Kreise hervorgegangen ist, die „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache" von Paul Kretschmer (Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht, 1918) wendet sich auch nicht nur an Gelehrte, sondern an weite Kreise, indem es zugleich zur Mitarbeit an künftigen Auflagen auffordert. Die mündliche Umgangssprache der gebildeten Kreise, die zwischen der Schriftsprache und den Mundarten steht, ist viel weniger erforscht worden als diese beiden, und doch sind die Unterschiede, die sie in den einzelnen Gegenden Deutschlands aufweist, so groß und weitgreifend, daß sie keinem entgehen können, der dem Sprachleben auch nur geringe Aufmerksamkeit schenkt. Diese Zersplitterung rührt zum großen Teil daher, daß dem deutschen Sprachgebiet ein beherrschender Mittelpunkt fehlt. Auch der Einfluß Berlins reicht nicht aus, um eine allgemeine deutsche Umgangssprache zu schaffen. Der Mangel schließt freilich einen Vorzug ein: einen Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten, der die Umgangssprachen anderer Kulturländer erheblich übertrifft. Dieser Reichtum — in einer Auslese des Wichtigsten — entfaltet sich hier vor uns in alphabetischer Anordnung und übersichtlicher Darstellung. Die Hauptmasse der geographisch verschiedenen Bezeichnungen gehört den Begriffen des täglichen Lebens an: auf diese wirkt die Schriftsprache am wenigsten ein, in ihnen zeigt sich am deutlichsten die landschaftliche Mannigfaltigkeit der Umgangssprache, die keineswegs nur die durch die Mundarten beeinflußte

Schriftsprache ist. Die Bezeichnungen für Haushalt, Kleidung, Speisen, Gewerbe, Pflanzen und Tiere, Körperteile und Krankheiten werden in ihrer Verschiedenheit durch das ganze Sprachgebiet, im Norden und Süden, im Osten und Westen, verfolgt, und nach den Angaben zuverlässiger Gewährsmänner und -frauen verzeichnet. Was so durch gemeinsame liebevolle Arbeit zustandegekommen ist, stellt sich durchaus nicht als trockenes Wörterbuch dar, es ist bei aller Gründlichkeit so unterhaltend und geradezu kurzweilig, es bietet neben sprachgeschichtlicher und -geographischer Belehrung so viel Beiträge zur Kulturgeschichte der deutschen Gaue und Stämme, daß das eigenartige und reichhaltige Werk viele Freunde verdient. Der Herausgeber hat die schwierige Zusammenstellung des weitschichtigen Stoffes aufs glücklichste durchgeführt und einen allgemeinen Teil beigesteuert, der in klarer und fesselnder Form jede wünschenswerte Aufklärung gibt. Schade, daß auf Karten ganz verzichtet worden ist. Die geographische Verteilung wenigstens einiger wichtiger Wortgruppen hätte dadurch sehr anschaulich vor Augen geführt werden können.

Literarwissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. Assaf Eiffrin.

Walther Rathenaus bisher in einzelnen geschlossenen Werken, hie und da als Flugschriften, Aufsätze erschienenen Geistesleistungen kommen „gesammelt"*) in die Welt — und man möchte meinen, daß sie einem unbedingten Bedürfnis nach ihnen Rechnung tragen.

*) Verlag S. Fischer, Berlin.

Rastlos, unermüdlich, mit hehrstem Gewissen, sehen wir diesen geistigen Arbeiter schaffen; hier helfend, da einrenkend und flickend und dort Bestes, Neues aus der Erde stampfend. Hier nur ein winziges Ventil in einem großen Organismus steuernd, dort ein ganzes Getriebe lenkend, anderwärts kühnster Pilot auf unerforschtem Gelände. Stürmer, Leiter, Erfinder, Weisender. Überall mit dem ganzen Herzen, mit der ganzen Liebe, als gälte es das einzig Wesentliche auf dieser Welt.

Immer war es etwas Neues, das sich diesem Geist bot, oder, das sich ihm als neu darbieten mußte. Die ganze Welt, in ihrem ganzen Zusammenhang, in ihren Rätseln, in ihrer Mechanik, in ihren wunderbarsten Beziehungen zur großen Weltseele, fand in ihm ihre Widerspiegelung — und tönte aus seinen Worten vielfarbig, lebendig, orientalisch bunt wider.

Von seinem bedeutenden Vater hat dieses ganz und gar romantische Wesen das Technische geerbt — und so ward er der große Techniker, der die große Seele besitzt. Der die Einzelheiten technisch mit dem Auge sah und ihnen Zusammenhang mit der Seele gab; ihre Bindung erspürte und sie findig zusammenknüpfte.

Walther Rathenau ist kein Nur-Wissenschaftler. Er ist auch kein Nur-Dichter. Er steht zwischen beiden. Das ist seine Stärke — und Schwäche zugleich. Rathenau steht im Grunde da, wo immer der größte Kritiker zu stehen haben, zu stehen streben wird: auf dem Boden der Produktivität in der Kritik. Produktiv! Gewissenhafte Wissenschaftlichkeit mit künstlerischer Ahnung, mit diesem die Erde neu schaffenden Empfindungsleben verbunden, geben ihm sein ganz eigenes Gepräge.

Vieles, was er gesagt, hat mancher Philosoph bereits ausgesprochen. Vielleicht tiefgründiger — indes niemals so reich schillernd. Jener gab es rein geistig wieder, eben aus seiner Philosophie heraus, dieser natürlich. Rathenau erkennt gleichsam mit vergeistigtem Herzen.

Sein Werk gründet sich auf unsere Zeit; entquillt gleichsam ihrem Born, ist aus ihr geboren — es stirbt indes nicht mit ihr. Es ist stofflich mit dem Zeitlichen begrenzt, — allein im Erkennen dieser unserer Zeit ist es unendlich. Ihre Wesenheit, ihr Inhalt, ihre Grundfarben (von denen noch die Rede sein soll) finden nirgendwo so beredte Sprache, so vollen Klang. Es ist Rathenau im edelsten Sinn des Wortes: das Produkt unserer Zeit; ist Exponent dieser Zeit.

Klüfte und Brücken, Schluchten und Wiesen offenbaren sich dem Auge. Unsere Welt, unsere Zeit — in dieser Welt unsere Menschen, in dieser Zeit unsere Menschen. Ein Moloch — oder Dankaltar? . . Hier sehen wir sie aus tausend Wunden, aus Wunden, die sich nicht schließen wollen — gar schließen können — bluten, aus winzig, winzig wenigen Augen leuchten; gestern dumm, materiell — mechanistisch, toll sich gebärden, übermorgen aus vielen saftigen Blüten, Gottesschöpfungen in Menschenhand, Lebensatem quellen. Hier ihre Groteske — dort ihre Apotheose . . .

Jener, der begrifflich Pessimismus oder Optimismus als Begriffsgebilde schuf, findet in Rathenau seinen Partner, der sie mit dem Herzen erfaßt. Minder wissenschaftlich obzwar — tief-tiefer dichterisch und menschlich zugleich. Er ist der unbändigste Ankläger unserer Zeit, der glühendste Verteidiger des Lebens — nie ihr kühler Richter. Das macht die Schriften so reich, weil sie auf eine lebendig organische Plattform weisen, nicht die kritische Beziehungslosigkeit unserer Tage offenbaren — weil sie ein großes Herz, ein Dichterherz umspannen.

Wenn Rathenau spricht, muß man aufhorchen. Weist diese Tatsache nicht auf ihm bisher fremdes Gebiet, das unsere Neue Zeit gebiert?

Seine Sprache klingt wie Musik. Weil sie aus tiefstem Empfindungsbereich dringt und weil das Erkennen der Dinge da bei ihm seinen Ausgang findet, wo Sprache und Begriff nicht mehr zu trennen, identisch sind — in der inbrünstigen Liebe zur Wahrheit und zum Leben.

Alles umschmeichelnd, gleichsam umkreisend, kann er die tiefsten Dinge sagen. Diese wunderbare Führereigenschaft macht ihn groß.

Walther Rathenau steht — um sein für das fruchtbarste Wirken der Persönlichkeit geprägte Wort zu gebrauchen — mit den Füßen fest auf dem Boden, die Augen stets auf Sterne und Sonne der Welt über uns gerichtet.

* * *

Rodin: Die Kunst.*)

Dicht hinter der von modernen Autorädern spiegelblank gescheuerten Avenue des Champs Elysées, in einem versteckten Gäßchen, ein einfaches Wirtshaus. Als noch Friedenssonne leuchtete. Dorthin hat Künstlerlaune, nach dem Besuch des Salons der Societé nationale, Rodin, seine beiden Schüler und den, der es uns erzählt, verschlagen.

Der eine: „Bediene dich, Bourdelle, obgleich du nicht einen Bissen verdienst, denn du bist ein Künstler, das heißt, ein ganz unnützes Wesen."

---

*) Kurt Wolff-Verlag, Leipzig, geb. 10.— M.

Der andere: „Ich verzeihe dir diese Frechheit, denn die Hälfte davon mußt du selbst einstecken.“

Ist nicht der Künstler ein unnützes Wesen? Jeder Mensch arbeitet um seine und anderer Bedürfnisse zu befriedigen. Ist produktiv. — Der Künstler? — Meister Rodins Franzosenkopf wehrt ab. In der modernen Gesellschaft sind die Künstler die einzigen Menschen, die ihren Beruf gern ausüben. Welches Glück zöge in die Welt ein, wenn in die Übung des Berufs, eines jeden Berufs, ein Gran Künstlerinbrunst dränge?! Nutzensbegriff kann unmöglich so tief hängen! Rodin hebt geistreich, liebevoll den Nützlichkeitsbegriff in höhere Sphäre, über die Eintagsbedeutung hinweg. L'art pour l'art! Und will jeden Beruf in Liebe tauchen — weil er seinen Beruf sein ganzes Leben lang inbrünstig liebte, wie eine ewig junge Geliebte. Dieser Kern macht ihn überirdisch. Er hat die Kunst vergottet und war sich bewußt, daß es nur die Kunst ist, die im Empfinden, im Wesen der Menschen den göttlichen Funken entzündet, die Entwickelung schafft, die Pilgerfahrt ins Hehre vorwärtsbringt. Darum liebte Rodin seinen Beruf so inbrünstig, weil er durch ihn Menschheit schimmern sah.

Dieses Bewußtsein von der göttlichen Sendung des Künstlerberufs gibt sich bei jedem seiner Worte kund, die in eine Fülle, Üppigkeit von Romantik und dichterischem Empfinden getaucht sind. Rodin hat die Worte selbst nicht niedergeschrieben. Sie sind von Paul Gsell, der mit ihm an vielen Tagen und dämmerigen Abenden Gespräche führte, gesammelt — und sind voll weisester Aussprüche, tiefster Bekenntnisse, inbrünstiger Prophetie über Dinge der Kunst. In diesen Worten ist Rodins Stellung zu Malerei und Bildhauerkunst gegeben.

Mutter aller Schönheit, Vollenderin alles menschlichen Könnens ist die Natur, als deren Bruchteil das menschliche Schaffen erscheint. Die Bindung zwischen den einzelnen Gliedern menschlicher Schöpfungen stellt die Natur her. Immer sucht Rodin dem von Menschen geschaffenen Kunstgegenstand ein Analogon aus der Natur hervor. Das Gefühl, das er bei Durchschreitung eines gotischen Doms empfindet, erinnert ihn an den Spaziergang durch hohe Buchenwälder, durch deren Wipfel das Licht in Strahlenbündeln geheimnisvoll dringt. Charakteristisch ist, daß er Bildwerke in den Park stellte, um sie von der Natur verschönern zu lassen, nicht um die Natur zu verschönen. Da die Natur in jedem Augenblick sich nicht gleich zeigt, von Augenblick zu Augenblick in Farbe, Gestaltung, Sichtbarkeit wechselt, das All in beständiger Bewegung ist, so heißt für ihn Kunst: Darstellung der Natur durch die Bewegung. Das Bewegliche, Lebendige in seinem Fluß festgehalten und nicht, wie die Antike, diese Lebendigkeit durch menschlich geistige Regeln in Ruhe zu bannen. Er ist der Künstler der Dynamik; ließ beim Aufzeichnen der Gestalten die Modelle nicht aufs Podium steigen, sondern sie frei im Atelier herumgehen.

Aus jedem Wort Rodins, durch welches seine Kunst schimmert, dringt der inbrünstige Trieb nach Wahrheit, nach jener Wahrheit, die vor dem Häßlichsten (der Ästheten) nicht Halt macht. Wahrheit adelt die Qualen am Marterpfahl zu reinster Kunst. „Schön ist, was Charakter hat“, und Rodin fand in allem Lebendigen Charakter.

Rodin war in der Darstellung der Einzelteile, im Detail, der unpersönlichste, weil er in sklavische Genauigkeit drängte. In der Komposition des Ganzen der persönlichste, der Größte der modernen Epoche. Im Kleinen

vielleicht Sklave — im Großen das freie Genie.

Dieses Buch ist das Postulat zu seinem Lebenswerk. Das Weltbild, das der Künstler schuf, ist eine herrliche Vision, deren Quell das Buch aufzeigt. Willig, entzückt wandelt man durch die Alleen, Seitengänge seiner Gedanken. Vieles scheinbar Tote in Werken der Antike und Moderne wird durch seine Kritik wie durch einen Zauberstab lebendig. Sein göttlich-künstlerischer Funke gibt Leuchtkraft. Das weite, nebelfreie Erkenntnisland des Genies wird offenbar. Alle seine Werke, die man sah und die man liebt, die die Kunststätte zum Tempel machen, drängen sich an die Erinnerungsschwelle und übersprudeln die Erkenntnis, die Rodin uns gab. Als wäre der Stein, der Marmor, der Block wie von Sonnenstrahlen erhellt und als hätte er ein schlagendes Herz empfangen. So läßt uns Rodin die Werke schauen. Und nirgends hörte man schönere Begriffsklärung zwischen den Werken des Griechen Phidias und des Gotikers Michelangelo (dessen Geistessohn er war) als aus seinem Mund. Der feste Punkt zu Betrachtung und Genuß ist in seinen weisen Worten verankert. Nicht Wissenschaft, nicht transzendente Spekulation, auch nicht Oberflächenspiel von Empfindungen: das Werk des echten produktiven Künstlers, der die Kunst von der anderen Seite als der kritisch-wissenschaftlichen sieht — aus dem unermeßlichen Born seiner Liebe zur Kunst. Ein Buch, das in niemanden Ernsten Besitz fehlen sollte.

Denkst Du an den „Kuß", „la Vieille Heaulnière", „den Denker", das stärkste, (weil aktiv), „den Gedanken", das zarteste, (weil passiv) in der Kunst? „Den Ewigen Frühling", „das eherne Zeitalter", „den letzten Notschrei" . . ? . . . (Eine Neuauflage sollte den Maßstab für die wunderbaren Bildbeigaben oder die Maße selbst bringen!)

Es sind die Leitmotive aus dem Kunstgebet Rodins, dessen Vollakkord Dir erst aus seinen Worten entgegentönt. Das Prisma der Betrachtung liegt in seinen Worten. Vollster, inbrünstiger Klang, der in Ewigkeit deutet; seine Liebe zur Kunst ist dem liebenden Ohr tiefstes Mysterium.

* * *

Und nun erzählt einer von einem andern Großen, dessen Leben auch Mysterium, Martyrium war. Strindberg-Literatur war lange Zeit eine marktgängige Ware. Und es gab viele, die dem Hunger nach Deutung, Klärung des Wesens dieses großen Einsamen Rechnung trugen. Mit Fleiß, der Massenhunger stillt. Unser Wissen, unsere Sichtzone ward nie wesentlich geweitet. Wohl kann man Strindberg nachempfinden, schwerer seine Wesenheit ausdrücken, will man nicht tausendmal Gesagtem noch einmal etwas zufügen — wo es Strindberg selbst weit schöner, echter, grandioser spricht.

Mancher gute Aufsatz, Essai, manche genial erschaute Kritik hat Strindbergs Wesensart scharf erfaßt und geformt; es blieben allemal nur herrliche Mosaiksteine, die ein reiches, vielfältiges Wesen von seinen stärksten leuchtendsten Seiten gaben, das Gesamtorgan, das Strindberg hieß, fehlte — und fehlt noch immer. Denn das Buch, das nun C. D. Marcus: Strindbergs Dramatik*) der Öffentlichkeit übergibt, bildet eine Episode, und nicht einmal eine angenehme, in der Literaturgeschichte über Strindberg. Weder Kritik, Urteil, noch Blick und Relativität, ja nicht einmal Liebe zum Gegenständlichen und Lebendigen in Strindbergs so reichem Wesen wird offenbar. Es ist er-

*) Georg Müller Verlag, München.

staunlich, wie in in einem so umfangreichen Band (479 Seiten!) so wenig gesagt werden kann. Darf ich den Vergleich mit dem „Opernführer" machen, der allerdings die orientierende Eigenart besitzt? Der Verfasser begnügt sich (wobei er nur den Flüchtigen und Flüchtigsten vielleicht genügen dürfte) meist mit einer bloßen (stilistisch armen) Inhaltsangabe. Liebe mangelt. Die innere Beziehung, die erst dem kritischen Werk Farbe geben kann, fehlt ganz und gar.

Um über Strindberg zu schreiben genügt nicht die bloße Tatsache, daß man sein Werk gelesen (ach! wie? gelesen) hat. Zum Wesen jenes, der über ihn schreiben — und gehört werden will, gehört die kongeniale Persönlichkeit, zum mindesten aber der Persönlichkeitswille, der kritische Funke, der den Zug der Produktivität (nicht Nacherzählung!) trägt. Keine Gelatine als Nahrung. — Hier ist Fleiß! Fleiß, der letzten Endes der Vater vieler guter Schöpfungssurrogate sein kann — niemals der eines Strindbergbuches.

Um des Schlußwortes willen (45 Seiten), das viel Geistvolles, gut Gesehenes besitzt, um der schönen Zusammenstellung an Bildbeigaben aus Strindberg-Szenen willen, darf man dem Verfasser keinesfalls gram sein. Verteilt er dieses Schlußwort, oder den Geist von diesem Schlußwort auf all die Einzelabschnitte, durchtränkt er sie gleichsam mit dieser kritischen Relativität, so ist durchaus Brauchbares geschaffen, wofür ihm viele danken, aufrichtig danken würden.

* * *

Knut Hamsun, der Klassiker des Romans, der durch seine Geschöpfe ganz unseren Tagen gehört, feiert Neuerstehung mit unseren Tagen. Der Verlag Albert Langen in München gibt seine „gesammelten Werke" in schöner Ausgabe heraus. Der erste Band, der seine frühen Romane „Hunger" und „Mysterien" — nicht die ersten, wenn ich nicht irre — liegt bereits vor. In ihnen sind vorerst nur die flüchtigen Züge erkennbar, die auf das eigene Gepräge des Klassikers Hamsun weisen, den genialen Gestalter, als der er sich in seinen späteren Werken offenbart. In seinen späteren Schriften richtet sich seine Persönlichkeit in ganz eigener Färbung, in bleibenden Zügen auf. Jene Gestalt, die wir an ihm lieben, soll noch demnächst hier an uns vorüberziehen.

Die folgenden Bände der Gesamtausgabe mögen schnell den weitesten Leserkreisen zugeführt werden.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-uteza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

43.
"Tan?

!,u6wiA Stein
von
Xu» ckem lnnslt ckie»es kiekte»,
»llcknl» unck eieendSnckize vntersenrikt
cke» OeK. Itteckikin«lr»ts Professor Or.
I^eopolck l^mcksu.
proke»»or vr. I^uck»!« SteK>, viplomst,
politilcsr, Ltsstsmsnn.
vr. »lcn»rck «illler-freiensel», vis Vsrt-
orin^ipisninckLnUesOkicKtswiLSSnsensltsu.
NeinrieK Wslter: vis „^reinrit cksrUssr«"
sl» zisllsedneitssskllsn.
p. NoeKe, Wirtsodsltlieds Ksuorcknun?.
O. Sperberz vis StsIIun? OsulsoKI»nck» im
»NFeckrontsn WirtseKalKKrie^s.
Q. Kr»c»m»na« X« cksr 3«K««U« cks» nsusn
Ostssisn».
AKrtin ^VinKler: vis Semstmovsrksssuns.
Ein Lsitrs^ ?u cken srstsn Xöm^pk«u
cks» XK«e>Iutismu» in kiusslsvck.
Or. lur. Kurt kick. Imberg» psrsisn.
Or. QU^en Aisellt-r: vnisr russi»ed« >us-
Isuckskeutsontnm «an Wsncksr,t»d«. Ss»
»gmmstte Xlitteiwngsn unä RüoKdlioKs.
XrtKur O»x, Kum^nisn vor unck nsedcksiu
Kriegs.
Or. X. von WttKe: Di« ölsmoirsn cks»
corvsll» cks Witt.
Dr. WNl> SertKokcke 2ur »«KimckluQkk cksr
^>ekt«skls«timmsn.
>V»!ter >VoItt: «rie« «sckiodts.
klrlck kloogestrsst: Klsrois lunsdrs.
Or. kirnst S«rtnel: Qostd« k'srbsolsdrs.
Or. Csrl Vozl, Sir Olivsr I^ockss's
monä «cksr I^sdsn unä ?«ck." ttsks
XriUK (^ortssNunß).
^ok^nn Xrsnv: vis ?«st»ekknck»r. — Kittsr
Lor. Xu» cksm IInAgrisoKsn übsnstrt
vvu ?rof»ssor ?risckriek I^m.
k'rleckrlck frek»»« vor X»min. Xu» cksr
OKrouiK «ins» VoSvreckorkss (?ort«strunss).
Kunck»cK«uen.
preis pror^stt 2 IM., pro (ZusrtsI (3 r'istts) 6 kvIK.. pro ^skrg. (12 l-tstt«) 24 kvIK.
VsriaA 6sr ScnIss. SucticirucKsi'si v. 8. SO^ottlssncjsr ^.-s.. Srgslsu
lnssrstsnsnnknm» ckuren unssrs (ZssoKastsstsIIs. Ssrlm W. 1O, ckuron unssrn Verls
Zrssisu Iii, »o«is ckurok puckolf lvlosss, lZsrlinunck ciis bskanntsn Xnnonosnsxpockitiosisk

Oktober 1918.

Inhalt.

Inhalt des i6z^AzMe 6:

Oktober / November Dezember 1918

Seckckte:

Kuncklcklluerі:

Llltlbeigllbeli:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Sckwttlaender. Breslau.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Diplomat, Politiker, Staatsmann.

Ter Diplomat muß klug, der Politiker gescheit, der Staatsmann weise sein, wenn sie andere jene Aufgaben restlos erfüllen sollen, die ihrem verantwortungsvollen Berufe obliegen. Beim Diplomaten kommt es auf die Fingerspitzen, beim Politiker auf das Temperament, beim Staatemann auf den Charakter an. Wir sprechen hier nicht vom Durchschnitt, wie er in Wirklichkeit ist, sondern von jener idealen Forderung, die gestellt werden muß, wenn die zu politischer Bewußtheit und Selbstleitnng erwachten Völker ihre Schicksale den Händen ihrer Diplomaten, Politiker und Staatsmänner furchtlos anvertrauen sollen. Es soll hier nicht untersucht werden, woher die Armut unseres Zeitaltere an führenden Männern unter den drei genannten Kategorien rührt. Wir sind an Begabungen und Talenten sicherlich nicht ärmer, als die vorangegangenen Geschlechter. Nur sind sie anders verteilt, d. h. in andere Berufe gewandert. Früher gab es für Höchstbegabungen recht eigentlich nur drei entsprechende Betätigungsformen: Militär, Geistlichkeit, liberale Berufe. Die Politik wurde zuerst in England, sodann in den vorgeschrittenen romanischen Ländern als ein besonderer Beruf, der hohe Begabung voraussetzt und fordert, angesehen und gewertet. Als der erste deutsche Philosoph großen Stiles, das Universalgenie Leibniz, im Nebenamt auch nech Politik trieb, da wnrde es ihm in deutschen Landen allenfalls noch als Marotte verziehen, aber nicht als Leistung eines genialen politischen Kopfes angerechnet, während lie großen englischen Denker, Baeon, Hobbes, Lo5e, schon seit dem sechzehnten Iahrhundert hervorragende Politiker und Staatsmänner waren, meist auch im diplomatischen Dienste Englands, wie beispielweise sein größter Denker, David Hume. Es hat sich am Deutschen Reiche bitter gerächt, daß seine erlesensten Geister sich erst vergleichsweise spät der Politik, d. h. der berufsmäßigen Beschäftigung mit dem öffentlichen Leben und den nationalen Interessen zugewendet haben. Dae politische Universalgenie Bismarck vollends wurde Deutschland in einer ganz bestimmten Richtung geradezu zum Verhängnis, weil das Reich mit seiner Verfasiung auf seine Siegfriedgestalt zugeschnitten war, weil ferner Bismarck eines entweder nicht konnte oder wollte: Schule machen. Er hinterließ keinen Nachwuchs, Und das deutsche Volk wußte seine öffentlichen, insbesondere seine weltpolitischen Interessen in der Hand Bismarcks so sicher geborgen, daß er ein förmliches Monopol für die Weltpolitik des Deutschen Reiches weniger angestrebt, als tatsächlich erreicht hat. Wo unsere Talente blieben? Sie wanderten in die Technik, in die Industrie und den Handel. Die Beschäftigung

mit Politik überließ man, soweit es sich um Außenpolitik handelte, Bismarck, und soweit die innere Politik in Frage kam, gewissen Berufsparlamentariern, die parteipolitisch abgestempelt waren und in Fragen der äußeren Politik kaum eine schüchterne Meinung zu äußern wagten. Nicht einmal Sozialdemokraten getrauten sich, Bismarck in seine äußere Politik kritisch drein zu reden.
Der Weltkrieg hat diese weltpolitische Enthaltsamkeit des deutschen Volkes in ihrer strafwürdigen Unzulänglichkeit aufgedeckt. Die epikureische Weisheit: führe ein beschauliches Stillleben, lummre dich nicht um öffentliche Angelegenheiten, sondern lebe dich persönlich aus, hat sich, wie im Altertum des untergehenden Hellas, so auch an Neu-Deutschland bitter gerächt. Wir haben geniale Erfinder, Entdecker und wirtschaftliche Organisatoren, die uns das Durchhalten im fünften Kriegsjahre ermöglicht haben; wir haben Industriekapitäne und königliche Kaufleute, aber es fehlen uns Diplomaten, Politiker und Staatsmänner. Unsere großen Talente haben das wirtschaftliche Gedeihen des Deutschen Reiches in geradezu tropischem Tempo gefördert, aber sie haben sich den öffentlichen Angelegenheiten grundsätzlich abgewandt, und sie müssen jetzt dafür büßen, daß wir keine Diplomaten, Politiker und Staatsmänner von hohem Range aufzuweisen haben. Denn was nützen die wirtschaftlichen Güter, wenn eine ungute Politik sie nicht zu schützen weiß? Wozu Milliarden an wirtschaftlichen Werten anhäufen, wenn ein einziger Kunstfehler eines leitenden Staatsmannes alles zu verderben vermag, was Fleiß und Begabung, Tüchtigkeit und haushälterischer Sinn, Kraft und Leistung seit einem halben Iahrhundert im Deutschen Reich aufgespeichert haben? Wären die Begabungen rechtzeitig aus der Privatwirtschaft in die Staatskunst zurückgewandert, so hätten wir kein diplomatisches Kanossa erlebt. Die Engländer haben, ihrer Überlieferung getreu, ihre Kräfte geschickter verteilt. In England konnte der Schwiegersohn der Königin von England und der Kaiserin von Indien Teilhaber eines Bankhauses werden, dafür aber ein Bauernsohn der führende Politiker des Landes. Die großen Familien nicht nur des alten Adels, sondern auch der Großindustrie und des Welthandels entsandten gerade ihre befähigtesten Söhne in die Parlamente nnd in den diplomatischen Dienst. Deshalb gibt es auch dort eine diplomatische Schule, ein System, das fast automatisch funktioniert, auch wenn keine Männer ersten Ranges zur Verfügung stehen. Ich kenne die englischen und die französischen Gesandten und Botschafter meist persönlich; ich halte sie als Menschen nicht für begabter als unsere deutschen Diplomaten. Aber was die Überlegenheit der englischen Diplomatie ausmacht, das ist nicht die Persönlichkeit des Diplomaten, sondern die bessere Schulung (in realem, nicht in formalem Sinn), die stärkere diplomatische Überlieferung, die schärfere parlamentarische Durchbildung, das entwickeltere weltpolitische System, das dem Inselreich mit seiner Weltwirtschaft in Fleisch und Blut übergegangen ist, während man auf unserer Seite die Kirchturmspolitik des Duodezfürstentums noch nicht völlig überwunden hat. Der englische Diplomat denkt infolge seines Lehrganges wie des

weltpolitischen Systems, in welches er hineingestellt wird, vorwiegend geogra» phisch, ethnographisch und völkerpsychologisch, der deutsche hingegen, dank seiner asiessoralen Vorbildung und seines Klassenbewußtseins, überwiegend formal- juristisch, örtlich-begrenzt und standesinäßig-beengt. Die Horizonte sind ver- schieden. Der deutsche Diplomat, der Politiker und der Staatsmann hatten vor- zugsweise Europa im Auge, die englischen alle fünf Erdteile. Wir denken nur zu leicht europazentrisch. Für uns ist, ähnlich wie nach dem geozentrischen System, der kleine Planet: Erde, und nach dem anthropozentrischen der kleine Gernegroß: Mensch, so nach dem europazentrischen der kleine Erdteil: Europa Mittelpunkt der Welt. Für unsere Diplomaten, Politiker und Staatsmänner ist Europa vielfach das eigentliche Subjekt der Politik, der wirkliche geschichtliche Träger des Menschen» geschlechts, während englische Staatsmänner gewöhnt sind, Europa als Objekt ihrer Politik anzusehen. Die in England zum System erhobene und förmlich zur Schablone erstarrte dnInnce «f pover'Theorie besagt seit zweihundert Iahren nichts anderes, als daß die englische Kolonie: Suropa, ähnlich wie ihre indische — wo die streitenden Rajahs oder Stämme gegeneinander ausgespielt worden sind, damit durch das «Zivile imp«ikv die englische Vormachtsstellung gewähr- leistet bleibt—ständig dadurch in Schach gehalten wird, daß keine Kontinental- macht in Europa ein solches Übergewicht über die anderen Mächte erhält, wie es der hritischen Weltmachtsstellung abttäglich sein könnte. Das ist der lange Atem der englischen Politik.

Spanien, Holland und Frankreich haben in entsprechender geschichtlicher Abfolge diesem englischen System der politischen Gleichgewichtslehre ihren Blutzoll entrichten müssen. Ietzt ist das Deutsche Reich an der Reihe. Nicht umsonst nennen sich die Engländer das Bibel-Volk — sie dulden keine Götter neben sich. Sie gehen aufs Ganze. Alles oder nichts — Weltherrschaft oder Untergang. Sie kennen nur ein nnt nut, kein vel vel.

Um die weltgeschichtliche Abrechnung mit England kommen wir nicht herum. Auf Kompromisse wird sich England auf Grund seiner eingeschworenen politischen Gleichgewichtslehre aus der Erwägung heraus nicht einlassen, daß vom Kom- promiß bis zum Kompromittieren nur ein Schritt ist. Geht England aus diesem Völkerringen als Besiegter hervor, dann >'st es um sein papiernes Weltreich ebenso geschehen, wie um den tönernen Koloß im Osten. England will uns das Schicksal Rußlands bereiten, oder selbst dem Untergang anheimfallen. In dieser verhängnisvollen Alternative steckt die tiefe Tragik des fünften Kriegsjahres.

Will Europa nicht zur englischen Kolonie herabgewürdigt werden, so müssen wir bis zum letzten Blutstropfen standhalten. Man berufe sich nicht auf geschichtliche Vorbilder wie Rom. Auch Rom ist untergegangen, und zwar am Problem der Randstaaten, an welchem Rußland würgt. Was von Rußland und Rom zu Lande gilt, das bedeutet für England das Wasser. Die Meere sind Englands Stärke, zugleich aber seine Achillesferse.

Ludwig Stein
Diplomat, Politiker, Staatsmann
Vom Wasser und nur vom Wasser her ist England tvtlich zu treffen. Hätte England heute einen ebensolchen Staatemann, wie es in Lloyd George einen Politiker hat, so müßten sich Gedankengänge dort Bahn brechen, die den Bestrebungen Lord Lansdownes sich angleichen. Gerade das Schicksal Roms sollte Eng» land ein Menetekel upharsin darbieten. Die Reiche Alexanders und Caesars, die sogenannten Weltreiche am Mittelmeerbecken, sind an ihrer inneren Unnarur kläglich zu Grunde gegangen. National geeinigte Völker von hoher Bewußtseinsstufe lassen sich nicht gängeln wie die vom Buddhismus seelisch heruntergezüchteren indischen Stämme. Nie und nimmer wird es England gelingen, aus Europa ein zweites Indien zu konstruieren, indem es dem ersten Indien die Waffen, dem zweiten die Rohstoffe zum Leben vorenthält. Knutokratie dort, Würgengel hier. Schutt und Trümmer, wohin das Auge sieht; ein einziger Kirchhof, genannt Europa, soll der Weisheit letzter Schluß sein, damit die gelbe Rasse triumphiert und England in Ostasien die, Vorherrschaft an Iapan abtritt, nachdem es Hol» ländisch-Indien sich angegliedert, China in sich aufgesogen, Sibirien geschluckt und den Weg nach Britisch-Indien freigemacht haben wird. Das sind im fünften Kriegsjahre die Aussichten Englands, vom Standpunkte nicht des Diplomaten und Politikers, wohl aber des weltüberschauenden Staatsmannes aus gesehen. Einen Staatsmann säkularen Gepräges besitzt im Augenblick neder England, noch irgend ein Volk der Erde, sonst würde die zur Weltherrschaft bestimmte weiße Rasse nicht sehenden Auges in ihr Verderben rennen. Wir haben überall gewandte Diplomaten, temperamentvolle Politiker, aber zum Unheil für unsere Ietztlebenden keinen einzigen Staatsmann von weltgeschichtlichem Zuschnitt. Die Diplomatie kann man erlernen, die Politik allenfalls erfühlen, aber die Staatskunst muß man erschauen. Zum Diplomaten genügt Talent, zum Politiker gehört Temperament, zum Staatemann aber braucht man Genie. Der große Diplomat ist ein Künstler, dessen Fähigkeit in den feinen Fingerspitzen besteht. Der große Politiker ist ein Kenner und Könner, dessen hervorstechendes Merkmal sein Wille in seiner Wirkung auf die Menge ist. Der große Staatsmann aber ist der P-ephet, der schöpferische Geist, der intuitiv die Zuiammenhänge erschaut und die Weltbegebenheiten „unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit" erfaßt. Die Diplo» maten und Politiker sehen vorwiegend das Hier nnd das Ietzt, der Staatsmann aber überschaut das liberal! und das Immer. Iene beherrschen nur die Technik, das Handwerksmäßige, im besten Falle das Kunstgewerbliche der Staatsweisheit; der Staatsmann allein offenbart die wahre und höchste Künstlerschaft. Schlechte Diplomaten und Politiker haben uns in diese brudermörderische Hölle, die sich Weltkrieg nennt, unwillentlich zwar, aber doch verteufelt pfuschermäßig hineingerudert. Wo findet sich der rettende Staatsmann, der uns den Weg vom Inferno zum Paradiso weist?

Richard Müller-Freienfels

Dr. Richard Müller-Freienfels:

Die Wertprinzipien in den Geschichtswissenschaften.

Im Unterschied zu den Naturwissenschaften, die die ganze Natur durchforschen und für die nichts zu klein und zu unbedeutend ist, treffen die historischen Wissenschaften, die man auch Geistes- oder Kulturwissenschaften nennt, eine Auswahl unter den möglichen Objekten. Keineswegs alles, was geschieht, hat geschichtliches Interesse. Längst nicht alles, was gedichtet oder gemalt wird, beschäftigt die Literatur- oder Kunstwissenschaft.

Fragen wir nun nach dem prinzipiellen Gesichtspunkt, unter dem diese Auswahl vorgenommen wird, !so finden wir da keineswegs Einigkeit oder Klarheit. Selbst wenn wir von den Stoffgebieten als Begrenzungen absehen, wenn wir also die Beschränkung etwa auf politische oder dynastische Geschichte allein, wie sie in früheren Zeiten so überwiegend im Schwunge war, als gegeben hinnehmen, so bleibt doch innerhalb dieser stofflich gezogenen Grenzen »och immer die Frage, nach welchem Prinzip denn hier ausgewählt wird.

Auf diese Frage nun, die von den einzelnen Historikern nur sehr selten bewußt gestellt worden ist, hat man in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten den Begriff des Wertes als Lösung dargeboten. Gegenstand der historischen Wissenschaften wäre danach alles, was wertvoll ist, oder wie man auch ,sagt, was „Wertbeziehung" hat. Und gerade in dieser Wertbeziehung hat man den Wesensunter» schied der historischen Wissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften erblicken wollen.

Ohne Zweifel hat diese Lösung viel Bestechendes. Erst bei genauerem Hinsehen erkennt man die großen Schwierigkeiten, die sie einschließt. Denn der Begriff des Wertes, der hier als Lösung geboten wird, ist selber keineswegs begrifflich so geklärt, um als restlose Beantwortung jener Frage gelten zu können. Der Begriff des Wertes ist selber ein Problem, und wenn wir den tatsächlichen Verhältnissen nachgehen, wenn wir nachprüfen, welche Werte denn den einzelnen Historikern als Schibboleth für ihre Answahl gedient haben, so erkennen wir erst die ganze Problematik jener Antwort.

Diejenige Philo'svphenschnle nun, die am entschiedensten jene Lösung dargeboten hat, die sogenannte badische Schule, die ich durch die Namen Windelband, Rickert, Münsterberg kennzeichnen will, antwortet: natürlich kann es sich nicht um diese oder jene Werte handeln, maßgebend sind allein d i e Werte, die einzigen, allgemeinen, ewigen, absoluten Werte.

Das ist ohne Zweifel eine sehr einfache Antwort und wir werden uns daher

vertrauensvoll jenen Philosophen zuwenden, die diese absoluten Werte zu kennen behaupten. Tun wir das aber, so werden wir einigermaßen enttäuscht sein.
Denn was uns da geboten wird, sind im besten Falle, dort wo über allgemeine, theoretische und methodologische Fragen hinaus überhaupt eine bestimmte Antwort gegeben wird, vage Allgemeinheiten, die sich für die praktische Lösung unsrer eingangs gestellten Fragen als recht wenig brauchbar erweisen.
Man schlage z. B. das Hauptwerk Münsterbergs auf, das sich „Philosophie der Werte" nennt, und in dem nns ein sorgfältig klassifiziertes „System der Werte" geboten wird. Man ist bei der Lektüre dieses geistvollen Werkes zunächst überrascht, mit wieviel systematischem Geschick hier die verschiedenen Wertgattungen aus einem einheitlichen Prinzip, dem der Identität, abgeleitet werden.
In bestechender Regelmäßigkeit klassifizieren sich da scheinbar restlos und haar' scharf die einzelnen Wertkategorien. Sieht man jedoch genauer hin, prüft man die einzelnen Ergebnisse jener Ableitung, so behält man recht leere Schemen in der Hand, vage Abstraktionen, die zu erhalten man keineswegs erst die ganze Metaphysik des subjektiven Idealismus hätte zu bemühen brauchen, die man ebenso gut erhalten hätte, wenn man von den (nach Münsterberg) verächtlichen, vergänglichen relativen Werten, die in der Erfahrungswelt gelten, gewisse ganz allgemeine und leere Umrisse abstrahiert hätte. Das wäre nun an sich ja nicht schlimm, wenn nur mit den leeren Hülsen irgendetwas anzufangen wäre, wenn daraus mit irgend einer Sicherheit abzuleiten wäre, weshalb Goethes Faust ein yoher Kunstwert und ein Drama von Sudermann ein Schmarren sei, weshalb die Geschichte Otto den Faulen in ihren Annalen führt und hunderttausende xflichtgetreuer Bürger aller Länder völlig beiseite läßt.
Bleiben wir zunächst beim Beispiel aus der Dichtkunst! Die Aufgabe der Literatur ist nach Münsterbergs Wertphilosophie die, uns in der Form der Sprache ein Verständnis der menschlichen Wollungen zu bringen. „Die Dichtung erfaßt den einheitlichen Sinn einer Willensmannigfaltigkeir. Hierin allein ruht der Schönheitswert der dichterischen Kunst." So Münsterberg. Ich frage nun, wer in aller Welt wird glauben, daß durch diese Formel die Schönheit des Faust oder irgendeiner andern Dichtung erschöpft wäre? Welcher Literarhistoriker hätte je diese Formel als Norm für seine Wertungen benutzt oder nur benutzen können? Sie ist gewaltsam zurecht gemacht nach Münsterbergs Hauptthese, daß der Wert der Ausdruck des reinen Wollens eines metaphysischen Überich sei!
Diese Gewaltsamkeit aber geht durch alle Spezifierungen seiner Hauptthese durch. So soll dasjenige, was uns im Rhythmus der Worte befriedigt, die Einstimmig keit des Wollens sein. Ebenso soll es mit dem Reim, dem Ton, der Melodie der Worte sein! Wir sehen einmal ganz davon ab, daß oerade unter dem Gesichtspunkt der Einheit z. B. der Faust, wie auch die Ilias oder der Hamlet, gar keine besonderen Werte wären! Aber selbst wenn sie richtig wäre, wäre jene Formel so weit und leer, daß sie auf alles und auf nichts anwendbar wäre.

Nehmen wir noch ein anderes Beispiel! Die geschichtlichen Werte sind nach
Mufterberg Zusammenhangswerte. „Wertvoll ist uns also, daß kein wollendes
Wesen allein steht, daß jede Persönlichkeit in einem Zusammenhang weiterwirkt
und so ihr Wollen im Wechsel der Geschichte erhalten bleibt." Wir wollen auch
riesen Satz hier nicht auf seine Richtigkeit prüfen, da das nur in einer Kritik
res gesamten Münsterbergschen Systems möglich wäre: wir fragen nur, ob aus
oiesem Satz irgend ein Gewinn für die Auswahl der historischen Stoffe zu finden
ist? Widerspricht er nicht gerade der Auswahl überhaupt, da nach Münsterberg
ja keine Persönlichkeit und kein Wille überflüssig ist, sondern jeder Wille seinen
Vert hat? Bei welchem Geschehnis in der Geschichte, auch den vergessenen, wäre
nachzuweisen, daß es nicht im Zusammenhang der Welt von Wichtigkeit gewesen
wäre? Ia, was ist für diesen Zusammenhang unwichtig? Welche tausend kleinen
Zufälligkeiten spielten mit, damit Cäsar an den Iden des März aufs Kapitol
ging! Wollte man also den realen Zusammenhang nachzeichnen, dürfte man nichts
derart außer acht lassen, was natürlich unmöglich ist. Nun ist aber der Zusam»
menhang, den die Geschichtswissenschaft bietet, gar nicht vollständig, sondern ein
fiktives Gebilde. Ia oft bucht sie Tatsachen, die gar nicht in einen einheitlichen
Zusammenhang eingehen. Die Anfänge jeder Volksgeschichte sind ganz fragmen-
tarisch! Bloß was der Zufall der Überlieferung uns beut, wird zusammengestellt!
Wie kann da der Zusammenhang maßgebend sein? Wir wählen da nicht die Tat-
sachen nach dem Zusammenhang aus, sondern konstruieren einen sehr hypothe-
tischen Zusammenhang nach den Tatsachen. In diesem Fall ist also keineswegs
der Zusammenhang das Wertprinzip! Nein, der Zusammenhang ist nicht ent-
scheidend für die Auswahl der historischen Werte, zumal der historische Zusammen-
hang keineswegs ein ideales Gebilde ist, sondern etwas höchst Lückenhaftes, Hypo»
tkeosches. Subjektives! Ewige, absolute Werte lassen sich so nicht fundieren!
So aber ist's mit allen absoluten Werten Münsterbergs. Kein einziger
ergibt sich genauerer Betrachtung als allgemeingültig, ewig, absolut. Außerdem
bietet ja jeder Wertabsolutist wieder seine absoluten Werte. Rickert z. B. hat
eine nicht aufs absolute Wollen, sondern auf das absolute Sollen gegründete
Wertlehre und damit sind seine Werte ganz andere und ganz anders begründet
als die Münsterbergs. Wer hilft in diesem Dilemma? Wir hätten also zwei ganz
verschiedene Allgemeingültigkeiten? Und wir müßten nach einem Wertprinzip
iuchen, das die verschiedenen absoluten Wertlehren auf ihren Wert zu prüfen
Mattete.
Es ist damit offenbar, daß die absoluten Werte gar nicht der untrügliche
Kompaß sein können, an dem sich der Historiker orientieren kann, da wir sie ja
gar nicht kennen. Denn auch diejenigen, die sie zu besitzen behaupten, können
"cht den Beweis erbringen, daß ihre Werte die rechten sind. Was nützt uns eine
'ngebliche Allgemeingültigkeit, die von keiner Allgemeinheit als gültig anerkannt
wird? Nein, wir müssen uns nach einem andern Wertprinzip umsehen als der

trügerischen Absolutheit dieser Philosophen! Im Grunde gleicht ihre Wertlebre etwas den Offenbarungen der Astrologen, die auch am Himmel zu finden glaubten und zu finden behaupteten, was nur auf der Erde seine Bedingtheit hat.

5 s s

Da es bisher noch keinen Historiker gegeben hat, der sich nach den „absoluten" Werten gerichtet hätte, nachdem Hegels Geschichtsphilosophie in Verruf ge» kommen war, so müssen es — falls überhaupt Werte die Auswahl bedingen — relative Werte sein, die entscheiden.

RelativeWerte, bedingte Werte aber sind überhaupt die einzigen, die sich in der Erfahrung aufzeigen lassen. Wir kennen nur Werte, die für ein wirkliches oder gedachtes Subjekt gelten, und wir sehen auch in einem „Wert an sich" ein logisches Unding. Wert kann etwas nur für irgendjemand haben, mag dieses Subjekt nur ein Einzelmensch, mag es ein Volk, eine Zeit, mag es die „Menschheit" sein, welch letzterer freilich stets sehr verschwommener Begriff die weitestgespannte Subjektivität ist, die wir auf empirischem Boden zu denken Vermögen.

Begeben wir uns damit aber nicht in ein unübersehbares Chaos hinaus) vor dem jede Wissenschaft und jede Objektivität kapitulieren muß? Wenn alle Werte nur relativ und nur subjektiv sind, wie kann man da zu irgendwelchen sicheren Feststellungen gelangen?

In der Tat ist zunächst einmal anzuerkennen, daß in Wahrheit das Weltgeschehen, das wissenschaftlich bearbeitet werden soll, ein beständig wechselnder Kampf zwischen den verschiedensten Wertungen ist. Nirgends gibt es einen archimedischen Punkt in diesem Kampfe; alles fließt. Selbst die festesten Werte noch haben Wandlungen in der Schätzung erlebt und sind, nachdem sie die eine Zeit vergöttert hatte, von der nächsten in den Orkus verwiesen worden.

Ein Chaos ist jedoch das Weltgeschehen darum doch nicht. In der unendlichen Zahl verschiedenster Wertungen heben sich bei näberem Zusehen dennoch gewisse Regelmäßigkeiten ab, Wertungen, die bei aller Relativität doch sehr große räumliche und zeitliche Verbreitung gefunden haben. Wir finden, daß innerhalb jeder Zeitperiode z. B. eine gewisse Übereinstimmung der Wertungen herrscht. S.,' waren im ganzen europäischen Mittelalter gewisse religiöse, ethische und ästhetische Wertungen fast universell verbreitet, die erst in der Renaisianeezeit neuen Wertungen wichen. Hatte z. B. das gotische Mittelalter in der Baukunst vor allem die Bewegung, den Drang ins Vertikale, die Mannigfaltigkeit der Aspekte geschätzt, so betont die Renaissanee dagegen die Ruhe, das Gleichmaß zwischen Last und Trägern, die Einheit. Diese Wertungen erleben in der Barockzeil dann wieder einen Wandel, der eine gewisse Annäherung an das gotische Ideal bringt und doch etwas ganz anderes ist.

Neben den zeitlich verbreiteten Wertungen bestehen aber auch, oft jene durch-
kreuzend, solche, die nur innerhalb bestimmter räumlicher Grenzen gelten, dort
aber eine den Wandel der Zeiten überdauernde Wertung genießen. So hat sich
in Italien in der gesamten Kulturbewegung eine andere Wertung erhalten, als
in Deutschland, eine Wertung, die sich inmitten der Flutwellen der oben beschrie-
benen Zeitwertungen erhielt. Zu allen Zeiten hat die italienische Kunst, auch die
der Gotik und des Barock, ein gewisses Maß gewahrt, hat sich nie so wie die
deutsche Kunst aller Zeiten am rauschartigen Überschwang der unübersehbaren
Mannigfaltigkeit erfreut.
Dazu kommen soziale Wertungen, die innerhalb gewisser Stände eine relative,
aber immerhin verbreitete Geltung genossen. Es kommen lokal begrenzte Wert-
geltungen hinzu, solche, die vielleicht nur in einer Stadt, einer Landschaft gelten,
innerhalb dieses Kreises jedoch eine gewisse Allgemeinheit genießen. Es kommen
hinzu zahllose uberindividuelle Wertungen, die — ohne irgendwie Anspruch auf
Allgemeinheit zu erheben — doch eine relative Verbreitung fanden, wie auch
immer sich der Kreis der wertenden Subjekte zusammensetzen mochte. Solche Kreise
bilden sich und lösen sich beständig. Ich denke da an die Gemeinden religiöser
Lehrer, den Verehrerkreis von Künstlern oder Dichtern, die Schulen von Philo-
sophen. Innerhalb all dieser Kreise bilden sich Wertungen, die überindividuell
sind, keineswegs als „nur subjektiv" abgetan werden können.
Alle derartigen Wertungen heben Tatbestände aus der unübersehbaren Fülle
des Geschehens heraus und bewirken, daß diese so gewerteten Talbestände als
historisch zu gelten haben. Wir könnten also sagen, Anspruch auf
historisches Interesse haben zunächst alle jene Tat-
bestände, die in Kreisen von einer gewissen Extensität
gegolten haben. Auch das Maß dieser Extensität ist relativ. In der Ge-
schichte einer einzelnen Stadt werden schon Wertungskreise historisch, die in einer
Geschichte Europas natürlich vollkommen verschwinden.
Iedenfalls können wir vorläufig im Gegensatz zu der oben charakterisierten
Philosophenschule feststellen, daß das Auswahlprinzip der Geschichte, wie sie tar-
sächlich betrieben wird, nicht die Beziehung auf die absoluten Werte, sondern
gerade der relative Wert der Tatbestände ist. Die Geschichte liest aus der
Fülle des Geschehenden dasjenige aus, was in irgendwelchen größeren Kreisen
als Wert gegolten hat.
SA-!:
Alle relativen Werte sind, wie wir sahen, Werte für Subjektskreise. Wir
lernten bereits eine Anzahl solcher Kreise kennen. Das waren alles Kreise des
Lebens. Für die historische Wertung müssen wir jedoch eine weitere Unterscheidung
solcher Bewertungskreise machen.

Und zwar können wir, ohne Rücksicht auf die Zusammensetzung solcher Kreise, unterscheiden die Wertung derMitwelt, die Wertung der N a ch w e l t und die Wertung desjenigen Ausschnitts der Gegenwart, als dessen Repräsentant der betreffende Historiker spricht. Diese drei Wertsphären wirken zusammen, um das sogenannte historische Urteil zustandezu- bringen.

Zunächst die M i t w e l t. Wir haben bereits oben eine Anzahl von Bei- spielen solcher, der Mitwelt angehörigen Wertkreise gebracht. In jeder Um» gebung, in jedem Lebenskreise gibt es Bewertungen von verbreiteter Gültigkeit, Der Vertreter des Königtums, die Feldherren und Staatsmänner jeder Zeit werden von ihren Zeitgenossen bereits mit einem Nimbus des Wertes umgeben. Mag der wirkliche Inhaber des Königtums auch eine ganz minderwertige Persön- lichkeit sein, die bloße Tatsache seiner ererbten Stellung hebt ihn aus der Masse heraus und läßt ihn historisch werden. Führt einer ein großes Heer und wird geschlagen und besiegt, so ist er doch von historischem Interesse, weil er in der Mitwelt eben das Ansehn genoß und die bedeutende Stellung einnahm. Ein Schriftsteller, der in seiner Zeit großen Erfolg fand, hat historisches Interesse, weil er eben als Schöpfer von Werten galt. Er kommt daher auch für die Aus» wahl des Historikers in Betracht.

Freilich nicht die Mitwelt allein entscheidet; die Nachwelt greift sehr wesent- lich korrigierend in die Bewertung ein. Gar mancher König, der zu seinen Zeiten hohe Verehrung genoß, wird von der Nachwelt vergessen. Gar manches Kunst- werk, das um die Zeit seiner Entstehung zahlreiche Verehrer hatte, wird von der Nachwelt als Unwert erkannt. Nun ist gewiß diese Nachwelt keine Einheit. Auch in ihr gibt es Perioden, die ganz verschieden urteilen. Trotzdem können wir die Nachwelt insofern zusammenfassen, als wir sagen, es kommt sehr darauf an für die historische Bedeutung eines Tatbestandes, ob er in irgendwelchen Epochen der Folgezeit als Wert gegolten hat. Oft haben spätere Zeiten etwas als Wert auf- gestellt, was von der Mitwelt übersehen wurde. Das „verkannte Genie" ist auf allen Kulturgebieten eine bekannte Erscheinung. Auch in dieser Hinsicht greift die Nachwelt, oder wenigstens eine oder mehrere Epochen der Nachwelt kor- rigierend ein.

Zur Nachwelt gehört nun, streng genommen, anch der Historiker, der im einzelnen Fall die historische Auswahl trifft. Indessen steht er doch auch der übrigen Nachwelt gegenüber, indem er sich kritisch zu ihren Werturteilen stellt. Es ist natürlich eine ganz unlogische Forderung, der Historiker dürfe nicht selber werten. Er kann gar nicht umhin, das zu tun, denn seine Aus- wahl ist bereits eine Wertung, und auswählen muß er. Der einzige Sinn, den die Forderung der „Objektivität" haben kann, ist der, daß der Historiker nicht willkürlich urteile, daß er sich nicht von Launen beherrschen lasse, sondern seine Wertung mit den Wertungen der geschichtlichen Mitwelt und der Nachwelt kon-

frontiert, und ferner, daß er keine unsachlichen Gesichtspunkte heranbringt. Wenn einer die Kunst vom religiösen Standpunkt allein beurteilt, so ist das unsachlich. Im übrigen wird kaum ein Historiker ganz individuell urteilen, sondern er wird stets als Sohn seiner Zeit, seines Volkes, seines Standes, kurz, als Repräsentant eines großen Kreises urteilen, fürden er Geschichte schreibt, das heißt für den er seine Auswahl trifft. Ie weiter er diesen Kreis zieht, je höher dessen Qualität steht, um so unparteiischer wird sein Urteil erscheinen. Völlig unparteiisch ist jedoch keiner. Das kann er nicht sein und darf er nicht sein, wenn seine Geschichte nicht farblos und unpersönlich sein soll. Der gute Historiker wird stets mit feinem Takt die Wertung von Mit' und Nachwelt ebenso berücksichtigen, wie seine eigene, resp. des Kreises, für den er schreibt. Das ist seine „Objektivität", daß er neben seinem eignen Standpunkt auch Verständnis hat für fremde Standpunkte, so daß seine Darstellung nicht im Banne seiner Subjektivität beschlossen bleibt, sondern Raum hat für jene anderen Wertungen, deren Gegenstand seine Stoffe schon früher gewesen sind.

H H H

Das Bild, das sich uns so von der historischen Wissenschaft ergibt, erscheint nun auf den ersten Blick recht wenig wissenschaftlich. Subjektive Bewertungen, die wieder subjektiv bewertet werden! Muß das nicht einen tollen Karneval er» geben, in dem jeder feste Tatbestand sich auflöst?

Eine solche Betrachtung scheint uns Wesentliches zu verfehlen. Gewiß er- halten wir auf diese Weise nicht „rein objektive Tatsache". Aber vielleicht liegt die Bedeutung der Geschichte gar nicht darin! Was wir von ihr letzten Endes wollen, ist gar nicht eine restlose, unterschiedslose Aufbewahrung alles Tatsäch- lichen, sondern eben des Wertvollen. Es hat also erstens die Geschichte aufzu- bewahren alles das, was je in Mitwelt oder Nachwelt als Wert empfunden wurde. Der Gedanke, der uns bei dieser Forderung leitet, ist aber der, daß das, was einmal ein Wert war, auch wieder als Wert nacherlebt werden kann. Wenn ein Bild den Menschen des Mittelalters ein Wert war, wenn eine philosophische Erkenntnis im Altertum als Wert verehrt wurde, so nehmen wir an, daß auch uns es möglich sein muß, diese Wertungen nachzuerleben. Denn so verschieden sind die Menschen nicht, als daß sie nicht den Standpunkt des andern einnehmen könnten bei einigem Willen zum Verständnis. Und hierin scheint uns die eine hohe Bedeutung der Geschichtswissenschaft zu liegen, daß sie die E n g e u n s r e r Subjektivität erweitert, indem sie uns Verständnis ermöglicht für die Wertungen vergangener Zeiten und anderer Kulturen. Nicht ein Kuriositätenkabinett soll die Geschichte sein, sondern der Weg zum Verständnis und Nacherleben fremder Wertungen. Indem sie uns etwa die Werte der gotischen Kunst aufbewahrt, soll sie uns lehren, eben die spezifische Wertung der gotischen Zelt selber nachzuerleben und unser Ich da-

durch zu bereichern und zu erweitern. Daß das, was die Geschichte uns liefert, relative Werte sind, drückt uns also nicht nieder, sondern macht uns gerade ihre Bedeutung aus; denn das, was wir wollen, ist eben das Verständnis jener Relativitäten. Die dogmatische Geschichtsauffassung trat an die Werte vergangener Zeiten mit ihren dogmatischen absoluten Wertmaßstäben heran und bewertete etwa die gotische und barocke Kunst nach ihren fälschlich für absolut gehaltenen Wertmaßstäben. So verfehlte sie natürlich das Beste und vergewaltigte sie ihren Gegenstand. Wir bewußten Relativisten suchen die Gotik eben von der Gotik und das Barock vom Barock aus zu verstehen und sind daher, gerade infolge unseres Relativismus, gerechter als die Absolutisten, die im Besitz der einen absoluten Wahrheit zu sein glauben. Der Umstand, daß der Historiker relative Werte sammelt und selber mit relativen Maßstöben an sie herantritt, ist also keine Schwäche, sondern seine wahre Stärke. So nur erschließt sich ihm die Vergangenheit und so nur dringt er in ihr Inneres ein, nicht wenn er alles Relative über einen angeblich absoluten Leisten schustert!

5 « 5

Aber auch der Umstand, daß der Historiker selber relative Werturteile fällt, braucht nicht als unbedingter Nachteil zu gelten, er wird es am wenigsten, wenn man eingesehen hat, daß absolute Wertungen gar nicht möglich sind. Ein Historiker, der sich bemüht, unter einem für a ll e Zeiten gültigen Wertgesichtspunkt zu urteilen, wird leicht in den Fehler verfallen, daß seine Wertungen keine Zeit interessieren. Er wird gewiß alle gewaltsamen Entstellungen vermeiden, und vor allem muß er sich hüten, nur individuell gültige Gesichtspunkte an die Geschichte heranzubringen. Er wird stets dann am bedeutendsten wirken, wenn seine Wertungen repräsentativ sind für einen quantitativ und qualitativ bedeutenden Wertungskreis. Vielleicht schafft er allerdings kraft einer starken Suggestionskraft sich erst einen solchen Wertkreis, was oft genug vorgekommen ist. I. Burckhardr z. B. oder Treitschke haben gerade infolge ihrer ausgeprägten persönlichen Wertung gewirkt, wobei es schwer zu sagen ist, ob der Kreis der Gleichwerkenden schon vorher bestand oder erst durch ihren Einfluß zustande gekommen ist. Es zeigt sich überhaupt, daß am längsten nicht die möglichst „objektiven", d. h. farblos und mit geringer Wertkraft urteilenden Historiker gelesen werden, sondern die starken Persönlichkeiten, die aus großem eignem Wertreichtum schöpften.
Letzten Endes ist die Geschichte eine Wissenschaft, die zu jeder Zeit neugeschrieben wird. Und vielleicht gibt es überhaupt nicht „d i e Geschichte", sondern nur eine Reihe von Geschichtsdarstellungen. Denn es gibt nicht eine Auffassung der Menschheitsgeschichte, sondern viele. Hauptsache ist dabei, daß jede Zeit (oder welche Wertsphäre man will) diejenige Geschichte hat, die ihrer ganzen Werteigenheit angemessen ist.

Heinrich Walter:
Die „Freiheit der Meere" als Menschheitssehnen.
Die Srlämpfung 5er „Freiheit der Meere" ist ein deutsches Kriegsziel,
dessen Erfüllung heute wohl von jedem deutsch-denkenden und deutsch-fühlenden
Deutsche» gefordert wird. Dabei wird ganz allgemein unter Freiheit der Meere
die Befreiung dn Handelsstraßen und Fischerpläye des Meeres von der See-
räubergewalt der Briten verstanden, also eine ungemein materialistische Freiheit
oder richtiger Befreiung. Diese Auslegung ist durchaus verständlich dnrch die Art
und Weise, wie die Kriegszielforderung nach „Freiheit der Meere" entstanden ist.
Der Deutsche war im Begriff, zum Welthandelsvolke zu werden, ja, er war es
bereits, als England in letzter Stunde alle Kraft einsetzte, um diesem, seinem
äußeren Wohlstande gefährlich werdenden Wettbewerber die Hochstraßen des
Meeres wieder zu sperren und sie einzig und allein unter seine, die britische,
Aufsicht zu nehmen. England begann mit Kriegsanfaug mit der Ausführung
s'ines Planes durch eine immer zunehmende Abschnürung des Schiffsverkehrs
von und nach den deutschen Häfen und darüber hinaus auch von und nach den
Häfen der neutral gebliebenen Völker, kurz, es vergewaltigte den gesamten Welt-
verkehr zur S«. Es ist also, wie schon gesagt, durchaus verständlich, daß das
deutsche Volk den Kampf gegen eine solche Vergewaltigung, die Befreiung von
einer derartig mißbrarichten Seegewalt, gleichsetzte mit dem Kampf um die
Freiheit der Meere, kurz, mit der „Freiheit der Meere". Mit solchen, rein prak-
tischen, aus der Verteidigung sich unmittelbar ergebenden Kriegszielen ist ja das
deutsche Volk überhaupt zunächst in den Krieg eingetreten. Erst Kundgebungen
wie seiner Zeit die russische, daß der Kampf allem Deutschtum und nicht etwa nur
den Heeren des Deutschen Reiches innerhalb von dessen für das gesamte Deutsch-
tum viel zu engen Grenzen gelte, hat vielen, wenn auch leider längst nicht allen
Deutschen die Angen geöffnet, damit sie sehen, um was sie dieses Mal zu ringen
haben. Dem Kaiser des Deutschen Reiches und Volkes gebührt endlich das Ver-
dienst, von hoher Warte aus klar und deutlich und allen vernebmbar ausgesprochen
zu haben, zu welchen letzten Weiterungen diese jetzige Anseinaudersetzung geführt
bat, Weiterungen, die sie allerdings als Kern schon beim Ausbruch des Krieges in
sich trug, wenngleich dieser Kern eben zum Schaden des deutschen Volkes von
dessen großer Masse, aber auch von manchem seiner an der Spitze stehenden
Führer nicht von vornherein erkannt wurde. Der Kaiser kleidete die Erkenntnis
vom wahren Wesen dieses Krieges zu seinem 30jährigen Regierungsjnbiläum in
die Worte: „Es bandelt sieb nicht um einen strategischen Feldzug, es handelt sich
um den Kampf von zwei Weltanschauungen. Entweder soll die preußisch-
deutsch.germanische Weltanschauung, Recht, Freiheit, Ehre und Sitte, in Ehren

bleiben, oder die angelsächsische, das bedeutet: Dem Götzendienst des Geldes verfallen."

Nun endlich sollte es ein jeder im deutschen Volke wissen: Der Kampf geht nicht, wie Frankreich sagt, um die „Erlösung" von Elsaß-Lothringen, nicht, wie England bei seinem offenen Eintritt in die Reihe der Feinde Deutschlands der Welt vorspiegelte, um die Wiederherstellung und Entschädigung Belgiens, auch nicht nur um das in den einzelnen Personen immerhin noch greifbare Deutschtum, wie es Rußland einst predigte, nein, der Kampf geht um das Höchste, das einer ganzen Rasse eigen ist, um Sein oder Nichtsein, Sieg oder Untergang seiner Welt-anschauung, es ist der Kampf der germanischen mit der angelsächsischen Welt-anschauung, der nicht anders als durch Überwindung der einen oder andern enden kann. Nach diesem Kampfe also wird nur noch die eine von beiden herrschend, wird überhaupt nur noch die eine von beiden sein, während die andere in ihrer tiefsten Wesenheit ausgelöscht ist oder doch wenigstens rettungslosem Siechtum verfällt. Wollen wir uns demnach in allen Einzelheiten klar sein, was dieser Kampf für uns zu bedeuten hat, so müssen wir auch alles, was mit dem Kampfe zusammenhängt, in unmittelbare Verbindung mit der Erkenntnis bringen, daß es sich letzten Endes um den Kampf der germanischen und angelsächsischen Welt-anschauung handelt. Daraus aber ergibt sich u. a. die Folgerung und Forderung, die „Freiheit der Meere" nicht nur mit d?n Augen der Angelsachsen zu sehen, die alles Menschheitsgeschehen mit ihrem allem Höhenflnge fernen Krämergeiste zu durchtränken trachten, sondern auch die „Freiheit der Meere" mit germanischem Geiste zu erfassen. Dabei sei von vornherein betont, daß ratürlich der Gewali, unter die England alles materielle Beginnen der Menschen, auch und vor allen Dingen auf dem Meere, zwingen will, nur mit Gewalt erfolgreich begegnet werden kann. Sind wir aber erst einmal durch restlose Ausnutzung der uns zu Gebote stehenden Gewalt, wie es die harte Kriegsnotwendigkeit uns vorschreibt, im Besitze der Macht, so müssen wir uns davor hüten, daß auch in unseren Händen die Macht nicht, wie im Geiste Englands, in Vergewaltiiung ausartet, sondern getreu dem heldischen germanischen Geiste als Macht des sittlich Starken zur Erfüllung jener Mrnschheitssehnsucht ausgewertet wird, die seit völker-geschichtlichen Zeiten ihren höchsten, vollendetsten Ausdruck noch immer im germanischen Wesen gefunden hat.

Der Begriff „Freiheit der Meere" ist, aus deutschem Geiste heraus recht ver-standen, ein Wahrzeichen deutschen Wesens. Es gilt nicht nur die rein äußerliche Befreiung vom Ioch der britischen Seeräubergewalt, auch bandelt es sich nickt um die zügellose Freibeit. die sich im Sinne der französischen Revolution zu Gleichheit und Brüderlichkeit gesellte, sondern die „Freibeit der Meere", für die das deutsche Volk gerade jetzt als um sein böehstes Ziel kämpft, ist d e Durch tringnng der Menschheits' und Weltgeschichte für alle Zukunft mit der Freiheit, die, der Schöne und Größe der gesamten Verordnung angepaßt, aus dem kate»

gorischen Imperativ eines Kant herausgeboren wird: „Ich muß, weil ich will!"
In dieser Weise sich eingliedern zu können in das Weltganze, das ist die Sehnsucht des Menschengeschlechtes, die in dem Begriff „Freiheit der Meere" nur nach einem Ausdruck ringt, in dem dem Wortsinn nach ein Teil für das Ganze gesetzt wird. Nicht durch geschriebene Verträge nach angelsächsischem Geiste, durch die die Gewalt zum Recht gestempelt werden soll, ist der Krieg aus der Welt zu schaffen rnd der Völkerbund zu verwirklichen, sondern durch Erfüllung des allgemein menschlichen Sehnens, das eben in Kants kategorischem Imperativ als Zusammenfassung germanischen Wesens und germanischer Weltanschauung bereits seinen höchsten Ausdruck gefunden hat. Um dieser germanischen Weltanschauung, in der die Menschheit an das irdische Ziel ihres Sehnens gelangen wird, zum Siege zu verhelfen, müssen wir jetzt die in der Gewalt verkörperte angelsächsische Weltanschauung wiederum mit Gewalt überwinden, immerdar aber müssen wir eingedenk bleiben, daß es uns nichts hülfe, wenn wir, mit dem Schwerte als Zeichen sieghafter Gewalt, die Welt gewönnen, und nähmen doch Schaden an unserer, an der germanischen, der menschlich reinsten Seele.

P. Hoche:

Wirtschaftliche Neuordnung.

Es bedarf kaum mehr einer Andeutung, daß wir auch nach dem Kriege auf jeden Fall harten Zeiten entgegen gehen. Denn wir werden vor ungeheure steuerliche Belastungen gestellt sein. Dauernd werden wir mit den vor dem Kriege ungewohnten Milliardenziffern zu rechnen haben. Da handelt es sich um die Ver zinsung der hohen Kriegsanleihen über die frühere Staatsschuld hinaus, um die Wiederherstellung beschädigter Landesteile, die Versorgung der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen, nm die Aufbesserung unserer Valuta im Ausland. Denken wir ferner daran, daß uns unsere Feinde auch nach dem Kriege die Zufuhr der Rohstoffe möglichst erschweren. »daß sie uns schädigen werden, wo sie nur können, und daß überhaupt jedes Volk erhöhte wirtschaftliche Anstrengungen machen wird, so läßt sich leicht denken, daß wir in unserem wirtschaftlichen Leben wahrlich nicht auf Rosen gebettet sein werden.

Aber das ist noch kein Grund zum Verzweifeln. Denn auch unseren Feinden wird es ja nicht besser, manchen von ihnen sogar noch schlechter gehen. Wohl aber haben wir allen Anlaß, unsere schwierige Lage zu überdenken und sie durch eigenes Bemühen so erträglich wie möglich zu gestalten. Es wird darauf ankommen, neue Richtlinien für unser gesamtes Wirtschaftsleben zu gewinnen und durch unsere Anstrengungen unserer Gegner doch Herr zu werden.

P. Hoche

Wirtschaftliche Neuordnung

Es ist in dieser Beziehung nicht ohne Reiz, die Schriften eines deutschen Volkswirtschaftlers zu lesen, der den Dingen mit hellen Augen auf den Grund geht, neue Zusammenhänge aufdeckt und in interessanter Weise unserer Wirtschaft, besonders der Industrie, neue Wege weist. Ich meine Walther Rathenau und besonders seine beiden bekannten Bücher „Von kommenden Dingen" und „D i e neue Wirtschaft", auf welch letzteres hier näher eingegangen werden soll.

Rathenau geht, ähnlich wie der Velkswirtschaftler Steinmann'Bucher in seiner Schrift „Deutschlands Volksvermögen im Krieg", von dem Grundsatz aus, daß der Wert des jährlichen Einkommens gleich dem der Gütererzeugung ist. Eine gute Steuerpolitik muß also in erster Linie gleichzeitig Erzengungspolitik sein. Wenn wir vor dem Kriege etwa 45 Milliarden Mark Einkommen batten, so betrug auch der Wert der Gütererzeugung eben soviel. Nun wird es in Zukunft unsere Aufgabe sein, diese Gütererzeugung auf das Doppelte zu steigern. Unseren finanziellen Lasten stehen dann nicht mehr 45, sondern 90 Milliarden Mark Einkommen, und nicht mehr wie bisher 350, sondern etwa 600 Milliarden Mark Vermögen gegenüber.

Wie wäre nun aber diese vermehrte Gütererzeugung zu erreichen und was wäre dabei besonders zu beachten?

Die neue Wirtschaft wird nicht mehr allein Privatsache sein, sondern eine Gemeinschaftsangelegenheit. Die Richtlinien des wirtschaftlichen Lebens können auch nicht dem Zufall überlassen bleiben oder nur dem freien Spiel der Kräfte, sondern müssen von verantwortlicher Stelle aus zielbewußt festgelegt werden. Damit soll nun nicht gesagt werden, daß wir uns der Privatwirtschaft völlig ab- und etwa dem Staatsmonopol zukehren sollen, sondern es soll ein gemischtes System herrschen, wobei der Staat zwar seine Mitwirkung festlegt, z. B. bei der Verwaltung und Aufsicht, der einzelnen Persönlichkeit nach ihrer Begabung jedoch freier Spielraum gelassen wird. Es muß ja auch zugegeben werden, daß der Staat, dessen hoher Bedeutung wir ja gerade jetzt inne geworden sind, durehaus nicht uninteressiert sein kann an der Art und Weise, wie sieh das wirtschaftliche Leben weiter entwickelt.

Ein früher oft verachteter Begriff ist uns .jetzt im Kriege schmer-lieh in Fleisch und Blut übergegangen: Sparen! Er wird uns aber auch in Zukunft weiter in den Ohren klingen. Iedenfalls wird sieh unsere Industrie bedeutend mehr als bisher auf ihn einstellen müssen. Früher haben wir viel zu viel verschwendet. Zunächst an Material. Alle diejenigen, die Stoffe unangemessen aufsammeln und unnütz lagern lassen, die bei seiner Verarbeitung nicht den sparsamsten Gebrauch davon machen, die verschwenden es. Aber auch diejenigen müssen hier verurteilt werden, die das gute Material zu allerlei sehlechter Schleuderware verarbeiten. Die Rohstoffe werden auch lanae nach dem Kriege noch knapp und teuer sein; welche Forderung läge da wohl näher, als reeht sehützlieh mit ihnen umzugehen. Eine Steigerung der Gütererzeneinng wird auch noch möglieh sein, wenn

wir unsere Wirtschaft möglichst wissenschaftlich betreiben. Der Wissenschaft muß es in Zukunft gelingen, die rationellste Methode ausfindig zu machen und dadurch aus dem vorhandenen Stoff das Höchste herauszuarbeiten. Hiermit sind unserem Fach- und Fortbildungsschulwesen jedenfalls noch sehr reiche und hohe Zukunfts-aufgaben gestellt, die zu lösen seine bisherige Entwicklung durchaus erhoffen läßt.
Sparen müssen wir in Zukunft aber auch ganz besondere mit den Arbeits-kräften. Wir haben ja nicht einmal die Anzahl von Menschen wie vor dem Kriege zur Verfügung und sollen doch mit der geringeren Menge mehr als früher leisten. Aber es wird doch gehen, wenn wir uns recht einrichten. Zunächst müssen wir lernen, im Sinne des amerikanischen Taylorismus, den rechten Menschen an die richtige Arbeitsstelle zu setzen. Dazu ist wieder notwendig, daß wir die Be' rufswahl nach aller Möglichkeit beeinflussen, erinnert sei hier nur an die sogenannte psychologische Berufsberatung, und sodann, daß wir bei der Arbeit selbst mehr und besser beobachten lernen, um die Fähigkeiten des einzelnen besser kennen zu lernen. Der Taylorismus wird sich gewiß durch deutsche Gründlichkeit noch besser ausbauen lassen. Soviel wie möglich werden wir in Zukunft auch die Maschine in den Dienst der Arbeit stellen müssen. Iede Maschine erspart so und so viel Menschen und macht diese wieder frei für andere und höhere Arbeiten. Und wenn es vielleicht niederdrückend erscheint, daß Tausende von Menschen nur mechanisch die Maschine zu bedienen haben, so ist dabei doch nicht zu vergessen, daß dadurch Millionen vor fortwährender mechanischer Einzelarbeit bewahrt werden. Auch die Arbeitsteilung wird noch mehr als bisher durchgeführt werden müssen. Es ist selbstverständlich, daß sie sich in großen Betrieben besser durch-führen Wt als in kleineren.
In unserem Verbrauch werden wir uns gehörig einzuschränken haben, in der Erzeugung von Gütern dagegen können wir nicht genug leisten. Diese Waren müssen vor allen Dingen dem Errort dienen. Wir müssen nns auf jeden Fall nach dem Kriege wieder den Weltmarkt erobern. Das wird uns bei aller Kon-kurrenz und Feindseligkeit unserer Gegner gelingen, wenn wir die beste Ware liefern. Sehr richtig sagt Naumann in seiner „Neudeutschen Wirtschaftspolitik": „Nur Waren, die nicht jeder nachmachen kann, erleichtern das Dasein eines Volkes. Was sich in der Welt bezahlt macht, ist stets die höhere Qualität. Die gute Arbeit muß daher Volkscharakter werden." In dieser Beziehung waren wir Deutschen bis vor nicht allzulanger Zeit noch erheblich im Rückstande. Wie hieß doch das Urteil auf jener Weltausstellung über die deutschen Waren? „Billig und schlecht!" In den letzten Iahrzehnten war nns freilich das Licht aufgegangen, daß wir uns nur durch die gute Ware die Welt erobern könnten, und so war ja jenes „)lg<l> in si?im.,nv" aus einem Verdammungsurteil zu einem Ehrentitel geworden. Viel zu verdanken haben wir in dieser Beziehung der werbenden Tätig« keit des deutschen Werkbundes. Es ist der beste Beweis für seinen Wert, daß ihn uns bereits die Engländer nachgeahmt haben. Iedenfalls muß nnser ganzes Volk

noch mehr als bisher zum guten Geschmack erzogen werden. Alle Waren, die bei uns hergestellt werden, und die in die Welt hinausgehen, müssen in ihrer Gute die der andiren Völker überbieten und im Preise dabei doch möglichst billig sein. Diese Waren werden dann, das ist eine alte Erfahrung, ganz von selbst für den besten Absatz wirken, zumal es ja an der Nachfrage an Gütern durchaus nicht mangeln wird.

Der neuen Wirtschaft sollen aber auch die überreichen Erfahrungen dieser Kriegszeit zugute kommen. Diese Iahre haben uns erst mal deutlich gezeigt, was der Mensch alles fertig bringt, wenn er unter dem eisernen Zwange der Not handelt. Was uns dieser Krieg für die Arbeit Neues gelehrt hat, das ist sieber noch nicht alles erwiesen, aber es wird schon seinerzeit an den Tag kommen, und dann soll unjsere Wissenschaft alles prüfen und das Brauchbare behalten und ausbauen. Nur an zwei Einzelheiten sei hier erinnert. Wie sehr hat sich heute unsere Industrie auf den Ersatzstoffen aufgebaut. Ia, wird man denn die nachher einfach wieder beiseite werfen? Das wäre doch ganz unklug. Im Gegenteil, wir werden sie weiter bearbeiten und uns unabhängiger von denRohstoffen desAuslandes machen. Ferner die Altmaterialiensammlungen. Wieviel Stoff und Ware wurde ehemals achtlos vernichtet. Diesen unverständigen Lurus dürfen wir uns forthin auch nicht mehr leisten. Eine Organisation wird dafür zu sorgen haben, daß alles vorhandene Gut wieder einmündet in den kreisenden Strom der deutschen Volkswirtschaft.

Ein schweres wirtschaftliches Ringen wird nach dem Ende dieses Waffenkampfes anheben. „Alle Völker des Erdkreises sind davon ergriffen. Deutschland ist ein Glied der Kette. Unserm deutschen Gewissen aber ist es bestimmt, das Schwere zu erfassen, das Härtere zu entringen: einzufühlen, umzudenken, in die Tiefe göttlichen Willens zu sinken, das große Geschehen umzulenken und es seiner inneren, innerlichen Bestimmung entgegenzutragen. Das ist deutsche Sendung."

» »»»» «

O. Sperber, Berlin:

Die Stellung Deutschlands im angedrohten Wirtschaftskriege.

Der von England und dessen Verbündeten angedrohte Wirtschaftskrieg an Deutschland sieht viel gefährlicher aus, als er es in Wirklichkeit je werden kann. Wenn auch zugegeben werden muß, daß Deutschland der Kampf um die Wiedererlangung seiner früheren Stellung im Welthandel zwar nicht leicht, aber dennoch auch nicht so schwer werden wird, wie dies heute von schwarzseherischer Seite aus vielfach angenommen wird.

Es wäre eine völlige Verkennung der Weltwirtschaft und des Welthandels, wollte man annehmen, daß der Kampf gegen den deutschen Außenhandel durch

ZZorenthaltung wichtiger Rohstoffe, Ausnahmezvlle gegen deutsche Waren, das Verschließen der fremden Kohlenstationen für deutsche Schiffe usw. für unsere Feinde lange erfolgreich durchführbar ist. Ganz abgesehen davon, daß Deutschland ebenfalls über Rohprodukte verfügt, die der Weltmarkt und das feindliche Ausland nicht entbehren kann, besitzt auch Deutschland für eine Anzahl Fertigfabrikate auf dem Weltmarkte nahezu eine Monopolstellung. Allein mit seinem Kali, den Teerfarben, Eisen und Kohlen besitzt Deutschland sehr wertvolle und wichtige Ausgleichswaren in seinen Händen, die vom Auslande nicht nur begehrt, seudern zum großen Teile dringend benötigt werden. Von einzelnen deutschen Fertigwaren läßt sieb das gleiche behaupten und beweisen. In der ersten Hälfte 1918 sah sich sogar die amerikanische Wirkwarenindustrie in die Notlage versetzt, deutsche Nadeln für ihre Fabriken einzuführen oder die Fabrikation einzustellen. Die amerikanischen wie auch englischen Nadeln hatten sich durchweg als durchaus minderwertig erwiesen. Die Fabrikanten sahen sich daher gezwungen, beim amerikanischen Kongreß vorstellig zu werden, damit ihnen die Einfuhr deutscher Nadeln zugestanden würde. Es handelte sich hierbei um einen Wert von einer Silben Million Dollar. Es ist dies ein typisches Beispiel dafür, wie oft die eine eler die andere Industrie eines Landes von der eines anderen Landes abhängig ist.
Eine sehr einflußreiche Stellung im Welthandel nimmt auch die deutsche Fabrikation chirurgischer Instrumente ein. Teilweise besaß sie eine regelrecht,,' Monopolstellung. Die amerikanische Fachpresse liefert jetzt wieder den Beweis dafür. Sie schrieb im Iuni 1918:
„Ter Sekretär des Verbandes der Fabrikanten chirurgischer Instrumente in den Vereinigten Staaten hat beim Zollausschuß die Erhöhung für solch: Instrumente auf M v. H. des Wertes verlangt. Alle in Amerika vor dem Kriege benutzten Instrumente kamen aus Teutschland. Die Mehrzahl in den Verbaudsheeren benutzten chirurgischen Instrumente sind heute noch deutschen sprunges. Ietzt liefert Iapan 3S v. H. der im amerikanischen Heere benutzteu Instrumente. Die jetzt aufkeimende amerikanische Industrie aus diesem Gebiete wird aber ruiniert und kann sich nicht entwickeln, wenn sie nicht durch hohe Schutzzölle gesichert wird."
Während des Krieges sind ja solche Fälle mir vereinzelt aufgetreten, da die Mehrzahl der Industrien des feindlichen Auslands ausschließlich für Kriegs- und Heereslieferungen tätig sind. Sobald aber alle Industrien erst wieder für Friedeusbedarf arbeiten und mit ihren Erzeugnissen dann im freien Wettbewerbe krnkurrkren müssen, sind sie auch nicht mehr in der Lage, die heutigen hoben Preise für Roh. und Ersatzstoffe zahlen zu können. Von diesem Zeitpunkte ab müssen sie dann wieder möglichst billig einkaufen und damit fallen auch ohne weiteres alle willkürlich errichteten Schranken.
Ähnlich verhält es sich mit der durch den angedrohten Wirtschaftskrieg beabsichtigten Vorenthaltung von Rohstoffen für Deutschland. Die Rohstoffländer werden dort verkaufen, wo sie für ihre Produkte nicht nur die besten Preise erzielen, sondern vor allen Dingen die von ihnen benötigten Fertigfabrikate

preiswert und schnell erhalten können. Alle Weltmärkte sind heute in Friedens-
naren nahezu völlig geräumt und der freie Handel wird sich daher mit den be-
nötigten Waren dort eindecken, wo er solche gut, schnell und preiswert erhalten
kann. Auch die Kohlenknappheit in den kohlenarmen Ländern ist eine ungewöhn'
lich große. In Argentinien verbrennt man heute aus Kohlenmangel bereits Mais
in großen Mengen. Deutschland mit seinem Kohlenreichtum wird daher leicht,
imstande sein gegen Kohlen Häute, Fleisch, Brotgetreide und Futtermittel für die
Viehzucht aus den La Platastaaten zu beziehen.

Aus anderen Ländern wird Deutschland wieder im Austausche gegen Kohlen,
Kali usw. leicht solche Rohstoffe beziehen können, welche die heimische Industrie
bedarf.

Zieht man zur Beurteilung der Sachlage die Zahlen des deutschen Außen«
Andels vom Iahre 1913 heran, so erhält man folgendes Bild:

England, Frankreich, Belgien nebst ihren Kolonien, Italien und die Ver»
einigten Staaten lieferten von der gesamten deutschen Einfuhr volle 49,1 Prozent.
Von der deutschen Ausfuhr aber gingen nur nach diesen Ländern 42,9 Prozent.
Die ganze übrige Welt hingegen war an der deutschen Einfuhr mit 50,9, und an
der Ausfuhr mit 57,1 Prozent beteiligt.

Die deutsche Ausfuhr betrug nach den mitteleuropäischen Ländern, Skan-
dinavien, Rußland und dem Balkan nebst Spanien 43,3 Prozent. Dahingegen
gingen noch England und dessen Kolonien nur 18,6, nach Frankreich 7,8, nach
den Vereinigten Staaten 7,1 und nach Süd- und Mittelamerika 8,6 Prozent.
Mitteleuropa ist somit für Deutschland das Gebiet des hauptsächlichsten Waren-
austausches. Die fernere Ausnutzung der dadurch gegebenen Vorteile wird daher
der Scheelsucht seiner Feinde beträchtlichen Abbruch tun.

Es muß mm auch noch damit gerechnet werden, daß durch die Aufhebung
des Freihandels in England und die Einführung von Zöllen die skandinavischen
Länder, wie auch Holland auf den deutschen Markt förmlich gedrängt werden. Die
Gründe, welche jene Länder bisher bestimmten, den englischen Märkten den Vor-
zug zu geben, fallen mit der Aufhebung des Freihandels und Einführung der
Zölle fori.

Die handelspolitische Stärke Deutschlands liegt eben in seiner günstigen
bandelsgeoaraphischen Lage im Herzen von Europa. An dieser Tatsache kann
weder der Deutschland angedrohte Wirtschaftskrieg noch der unsinnige Haß der
deutschen Feinde etwas ändern. Die also schon bestehende handelspolitische
Stärke, ob seiner handelsgeographischen Lage, läßt sich aber noch vielfach ver-
bessern. Die Absicht, den Rhein nach dem Kriege dem Handelsverkehr in er-
weitertem Maße zu eröffnen, so daß dadurch auch die Schweiz einen Zugang
zur Nordsee erhält, wäre schon ein sehr wichtiger Vorstoß auf diesem Gebiete.
Auch der beabsichtigte Ausbau der Donauschiffahrt, sowie die Absicht, die Donau
mit dem bestehenden deutschen Kanalsystem zu verbinden, schließt eine weitere

wesentliche Verbesserung der handelsgeographischen Lage Deutschlands in sich
ein. Ebenso wichtig wäre der geplante Ausbau des Kanalsystems durch Rußland
nach dem Schwarzen Meere.
Verschärft wird nnn auch noch die Sachlage zu Ungunsten unserer Feinde
dadurch, daß der größte Teil der französischen und belgischen Industrien nach dem
Kriege nicht wieder gleich wettbewerbskräftig auftreten kann. Beide haben nicht
nur im eigenen Lande vorerst genügend zu tun, fondern haben auch durch die zer-
störenden Einwirkungen des Krieges viel zu sehr gelitten, um sofort wieder kon-
kurrenzfähig zu sein. Wie stark der Rückgang der französischen Industrie ist, läßt
sich auö einer Mitteilung des „Eeonomiste Europ^en" vom 28. 6. 1918 ersehen.
Einer der besten Velkswirtschaftler Frankreichs, E. Th^ry, schreibt darüber:
„Durch die in alleil Gegenden Fmnkreichs wirkenden Comitös et'setion öoonomiqus ist
festgestellt, daß von den im uichtbeseyteu Gebiete unversehrt gebliebenen Industrien mindestens
4V v. H. jede Erzeugung eingestellt haben und zwar wegen Mangels an leitenden Persöiüichkeiten,
Personal, Arbeitern und Rohstoffen, sowie auch, weil fast alle Ausfuhr verboten ist.
Von den K0 v. H. in Tätigkeit bleibenden arbeiten ungefähr die Hälfte ausschließlich für
Herreszwecke. Es bleibt also für die bürgerliche Kundschaft, die sich infolge der im Kriege stark
angewachsenen Zahlungsmittel eher vermehrt als vermindert hat, nur 30 v. H. der im Frieden in
Betrieb gewesenen Fabriken übrig.
Frankreichs Leistungsfähigkeit auf industriellem Gebiete wird daher nach dem Frieden auch
eine recht beschränkte sein und in dem geplanten Wirtschaftskriege nnr eine bescheidene Rolle spielen
können."
Ju der Hauptsache werden sich also Deutschland, England und die Ver-
einigten Staaten in den wieder lebhafter werdenden Weltmarkt zu teilen haben.
Deutschland von dem Weltmarkte daher ausschließen zu wollen, ist ein Un-
ding, besonders da weder England noch die Vereinigten Staaten gleich wieder
die alte Leistungsfähigkeit als Produzent erreichen kann. Ganz abgesehen davon,
daß die Kriegswirtschaft auf einer großen Anzahl industrieller Gebiete in diesen
Ländern viel einschneidendere Wirkungen gezeitigt hat wie in Deutschland,
spielen bei beiden Ländern aber noch andere Faktoren mit, die sich ohne weiteres
nicht beseitigen lassen.
Ie länger der Krieg andauert, verschieben sich jetzt die Verhältnisse zu
Deutschlands Gunsten. Die Entwicklungsfähigkeit von Produktion und Absatz
wird bei uns wie auch bei uuseren Feinden durch natürliche Vorbedingungen ein-
geschränkt. Bevölkerungszuwachs, Dodengestaltung, die geographische Lage des
Landes usw. bestimmen die Wirtschaftsentwickelung und engen sie in gewisse
Schranken ein.
Auf England, die Vereinigten Staaten und Deutschland die Vorbedingungen
angewandt, ergibt folgendee Resultat: Daß unsere Feinde bei Entfaltung ihrer
gesamten Wirtschaftskraft imstande sein werden, auf einzelnen Gebieten uns
Produktion und Absatz zu erschweren. Dahingegen sind aber unsere Feinde unier
gar keinen Umständen imstande, ihre eigene Volkswirtschaft derartig auszubauen

und umzuorganisieren, daß sie die deutsche Volkswirtschaft in allen Zweigen auf die Dauer wesentlich beeinträchtigen kann.

Allein schon d:e Arbeiterfrage wirkt in England und noch viel mehr in Nordamerika lähmend auf die Umstellung der Volkswirtschaft wie auch auf eine erhebliche Produktionssteigerung ein. Während die Vereinigten Staaten in erster Linie nach wie vor nur dann über genügend, und vor allen Dingen über ane-reichend billige Arbeitskräfte verfügen, sofern sie jährlich einen Zuschuß ven rund einer Million Einwanderer erhalten, ist England ob seiner geographischen Lage in seiner Frrtentwickelung erheblich eingeschränkt.

Wie wichtig die Einwanderung für Nordamerika ist, läßt sich ans folgenden Zahlen ersehen. Die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten betrug 1870 Millionen, bis zum Iahre 1910 war sie auf 91,9 Millienen angewachsen. Während der gleichen Zeitspanne wanderten aus Europa allein 18,7 Millionen Menschen in den Vereinigten Staaten zu. Die Eigenvermehrung der 35V.» Millionen Amerikaner innerhalb von 40 Iahren betrug also nur 37,7 Millionen. Ein volles Drittel der Gesamtzunahme stellte also die europäische Einwanderung. Dabei muß aber auch noch in Betracht gezogen werden, daß die weitaus größte Mehrzahl des Bevölkerungszuwachses durch die Einwanderer bereits aus arbeitsfähigen kräftigen Leuten bestand. Wie stark schon heute der Arbeitermangel in den Vereinigten Staaten vorherrscht, davon liefert die amerikanische Presse an» dauernd schlagende Beweise. Das „Tertile World Iournal" von New-Jork vom 11. 6. 1918 schreibt:

„Der wunde Punkt hier ist heute der Arbeitermangel auf allen Gebieten und macht auch den Spinnereien und Webereim viel Kopfzerbrechen. Andere Industrien «hen sich ob des zunehmenden Arbeitermangels nun auch gezwungen, immer mehr weiblicl« Arbeitskräfte einzustellen. Tie Lölme sind bereits so hock, daß sogar die leidenschaftlichstm Landstreicher sich dadurch zur Arbeit verlocken lassen, aber als Arbeiter sind solche Elemente wenig wert."

Das „Wall Street Iournal" hingegen schreibt unterm 28. 5. 1918:

„Von überall wird berichtet, daß die Arbeitskräfte auf den Kohlenzechen schnell abnehmen. Ans allen Anschlußgleisen stehen lange Reihen leerer Waqen, weil keine Bergleute zur Kohlenbesorderung vorhanden sind. Überall macht sich heute in unserem Wirtschaftsleben ein fühlbarer Mangel der früheren billigen eingewanderten Arbeiter bemerkbar. Seit Ausbruch deL Krieges hat nicht nur die Einwanderung fast völlig nachgelassen, sondern der Krieg hat auch eine sehr große Anzahl der Eingewanderten nach ihrer alten Heimat zurückgerufen."

Die geographische Lage Englands zwingt das Land wieder, die benötigten Rohstoffe zumeist aus seinen entfernt gelegenen Kolonien holen zu mussen. Äus diesem Grunde ist auch die englische Volkswirtschaft stets von der mehr oder weniger großen Leistungsfähigkeit seiner Handelsflotte abbängig. Trotzdem nu:i England schon immer die stärkste Handelsflotte besaß, war sie dennoch nie in der Lage, alle die von der englischen Volkswirtschaft an sie gestellten Ansprüche er» füllen zu können. Im Iahre 1912 verkehrten in englischen Häfen 87,8 Millionen Netto-Reg.-Tonnen unter englischer und 60,6 Millionen Netto-Reg.-Tonnen

unter fremden Flaggen. Daraus läßt sich schon ersehen, daß der englische Handel und die Volkswirtschaft zu einem recht erheblichen Teile vor dem Kriege von der fremden Schiffahrt abhängig war. Nach dem Kriege wird dies aber noch in vermehrtem Maße der Fall sein. Durch die Verkürzung des engli'chen Frachrraumes durch die deutschen U-Boote einerseits und durch die notwendige Ergänzung der aufgebrauchten großen Rohstofflager anderseits sind dem Aufschwunge der englischen Industrie und dem Ausfuhrhandel erhebliche Beschränkungen auferlegt.

Auf der anderen Seite aber werden auch die heute Deutschland so feindlich gesinnten Staaten bald einsehen, daß Deutschland für sie selbst ein viel zu guter Kunde war, um in der Zukunft ganz auf ihn verzichten zu können.

Deulschland kaufte aus den feindlichen Ländern 1913 für 952,8 Millionen Mark mehr Waren und Rohstoffe, als es nach dorthin verkauste. Davon entfielen auf England allein 391,7 Millionen Mark Überschuß und der Rest auf die Vereinigten Staaten,

Nach dem Kriege wird nun die Sachlage für die Feinde Deutschlands noch durch einen weiteren Umstand erschwert. Das Auftreten des Verbandes hat eine bedeutende Anzahl wehrpflichtiger, also körperlich und geistig leistungsfähigster, Teutschen gezwungen, im neutralen Ausland zu verbleiben, während Frankreich, England und auch Italien den letzten Mann aus jenen Ländern weggeholt haben. Vielfach wurden dadurch nicht nur die führenden Persönlichkeiten, sondern auch der gesamte kaufmännische Nachwuchs für die Vertretung ihrer Interessen zerstört. Tie in jenen Ländern festgehaltenen Deutschen aber haben die Zeit nicht nutzlos verstreichen lassen, sondern wobl benutzt, so daß der deutsche Außenhandel gleich uach Friedensschluß wieder mit bewährten und erfahrenen Kräften in jenen Ländern den Wettbewerb aufnehmen kann. Die Auslandsdeutschen sind bisher noch immer die besten und erfolgreichsten Pioniere des deutschen Außenhandels gewesen und werden es auch wieder in Zukunft sein. Sie bedeuten im heutigen deutschen Wirtschaftsleben einen sehr schwer wiegenden Faktor, den man gut tun wird, richtig in Rechnung zu stellen.

Die Verbandsländer werden von vornherein damit rechnen müssen, daß der deutsche Außenhandel in den südamerikanischen Ländern und anderen Staaten, in denen die dort lebenden Deutschen in ihrer Bewegungsfreiheit nicht behindert waren, mit einem Stamme von erfahrenen und erprobten Vertretern rechnen kann. Die Verbandsmächte selbst hingegen sind gezwungen, meist neue Leute hinauszusenden, die sicH erst einarbeiten müssen. Selbst die Amerikaner machen heute davon keine Ausnahme. Die Amerikaner verdienten durch die enormen Kriegslieferungen in der Heimat viel leichter ihr Brot wie im Auslande und eine sehr erhebliche Anzahl von Amerikanern hat es daher vorgezogen, während des Krieges nach der Heimat zurückzukehren.

Deutschland kann fernerhi'n noch mit einer erklecklichen Anzahl von Rückwanderern nach Friedensschluß rechnen. Viele davon haben vor dem Kriege im

feindlichen Auslande wertvolle Erfahrungen gesammelt, die nunmehr der deutschen Industrie und dem deutschen Handel nutzbar gemacht werden können. Andere dieser Rückwanderer werden wieder einen willkommenen Zuschuß für die heimische Bevölkerung abgeben und manche entstandene Lücke restlos ausfüllen, wodurch die wirtschaftliche Kraft Deutschlands eine nicht unerhebliche Kräftigung erfährt.

Der angedrohte Wirtschaftskrieg des Verbandes gegen Deutschland verliert somit viel von seinem Schrecken, wenn man ruhig und sachlich die drobende Gefahr in ihre einzelnen Bestandteile zergliedert und rechtzeitig Mittel und Wege vorbereitet, um ihr wirksam zu begegnen. Deutschland muß aber unentwegt solange weiterkämpfen, bis es ihm gelungen ist, freie Bahn für seinen Außenhandel zu erzwingen. Darunter ist in erster Linie die Aufhebung der englischen Kontrolle über die Welthandelsstraßen zu verstehen. Solange England die hauptsächlichsten Welthandelsstraßen kontrolliert, kann naturgemäß von einer freien Bahn für den dentschen Außenhandel nicht die Rede sein. Ohne die Aufhebung der englischen Kontrolle über die Weltbandelsstraßen wird sich Deutschland für längere Zeit auf den Absatz in Mitteleuropa angewiesen sehen, wodurch die Ausfuhr weniger, aber die Einfuhr von Rohstoffen umsomehr betroffen würde.

Das Hauptziel Deutschlands in dem ihm aufgezwungenen Kampfe um seinen Anteil am Welthandel ist und bleibt daher die
„Freiheit der W e l t h a n d e l s st raß e n".

C. Brackmann:

An der Schwelle des neuen Ostasiens.

Eine epochale politische Entwicklung ist in Ostasien während des Weltkrieges vor sich gegangen. Vor eine von Grund aus neue Lage werden sich die Völker des Westens gestellt sehen, wenn sie nach Friedensschluß sich wieder aur Ostasien besinnen werden, um die Fäden nach dort neu anzuknüpfen. Das alle, von einer erdrückenden Schuldenlast am Boden gehaltene und in seiner Entwicklung auf allen Seiten beschränkte Iapan ist nicht mehr, in dem die Staatsschuld in den beiden Dezennien 1894/1914 von 556 Millionen Mark auf 5,25 Milliarden gestiegen war, in dem jeder Steuerzahler acht bis zehnmal mehr als in den Vereinigten Staaten und viermal mehr als in Lhina mit Staatsschulden belastet wurde und im Durchschnitt zwanzig Prozent seines Einkommens, ja in den höheren Steuerstufen selbst vierzig Prozent desselben als Steuern dem Staat zuführen mußte. An seine Stelle ist ein überreich gewordenes Iapan getreten, das die den Flug zur Höhe hemmenden wirtschaftlichen Fesseln sprengte, dem das fast über die Aufnahmefähigkeit zuströmende Gold die Freibeit zur machtvollen Entfaltung seiner Kräfte gehracht hat, das, wirtschaftlich stark und

frei geworden, sich endlich in der Lage sieht, sich die militärische Rüstung zu
geben, die ihm zur Stabilierung seiner staatlichen Hoheit nach Innen und Außen
nötig ist, auch wenn es seine weit ausholenden nationalen Pläne grundsätzlich
nicht auf dem Wege der Gewaltpolitik erreichen will. Der Wandlungsprozeß, der
ähnlich der zwischen 1760 und 1830 über England gekommenen „industriellen Re-
volution" das alte agrarische Iapan in neue Formen goß, ist im Gewalttempo vor-
angerückt und hat eine Hochflut unerwarteter Gewinne ins Land gebracht. Wenn
der japanische Außenhandel nach den Berichten des Handels- und Landwirtschafts-
ministeriums von 2492,358 Millionen Mark im Iahre 1914 auf 3956,182 Mil»
lioneu in 1916 und gar 5314,212 Millionen in 1917 stieg, wenn dabei die vordem
ständige, in 1914 9,734 Millionen Mark betragende Passivität der Handelsbilanz
seit 1915 einer Aktivität wich, die 1917 nicht weniger als 1153,940 Mil-
lionen Mark betrug, wenn sich dasVolksvermögen nach ministerieller Erklärung im
Abgeordnetenhaus« bereits im Frühjahr 1916 um mehr als 4,2 Milliarden Mark
vermehrt hatte, wenn Industriegewinne bei den Spinnereien von 60 Prozent, bei
der chemischen Industrie von 80 Prozent, bei den Schiffahrtsgesellschaften von
7« Prozent nicht ungewöhnlich sind, wenn der Goldbestand des Landes sich mehr
als verdreifacht bat und mehr als 2,625 Milliarden Mark als hochverzinsliche
Darlehen an die Alliierten ausgegeben werden konnten unter gleichzeitiger starker
Abstoßung der eigenen, im Auslande eingegangenen Anleiheverpflichtungen, so
kennzeichnen diese Zahlen das Hereinbrechen eines Milliardensegens in das Land,
der in der Geschichte seinesgleichen nicht hat. Da Reichtum aber Macht bedeutet
und sich automatisch auf politischem und militärischem Gebiete sofort auswirkt,
ist Iapan schon damit in ganz anderem Umfange in den Vordergrund der poli-
tischen Konstellation in Ostasien gerückt als jemals vordem.

Dieser märchenhafte Aufstieg fällt aber zeitlich zusammen mit dem Zerfall
des russischen Kolosses, mit der jedenfalls einstweiligen Ausmerzung des poli»
tischen Einflusses Deutschlands, mit der völligen Stillegung und Bindung der
englischen Arbeit durch den europäischen Krieg und, seit dem Februar 1917, auch
mit einer sehr starken Ablenkung Amerikas. Eine ungeheure Begünstigung
der Festigung seiner Stellung. Kein Einspruch und keine Drohung
'.'ereitelt die Pläne; kein Gegenzug hält ihre Ausführung zurück. Ohne zu Fehl?
griffen verleitende Nervosität können die Ziele gesteckt und in systematischem
Fortschreiten die Etappen erreicht werden, kann die vom jungen Reichtum gegebene
Macht ihre anziehende und beherrschende Wirksamkeit ausüben. Nach der alten
Wahrheit: „Wer da hat, dem wird gegeben", arbeitet Zeit und Lage fast selbst'
tätig, aber um so nachhaltiger für das Inselreich, als dieses den umwobnenden
Schwachen, insbesondere China, schon durch sein unaufhaltsames Erstarken als
der bedeutsamste zum Überdauern der Wechselfälle befähigte Schutzherr erscheint
und nach dem Verschwinden der übrigen, vordem sich aufdrängenden Mächte kein
anderer Helfer mehr in Sichtweite steht. In ruhiger Sicherheit und Zielstrebig-

keit arbeitet seine Politik. Warum sollte sie nach dem Willen der europäischen Verbündeten die durch die Selbstauflösung Rußlands eingeleitete Entwicklung überstürzen? Kann sich denn das schon in den Tagen der festgefügten Zarenherrschaft bis über seine Westgrenze, bis nach Irkutsk wirtschaftlich nach dem Pazifik tun gravitierende und auf ihm basierende ostbaikalische Sibirien, um das der Erbstreit geht, nach dem Verschwinden der russischen Zentralgewalt überhaupt an eine andere Macht anschließen, als an das jetzt nach seinem Kriegsaufschwung das Wirtschaftsleben ganz Ostasiens fast beherrschende Iapan? Wo die Verhältnisse zwangsläufig arbeiten, war jeder vorzeitige Eingriff vom Übel; namentlich wenn er, wie hier, die im besten Fortschreiten befindliche Harmonie mit dem in Sibirien um seine Hoheitsstellung in der Mandschurei fürchtenden Cbina stören und die in diesem eröffneten Möglichkeiten verwirren mußte. Den Versuch Frankreichs und Englands, die Macht Iapans für ihre europäischen und indischen Interessen gegen das „abtrünnige" Rußland und gegen die „deutsche Gefahr" durch eine Intervention ausspielen zu wollen, ließ man deshalb kläglich scheileru. Aber man bog die Anregung nach den ausschließlichen Bedürfnissen Japans und Ostasiens um, die beide gegen das Eindringen bolschewistischer Revolutionsgedankrn gesichert und von dem deutschen Wettbewerb befreit werden sollten, indem man aus ihr zunächst den Anlaß zu festestem Zusammenschluß der gelbrassigen Nachbarmächre in einer Militärkonvention hernahm, die in ihrer grundlegenden Bedeutung für die künftige ostasiatische Geschichte gar nicht überschätzt werden kann. Sodann nahm man, nicht als Gefolgsmann, sondern in durchaus eigener Linienführung, den Wunsch Englands, die in Cbina internierten Deutschen nach Australien abgeschoben zu sehen, auf. England wollte damit die Gefahr bannen, die seine östliche Schule für die innere und äußere Rul?e Indiens aus der etwaigen Vereinigung der in China internicrten und der in Russisch-Asien kriegsgefangenen Deutschen und aus ihrer propagan' distischeu Tätigkeit heraufziehen sah. Iapan stellte bereitwillig die Schiffe zum Abtransport zur Verfügung, weil es gerade die Deutschen, die durch ihren Rech's anspruch auf Kiautschon die Geschlossenheit der japanischen Beherrschung des östlichen Stillen Ozeans durchlöchern und außerdem als sehr unbequeme Kon' kurrenten dem japanischen Handel in China den Weg verlegen, aus Ostasien ausgemerzt wissen will. Dieser Plan mußte fallen gelassen werden; wie die französischen Blätter ihren Lesern erzählten, infolge der deutschen Drohung, zur Vergeltung französische und englische kriegsgefangene Offiziere in der westlichen Ge» fahrzone beschäftigen zu wollen. Als aber im Hochsommer die Konsolidierung des Widerstandes der Bolschewiki gegen den Durchmarsch der Tschecho-Zlowaken nach Wladiwostok am Baikalsee und am Ussuri und die Behauptung der europäischen Entente, daran sei vor allem das Eingreifen der kriegscefangenen Deutschen und Österreich-Ungarn unter dem russischen General Taube schuld, ein längeres Zuwarten und Untätigbleiben obne Verletzung der Bündniopflichten nicht zu gestatten

schienen, wußte man wieder die rein japanischen Forderungen und die ausschließ-
lich estasiatischen Interessen unerbittlich und erfolgreich in den Vordergrund zu
schieben. Die Interventionsunternehmung wurde auf die Hilfe für die am Durch-
zuge behinderten Tschecho'Slowaken, d. h. aber auf das dem ostasiatischen Wirt-
schaftsbereich zugehörende Gebiet zwischen Daikalsee und Pazifik beschränkt, dem
durch den beschleunigten Abtransport der angefeindeten Durchzügler der Land-
frieden wiedergegeben, das zugleich durch Zurückdrängung des bolschewistischen
Einflusses von dem den sozialen Frieden Iapans bedrohenden revolutionierenden
Element befreit werden soll, um desto schneller der wartenden japanischen wirt-
schaftlichen Erpansion sich zu öffnen und in den japanischen Interessenkreis hinein-
zuwachsen. Das seit dem vorigen Iahre geknüpfte enge Verhältnis zur amerika-
nischen Union ermöglichte es, für die Unternehmen deren Einverständnis zu ge-
winnen. In der Tat, man war stark genug, in freier Selbständigkeit sich die Ziele
und die Wege seiner Politik zu wählen.

Unanfechtbar ist die Vormachtstellung in dem von allen Rivalen freigewor-
denen Ostasieu. Okumas Ziel, Iapan durch diesen Krieg „den großen herrschen»
den Mächten England, Nußland, Deutschland und Frankreich zur Seite gestellt zu
sehen", ist für seine Umwelt am westlichen Stillen Ozean mehr als erfüllt. Nicht
neben, nein über den anderen Großmächten steht es dort in einer durch k^.ine
Kriegsopfer beschnittenen, vielmehr gerade durch den Krieg zu einer von keinem
anderen mehr einzubolenden Höhe entwickelten wirtschaftlichen und politischen
Machtfülle. Darin den größten Erfolg seiner Politik erblickend, die Grundlage,
auf der diese Macht rubt, breiter, tragfähiger gemacht und gegen alle Rückschläge
gefeit zu haben. Darum China der Angelpunkt der gesamten
politischen Kriege arbeit, deren Sicherung die Vertragspolitik mit
den Vereinigten Staaten und auch mit England dient, in der das russische Asien
und die deutsche Südsee Nebenfiguren sind. In China gilt es keine Zeit zu ver-
lieren, denn es muß in seinen innerpolirischen Zusammenhängen und in seiner
wirtschaftlichen Kraft so gefestigt und erstarkt werden, daß es in voller Auf-
nahmefähigkeit dasteht, wenn das Zusammensinken des Weltkrieges ein Abflauen
des Kriegsumsatzee mit sich bringt und die treibhausartig emporgeschossene
Industrie wie das übersättigte Volksvermögen Iapans nach neuen Absatz- und
Tätigkeitsfeldern ausschaut. Stärkung Chinas im eigenen Interesse ist deshalb
im Gegensatz zu früheren Zeiten das Prinzip, das von Erfolg zu Erfolg geführt
wird, und dessen Gewinn fortschreitend eine Festigung Ostasiens ist. Ein der
Hilfe Europas entwachsenes, von der Znsammenarbeit mit Iapan voll befriedigtes
China wird deshalb gemeinsam mit Iapan in geschlossener Phalanr als lebendiges
Zeugnis vorausschauender großzügiger japanischer Politik den ermüdeten und ver-
armten Völkern Europas am Kriegsende gegenübersieben. Die Zeiten, da das
Reich der Mitte es ertragen mußte, von Europa als Ausbeutungsobjekt gewertet
Zu werden, sind dann endgültig vorüber.

Dazu die unangreifbare militärische Stellung Iapans. Von der einzigen, bisher zu Lande drohenden Gefahr durch den Zusammenbruch des russischen Heeres, und durch das Auseinanderfallen des Reiches in kriegerisch ohnmächtige Teilgebilde auf Menschenalter hinaus befreit, ist es gegen alle Nachbarn durch die Überlegenheit seiner modnnen kriegserprobten Armee so sehr geschützt, daß es nach dem Zusammenschluß mit China seine Landtruppen sogar, ohne Gefahr befürchten zu müssen, auf den Stand eines Kolonialheeres wird zurückführen können — mit der Rückwirkung eines neuen Übergewichtes seiner industriellen Leistung über die im Zwang dauernder stärkster militärischer Lasten gehaltenen europäischen Staaten. Zur See aber kann es, ini Rücken nach der Austilgung der störenden deutschen Stellung bei Kiautschou und der russischen bei Wladiwostok, zumal nach dem Einverständnis mit China völlig gedeckt, jedem Angreifer von Sachalin im Norden bis zur chinesischen Provinz Fukien im Süden eine durch eine fortlaufende Inselkette gestützte und durch Landbefestignngen aufs wirksamste gesicherte Front entgegenstellen, hinter der sein heimisches Volksleben ungestört die Zreignisse abwarten kann, gesichert durch den Markt halb Asiens. Ganz abgesehen davon, daß schon die Unmöglichkeit, über die meilenweiten Meere hin Operationen durchzuführen, jeder europäischen Macht, außer vielleicht England, einen Krieg verbietet. Den einzigen von England und den Vereinigten Staaten drohenden Gefahrmöglichkeiten aber, von denen zenes in Indien und Australien wie in seinem Besitz in der indischen Inselwelt, die'es in den Philippinen wirkungskräftige Operationsbasen haben, ist durch kluge Vertragspolitik erfolgreich begegnet. Ruhend auf dem breiten Grunde der in engster Interessengemeinschaft verbundenen beiden ostasia» tischen Reiche, erprobt in se in er Selbständigkeit gerade in der Auseinandersetzung mit den Ansprüchen seiner Verbündeten, gegen jede Gefährdung gedeckt durchsein« injahrzehntelangerArbeit,se'tden Tagen des chinesis ch-japanischen Krieges (18N4/95) planmäßig ausgebaute strategische Stellung, wie durch seine Entlegenheit, unbezwingbar in seiner wirtschaftlichen Machtfülle, ist Iapan stark genug geworden, den fremden Mächten Maß und Ziel ihrer Tätigkeit in Ostasien zu setzen.

Dieses Aufschnellen Japans hat die Grundlagen des ostasiatischen Gebäudes völlig verändert. Vordem bildeten diese die Verträge, die Iapan in mühsamer diplomatischer Arbeit den Mächten England, Rußland, Frankreich und den Vereinigten Staaten mit gegenscitiger Zusicherung der territorialen ünverletzlienkeit Chinas abgerungen hatte. Die Frage der Vormacht blieb nne, tschieden in der Schwebe, nachdem Rußland von Iapan vernichtend getroffen w.ir, und Iapan in den Verträgen mit England sich den europäischen Mächten an die Teite gestellt hatte. Heute gehört dieser Abschnitt der asiatischen Entwicklung der Vergangen-

heit an. Heute ist Grundlage des neuen Ostasiens die freie, alle Rivalität zurückdrängende, in sich selbst ruhende Machtstellung Iapans. Insbesondere nach rem ungeheuren Zuwachs, den sein Prestige am ganzen Pazifik und über den asiatischen Kontinent hin dadurch erhalten hat, daß es als Vormacht der ihm verbündeten weißen Großmächte die militärische Führung der Intervention in Sibirien übernehmen konnte. Der Weg der Politik nach Ostasien führt seit dem Zshij'Abkommen mit Amerika über Iapan. Das überreich gewordene Iapan ist die Geldmacht des Ostens. Iapan ist auch dessen Schutzmacht. Auf tausend und abertausend Pfaden durchsetzt japanischer Einfluß das weite Gebiet vom Iablonoi-Gebirge bis zum Äquator, vyn Indien bis zu den Inseln der Südsee. Es ist verständlich, daß Iapan Richtung und Ziel der kommenden Zeit bestimmt. Allerdings unter weiser Rücksichtnahme auf die geschichtlich gewordene Stellung Englands und der Vereinigten Staaten, die zur Zeit allein noch Beachtung heischen. Deren wirtschaftlicher und politischer Einfluß ist in Ostasien zu alt fundiert. Ihre Be» Ziehungen, durch private und öffentliche Tätigkeit geknüpft, sind namentlich in öhina, und hier wieder die der Engländer im Aangtse-Becken, die der Union in Südchina, zu zahlreich, zu eng verflochten mit dem Volksleben, zu sehr durch den Rückhalt in einflußreichen Kreisen zu einer Macht erhoben, als daß es für Iapan forderlich sein könnte, sie zu ignorieren, während seine junge Stellung sich noch im Zustand des Bodengewinnens und der Einwurzelung befindet. Die üblen Erfahrungen des Kabinetts Okuma haben davon eine zu laute Sprache geredet. Dazu ihr Besitz militärischer Ausfallstore. Zugleich die Erwägung, daß es sich auch dem Stärksten empfiehlt, durch die Freundschaft Starker stärker zu werden, und daß diese Freundschaft jedenfalls dann nötig ist, wenn man bestimmte ihrer wirtschaftlichen Erzeugnisse (amerikanischer Stahl) noch nicht genügend im eigenen Betriebe erzeugen kann, nnd der Schiffahrts- und Handelsverkehr mit ihnen der Volkswirtschaft eihebliche Gewinne zuführt. Die Erkältung des alten Vertragsverhältnisse>> mit England und der Ausbau des neuen zu den Vereinigten Staaten sind deshalb die bedeutungsvolle Ergänzung der Machtstellung Iapans für den Bau der neuen Zeit.

Dies haben die verantwortlichen Leiter der japanischen Politik Terauchi, Motono und Goto einstimmig in feierlichster Weise erklärt. Dabei wird der Bund mit Großbritannien in Erinnerung an die besondere Bedeutung, die dieses für den Aufstieg Iapans gehabt hat, zugleich um den alten Verbündeten über die schmerzliehe Tatsache zu trösten, daß er seinen Platz einem anderen bat räumen müssen, stets an erster Stelle genannt. Es ist nach Goto „der Angelpunkt, um den sich die ganze japanische Politik dreht". Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß seit dem Herbst des vorigen Iahres dieEinignng mit den Vereinigten Staaten der Entente mit Großbritannien so sehr den Rang abgelaufen hat, daß sie an die erste Stellegetreten ist. Mau beachte die begeisterten Worte, mit

denen Viseount Motono in seinem im Abgeordnetenhause im Ianuar gegebenen Erpos6 ihr Lob singt: „Die Vereinigten Staaten haben sich von der Aufrichtigkeit des Entschlusses Iapans, die Unabhängigkeit Chinas und die Integrität seines Gebietes aufrechtzuerhalten, überzeugt und Iapans besondere Interessen in Cbina anerkannt. Es ist ein unschätzbarer Erfolg der japanischen Mission in den Vereinigten Staaten unter Ishij, daß es ihr gelungen ist, die Vereinigten Staaten von der wirklichen Gesinnung Iapans zu überzeugen und alle Mißverständnisse wegzuräumen." Unverhüllter kann die Bedeutung, die diesem Bündnis zuge' schrieben wird, nicht bezeugt werden. Sie erhielt noch nachdrücklicher ihre Klarstellung durch die Umrahmung. Auch dem Bündnis mit England widerfährt lobende Erwähnung. Es ist „die Hanptgrundlage der japanischen auswärtigen Politik". Es soll auch eine unauslöschbare Tatsache sein, „daß die Beziehungen zwischen beiden Ländern fester und enger geworden sind". In der Zukunftswertung schwingen aber eigentümlich anmutende Unterteile mit, die im Gegensatz zu dem über das amerikanische Bündnis Gehörten den klaren Klang nur zu sehr verdunkeln und verschleiern. Statt rückhaltloser Anerkennung heißt es: „Solange gemeinsame Interessen zwischen Iapan und England in Asien bestehen, werden die Regierungen und Völker beider Nationen mehr und mehr die Notwendigkeit einer loyalen Anfrechrerhaltung der Bündnisse verstehen." Und diese kommende Einsicht wird erhofft, nachdem das Bündnis bereits sechzehn Iahre bestanden hat! Der starke Abstand dieser noch dazu durch das „solange" limitierten Würdigung ist unverkennbar. Kommen hinzu die zahlreichen Anzeichen tatsächlich engsten Zusammenstehens mit den Vereinigten Staaten, das in der Interventionsfrage sogar zu einer Nichtbeachtung Englands führte und auf der anderen Seite in einem alle Traditionen verleugnenden Eingehen Amerikas auf japanische Wünsche bei der Anerkennung der japanisch-chinesischen Militärkonvention Ausdruck erhielt. In der Tat, England hat im gleichen Verhältnis zu seiner Güter- und Machteinbuße imWeltkrieg an dieUnion dieStelle als erster entscheidender Verbündeter Iapans abtreten müssen.

Dabei ist — das mag besonders betont werden — Iapan heute weit entfernt, seine Politik feindlich gegen England einzustellen. Die Seitensprünge der Taumeltage des Ministeriums Okuma nach Kriegsbeginn sind vorüber. Aber man sah den ungeheuren Zuwachs an Reichtum und Macht, der aus dem Kriege und aus der Selbstzerfleischung Europas Amerika zuströmte. Man bedachte, daß es durch die Philippinen immerhin in drohenderer Nähe der die japanische Seegeltung stützenden Inselkette steht, als England in Indien und Australien. Man erwog die Handelsmöglichkeiten und Industrienotweudigkeiten, wie den Einfluß der nördlichen Union, des Herrn des Panamakanals, in dem Lande der japanischen Zukunftsboffnung, in Südamerika — und sab dort den Stern auf'

gehen, dem zu folgen jetzt erste Pflicht der Klugheit ist. Gewiß darüber, mit dem
alten Verbündeten, dem das Land alles zu verdanken hat, der den jetzt regierenden
Kreisen der Militärpartei durch ihre ganze geschichtliche Vergangenheit nahesteht,
dadurch um so weniger in Konflikt zu kommen, als die Interessen Amerikas und
Englands nicht gegeneinander stehen, sondern einträchtig gleichlaufen und auf
beiden Seiten in der Aufrechterhaltung des „Prinzips der offenen Tür" ihr ee»
meinsames Ziel haben.

Iapan, gestützt auf das Bündnis mit den Vereinigten Staaten und auf das
mit Großbritannien, in reicher Machtfülle zu beherrschender Großmachtstellung
in Ostasien aufgestiegen und damit die politische Lage auf diesem früheren Schau-
platz unablässiger diplomatischer Kämpfe für die Zukunft bedeutend ver-
einfachend, das ist deshalb das Bild, das wir an der Schwelle der neuen Zeit
dort heraufsteigen sehen, in dem die Trümmer des russischen Fernen Ostens der
Anziehungskraft des wirtsehaftlich mächtigeren Iapans folgen und China in An-
lehnung an dieses einem neuen Aufschwung entgegengeht. Ostasien schickt
sich an, wir müssen uns allgemach an den Gedanken g e »
wohnen, in der neuen Zeit nach Kriegsende den Ostasiaten
zu gehören. Das einst von dem ostasiatischen Kulturbund unter dem Prinzen
Konone gestellte Ziel reift seiner Verwirklichung entgegen.

Martin Winkler:

Die Semstwoverfassung.

Ein Beitrag zu den ersten Kämpfen gegen den Absolutismus in Rußland.

Zur Kenntnis der innerstaatlichen Verhältnisse Rußlands, die uns heute so
bitter not tut, soll dieser Beitrag dienen. Die Semstwoverfassung, /ine Selbst-
verwaltungsform, war an sich in einem absolutistisch regierten Staate ein Unding,
da sie ja eine erste Stufe einer konstitutionellen Verfassung darstellt, die natürlich
einen strengen Absolutismus ausschließt. So mußte schon in der Einrichtung ent»
weder der Todeskeim der neuen Verwaltungsart liegen oder aber sie mußte sich
durchsetzen gegen den Absolutismus und dessen Macht beschränken. Wenn wir das
vor Augen behalten, verstehen wir, daß die Regierung nichts anderes als ein
machtloses Truggebilde zulassen konnte, wenn sie sich nicht selbst verneinen wollte,
und daß anderseits das rechtlose Volk alle Kraft daran setzte, endlich hier einen
Anfang zu machen, an der Regierung selbst mitteilzunehmen. Das läßt uns die
heftigen Kämpfe verstehen, die die ganze Zeit über stattfanden. Dazu kam noch,
daß es bisber im russischen Staatsrecht nicht die geringsten Ansäße zu Einrich-
tungen der Selbstverwaltung gab.

Marlin Winkler

Die Semstwoverfassung

So wurden bis zum Jahre 1861 alle Versuche, die Lage des rechtlosen Volkes zu bessern, stets mit Tod und Verbannung bestraft. Da trat plötzlich eine Kursänderung ein. Alexander l!., der „Zarbefreier", setzte überall mit Reformen ein und begann 1861 mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, die aber wie alle diese Reformen durch ihre Unvollkommenheit das Elend fast noch verstärkte. Und in dieser Reihe der Reformen bildete die Änderung der lokalen Verwaltung, die Einführung der Semstwoverfassung, einen wichtigen Bestandteil.

Rußland war!seit Peter dem Großen in Gubernien und Kreise eingeteilt, an deren Spitze nach dem Gouvernementsstatut von 1775 besondere Behörden der Gouvernementsverfassung, der Rechtspflege und der Kronwirtschaft traten. Die Bevölkerung war in der Verwaltung entweder gar nicht oder doch nur mit geringem Einfluß vertreten. Dadurch wurde aber nicht nur die Bevölkerung geschädigt, sondern das verringerte die Einkünfte des Reiches wieder so sehr, daß man sich dazu entschloß, amtlich „Motive zu den Entwürfen einer Ordnung der Semstwoinstitutionen vom Iahre 1864" zu verfassen. Ursprünglich hatte man sogar an eine weitgehende lokale Selbstverwaltung gedacht, aber schon bald lenkte man ein. Und als schließlich am 1. Iannar 1864 „die Ordnung der Semstwo-Institutionen" durch kaiserlichen Ukas in 33 Gubernien eingeführt wurde, war von dem stolzen Plane wenig übrig geblieben. Aber dennoch war der Ukas von folgenreichster Bedeutung als Ausgang der Anteilnahme des Volkes an den Geschicken des Landes.

Der Ukas setzte zwei Arten von Einrichtungen fest: Die Landschafts v e r - sammlungen, denen die Beschlußfassung oblag, und die Landschafts ämter, die diese Beschlüsse auszuführen hatten. So hatte jedes Gouvernement seine Gouvernementslandschaftsversammlung und sein Gouvernementslandschaftsamt, und jeder Kreis seine Kreislandschaftsversammlnng und sein Kreislandschaftsamt. Zur Wahl war jeder männliche Russe zugelassen, der unbescholten war und über den nicht eine Voruntersuchung im Gange war. Außerdem dürfen Frauen, Ab» wesende und die Volljährigen vor Vollendung des 25. Lebensjahres ihre Stimme einem Wahlberechtigten, zu denen auch game Gesellschaften und Anstalten als juristische Personen gehören, übertragen. Soweit sah alles sehr liberal aus. Nun aber kamen die Beschränkungen der Regierung. Zunächst war Voranssetznng ein bestimmter Vermögenszensus an Immobiliarbesitz. Außerdem konnte sich die Regierung doch nicht vom ständischen Prinzipe freimachen und setzte die Einteilung der Wähler in drei Abteilungen durch: in die Klasse der für sich stehenden Privatgrnndbesitzer, in die städtischen nnd in die ländlichen Gemeinschaften. Die erste Klasse batte wieder zwei Unterabteilungen: die Vollberechtigten, die, je nach dem Bodenwert kes betreffenden Kreises, über 200—800 Deßjatinen im Werte von ungefähr 15 000 Rubel verfügen mußten, und die Nichtvollberechtigten, die, wenn sie mindestens Vz« Vollzensns besaßen, Wahlmänner wählen durften, so daß jedes« mal für einen vollen Zensus wieder ein Abgeordneter in die Wahlversammlung

kam. In dieser wählten nun die Vollberechtigten persönlich und die Wahlmänner
der Teilberechtigten. In den städtischen Gemeinden besaßen das Stimmrecht alle,
die als Inhaber v^n kaufmännischen Scheinen eine bestimmte Gildesteuer zu be»
zahlen hatten, die Eigentümer von gewerblichen Betrieben mir mindestens
6000 Rubel Umsatz im Iahre und außerdem die, welche immobilen Besitz in einem
Werte besaßen, der je nach der Größe des Ortes gestaffelt war. Es fehlten hier
die Nichtvollberechtigten mit ihrer Vertretung durch Wahlmänner. Um die Ver»
rretung der dritten Abteilung, des bäuerlichen Gemeindegrundbesitzes zu verstehen,
darf ich kurz daran erinnern, daß der Boden in der bäuerlichen Gemeinde Ruß-
lands — man nennr das System die Mirwirtschaft — meist Eigentum nicht des
Einzelnen, sondern der ganzen Gemeinde als einer juristischen Person ist. Die
Vertreter dieser Dorfgemeinschaften, wobei jedesmal auf 10 Höfe ein Vertreter
kommen sollte, bildeten die Wolost, d. i. die Distriktversammlung, aus der die
Wahlmänner entnommen werden sollten, deren Summe aber ein Drittel der Ver-
sammlung nicht übersteigen durfte. Auf besonderen Wahlversammlungen sollten
nun die hierbei festgestellten Wablmänner die dem Kreise zukommenden Abgeord-
neten wählen. Alle drei Iahre sollten in geheimer Wahl mittels Stimmkugeln
Neuwahlen stattfinden, bei denen die absolute Mehrheit entscheidend war. Eine
weitere Beschränkung war in der Anzahl der Abgeordneten festgesetzt. So durften
die Glundbesltzer mindestens 2, aber höchstens 40 Abgeordnete wählen, die städ-
tischen Gemeinden 2 bis höchstens 24, die ländlichen 4 bis höchstens 37, die drei
Klassen zusammen mindestens 10, höchstens 96. Außer diesen gewählten Abgeord-
neten konnte die Regierung noch von den Domänenvernaltungen 1 bis 3 Abge-
ordnete ernennen, was natürlich der Zusammensetzung durch Wahl entgegen-
trat. Es fand jährlich im Herbste eine ordentliche Sitzung statt. Zuständig waren
die so gewählten Semstwoinstitutionen für die örtlichen wirtschaftlichen Bedürf-
nisse, die in 14 aber sehr allgemein gehaltenen Ziffern näher gekennzeichnet waren.
Aber auch über diese der Selbstverwaltung zustehenden Punkte behält doch die
Regierung die Oberaufsicht, während sie auch in anderen Punk'e'i sich von den
Semstwos beraten lassen kann. Da es nun aber außerdem von der Regierung
noch besondere Komitees gab, wie für das Gefängniswesen, Schulangelegenheiten,
Sanitätssachen, so mußte es notgedrungen vom ersten Augenblick an zu Reibe-
reien zwischen beiden Behörden kommen, die endlich 1890 zu einer Änderung der
Semstwoverfassung Anlaß gaben, freilich nur in reaktionärem Sinne. Vorher
möchte ich noch bemerken, daß die gleichen Bedingungen wie für di? Kreise auch
für die Gubernien galten, deren Versammlungen durch Wahl .n,s den Abgeord-
neten der Kreise entstand. Das der Kreisversammlung zur Seite siehende Kreis-
landschaftsamt bestand aus einem Vorsitzenden und zwei bis drei Beisitzern, die
auch aus der Kreislandschaftsversammlung gewählt wurden, und denen Beamte
zur Seite standen. Doch war es dem Gouverneur erlaubt, falls sich ein Beschluß
gegen die Gesetze und die allgemeinen Staatsinteressen richtete, die Ausführung

zu verbieten, wie er oder der Minister des Innern überhaupt zu jeder Beschluß-
ausführung ihr Zustimmung geben mußten.
Sofort begann nun der Kampf. Einen ersten Vorstoß von seilen der Regie-
rung bildete der Senatsbeschluß vom 16. Dezember 1866, wonach der Gouverneur
berechtigt war, jede unzuverlässige Person — und das war natürlich ein sehr sub-
jektiver Begriff — als Abgeordneten nicht zu bestätigen. 1867 erhielt dann der
Vorsitzende das Recht, Fragen, die über die lokalen Interessen hinausgingen, von
der Tagesordnung abzusetzen. Da nun der Vorsitzende der vom Adel gewählte
Kreisadelsmarschall war, bekam die Regierung so weiteren Einfluß. 1879 begann
das Recht des Gouverneurs, sogar die Abgeordneten später nach der Wahl abzu-
setzen. Durch diese Entrechtung der Volksvertretung mußte es sich die Regierung
selbst zuschreiben, wenn man nun immer mehr alle Hoffnung auf diejenigen setzte,
die „unter das Volk gingen": die Revolutionäre, die nun den Kampf auf Tod
und Leben aufnahmen. Aber auch der Semstwo suchte seine Stellung zu stärken
und sich noch mehr an die Allgemeinheit zu wenden. Deshalb wollte man zunächst
eine kleine S>'mstwozelle nnd eine allständische Wolost, d. h. Distriktversammlung,
und als nun ein Bund der liberalen Semstwoabgeordneten entstand, versuchte
man, sich zur Mitarbeit auf einer Versammlung 1878 in Kiew sogar mit den
Revolutionären zu verständigen. Als hierbei keine Einigung erzielt wurde, suchte
man auf friedlichem Wege, durch Petitionen an die Regierung, zum Ziele zu
kommen, natürlich ohne Erfolg. Eine Auffrischung erhält die reaktionäre Richtung
beim Regierungsantritt Alerander Hl. Man unterstützt nun den Adel, gründet
1885 die Adelsbank und setzt jetzt Landhauptmänner ein, die Adelige sein sollen
mit administrativ-richterlicher Gewalt, einem Beaufsichtigungsrecht über alle
Äußerungen des Lebens der Gemeinde. Besonders kann er geringere Vergehen mit
Geld- oder Haftstrafen sühnen. Doch alles das führte zu keinen erfreulichen Resul-
taten. Es war dies bei der strengen Scheidung des Semstwos vom Staate auch
gänzlich undenkbar, und so kam ein Projekt des Grafen D. A. Tolstoi zustande,
durch das das Semstwo nur noch eine Abteilung des Ministeriums des Innern
gewesen wäre. Aber dieser Entwurf war selbst der Regierung zu reaktionär, so
daß man nun zu der Ordnung von 1890 kam.
Leider ist auch diese neue „Ordnung der Gouvernements- und Kreisland-
schaftsinstitutionen" wieder sehr systemlos und weist zahlreiche Lücken auf. Nicht
nur die lokalen wirtschaftlichen Interessen, sondern alle lokalen Interessen wahrzu-
nebmen ist jetzt Pflicht des Semstwos. Anderseits aber ist die Kontrolle durch
den Gouverneur und den Minister des Innern nur noch strenger geworden. Denn
ein neues Organ, die Gouvernementsbehörde für Landschafts- und städtisehe An-
gelegenheiten, wurde errichtet, der der Gouverneur, der Adelsmarschall als Vor-
sitzender der Gouvernementsversammlung, der Vorsitzende des Gouvernements-
landschaftsamtes, das Oberhaupt der Hauptstadt des Gouvernements, ein aus der
Gouvernementslandschaftsversammlung unter den Mitgliedern gewäbltes, vom

Minister des Innern bestätigtes Mitglied, der Vizegouverneur, der Staatsanwalt des Landgerichtes und endlich der Vorsitzende der Rechnungskammer angehören, wozu seit 1905 noch ein Mitglied trat an Stelle zweier vom Gouverneur ernannter Sekretäre. Der Gouverneur entscheidet in dieser Behörde, der die Aufsicht über die Gesetzmäßigkeit der Beschlüsse und der Anordnungen der Semstwos oblieg:, bei Stimmengleichheit und gibt, falls er etwas beanstandet, die Sache zur Entscheidung an den Minister des Innern weiter, der beim regierenden Senat Aufhebung des Beschlusses beantragen darf.

Besonders stark ist die Reaktion gegen 1864 bei der Einteilung zur Wahl. Jetzt sind die Wahlversammlungen für Adel und Stadt wieder streng getrennt und die Bauern haben gar nur noch abgesondert indirektes Wahlrecht. Wenn wir nun lesen, daß der Adel 2 bis 24 (früher 2 bis 40), die Stadt 2 bis 8 (2 bis 24), die Bauern 4 bis 15 (4 bis 37), die ganze Versammlung aber 4 bis 15 (10 bis 96) Abgeordnete wählen sollte, so erkennen wir, daß zwar einesteils überhaupt die Vertretung schwächer ist, daß aber anderseits bei dieser neuen Vertretung dem Adel von vornherein das Übergewicht gesichert war. Waren früher die Stimmberechtigten in sieben Klassen zwischen 200—800 Deßjatinen eingeteilt, so sind es jetzt 16 Klassen zwischen 125—800, wobei außerdem der indirekte Wähler mindestens V,« (früher V^,) des geforderten Zensus aufweisen mußte. Waren in der Stadt früher auch die zur Wahl berechtigt gewesen, die einen Umsatz von 6000 Rubel aufwiesen, so sind jetzt nur noch Besitzer von mindestens 15 000 Rubel im» mobilen Besitz wahlberechtigt. Die Landgemeinden wählen nach der neuen Ordnung nicht mehr selbst die Abgeordneten, sondern stellen nur noch zwei Kandidaten durch ihre Wahl auf, unter denen der Gouverneur wählt. Die Wählerlisten sind vier Monate vor der Wahl in den amtlichen Blättern zu veröffentlichen und Bedenken dagegen bis einen Monat vor der Wahl zu erledigen. Zur Wahl ist bei Anwesenheit von "/,, der Wähler absolute Mehrheit nötig. Aber selbst dann steht es dem Gouverneur noch zu, die Wahl für ungültig zu erklären.

Die Zuständigkeit der Kreislandschaftsversammlungen erstreckt sich auf die Angelegenheiten des Kreises, die nicht zum Gebiet der Gouvernementslandschaftsversammlung gebören. Das Kreisamt besteht wieder aus einem Vorsitzenden und 2 bis 4 Mitgliedern, vvu denen der Erstere nach dem Gesetze Befähigung zum Staatsdienste haben muß, d. h. dem erblichen Adel angehören, Sohn eines persönlich Geadelten sein muß oder sonst einer der Klassen entstammen muß, die das Anrecht dazu besitzen, oder auch, und das war ein Fortschritt, sich durch höhere Bildung ausweisen mußte. Alle mußten aber durch den Gouverneur bestätigt werden. Die Wabl gilt für drei Iahre. Mitglieder der Kreislandschaftsämter, die noch nicht Mitglied der Kreislandschaftsversammlnngen sind, treten durch das erstere Amt von selbst in die letztere ein. Dem Kreislandschaftsamt steht in dringenden Fällen, wenn Eile eine Einberufung der Landschaftsversammlung nicht zuläßt, selbst mit Genebmigung des Gouverneurs das Recht der Beschlußfassung zu.

Die Gouvernementslandschaftsinstitutionen zerfallen auch in Versammlungen und Amter. Zur ersieren wählt jede Kreislandschaftsversammlung 2 bis 12 Abgeordnete, deren Gesamtzahl 15 bis 63 beträgt. Sie steht unter dem Borsitz des Gouvernementsadelsmarschalls, wird einmal im Iahre, spätestens am 1. Dezember, ftir 20 Tage einberufen und behandelt die gleichen Gebiete wie die Kreisversammlung, soweit sie nun für das Gouvernement in Frage kommen, wozu noch eine Reihe besonderer Punkte treten, wie Verteilung der Staatssteuern, Anleihen für die Bedürfnisse des Semstwos, auf alle Gebiete mit polizeilichem Charakter und außerdem ein Verordnungsrecht, soweit es nicht im Widerspruch steht mit den bestehenden Gesetzen, Beschlüsse, über deren Ausführung aber doch die Entscheidung wieder beim Gouverneur ruht. Die Ausführung geschieht durch das Gouver» nementsamt, das aus der Gouvernementsversammlung durch Wahl einen Vorsitzenden und zwei Mitglieder erhält, die mit Genehmigung des Ministers des Innern bis auf sechs erhöht werden können.

Aber über das alles hat sich doch die Regierung die oberste Aufsicht vorbehalten und die folgenden Instanzen als Beschwerdeweg eingeführt: die Gouvernementsbehörden für Landschaftssachen, Gouverneur, Minister des Innern, Senat, von denen die erste Instanz dem Gouverneur nur beratend zur Seite steht, der überhaupt den mächtigsten Einfluß ausübt wie Bestätigungen, Bestimmen der Wahltermine und Wablbezirke, ja sogar Ernennungerecht für einzelne Abgeordnete steht ihm zu. Die schriftlich eingereichten Beschlüsse müssen alle von ihm erst bestätigt werden, andernfalls er die Angelegenheit der Gouvernementsbehörde zur Abstimmung übergibt. Ist hier die Mehrheit für Ablehnung des Beschlusses, so ist dieser endgültig abgelehnt, sonst geht die Sache an den Minister des Innern. Falls sich Beschwerden gegen gesetzwidriges Ausführen von Beschlüssen erheben, so geht die Sache an den Senat. Außerdem steht dem Gouverneur eine direkte Aussicht über d>e Tätigkeit der Landschaftsämter und ihrer Beamten zu. Der Minister des Innern muß die Vorsitzenden bestätigen und ebenso Beschlüsse in einer Reihe festgelegter Punkte wie Erhebung von Wegzollen, Umwandlung ven Natural- in Geldleistungen, Marktangelegenheiten, Anleihen u. a. An den Senat hat sich die Landschaftsversammlung bei Streit mit dem Gouverneur zu richten. Findet die Landschaftsversammlung auch dann noch nicht Recht, so darf sie sich an das Ministerkomitee berufen, und handelt es sich um Erhöhung der Semstwobesteuerung, so richtet zuletzt der Staatsrat, so daß im ganzen sechs Bebörden zur Kontrolle vorhanden waren. Aber die Hauptänderung gegenüber 18K0 bestand doch darin, daß gerade der Adel wieder die vollkommene Überlegenheit bekam über die wieder rechtloseren Bauern. Aber auch diese neue Zusammensetzung, durch die die Regierung glaubte, ein einmütiges Zusammenarbeiten zu erzielen und die vielen Reibungen zu beseitigen, erfüllte diese Hoffnungen nicht.

Gerade um diese Zeit, 1891, brach infolge einer allgemeinen Mißernte in Rußland eine Hungersnot aus, wie sie nur bei völligem Fehlen von Wohlfahrt?»

einrichtungen möglich ist. Und dieses Elend vermehrte noch eine 1892 ausbrechende Cholera. Bei Bekämpfung dieser beiden Übel traten zum ersten Male die Semstwoinstitutionen in größerem Maße segensreich auf und sie meinten, am besten einer Wiederholung solcher Zustände entgegenzuwirken, wenn sie das Volk aufklärten, und deshalb nahmen sie sich nun besonders der Pflege des Schulwesens an. Waren nun schon die bei Niederkämpfung des Elends vom Semstwo errungenen Verdienste der Regierung ein Dorn im Auge, so begann nun der offene Kampf. Außer durch die Einsetzung besonderer Schulinspektoren, die natürlich nie mit der Semstwoschule zufrieden waren, kämpfte die Regierung noch durch die Begünstigung der geistlichen Schulen. Anderseits hatte das Vertrauen zu den Semstwoinstitutionen zur Folge, daß man allerlei Petitionen an die Regierung richtete, um die Selbstverwaltung noch kräftiger zu machen. Hatte man nun bis 1891 immerhin 24 Proz. derselben bewilligt, so waren es in den Iahren 1892—98 nur 14 Proz. Nach verschiedenen Beschränkungsversuchen erlebten diese besonders seit dem 29. Mai 1900 eine Auffrischung, da sich die Regierung mit diesem Tage eine neue Aufsicht durch Zuweisung eines „ständigen Mitglieds" bei den Semstwoinstitutionen sicherte. Am 12. Iuni des gleichen Iahres wurde die Selbsibesteuerung eingeschränkt. Als nun nach Übernahme des Verpflegungswesens durch die Regierung diese 1901 bei einer neuen Hungersnot doch ohne den Rat der Semstwos nicht auskommen konnte, schien man den Semstwos geneigter zu werden. Inzwischen hatte aber die überhandnehmende Entrechtung die Abgeordneten und besonders die Wähler so gleichgültig gemacht, daß es schwer war, noch eine Versammlung zusammen zu bekommen. Dafür veranstaltete man Geheimkonferenzen, besonders auf Antreiben des Moskauer Semstwos und seines Vorsitzenden, des Slawophilrn D. N. Schipow. Da lenkte die Regierung endlich ein und ließ die „besondere Konferenz zur Beratung der landwirtschaftlichen Bedürfnisse" unter Vorsitz S. I. Wittes unterstützen durch lokale Komitees, an denen auch die Lokalbevölkerung, leider aber nur durch Beamte, vertreten war, während man den Rat der Semstwos ganz überging. Die als Protest dagegen von Schipow nach Moskau berufene Konferenz von Semstn, «vertretern, 1902, erreichte wenigstens indirekt, daß die Regierung nun doch auch Semstwomitglieder zur Beratung heranzog. Diese dazu Ernannten fühlten sich aber nicht als Vertreter der Semstwos, da sie sonst durch Wahl ans der Versammlung, nicht aber durch Ernennung berufen werden durften, und nahmen nur als Privatpersonen teil an den Sitzungen. Da trat nach dem Zusammenbruch Rußlands im japanischen Kriege eine neue Stärkung der Semstwointeressen ein. Gerade um diese Zeit hatte die Regierung nach einigen Revisionen mit gänzlicher Übergehuug der Semstwoordnung den Minister des Innern ermächtigt, die Landschaftsbehörden von Twer und Nowotorschok zu entsetzen nnd selbst Mitglieder zu ernennen, und als nun in dem Elende des Krieges die Semstwos, sebr gegen den Willen vieler Vertreter, die das für eine Sache der Regierung ansahen, Geldunterstützungen bewilligten, sah die

Regierung darin nur einen Versuch zum Umsturz. Da sie aber das Geld brauchte, sollten alle Pläne erst dem Ministerium des Innern vorgelegt werden und der Ver« wendung durch die Semstwos selbst wurden Schwierigkeiten aller Art in den Weg gelegt, bis der Oberkommandierende Kuropatkin sich selbst über die unbedingte Notwendigkeit der Mitarbeit der Semstwos aussprach. Dennoch blieb die Regierung bei ihrem Mißtrauen und versagte oft die Bestätigung der Abgeordneten, bis endlich unter dem Minister des Innern Fürst Swiatopolk-Mirski ein größeres Wohlwollen gegenüber den Semstwos begann. Als nun vom 6. bis 9. November eine große Konferenz stattfinden sollte von Vertretern aller Semstwos, ließ die Regierung doch nur die Abhaltung in Privatwohnungen zu und verbot Veröffentlichungen der geplanten Zusammenkunft. Es wurden hier nun eine ganze Reihe wichtiger Entschlüsse gefaßt, wie Hinarbeiten auf Vertrauen zwischen Regierung und Selbstverwaltung zu fruchtbringender Wechselwirkung, Garantien für Kon« fessions-, Rede-, Preß- und Versammlungsfreiheit, Gleichstellung aller in politischen, persönlichen und bürgerlichen Rechten, Gleichstellung der Bauern, Loslösung der Semstwoinstitution von ständischer Grundlage, ihre Zuständigkeit auf alle lokalen Bedürfnisse, Annäherung an die Bevölkerung durch kleinere Semstwoeinheit, Verbreitung über ganz Rußland, Teilnahme an der Gesetzgebung. Zunächst verhielt sich die Regierung gänzlich ablehnend, als aber nach der Arbeiterdemonstration vor dem Winterpalais am 9. Ianuar ein kaiserlicher Mas die Einberufung einer Kommission zur Beratung der Frage der Volksvertretnng bekanntgab unter dem Minister des Innern Bulygin, begann noch stärkeres Leben in den Semstwos und die ersten Parteigruppierungen finden statt, zunächst in den größeren Ver» bänden der Konstitutionellen und der Slawophilen. Die erstere weist wieder zwei Hauptströmungen auf: die konstitutionell-demokratische, die für sofortiges allgemeines gleiches Wahlrecht ist, während die konstitutionell-liberale sich vorerst mit dem indirekten zweiteiligen Wahlsystem zufrieden gibt und das Volk erst reif machen will zum allgemeinen gleichen Wahlrecht. Der zweiten Meinung folgen besonders die Semstwoabgeordneten, während der ersten die Intelligenz und die Arbeiter angehören. Die Slawophilen wollen bei einem Mitberatungsrecht die letzte Entscheidung doch dem Monarchen vorbehalten.

So weit bis zur Bildung von Parteiansätzen und bis zum Beginn der ersten allgemeinrussischen Vertretung, der ersten Duma, möchte ich meine Ausführungen bringen. Denn von nun an ist das Werk des Semstwos ganz auf die lokalen Interessen gerichtet. Es verliert seine Bedeutung im großen allgemein-russischen Kampfe gegen den Absolutismus. Der Kampfplatz wird nun die Duma, und wollen wir den weiteren Siegeszug der Teilnahme des Volkes an der Regierung erkennen, so müssen wir uns an das Schicksal der Duma wenden.

Persien
Kurt Ed. Jmberg
Dr. Mr. Kurt Ed. Imberg:
Persien.
„Schutz den kleinen Nationen!" so lautete der Verwand, der Großbritannien
angeblich veranlaßt hat, Deutschland den Krieg zu erklären. Daß dieses Schlag-
wort nichts als eine leere Phrase ist, und daß wohl kein Volk der Erde jemals
diesen ideal klingenden Grundsatz mehr mißachtet und mit Füßen getreten hat als
gerade das englische, ist oft genug in den letzten Iahren in zahlreichen Artikeln
und Büchern dargelegt und nachgewiesen worden. Mit vollstem Recht hat man
auf die Vergewaltigung Irlands, auf die Unterdrückung der Burenrepubliken in
Südafrika und auf die gewaltsame Okkupation und schließliche Annektierung
des zum osmanischen Reiche gehörigen Ägyptens hingewiesen; ein weiteres Beispiel
übersah man in der Regel gänzlich oder glaubte wenigstens, nicht näher darauf
eingehen zu mussen —, obwohl dieser Fall noch krasser und deutlicher zeigte, wie
England die kleinen Nationen „schützte": Persien. Gewiß war Persien für viele
Deutsche bisher — leider, möchte ich sagen — eine teiia incoAvira, wenige
wußten mehr von diesem Lande, als daß dorther die persischen Teppiche kämen,
daß es einen „Schah von Persien" gäbe, und daß — wie die Zeitungen berich-
teten — ständige Unruhen bald im Norden bald im Süden des Landes einen
Wechsel des Ministeriums notwendig machten und Protestnoten Englands und
Rußlands hervorriefen. Und damit begnügte man sich. Wer den Anlaß zu diesen
Unruhen gab, das war ja schließlich gleichgültig und ging einen nichts an. Daß
die Urheber dieser ständigen Umwälzungen England und Rußland waren und daß
diese beiden Reiche in konsequenter Weise immer wieder neue Unruhen stifteten,
um ihre eigennützige Politik in Persien durchführen zu können, das war den
meisten Leuten in Deutschland unbekannt.*) —
Der Hauptgrund, warum Persien immer tiefer in die Abhängigkeit seiner
nördlichen und östlichen Nachbarn kam und immer mehr ein willenloses Spielzeug
in den Händen Englands und Rußlands wurde, ist zweifellos in der wirtschaft-
lichen, insbesondere in der finanziellen Abhängigkeit zu suchen. Die unter Nasir-
eddin Schah einsetzende unaufhörliche Geldbedürftigkeit, die ihn 1891 zur Auf-
nahme einer inneren Anleihe in Höhe von 10 Millionen Mark zwang, bildet den
Anfang für den Niedergang der persischen Macht. Muzaffer»eddin Schah ver-
größerte diese Staatsschuld um mehr als 71 Millionen Mark, indem er 1900 und
l902 zwei russische und 1904 und 1905 zwei englische Anleihen aufnahm, deren
barre Bedingungen den finanziellen Zusammenbruch Persiens zur Folge haben
mußten. An die Anleihe von 1900 knüpfte Rußland die Bedingung, daß Persien
") Vorzuglichen Aufschluß über das Treiben Rußlands und Englands in Periien gibt das im
Berlage „Ter neue Orient" 1915 erschienene Buch „Englische Tommente zur Erdrosselung Persiens".

nur bei Rußland oder mit dessen Einverständnis weitere Anleihen aufnehmen dürfe, und daß alle Zolleinnahmen, außer denen am Persischen Golf, als Deckung der Zinszahlungen dienen sollten. Die englische Anleihe von 1905 verpfändete die Fischereieinnahmen sowie die Einnahmen von allen persischen Telegraphen und aus den Zöllen am Persischen Golf. Das recht zweifelhafte Verdienst, den Abschluß dieser die Selbständigkeit Persiens schwer erschütternden Anleihen zu-stande gebracht zu haben, gebührt dem Belgier Naus, der auch der Vater des lediglich russischen Interessen dienenden Zolltarifs ist, den der spätere persische Generalschatzmeister, der Amerikaner Morgan Shuster, den „mosr <„n»i>i(uvu^Iv uvsucces»ful tnriff l>f tl>e «e»'Ie?" nennt, und „dessen absurd niedrig abgefaßte Sätze Persien um eine der wichtigsten Einnahmequellen brachten". Die Mißwirt-schaft des Sohnes Muzaffer-eddins, der 1906 den Thron Persiens bestieg, ver-größerte die Abhängigkeit des persischen Staates noch mehr. Die ständigen Kämpfe Mohamed Schahs gegen das Parlament und die Konstitution, die Muzaffer-eddin noch kurz vor seinem Tode dem Volke geschenkt halte, und seine Russenfreundlich-keit trieben Persien immer mehr dem Abgrunde zu. Kein Wunder, daß sier, schließlich England und Rußland dahin einigten, durch den bekannten Vertrag von 1907 Persien in zwei Interessensphären und eine neutrale Zone einzuteilen, um — wie es so schön in einer Note des englischen Gesandten an den persischen Minister des Auswärtigen heißt — „die persische Unabhängigkeit für immer zu sichern" und zu verhindern, daß der eine oder der andere der beiden Kontrahenten „unter dem Vorwande des Schutzes seiner Interessen" interveniere. Mit diesem Vertrage schien das Schicksal des persischen Reiches besiegelt; er war der erste Schritt zur faktischen Teilung Persiens zwischen den beiden Rivalen, die, wie sich aus den weiteren Schritten ergibt, zweifellos beabsichtigt war, über die man sich jedoch nicht so recht schlüssig werden konnte, da Rußland unbedingt zum Persischen Golf gelangen wollte, während England, las einen Verbinkungeweg zu Lande zwischen Ägypten und Indien erstrebte, auf jede Weise zu verhindern suchen mußte, daß sich Rußland am Indischen Ozean festsetzte.

Noch einmal scheint es, als sollte es Persie,n gelingen, seine Verwaltung und besonders seine Finanzen zu regeln, um sich aus den Klauen seiner beiden „Be-schützer" zu befreien. Der Amerikaner Morgan Shuster wird 1911 zum General» schatzmeister ernannt, und seine glänzende organisatorische Befähigung, seine Energie und sein Scharfblick gab Anlaß zu guter Hoffnung — d. h. für Persien. Das erkannten auch bald die russische und englische Regierung, denen nichts weniger am Herzen lag, als eine finanzielle Gesundung und ordentliche Ver-waltung in Persien. Die Herrlichkeit der Shnster'sehen Wirksamkeit dauerte daber auch nur acht Monate. Von Rußland auf Englands Geheiß*) angezettelte und genährte Unruhen geben Rußland Gelegenheit, immer neue Truppen in die nörd

') Vgl. da« englische Blanbuch über Persien Nr. 4 s1912).

lichen Provinzen zu senden, die Unruhe im Lande wächst, neue Gegenmaßnahmen Englands und Rußlands folgen, welch letzteres schließlich die diplomatischen Beziehungen abbricht und diese erst nach Anerkennung neuer harter Bedingungen durch Persien wieder aufnimmt. Unter diesen befindet sich mit an erster Stelle die Entlassung Shusters, eine Forderung, die klar und deutlich die Absichten Rußlands und Englands erkennen läßt. Shuster wird entlassen; an seine Stelle tritt der Belgier Mornard, dessen Staatsangehörigkeit schon für Persien ein schlechtes Omen war, und man geht nicht fehl, wenn man sagt, daß er dieser Bestimmung vollauf gerecht geworden ist. Als willenloses Spielzeug in den Händen der englischen und russischen Drahtzieher hat er die persische Verwaltung rein im Interesse dieser Mächte geleitet. Von Wichtigkeit ist die Verteilung der Konzessionen, insbesondere denen zum Eisenbahnbau, die ausschließlich England und Rußland zufielen; bedeutendere Strecken sind jedoch nicht zustande gekommen, zumal die beiden Mächte sich über die Traee der geplanten großen Eisenbahn quer durch Persien nicht einig werden konnten. Beide verfolgten hierbei nur ihre eigenen Interessen, ohne nach denen Persiens überhaupt zu fragen. —
„Eifersucht", so heißt das Stichwort, das Englands Politik in Persien im wesentlichen bestimmt hat, die Angst, daß eine andere Macht den englischen Einfluß in Persien gefährden und damit die weitausschauenden Pläne einer Landverbindung zwischen Ägvpten und Indien vereiteln könnte. Man geht jedoch fehl, wenn man, wie kürzlich geschehen ist, annimmt, daß den russisch-englischen Vertrag von 1907 „nur Furcht vor Deutschland eingegeben haben kann".*) Gewiß war auch bei diesem Vertrage die Eifersucht Englands der treibende Faktor, aber nicht die Eifersucht gegenüber Deutschland, sondern Rußland gegenüber. Denn nach Vereitelung der russischen Erpansionsbestrebungen im Fernen Osten durch die Japaner in den Iahren 1904/5 lag die Gefahr nahe, daß sich der russische Im» perialismus im Süden ein neues Tätigkeitsfeld suchen werde, wofür das schwache Persien am geeignetsten gewesen wäre. Deshalb hielt England eine friedliche Einigung mit Rußland, das es für seine europäischen Ziele — die Einkreisung Deutschlands — brauchte, in Persien für vorteilhafter und sicherer. Es soll nicht geleugnet werden, daß England jedem Versuch auch deutscher Privatunternehmungen in Persien skeptisch gegenüberstand und diese nach Möglichkeit zu ver» eiteln suchte, aber die deutschen Interessen waren 1907 in Persien noch zu gering, als daß die Furcht vor Deutschland England zu einem Vertrage mit seinem Rivalen in Persien hätte veranlassen können.

Wie in den Finanzfragen so findet man auch auf allen anderen Gebieten der persischen Politik die unselige Tätigkeit Englands und Rußlands. Erinnert sei nur daran, welche Rolle diese beiden Staaten auf dem Gebiete des Militärweieus gespielt haben, besonders bei der Errichtung einer persischen Gendarmerie

') Vgl. „Englische Dokumente zur Erdrosselung Pemens" S. 9<Z.

durch schwedische Offiziere. Um der immer mehr zunehmenden Unsicherheit auf den persischen Landstraßen, die den Handel besonders im Süden des Landes — also dem englischen Interessengebiet — erschwerte und oft gänzlich unmöglich machte, zu steuern, drang England auf die Errichtung einer Gendarmerie. Auch hier spielte die Eifersucht mit; denn die Sicherung der Handelswege war nicht der Hauptgrund zu dieser Maßnahme, sondern die Eifersucht gegenüber Rußland, das die sog. persische Kosakenbrigade in seiner Hand hatte, die einzigen wirklich einigermaßen brauchbaren Truppen, über die Persien verfügte. Zu Instruktoren dieser neu zu errichtenden Gendarmerie hatte man schwedische Offiziere erwählt, die auch zunächst von England in jeder Beziehung bei ihrer Tätigkeit unterstützt wurden. Erst als man in London gewahr wurde, daß die Schweden gar nicht daran dachten, den Engländern in die Hände zu arbeiten, sondern einzig und allein das persische Interesse verfolgten, wandte sich das Blatt, und die Geschichte von der Entlassung Shusters und seiner Mitarbeiter wiederholte sich auch den schwedischen Offizieren gegenüber. Man verdächtigte die gewissenhaften schwedischen Offiziere, hemmte ihre Tätigkeit, wo man konnte, erschwerte ihnen die Auszahlung des Soldes an die Truppe und deren Bewaffnung und Verpflegung, kurz man arbeitete englischerseits mit allen Mitteln gegen die, die man selbst ins Land gerufen, und alles dies nur deshalb, weil sie es nicht mit ihrem Gewissen und ihrer Ehre in Einklang bringen konnten, für England Handlangerdienste zu leisten. Oder glaubte man in England fürchten zu müssen, eine persischen Interessen dienende Gendarmerie könnte eines Tages England gefährlich werden? Die schwedischen Offiziere mußten von der persischen Regierung infolge des Drängens Englands und Rußlands entlassen werden und ein gefügiges Werkzeug dieser beiden Erpresser übernahm die Leitung der Gendarmerie: der Amerikaner Merrill, der einzige von den Gehilfen Shusters, der bei dessen Absetzung in Persien geblieben war und dessen „Verdienste" nun von England und Rußland mit dieser Stelle bezahlt wurden, llbrigens auch wir schulden diosem „Gentleman" in gewisser Weise Dank. Ist er doch der Verfasser einer ganzen Anzahl von interessanten, nicht für deutsche Leser bestimmt gewesenen Briefen an den britischen Konsul in Schiras, Major O'Connor*), die uns in Schiras in die Hände gefallen sind, und die in anschaulichster Weise die Vorgänge in Persien während des Weltkrieges darlegen und ein deutlicher Beweis sind für das alte Intrigenspiel Englands und Rußlands in Persien.

Das sind nur einige wenige Punkte ans dem grausamen Spiele, das England und Rußland mit dem souveränen, unabhängigen Persien getrieben haben, dessen Integrität aufrecht zu erhalten und zu schützen beide Staaten im Vertrage von 1907 feierlich versprochen hatten. Finanzen und Heer, das sind die beiden Angelpunkte: Ohne Finanzen kein Heer, ohne Heer keine geordnete Verwaltung, und ohne diese

*) Vgl. „Englische Dokumente zur Erdrosselung Persiens" S. 77 ff.

keine Finanzen, ein t!irculus vitiosn», in dem sich die wichtigsten Erfordernisse für ein gesundes Staatsleben bewegen. Und diese Angelpunkte, Geld und militärische Macht, haben die beiden Nachbarn Persiens an sich zu reißen vermocht, und durch diese Kontrolle können sie den persischen Löwen tanzen lassen, wie es ihnen beliebt, bis er einst erschöpft zu Boden fällt, so daß sie sich mit Leichtigkeit das kostbare Fell des zu Tode gehetzten Tieres teilen können.

Aber noch lebt der persische Löwe, noch ist es möglich, den persischen Staat aus den Klauen des britischen Löwen und des russischen Bären zu befreien. Der letztere liegt infolge der deutschen Siege mit gebrochenen Gliedern am Boden und dürfte — in den nächsten Iahrzehnten wenigstens — kaum Lust verspüren, nech einmal seine Haut für den englischen Freund zu Markte zu tragen. Es bleibt noch England. Nach den neuesten Zeitungsmeldungen*), die jedoch keineswegs verbürgt und vielleicht nur ein Versuchsballon der englischen Regierung sind, um das Echo in der Welt zu hören, sollen in letzter Zeit erhebliche englisch'indische Truppen in Südpersien und an der afghanischen Grenze konzentriert sein, um Persien oder doch wenigstens einen größeren Teil desselben dem asiatischen Reiche Englands einzuverleiben. Wenn diese Nachricht auch — wie gesagt — nicht mehr als ein Versuchsballon sein dürfte, so zeigt sie doch den Weg, den England in der persischen Frage zu gehen gedenkt und zweifellos auch gehen wird, wenn sich ihm von außen kein Widerstand entgegenstellt. Haben doch bereits vor dem Kriege Verhandlungen zwischen England und Rußland geschwebt über die Aufhebung der^ neutralen Zone und über eine endgültige Aufteilung Persiens, Pläne, die nur der Weltkrieg in die Tat umzusetzen verhindert hat.*)

Hat nun Deutschland irgend ein Interesse an dem Bestehenbleiben des persischen Staates, oder darf es ruhig mitansehen, wie divses Land langsam aber sicher dem Untergange entgegengetrieben wird? Die erste dieser Fragen ist ebenso bestimmt zu bejahen, wie die letztere zu verneinen ist. Gewiß war vor dem Weltkrieg das wirtschaftliche Interesse Deutschlands in Persien nur gering im Vergleich zu dem Rußlands und Englands. Die deutsche Einfuhr nach Persien und die Ausfuhr dorther wiesen Zahlen auf, die hinter den gewaltigen russischen und englischen Aus- und Einfuhrziffern fast ganz verschwanden. Aber dies lag zum großen Teil an den außerordentlich hohen russtschen Transitzöllen, die die Durchsuhr deutscher Waren nach Persien und umgekehrt persischer Waren nach Deutschland so verteuerten, daß jeglicher Handelsverkehr auf dem Landwege unrentabel werden mußte. Die Ein' und Ausfuhr zwischen den beiden Ländern auf dem Seewege ging fast ausschließlich durch englische Hände auf dem Umwege über London — Indien, was auch nicht zur Verbilligung des Transportes beitrug.

') Vgl. z. B. ..Vossische Zeitung" Nr. 256 v. S3. 5. 1«.

") Vgl. das Buch „Pcrsien und der euroMiche Krieg" von einem persischen Patrioten (!91S) S. IS.

Erst in den letzten Iahren hatte die Hamburg-Amerika'Linie eine direkte Dampferlinie nach Persien eingerichtet, die allerdings noch zu selten fuhr, als daß sie zu einer wesentlichen Hebung des Verkehrs hätte beitragen können. Nichtsdestoweniger bietet Persien wirtschaftlich manches, was für den Erport nach Deutschland geeignet und wertvoll wäre, und Deutschland verfügt über zahlreiche Waren, die Absatz in Persien finden würden, oder deren bisherige Einfuhr wesentlich gesteigert werden könnte. Auch politisch sind wir an Persien interessiert; wir müssen mit allen Kräften zu verhindern suchen, daß Persien aufhört, ein selbständiger Staat zu sein, und eine Beute seiner beiden Nachbarn Rußland und England wird. Mit Recht hat Rohrbach*) bereits vor 47 Iahren es als einen großen Fehler bezeichnet, „in Persien nichts weiter zu sehen als einen Tummelplatz ausschließlich russischer und englischer Interessen". Dies hat auch die deursche Regierung vollauf erkannt, und ein deutlicher Beweis hierfür ist, daß die Zentralmächte im Frieden von Brest-Litowsk die Aufhebung des Transitzolles für nach Persien bestimmte Waren forderten und den Russen die Verpflichtung auf» erlegten, Persien zu. räumen. Wenn kürzlich eine Zeitung die>se den Russen auferlegte Pflicht „einen recht zweifelhaften Erfolg der russischen Politik der deutschen Regierung" genannt hat, weil sie einer „Preisgabe Persiens an England gleichkommen würde", so können wir dieser Ansicht nicht zustimmen. Möglicherweise wird England — vorausgesetzt, daß es im Augenblick dazu über die nötigen Mittel verfügt — zunächst versuchen, sich im Süden Persiens festzusetzen, genau so, wie es dies getan hätte, auch wenn den Russen nicht in Brest-Lütows! die Räumung Persiens zur Pflicht gemacht worden wäre. Aber wie in Brest-Litowsk den Russen gegenüber werden die Zentralmächte bei dem kommenden Frieden anch England gegenüber die Räumnng Persiens zur Bedingung machen, um die Vernichtung des persischen Staates und seine Aufsaugung durch England n: verhindern. Voraussetzung der Erhaltung Persiens auf die Daner ist natürlich eine vollkommene Reorganisation im Innern, Neuordnung der gesamten Verwaltung, insenderheit der Finanzen, Errichtung eines persischen, von russischen und englischen Einflüssen freien Heeres, Aufrechterhallung der wirtschaftlichen „Offenen Tür", Bau von Eisenbahnen usw. Daß Persien alles dies nicht ohne fremde Hilfe wird erreichen können, ist klar und, man möchte sagen, selbstverständlich. Aber die Zentralmächte und vor allem die Neutralen, wie die Schweiz und Schweden, werden sicherlich gern der persischen Regierung geeignete Persönlichkeiten zur Verfügung stellen, die dem persischen Staatswesen das für einen Staat notwendige Lebensmark wiedergeben werden, das England und Rußland ihm bisher aussaugten: eine geordnete Verwaltung, geordnete Finanzen und ein Heer, anf dciS sich die Regierung verlassen kann.

*) ..Persien nnd die deutschen Interessen" (1901> S. lg.

Eugen Meller

Dr. Eugen Meller:

Unser russisches Auölandödeutschtum am Wanderstabe.

öesammelte Mitteilungen und Rückblicke.

Die gründliche Erkenntnis vom eigentlichen Werte unseres Auslandsdeutschs
tums, das in seinen mannigfachen Schicksalen uns bei weitem noch nicht innerlich
so nahe steht, wie es dasselbe verdient, gehört zu den bitteren Lehren, die uns
dieser gewaltige Krie.g bescherte. Es ist daher gegenwärtig der richtigste Augen-
blick, solche versäumte Pflichterfüllung gegen die bedrückten Brüder im feindlichen
Ausland betreffs Studiums und Kenntnis nachzuholen und die geeigneten Macht-
fakteren im Mutterlande auf die große Kulturarbeit des halbvergessenen und bis»
her stiefmütterlich behandelten Auslandsdeutschtums zu weisen. Wie wenig ist
z. B. bis heute über das deutsche Bauerntum in Südamerika, im Banar, in Bul-
garien und Rumänien, über schwäbische Dörfer in Transkankasien und hessische
Ansiedelungen an den Wolgaufern in Schriften niedergelegt, und seltsam genug
bleiben auch diese weiteren Kreisen meist unbekannt. Die Gleichgültigkeit
unsererseits gegenüber dem Bauerntum außerhalb der Grenzpfähle des Deutschen
Reiches basiert sich wahrscheinlich darauf, daß die Emigranten auf fremdem Boden
k^ine politischen Ziele verfolgten und daher auch keine sichtbaren politischen Erfolge
Zlitigten, daß ferner ihre Ausbreitung in neuen Ansiedelungsorten sich einige»
maßen in aller Stille vollzog und dem Nationalökonomen oder Historiker kein zu»
sammenfassendes Material lieferte, um eine eingehende Untersuchung zu ermög-
lichen oder zu beeinflusse».

Ein besonders prächtiges Bauerntum deutschen Stammes findet man in
zahlreichen Teilen des unermeßlichen Zarenreiches. Besonders die ganze Ost- und
Südgrenze Rußlands ist mit deutschen Immigranten gesprengelt. Vor etwa
15« Iahren — also zur Zeit Lessings und Herders — wurden von der Zarin
Katharina II., einer deutschen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, deutsches Bauerntum
ins kultnrarme Land gerufen, ihnen weitgehende Privilegien gewährt und so
entstanden deutsche Ansiedelungsgebiete in der Art von Selbstverwaltungs-
körpern. Nach dem Muster der altdeutschen Dorfgenossenschaft war das neu»
besiedelte Land ungeteilt und jedes Iahr brachte neuen Zuwachs, wodurch die
Anteile kleiner wurden und mit der Zeit in Miniatnrwirtschaften ausarteten. Vor
dem Kriege gab es in Rußland ungefähr 1'/- bis zwei Millionen deutsche Bauern
mit schwäbischer oder platter Mundart, die sog. Deutschrnssen, die als treue
germanische Wacht nicht nur in baltischen, lettischen und livländischen Ostsee-

Provinzen, sondern auch in anderen meist halbwilden Ortschaften des unermeß-
lichen Moskowiterreiches, wie z. B. in den Gouvernements: Cherson, Bessarabien,
Jekaterineslaw, Kasan, Taurien, Transkaukasien und Wolhynien, die teutonische
Kultur gefördert haben. Die dort ansässigen Deutschrussen sind Hüter uralter
westdeutscher Wesenszüge, stämmiger Kernhaftigkeit und echt germanischer Ehr'
lichkeit geblieben, trotz mannigfacher wechselnder Schicksale, die ihnen russischer-
seits beschieden waren. In den halbwilden, sumpfreichen Pripee-Gebieten saßen
vor lem Kriege etwa 200 000 Deutsche aus allen Gauen des Mutterlandes, die
al er teilweise dem' verderbenden, giftigen Rnssentum verfallen waren, oder teils
noch stets unter der Kosakenknute schmachten mußten, da die moskowitische
Regierung die Vernichtung des gesamten dortselbst angesiedelten Deutschtums seit
Iahren planmäßig in die Wege leitete. Diese Schwaben aus Württemberg,
Galizien und Bukowina sind größtenteils von Polen dorthin, nach Wolhynien,
ausgewandert, weil sie durch Ablehnung des Aufstandes von 1862—1864 dem
Piastenvolke verhaßt geworden sind. In Russisch-Polen geboren, waren sie rus-
sische Untertanen, wurden jedoch als „ausländische, lästige Ansiedler" behandelt
und in ihren erworbenen, gerechten Bürgerrechten meistenteils beschränkt. Seit
1882 setzte die allgemeine, rücksichtsloseste Verrussung ein: Bedrängung von deut-
seher Schule, Kirche, Sprache; keine Kronländereien mehr verliehen, keine ins
Grundbuch eingetragenen Pachtverträge, kein Kredit bei den Landbanken. Zuletzt
die unwiderrufliche Verbannung von Haus und Herd: den urbar gemachten Boden,
Vieh, Gebäude, Werkzeuge mußten sie ohne geringste Entschädigung verlassen,
oder im besten Falle gar für einige Kopeken verschleudern. Als verarmte Aus-
wanderer zogen sie wiederum, wie einstmal, nach Nordamerika, Brasilien und
Argentinien. Unternehmende gingen nach Sibirien oder gar nach Persien. Doeb
die neuen Einwanderungsländer befriedigten nicht die bedauernswerten Deutsch-
Russen, es entstand eine heimatlose Rückwandernngsbewegung, deren einige
Wellrn die sog. „Ansiedelnngskommission" in hochherziger Weise noch im Jahre
1906 auffing.

Die deutschen Bauern balten ihr Mutterland während des politischen und
wittschaftlichen Druckes des Siebenjährigen Krieges und der Napoleonfeldzüge
«erlassen und fanden allmählich in Bessarabien, Wolhynien und Masuren, an den
Ufern der Wolga und des Dnjepr, in der Krim und im Kaukasus Boden und
friedliche Tätigkeit. Die deutsch-russischen Bauern fühlen sich in völkischer Hinsicht
ganz als West' und Süddeutsche. Nur in Polen und Wolhynien, wo die Blut-
wischung mit der umgebenden Bevölkerung stattfand, äußert sich der Renegatie-
mns und Proletarisierung des deutschen Bauernstandes. Es sei noch erwähnt, daß
besonders in katbolischen Distrikten Mischeben zu finden sind, während dagegen
dos protestantische Glaubensbekenntnis der Russifiziernng oder Polonisierung
dieser Massen vorwiegend einen Damm bildete. Das assimilierte deutsche Bauern-
tum war anfangs von der Petersburger Regierung wirklich gefördert worden. Die

deutschen Kolonisten genossen im allgemeinen Militär- und Steuerfreiheit, sie erhielten das brachliegende Land umsonst, bekamen ferner langbefristete Darlehen für Häuser- und Inventarankauf. Sie erhielten mit der Zeit auch das Zugeständnis der Selbstverwaltung auf nationaler und kirchlicher Grundlage; allerdings vergaß die moskowitische Regierung nach und nach auch diese Privilegien, aber die Ansiedler lebten bereits in so auskömmlichen Verhältnissen, daß sie dadurch nicht besonders bedrängt wurden. Im Iahre 1873, als die allgemeine Wehrpflicht in Rußland eingeführt wurde, nahm man ihnen auch das für „ewige Zeiten" zugesicherte Recht der Befreiung vom Militärdienst, aber aus echtdeutscher Dankbarkeit für die Wohltaten der einstmal loyalen russischen Regierung ertrugen auch dies die friedlichen deutschen Bauern, ohne zu murren. Und ohne größeren Widerstand zu leisten, ließen sie auch mit der Zeit die verhängnisvolle Russifizierung ihrer Schulen zu, wo der Unterricht in der deutschen Sprache durch deutsche Küster und Wanderlehrer zugunsten der russischen beschränkt wurde, nicht in der Ermangelung des nationalen Gefühls oder der verschwundenen Tradition, sondern lediglich in der Absicht, die sonst feindselige Obrigkeit nicht mehr zu reizen, die auf ihre völkische Eristenz durch scharfe Regierungsmaßnahmen abgezielt hat. Ter Deutschrnsse ist daher bloß, wie jeder Bauer, ein Utilitarist, ein prächtiger Naturrohstoff, aus dem man, — nach den Worten Friedrichs des Großen — bei geeigneter' Zucht ausgezeichnete Staatsbürger formen könnte.

Das Deutschrussentum in seiner Differenziertheit liefert mancherlei Typen von seltener Originalität, wunderbarer Spannkraft und merkwürdigem Anpassungsvermögen. Unter denen zeichnen sich die sog. „Wolga-Deutschen", deren Ansiedelungen etwa hundert Iahre älter sind, als die Wolhyniens, besonders aus. Die Zarin Katharina II. bot 1763 allen dorthin Auswandernden große „papierne" Vorteile und „Freiheiten". Trotzdem war die Lage der emsigen und biederen Siedler inmitten der halbwilden Kirgisen, raubgierigen Kalmücken, heidnischen Baschkiren eine nahezu verzweiflungsvolle. Infolge der späteren Einschränkung de>' Landlose auf 15 Desjätinen (Pacht), eine Fläche, die eine auskömmliche bäuerliche Eristenz nur so lange sichert, als noch freie Steppe für Viehhaltung und Heumahd zur Verfügung steht, entstand allmählich, ähnlich wie in Polen und Wolhynien, die Verarmung des Bauernstandes und Verwahrlosung der Sitten und germanischer Tradition. Die „Musterbauern", die als Kulturfaktoren in jenen elenden Gebieten gewertet wurden, mußten notgedrungen nach einem anderen wirtschaftlichen Neuland sich umschauen und fanden in Sibirien, in Flor, ein wild-östliches Dorado. Die Petersburger Regierung wollte aber auch dort kein kräftiges Bauernvolk entstehen lassen und schraubte die Preise der Ländereien in eine vernichtende Höhe. Dessenungeachtet wuchs im Wolgagebiete, wo die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse am primitivsten und ursprünglichsten waren, die Zahl der wanderfrohen Schwaben, Sachsen, Schlesier, Deutsch-Böhmen nnd Rheinländer im Laufe von ungefähr hundert Iahren auf etwa eine

halde Million. Ihrem wahren Germanentum, ihrer derben Geradheit und Ehrlich-
keit, ihrer Gottesfurcht und teutonischen Lebenskraft haben die schlechtgesinnten und
korrumpierten Tschinowniks am Petrograder Hofe ohne Unterlaß den Geheimkrieg
aufc Messer erklärt. Sie legten zuerst die blutgetränkte Art an die mustergültigen
deutschen Schulen, so daß die schwäbischen Kolonisten wohl „kerngesund", aber
in der Bildung „zurückgeblieben" sind. Nichtsdestoweniger blieben sie dem
Deutschtum nibelungentreu und bilden heute noch eine feste Wacht an der
Wolga . . . Trotz wirtschaftlichen Verfalles, infolge unglücklicher Einrichtungen
des Gemeindebesitzes, ist der Wolgadeutsche eine höchst markante Erscheinung.
Obgleich der schädliche Einfluß les synodalen Russizismus im Laufe der Iahr-
zehnte sich in Sprache und Sitte bemerkbar machte und schließlich auch allmählich
in das Leben jener deutschen, von der eigentlichen Heimat halbvergessenen Bauern
eingedrungen ist, so hat sich im allgemeinen doch die urdeutsche Natur als un-
ausrottbar erwiesen. Der Wolga-Kolonist spricht heute noch ein halbverständ-
liches Deutsch, und zwar hält er am heimischen, hessisch-banerischen Idiom fest,
obwohl seine Mundart von russischen Redeweisen und Provinzialwörtern geradezu
beladen ist.
In den letzten Iahren aber ist dieses Siedelungsgebiet schier unerträglich
geworden. Das deutsch-russische Element befindet sich gerade jetzt in einer
ernsten Krise. Die Hetze gegen sie als Fremdstämmige wird immer gefährlicher,
besonders da die Behörde, infolge des Kriegszustandes mit dem deutschen Mutter-
lande, ihnen die Autonomie der Gemeinden nahm und die Schnlen rücksichtslos zu
russifizieren sucht. Da diese arbeitsfrohe Bauernbevölkerung sich ungemein rasch
vermehrte, so war es für sie auch wichtig, daß die alten Bestimmungen für den
Neuerwerb von Ländereien aufrecht blieben, was aber nicht der Fall war. So
lam es schließlich zu einer anhaltenden Auswanderungsbemeoung, deren Z el
ml ist die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Kanada, Brasilien war, die sich
aber teilweise auch in das asiatische Zentralrußland, nach Sibirien und Turkestan,
wandte. Der Niedergang des deutsch-russischen Bauerntums wurde immer trost»
loser; der Unternehmende wandert gänzlich aus, andere minder Strebsame folgen
dem lockenden Rufe nach Sibirien, der Leichtlebige verlottert wieder im Alkohol-
grnuß und der Behagliche dagegen klammert sich an sein bisheriges Besitztum mit
echt germanischer Zähigkeit und Beharrlichkeit. Wohl kein Volk in der Welt hält
sich, infolge der inhumanen Behandlung seitens der „echt russischen Leute", so
ungern in seinem zweiten Vaterlande auf, wie die Deutschrufsen im Stockrußland.
U. Otto, der in einem Kriegsgefangenenlager die deutschen Kolonisten über ihre
writere bäuerliche Existenz und Zukunft nach dem Kriegsende befragte, erhielt
folgendeAuskünfte: Von 100 gefangenen Deutschrufsen haben 67 sich bereit erklärt',
aus Rußland auszuwandern, teils aus Gründen, die noch vor dem Kriege be-
standen, vor allem wegen einschränkenden Landmangels und der weiteren Unzu-
lässigkeit, das Grundeigentum zu vergrößern, teils aus Angst vor möglichen Ver-

folgungen seitens ihrer Kriegskameraden im russischen Hinterland. Einige äußerten den Willen, in Deutschland als landwirtschaftliche Arbeiter zu verbleiben, andere wieder zogen vor, nach Brasilien, Argentinien, Kalifornien oder gar nach Dster» reich auszuwandern. Etwa vierzig sträubten sich überhaupt, in die Fremde zu ziehen, indem sie hoffen, daß ihr Los nach dem Kriege unter dem Drucke des sieg- reichen Deutschlands sich mildern würde. Unter jenen, die nicht auswandern wollen, sind die Wolgadeutschen mit "/-, v. H. vertreten, das deutsche Bauerntum in Südrußland mit nur V; v. H., da dieses deutsch-russische Bevölkerungselement, trotz Wohlhabenheit und ihrer modernen kapitalistischen Entfaltung, unter dem russischen Industrialismus und imperialistischen Gelüsten viel zu leiden habe.

Diese Beweggründe waren es, daß die sonst wackeren Bauersleute zu Proletariern geworden sind und ihre Scholle verlassen. Mit dem Wanderstab und armseliger Habe zieht der verbannte deutsch'russische Kolonist nach Sibirien, nach diesem Paradies für Landhungerleidende. Über das rapide Auswanderungsfieber dieser Armen aus don deutschen Bauernstaaten auf russischer Steppe schreibt Dr. R. Low, daß in einem einzigen Iahre (1913) aus der Kolonie Grimm (Saratow) mit 13 0V<> Einwohnern nicht weniger als 200 Familien ausgewandert sind. Diese plötzliche Emigration knapp vor dem Kriege beweist zur Genüge, wie gar wenig die verfolgten Deutschrussen ihr „neues" Vaterland geliebt haben. Bisher ist die Hauptmasse des deutsch-russischen Elementes nach Nordamerika gegangen, und mit Bedauern muß man feststellen, daß Amerika immer noch auf diese Siedler eine ungeschwächte Anziehungskraft ausübt, obwohl die Verhältnisse dortselbst derzeit nicht mehr verlockend sind. Aus ehemaligen Landbesitzern werden sie im Lande der Aankees zu Industrialarbeitern und können ihre gewohnte bäuerliche Existenz . nicht fortsetzen, denn wer im letzten Iahrzehnt dahin ging, war froh, als einfacher Pächter Prärien- und Steppenluft zu atmen oder gar als simpler Taglöhner in den rauchumwölkten Schloten Bethlehems oder Milwaukees unterzukommen.

Unter dem beweglichen deutschen Element in Südrußland besteht seit ihrer Aus- wanderungssncht eine besondere Vorliebe für Philadelphia, wo den Emigranten lohnender Verdienst auf den Rübenfeldern zu winken schien. In verschiedenen Zeiten wurden Versuche mit der Ansiedelung in Südamerika gemacht. Nach Argentinien und Südbrasilien sind in dem letzten Iahrzehnt viele Deutschrussen gewandert, doch waren sie nicht so zufrieden wie in Nordamerika. Nach Dr. Löwe genauen und äußerst interessanten Angaben wurden in Argentinien die deutschen AnLwanderer aus allen Gauen des ungastlichen Rußlands auf dem sie heimatlich anmutenden Schwemmlande mit den unermeßlichen Weizenfeldern von den Groß- grundbesitzern durch sog. „Pareeriasystem" (Pacht gegen Anteil) ausgebeutet; in Rio Grande del Sol sahen sie sich zwar als unabhängige Landeigentümer, aber sie waren alsbald genötigt, ihr ganzes vererbtes, bäuerliches Glaubensbekenntnis zu wechseln. Statt der gewohnten Steppe mußten sie den bergigen Urwald lieben lernen. Den wolhnnischen Bauern gelang das Umlernen vielfach gar nicht oder

eist nach vielen Enttäuschungen. Auch nach Deutsch-Ostafrika fuhren Spuren.
Die Berichte der dahin ausgewanderten Ansiedler deutschen Stammes lauten nicht
besonders günstig.
Noch vor vielen Iahren, vor dem Kriege mit Deutschland, war die mosko»
witische Regierung bemüht, die überschüssige Kolonialbevölkerung in den ver»
schiedenen an Europa grenzenden Gouvernements Sibiriens unterzubringen. Die
Verlockung, mit geringen Auslagen viel Land zu erhalten, war anfänglich so groß,
daß ihr immer mehr Siedler unterlagen. Denn die russische Regierung, die
gesundblütige Bauern brauchte, bot in Sibirien große Ländereien an mit vielen
Vorrechten als Köder, und nach kurzem Besinnen bissen Heere von schwäbischen
Bauern aus dem Kaukasus und sächsischen Dorfleuten aus der Wolgagegend an
und zogen mit Kind und Weib nach dem unbekannten eisigen Osten. Ein gelobtes
Land winkte ihnen zu. Freilich, als der Krieg mit Deutschland ausbrach, ist über
das Schicksal dieses wertvollen Volkselementes ein Schleier der Ungewißheit und
des Geheimnisses verhängt worden. Ob die zwangsweise Liquidation, wie sie von
der russischen Regierung bei anderen Siedlungen angeordnet wurde, auch in
Sibirien zur Anwendung kam, ist unbekannt. Zwar berichtet uns A. Hermann in
einer interessanten Schilderung über ein seltsames Angebot Englands an diese
schwergeprüften Kolonisten, das noch im März 1916 erfolgt sein sollte. Auch dies-
mal spielte sich das perfide Albion als „Beschützerin der geknechteten, kleinen
Nationen" auf. In ihrer verzweifelten Lage kam den armen deutschen Siedlern,
vcn denen das mächtige Deutschland gar wenig wissen wollte, eine ganz uner»
wartete Hilfe von England selbst. Mittels kanadischer und englischer Auswande-
rungsbureaus warb man die verbannten Deutschrussen für eigene Zwecke nach
Kanada unter Vorspiegelung humaner Konzessionen verschiedener Art. Das eng-
lische Angebot, das aus Kriegsgründen dem verjagten deutschrussischen Bauern-
tum zur unentgeltlichen Überführung nach Kanada gemacht wurde, ist natürlich
weniger aus philanthropischen, als aus politischen und sozialökonomischen Motiven
hervorgegangen. Zunächst galt es, — meiner Ansicht nach — dem russischen
bedrängten Bundesgenossen in einer heiklen Frage einen platonischen Dienst zu
erweisen, indem man das Moskowitertum von diesen „unbequemen Germans" be-
freite. Andererseits wollten die „busineßdürstigen" Engländer für ihr überseeisches
Aekergebiet tüchtige Ansiedler von einer Zähigkeit und anerkannten Tüchtigkeit'
gewinnen, besonders da die kanadische Bauernbevölkerung durch die verlustreichen
Truppensendungen nach dem englischen Mutterlande viele arbeitstüchtige Männer
eingebüßt hat. Der reußische Bär sollte in seinen reinmoskowitischen Gefühlen
befriedigt werden, aber Mister Iack einen materiellen und bleibenden Vorteil von
dieser geschäftlichen Kalkulation haben . . .
Nach Beendigung des Krieges ist es zu wünschen und zu hoffen, daß die
deutsche Regierung Mittel und Wege finden wird, daß dieser hocheinzuschätzende
Bauernstamm, als Kulturträger im fernen Osten, dem reichsdeutschen Volks-

ganzen nicht verloren geht, sondern kerngesund, in germanischen Tugenden und teutonischer Spannkraft erhalten bleibt, damit er den bestehenden deutschen bäuerlichen Ansiedlungen die nationale Stärkung zuführen kann, die das überbevölkerte Mutterland zu geben nicht mehr imstande ist.

Arthur Dix:

Rumänien vor und nach dem Kriege.

Rumänien als politischer Begriff ist seit knapp sechzig Iahren in Wirksamkeit. In früheren Iahrhunderten waren die Moldau und die Walachei getrennte, selbständige Fürstentümer, die im Laufe des 17. Iahrhunderts, nach etwa drei Jahrhunderte langer Unabhängigkeit unter türkische Oberhoheit kamen. Die Türkei setzte albanische und griechische Statthalter ein und gab die Fürstentümer 1710 griechischen Gouverneuren sozusagen in Pacht.

Damals dehnte sich unter türkischer Herrschaft der kulturelle Einfluß der griechischen Sprache und Kirche über die ganze Balkanhalbinsel in solcher Weise aus, daß Europa beispielsweise von der Eristenz der Bulgaren kaum etwas wußte und die Balkanier in der Hauptsache als Griechen betrachtete. Die später einsetzenden Freiheitskäimpfe auf dem Balkan erschienen Europa demgemäß wesentlich als griechische Freiheitskämpfe, denen die lebhafteste Sympathie entgegengebracht wurde. Der eigentliche griechische Freiheitskampf, der im Iahre 1821 zum ersten Erfolge führte, brachte auch den Donaustaaten die Befreiung von der türkischen Oberhoheit. An ihre Stelle aber trat zunächst der vorherrschende russische Einfluß und sodann nach dem Krimkriege vorübergehend eine österreichische Okkupation. Noch einmal verfielen die Donau-Fürstentümer anf kurze Zeit der Tributpflichr gegenüber der Türkei, bis am 17. Februar 1859 ihre Vereinigung unter dem Fürsten Alerander Eusa erfolgte.

Die bedeutsamste politische Tat dieses Fürsten war sein Staatsstreich von l864, durch den er die rumänische Nationalversammlung auflöste und aus eigener Machtvollkommenheit eine durchgreifende Agrarreform erließ, die den rumänischen Bauern zum selbständigen Grundeigentümer machen sollte. Diese Reform fand den entschiedensten Widerstand der Bojaren, die ihre alte Latifundienherrschaft aufrecht erhalten wollten. Der Fürst wurde schließlich nach siebenjähriger Herrschaft zur Abdankung gezwungen. An seine Stelle wurde Prinz Karl von Hohenzollern als Fürst Carol I. gewählt.

Das Schicksal seines Vorgängers war für den neuen Fürsten von Anfang an eine Mahnung, die itm verhinderte, die wirtschaftlich'soziale Verfassung des

Landes in einer den Bojaren nicht genehmen Weise zu regeln. Wohl wurden im Laufe der langen Regierung Carols I. allerlei Reformen durchgeführt, die den Anschein der Gleichberechtigung der rumänischen Staatsbürger und steuerlicher Gerechtigkeit erweckten; in der Tat aber blieb die Macht bei den Großgrund-besitzern. Die breite Schicht der bäuerlichen Bevölkerung lebte in doppelter Ab-hängigkeit von den Latifundienbesitzern und von deren Generalpächtern. Sie konnte es zu keiner wirtschaftlichen Selbständigkeit bringen und befand sich dauernd in Wuchererhänden. Dieser Zustand der rumänischen Agrarverfassung ist in unseren Tagen von erheblicher Bedeutung geworden für die außenpolitischen Wege, die Rumänien eingeschlagen hat. Wir haben ihn also für die späteren Be-trachtungen im Auge zu behalten.

Bei seiner Gründung umfaßte das Fürstentum Rumänien nicht nur die alten Fürstentümer Moldau und Walachei, sondern auch das 1856 mit der Moldau ver-einigte Beßarabien. Im russisch'türkischen Kriege leistete Rumänien den Russen wertvolle und entscheidende Dienste, indem es ihnen nicht nur den Durchmarsch durch sein Gebiet gestattete, sondern bei schwieriger Lage auf den Schlachtfeldern am Balkan die Entscheidung zugunsten des russischen Heeres durch rumänische Waffenhilfe herbeiführte. Rußland aber erwies sich als ein gefährlicher Ver-bündeter: Es verlangte volle Unterordnung Rumäniens und lohnte dessen Waffen-hilfe schließlich damit, daß die russischen Truppen Beßarabien nicht wieder räumten. Das Land wurde mit Rußland vereinigt, und Rumänien erhielt zur Entschädigung die Dobrudscha, die fast gar nicht von Rumänen bewohnt war und keinen Ausgleich für das reiche Beßarabien bieten konnte.

Anfänglich betrachtete Rumänien die Dobrudscha als ziemlich wertlos. Es hat sich wirtschaftlich um sie im allgemeinen wenig bekümmert, und nur in den Städten stieg durch Beamtentum u. dergl. die rumänische Bevölkerungsziffer. Schließlich aber erhielt die Dobrudscha für Rumänien einen erheblichen verkehrs-politischen Wert, da sie Rumänien die Schaffung einer schnellen Verbindung zwischen Mitteleuropa und Konstantinopel ermöglichte. Den Weg hierzu wies die Senke zwischen Tschernavoda und Konstanz«. Die Donau wurde bei Dscherna' voda überbrückt und die Dobrudscha in Richtung auf Konstanza von einer Eisen« bahn durchquert — ein Bau, den übrigens dereinst der junge Moltke noch als un« lohnend betrachtet hatte. Durch regelmäßige Dampferverbindung zwischen Konstanza und Konstantinopel war durch diesen Brücken- und Eisenbahnbau die seinerzeit beste Verbindung zwischen Mitteleuropa und Konstantinopel hergestellt.

Im Iahre 1881 war Rumänien zum Königreich erhoben worden. Auf den äußeren Kulturfirnis pochend,,—den es sich mit romanischer Leichtigkeit angeeignet hatte —, fühlte es sich berufen als eine Vormacht gegenüber dem gesamten Balkan. Die eigentlich kulturelle Hebung des Landes ließ jedoch trotz des eifrigen Willens König Carols viel zu wünschen übrig. Die Bauernschaft verharrte in ihrer wirtschaftlich-sozialen Abhängigkeit, die auf dem Papier eingeführte all»

gemeine Volksbildung konnte in der Praris bei weitem nicht zur Durchführung gelangen. Sie war in der Zeit vor den Balkankriegen in Rumänien um ein Beträchtliches rückständiger als in dem viel jüngeren, benachbarten bulgarischen Staatswesen.

Am ersten Balkankrieg nahm Rumänien keinen aktiven Anteil; als dann aber die verbündeten Balkanstaaten an die Teilung der Beute gingen und es darüber zum zweiten Balkankriege kam, erhob Rumänien gegenüber Bulgarien Kvmpensationsansprüche, um dae Gleichgewicht der Balkanstaaten aufrecht zu erhalten, oder richtiger: um sich selbst eine Vormachtstellung gegenüber den vergrößerten Balkanstaaten zu sichern. Während das gesamte bulgarische Heer voll' auf beschäftigt war gegen Griechen, Serben und Türken, drang das rumänische Heer kampfloe über die Donau vor und bedrohte die Hauptstadt Sofia. Bul» garien sah sich zum Friedensschluß gezwungen und trat Rumänien seinen Dobrudscha-Anteil ab. Damit näherte sich die rumänische Grenze der Eisenbahnlinie Rustschuk—Varna, die hinfort ein Ziel rumänischen Strebens wurde.

Für Bulgarien war diese Amputation außerordentlich schmerzhaft; denn die in seinem Besitz gewesene Süd'Dobrudscha war ein fruchtbares und hinsichtlich der landwirtschaftlichen Technik verhältnismäßig hochstehendes Gebiet. Hier, wo verbessertes Ackergerät, auch die landwirtschaftliche Maschine zuerst ihren Einzug in Bulgarien gefunden, lebte eine ganze Reihe bulgarischer Millionenbauern. Es gab moderne Großmühlen, und der Handel von Varna zog seine Hauptkraft gerade aus diesem Gebiete. Begreiflich genug, daß der „Hühnerkrieg" — wie die Bulgaren den unblutigen Requisitionsfeldzug verächtlich nannten — einen tiefen Stachel hinterließ. Verfasser selbst mußte in der Zeit, als Bulgarien eben an der Seite Deutschlands in den Krieg eingetreten war, durch Rumänien und die Dobrudscha reisen und konnte sich in Rumänien von der Doppelzüngigkeit der Rumänen, nach Überschreiten der bulgarischen Grenze von dem tiefen Haß und Rachegefühl der Bulgaren überzeugen. Allgemein ging damals die bulgarische Ansicht dahin, daß man mit den Serben bald fertig sein werde, dann aber die Abrechnung mit den verhaßten Rumänen kommen müsse.

Wie war die rumänische Stellung bei und nach Ausbruch des Krieges?

Die Politik König Carols war geleitet worden durch die Erinnerung an den Raub, den das verbündete Rußland im Iahre 1878 gegenüber Rumänien begangen hatte. Die ganzen Festungsanlagen des Landes trugen deutlich das Gepräge des Verteidigungscharaktere gegenüber Rußland. Seit Iahren stand Rumänien in Militärkonvention mit Deutschland. Bei Ausbruch des Krieges war also im Grunde genommen ein Vierbund zwischen Deutschland, der Donaumonarchie, Italien und Rumänien vorhanden. Rumänien entzog sich aber ebenso wie Italien seinen Verpflichtungen und hielt sich gleich jenem zuerst neutral, war in Wahrheit durch die leitenden Politiker aber ebenso wie Italien schon nahe an die Gegenseite herangeführt.

Als König Carol in schweren Sorgen um die Zukunft seines Landes dahin-
gegangen, hatten unter seinem Nachfolger — der stark unter dem Einfluß seiner
englisch erzogenen Gattin stand — die am Ruder befindlichen Staatsmänner
leichteres Spiel. Es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß eine Abrede bestand,
der zufolge Italien und Rumänien gleichzeitig über die Donaumonarchie herfallen
sollten. Dadurch wäre das von Rußland damals hart bedrängte Österreich-Ungarn
in eine außerordentlich schwierige Lage gelangt. Allein dem diplomatischen
Geschick des Fürsten Bülow ist es zu verdanken, daß dieser Schlag von dem ver-
bündeten Donaureich abgehalten wurde, indem Fürst Bülow es verstand, Italien
durch Verhandlungen so lange hinzuziehen, bis die Lage an der Ostfront sich
wesentlich günstiger gestaltet hatte und die unter Mackensens Führung erfoch-
tenen Karpathensiege Rumänien bedenklich stimmen mußten. Da die starke
deutsch-österreichische Heeresmacht unter Mackensen in der Flanke Rumäniens
versammelt war und siegreich vordrang, glaubte Rumänien zu der Zeit, a?S
Italien den Krieg begann, das Wagnis eines gleichzeitigen Loeschlagens nicht
übernehmen zu können. Wenn es dann späterhin doch noch offen auf die Entente»
seite trat, so ist das nicht nur den intensiven Treibereien der Entente und den
nunmehr in der Dynastie herrschenden Einflüssen zuzuschreiben, sondern teilweise
auch auf innerpolitische Gründe zurückzuführen:

Wollte Rumänien eine Eroberungspolitik treiben, ‚so hatte es unter ethno-^
graphischen Vesichtspunkten die Wahl zwischen Rückeroberung Beßarabiens und
Eroberung der rumänischen Gebiete Ungarns. Innerpolitisch betrachtet, hatten
diejenigen Parteien, die am meisten zu Deutschland hielten, auf den deutschen
Sieg und den Vorteil Rumäniens an der Seite Deutschlands bauten, nur einen
sehr geringen Boden, weil es die Großgrundbesitzerpartei war, die sich der Agrar-
reform und der steuerpolitischen Gerechtigkeit hartnäckig widersetzt hatte. Die am
Ruder befindliche Partei hinwiederum befürchtete von einer Einverleibung Beß-
arabiens mit seinem ausgedehnten Großgrundbesitz die Stärkung des konservativen
Elements, während sie vom Krieg gegen Ungarn die Heimführung mehr bäuer-
lichen Besitzes erwartete, der den Getreidespeknlanten von Bukarest ein will-
kommenes Bewuchernngsobjekt zu werden versprach.

So kam es denn schließlich zum rumämischen Vormarsch über die Karpathen,
der nach kurzem Siegeszug gegen das überraschte Ungarn zu dem schweren Rück-
schlag: Besetzung der ganzen Walachei und Dobrudscha und eines Teiles der
Moldau durch die verbündeten Heere, führte.

Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß die im rumänischen Besitz
verbliebene Moldau die Schrecken des Krieges in viel stärkerem Maße durch-
gemacht hat als die rasch eroberte Walachei. Nur wo die englische Zerstörungs-
kommission ihren rücksichtslosen Vernichtungskrieg gegen wertvollste Bestandteile
der rumänischen Volkswirtschaft geführt hatte, nm zu verhindern, daß rumänisches

Erdöl die deurschen U-Boote und Flugzeuge speiste, war auch das Gebiet der Walachei von schweren Schäden betroffen; überall aber, wo die deutschen Heere vordrangen, haben sie das Land nicht nur geschont—soweit es mit den militärischen Rücksichten irgend vereinbar war — sondern unverzüglich auch den wirtschaftlichen Wiederaufbau betrieben.
Aus den Händen des Wirtschaftsstabes der deutschen Militärverwaltung geht das besetzte Rumänien wirtschaftlich wertvoller hervor, als es vordem gewesen: Auf den Olfeldern herrscht trotz aller britischen Zerstörungskunst wieder volle Produktion. Diele Ölquellen sind neu erbohrt. Die landwirtschaftliche Erzeugung ist gesteigert worden, insbesondere sind hochwertige Ol- und Industriepflanzen unter deutscher Anleitung in weit größerem Maße angebaut als zuvor. Der Anbau von Weizen und Mais wurde planmäßig gefördert durch Steigerung der Abnahmexreise, die nicht den Spekulanten und Wucherern, sondern den Bauern unmittelbar bezahlt wurden. Dadurch hat die deutsche Militärverwaltung den Grund gelegt zur künftigen Möglichkeit wirtschaftlich-sozialen Aufschwungs der rumänischen Bauernschaft. Obst-, Gemüse», Vieh- und Fischverwertung, die bis dahin ziemlich im argen lagen, sind gleichfalls durch die deutsche Militärverwaltung planmäßig in größestem Stile entwickelt worden. Kurzum: die besetzten Gebiete erfuhren eine Fülle wertvollster und nachwirkender Anregungen.
Am 7. Mai 1918 wurde der Frieden von Bukarest unterzeichnet, der allerdings noch kein endgültiges Bild von der künftigen Gestaltung der Landkarte Rumäniens gibt. Denn als das geschlagene Rumänien in die Friedensverhandlungen mit den Mächten des Vierbundes eintrat, war ihm durch den Zerfall Rußlands und die Vorgänge in der russischen Nachbarschaft noch Gelegenheit geboten norden, seine Kriegsziele zu verändern und den alten beßarabischen Wünschen naehzugehen. In welchem Umfange Beßarabien wieder zu Rumänien fallen wird^ hängt noch von dem Abschluß der ukrainisch'rumänischen Verhandlungen ab.
Der Frieden von Bukarest hat Rumänien zunächst territoriale Einbuße auferlegt, die voraussichtlich aber durch beßarabischen Gewinn vollauf wettgemacht werden wird.
Rumänien hat aufgehört, zu den Balkanstaaten zu zählen, da es die gesamte Dobrudscha bis zum St. Georgs-Arm, dem südlichsten der Donaumündungsarme, abtreten mußte. Der südliche Teil der Dobrudscha bis nahe an die Linie Konstanza—Tschernavoda heran ist sofort bedingungslos an Bulgarien gefallen. Der nördliche Teil untersteht vorläufig der Gemeinherrschaft der Vierbundmächte, da einerseits noch Fragen der künftigen Verkehrsregelung der Strecke Tschernavoda—Konstanza zu lösen, anderseits türkisch'bulgarische Verhandlungen zu erledigen sind. Rumänien bleibt der Donauweg zum Schwarzen Meer, und es gewinnt dazu voraussichtlich auch einen beßarabischen Küstenstreifen.
Auf der Landseite hat Rumänien nicht unbeträchtliche Karpathenoebiete an Ungarn abtreten müssen, um diesem eine Gewähr gegen künftige Überfälle zu

geben. An der Donau ist die ungarische Grenze bis nahe an den Hafen Turn-Severin herangeschoben, ferner sind alle Karpathenpässe mit Vorland an Ungarn gefallen, und endlich ist an der Grenze der Bukowina eine ziemlich weit aus-greifende Grenzberichtigung zur Sicherung dieses Landes vollzogen worden. Die unmittelbaren Nachbarn Rumäniens, Bulgarien und Ungarn, haben somit teils wirtschaftlich, teils strategisch wertvollen Landerwerb auf Rumäniens Kosten voll-zogen. Deutschland, das den Hauptanteil an der Besiegung Rumäniens gehabt, beschränkte sich auf die Sicherstellung wirtschaftlicher Vorteile in einer Form, dic dem rumänischen Staate selbst keinen Nachteil, sondern sogar finanziellen Gewinn verspricht.

Im eigentlichen Friedensvertrag sind neben den schon erwähnten Gebiets-abtretungen die verkehrspolitischen Bestimmungen von besonderem Belang. Sie erstrecken sich insbesondere auf die Regelung der Donau-Schiffahrt. Bis zum Kriege unterstand die Donaumündung von Braila an der europäischen Donau» Kommission, in der seit dem Frieden von 1856 das Deutsche Reich, Frankreich, Großbritannien, Italien, Ssterreich-Ungarn, Rußland, die Türkei und Rumänien vertreten waren. Diese Zusammensetzung der Donau-Kommission hatte keine Ver-änderung erfahren, als Bulgarien als Donau-Anlieger zum selbständigen Könige reich geworden war. Wichtigste Angelegenheiten des Donaumündungs'Verkehre unterstanden also der Entscheidung von Ländern, die territorial am Donaugebier gar nicht interessiert waren, wogegen Bulgarien als Donau-Anlieger nicht mitzu-sprechen hatte. Der Frieden von Bukarest beseitigte die europäische Donau»Kom-mission und setzte an ihr? Stelle eine Donaumündungs-Kommission, die nur aus Vertretern von Staaten bestehen soll, die an der Donau und an der Küste des Schwarzen Meeres gelegen sind. Demnach verbleiben in der Donaumündungs-Kommission Deutschland, Dsterreich-Ungarn, Rumänien und die Türkei. An die Stelle Rußlands dürfte in der Kommission die Ukraine treten. Bulgarien bat endlich den ihm gebührenden Platz erhalten.

Rumänien ist nicht nur verpflichtet, den Schiffen der Vierbundmächte freien Verkehr anf dem rumänischen Teil der Donau in jedem Hinblick zu gewähren — es hat Deutschland und Österreich-Ungarn auch noch besondere Hafen' und Werftrechte eingeräumt. Ferner haben Deutschland, Dsterreich-Ungarn, Bul-garien, die Türkei und Rumänien das Recht, auf der Donau Kriegeschi'fe zu halten, die stromabwärts bis zum Meer, stromaufwärts bis zur oberen Grenze d's eigenen Staatsgebietes fahren dürfen. Außerdem hat jede in der Donau-mündungs-Kommission vertretene Macht das Recht, je zwei Kriegsschiffe als Stationsschiffe an der Donanmündung zu halten, die stromaufwärts bis Braila Aufenthalt nehmen dürfen.

Weitere verkehrspolitische Beziehungen sind durch Sonderverträge der ein-zelnen Vierbundstaaten mit Rumänien geregelt worden. So soll Rumänien der Verkehr nach Konstanza sickergestellt werden, und es sott ferner eine unmittelbare

Verbindung zwischen Rumänien und der Küste des Ägäischen Meeres geschaffen werden, indem Rumänien gegenüber Bulgarien in den Bau einer neuen Donau-brücke eingewilligt hat, mit deren Hilfe Bulgarien rumänischen Durchgangsverkehr nach der Ägäischen Küste an sich ziehen kann.

Deutschland hat sich das Recht der Kabellegung in der Donau und darüber hinaus gesichert. Ferner — im Zusammenhang mit dem wichtigen deutsch-rumä» nischen Petroleum-Abkommen — das Recht der Röhrenleitung von Erdöl. Früher gingen die Leitungen aus den Ölfeldern über die Tschernavodabrücke nach Kon-stanza. Der Wirtschastsstab der deutschen Militärverwaltung hat nach Wieder-erschließung der Ölfelder diese Leitung umgelegt nach Giurgiu und dem rumä-nischen Erdöl dadurch den Weg donauaufwärts an Stelle des alten Weges über das Schwarze Meer gewiesen. Für die Zukunft ist eine Röhrenleitung auch un-mittelbar nach dem nächstgelegenen Punkt der deutschen Grenze bei Oderberg ins Auge gefaßt.

Die wirtschaftspolitischen Vereinbarungen zwischen Deutschland und Rumänien gehen dahin, daß Deutschland sich für die Zeit der Kriegs- und Über-gangswirtschaft die Lieferung der rumänischen Überschüsse an Landeserzeugnisien und für einen längeren Zeitraum die maßgebende Stelle in der Ausbeute der rumänischen Ölfelder gesichert hat. Das Petroleum'Abkommen gilt zunächst für dreißig Iahre, erstreckt sich auf deutsches Verlangen aber automatisch bis auf einen Zeitraum von neunzig Iahren. Das Monopol der Erdölgewinnung in Rumänien wird von Deutschland in Gemeinschaft mit Österreich-Ungarn durch eine Ländereien-Pacht-Gesellschaft m. b. H. ausgeübt.

Zu diesem Gewinnungs-Monopol tritt ein Handels-Monopol, das der rumänische Staat einrichtet und dessen Ausübung er einer deutsch'österreichisch-ungarrschen Handels-Monopol-Gesellschaft überträgt.

Durch Gewinnanteil und AuSfuhrabgabe ist der rumänische Staat an dem Petroleumgeschäft interessiert, so daß er in dieser Ordnung der Dinge seinerseits eine gute und sichere Finanzquelle finden wird.

Die Ergiebigkeit der rumänischen Llfelder ist groß genug, um Deutschland vrn den amerikanischen Petroleumlieferungen unabhängig zu machen. Wenn auch einerseits der Bedarf von Erdölerzeugnissen, insbesondere von Motoröl, nach dem Kriege sicher beträchtlich größer sein wird als vor dem Kriege, so dürfte doch anderseits der Bedarf an Leuchtöl infolge zunehmender Verwendung von Gas und Elektrizität und chemisch-technisch verbesserter Nutzung der deutschen KohlenschäHe sich beträchtlich verringern, und schließlich könnte zur Ergänzung der rumänischen Llvorräte zurückgegriffen werden auf die südrnssischen und kaukasischen, so daß das Gesamtgebiet der Randländer des Schwarzen Meeres unter allen Umständen Deutschland von jedem Bezug amerikanischen Petroleums unabhängig machen kann.

Der Frieden von Bukarest gehört überhaupt mit hinein in jene Folgeerscheinungen des Krieges, die das deutsche Wirtschafts- und Verkehrsinteresse an den weiten Randgebieten des Schwarzen Meeres wesentlich beleben. Die Arbeiten des Wirtschaftsstabes der deutschen Militärverwaltung in Rumänien aus der Besetzungszeit werden in dieser Richtung nachwirken. Wir haben genauen Einblick gewonnen in die wirtschaftlichen Bodenschätze Rumäniens und die wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten des Landes. Wir haben seine Produktion «fördernd beeinflußt und die unmittelbaren Wirtschaftsbeziehungen zu ihm eng geknüpft. Wir werden hier wie in anderen Randgebieten des Schwarzen Meeres künftig einen beträchtlichen Vorsprung vor anderen Ländern haben, die bis zum Kriege in engeren Handelsbeziehungen zu jenen Gebieten standen. Wir haben Interesse genommen auch für die Hebung der Verkehrsverhältnisse in Rumänien, für die Steigerung des Donauverkehrs und des Durchgangsverkehrs nach dem Schwarzen Meer. Unser Anteil an der Regelung der Donaumündungs-Angelegenheiten ist gehoben.

Rumänien, das sich im Verlaufe des Krieges von den Mittelmächten <rb» gewandt hatte, ist näher als zuvor an Mitteleuropa herangeführt worden. Es steht in Zukunft einerseits nicht wieder unter dem Alpdruck russischer Bedrohung, ist anderseits nicht mehr im Besitz der strategischen Möglichkeiten, gegenüber dem ungarischen Nachbarlande eine Eroberungspolitik zu verfolgen. Der Frieden von Bukarest gibt Mitteleuropa insgesamt eine klare Ausdehnung bis zur Donaumündung.

Etwaige Revanchepläne nach der bulgarischen Seite zu verfolgen, ist Rumänien dadurch erschwert, daß es auf der ganzen Linie über die Donau zurück» gedrängt ist und dadurch gegenüber Bulgarien eine scharf und sicher umrissene Grenze erhalten hat, jenseits deren es keinen ethnographisch begründeten Anspruch erheben kann, sondern lediglich in friedlicher Verständigung seine natürlichen verkehrspolitischen Interessen im Hinblick auf den Weg über Konstanza zu verfolgen haben wird. Auch der neue Weg über die Donau zur ägäischen Küste schafft eine verkehrspolitische Interessenverknüpfung zwischen den beiden Anliegerstaaten der unteren Donau.

Der Rückzug Rumäniens auf das linke Donauufer nimmt ihm endlich den Charakter eines Balkanswates und gewährleistet Bulgarien den früher von Rumänien erhobenen Anspruch auf die Rolle einer Balkan-Vormacht.

Die Neugestaltung der politischen Lage nnd die vertragsmäßige Verengerung der wirtschaftlichen Beziehungen vereinheitlicht das Bild Mitteleuropas bis ?ur Drnaumündung nnd trägt zugleich bei zur Klärung der Verhältnisse anf dem Balkan.

Die Memoiren des CorneliS de Wirr
A. v. Wicke
Dr. A. von Wilke.
Die Memoiren des CorneliS de Witt.

Stille herrscht zur Zeit auf dem französischen Büchermarkt. Die jüngeren Auroren kämpfen im Schützengraben oder dienen der Tagespresse. Von den älteren halten sich manche schweigend abseits: sie verstehen die Welt nicht mehr. An den wichtigsten Vorbedingungen des Büchermarktes, den „minieres pie' mierö»", den Rohstoffen, herrscht Mangel.

So verebbt auch die Memoirenliteratur, die in Frankreich sonst üppiger gedieh als anderswo, fast ganz und gar. Die Gegenwart hält die Geister se' stark in ihrem Bann, die Zukunft birgt in ihrem Schoß so viel beklemmende Ungewißheit, daß den Wenigsten der Sinn danach gerichtet ist, sich beschaulich in die Vergangenheit zurückzuversetzen.

Fast möchte man es daher ein Wagnis nennen, wenn jetzt, mitten im Kriegelärm, die „Erinnerunge n" erscheinen, die Cornelis de Witt unter dem Titel ,,^li> fuini>K». 5mivenii'5«. 1848—1889" aufgezeichnet hat, und aus denen es uns wie der ferne Widerhall längst verrauschter Kämpfe ins Ohr klingt.

Cornelis de Witt: der Name sagt uns Deutschen nichts. Und in der Tat, sein Träger hat niemals in vorderster Reihe gestanden, wenn sich begab, woraus Geschichte wird. Doch als ein Enkel von Francis Guizot, der die Politik des Vürgerkönigtnms Ludwig Philipps bis zu dessen Sturze durch die Revolution von 1848 lenkte, atmete Cornelis de Witt von Iugend auf eine Luft, die von politischen Zuströmungen erfüllt war. Als Vertrauter des Enkels Ludwig Philipps, des Grafen von Paris, gehörte er später, in seinen Mannesjahren, zu denen, die sich, in Wort und Schrift, bemühten, dem Hanse Bourbon-Orl^ans die Rückkehr auf den Thron zu bahnen.

Die Gestalt Francis Guizets überragt diese Erinnerungen. Nicht mehr die Gestalt des machtvollen Staatsmannes. Vielmehr die Gestalt des Historikers, der sich, von den Gesehäften ausgeschaltet, der Niederschrift seiner Geschichte Frankreichs zuwandte, und dem die Vorsehung es beschied, noch das ganze zweite Kaiserreich und die „Invasion" zu erleben. Die Gestalt des Patriarchen, um den sich in seinem Landhause Val Richer, im Calvados, nicht weit von der Meeresküste, Kinder und Enkel scharten. Er war das anerkannte, verehrte Oberhaupt eines Geschlechtes, in das der Tod manche Lücke riß, aber auch immer neue, lebendige Hoffnungen ihren Einzug hielten.

Es waren protestantische Geschlechter, sowohl das der Guizot, wie das der aus Holland stammenden de Witt. Ihre rationelle, von allem Übersinnlichen völlig freie Weise, die Dinge zu betrachten, hätte dem Boden katholischer Weltanschauung nicht entsprießen können. So klar und nüchtern wie Guizot hat vielleicht kein

einziger anderer Franzose jemals erkannt, wie verhängnisvoll die angeborene
französische Neigung werden kann, die Tatsachen, statt in ihrem wahren Lichte,
in der Beleuchtung vorgefaßter Meinungen und leidenschaftlicher Wünsche an'
zuschauen. Guizot verleugnet, so berichtet sein Enkel, die Verstandeskühle auch
nicht, als im Iuli 1870 die spanische Thronkandidatur des Erbprinzen Leopold
von Hohenzollern von den Ministern Napoleons Hl. benutzt wird, um die natio-
nale Eitelkeit der Franzosen zu befriedigen und den Versuch einer Demütigung
Preußens zu unternehmen. Zunächst hält es Guizot für unmöglich, daß die
spanische Thronfolgefrage einen Kriegsgrund oder auch nur einen Kriegsvorwand
zu liefern vermöchte. Da seine Zuversicht sich als trügerisch erweist, schreibt er
seinem Enkel:

„Ich bin traurig und angewidert. Angewidert durch Regierung und Volk. Eine von Spanien
offiziell gewünschte Kandidatur mißfällt uns. Wir lassen dies Preußen, die Beschützerin des Kan-
didaten, wissen. Darauf zieht der Kandidat seine Kandidatur zurück. Spanien nimmt die Zurück-
ziehung an. Wir begnügen uns damit nicht, sondern fordern von der Schutzmacht, sie solle die
Kandidatur für alle Zukunft verbieten, nnd erst auf dieses unüberlegte Verlangen hin bricht der
Schutzherr — pstron" — die Verhandlungen ab, läßt es ans den >trieg ankommen!"

Zwar setzt Guizot hinzu:

»Auf den Schuloteil des Herrn von Bismarck fällt hinterlistige IlnanfrichtigKit"

indes fährt er fort:

«Ter Schuldteil der französischen Reqiermig besteht in Leichtfertigkeit wahrend des Verlaufes
und in unnötiger Arroganz zum Beschluß der Angelegenheit."

Diese von Guizot am 17. Iuli 1870 geschriebenen Sätze sind wertvoll, weit
darin das Märchen, Preußen habe Frankreich zum Kriege gereizt, wenn auch
nicht vollständig von der Hand gewiesen, so doch wesentlich eingeschränkt wird.
Die Sorge um Frankreichs Schicksal lastete schwer auf Guizots Herzen. Noch im
Dezember 1873 eröffnete er, 8Kjährig, eine Iubiläumstagung de^ „Km'i^lF ttes
.^nti'juniles Xni m.ineli«" mit einer Ansprache, Inder er ausrief: „Frankreich
besitzt die Fähigkeit der Wiedergeburt. Wiegen wir uns jedoch nicht in Illu-
sionen, hegen wir nur Hoffnungen. Illusionen führen die Völker zum Untergang,
Hoffnungen retten sie."

Vergebliche Mahnung! Ietzt, im blutigen Weltkriege, büßt es Frankreich,
daß es sich von Illusionen blenden ließ.

Einige Stunden nur vor seinem Tode sagte Guizot von Frankreich:

„. . . ein Land, dem schwer zu dienen ist. Es ist unbeständig und seiner selbst nicht sicher!"

Unbeirrt erwarteten Guizots Söhne, Guizots Enkel Frankreichs Heil von
einer Wiederherstellung des Königtums. So schloß Cornelis de Witt sich eng dem
Grafen von Paris an, in dem sich seit dem Tode des Grafen von Chambord die
Thronansprüche beider Linien des Hauses Bourbon vereinigten. Entschluß und
Tatkraft, deren er bedurft hätte, um sriu Prätendententum zur Erfüllung zu
bringen, waren dem Grafen von Paris freilich nicht eigen. Er wollte überzeugen,

nicht erobern, und schrieb 1887 an Cornelis de Witt: man müsse den Wunsch nach der Monarchie fördern durch Hinweis darauf, was sie sein und was sie nicht sein werde. — Ein ebenso unbestimmtes wie kraftloses Programm.

Das überraschende Auftreten des Generals Boulanger auf der politischen Schaubühne erfüllte die Royalisten mit frischer Zuversicht. Als Kriegsminister, an der Spitze des Heeres, verstand er es, seine Person geräuschvoll in Szene zu setzen und sich die Anhänglichkeit des gemeinen Mannes zu erwerben. Cornelis de Witt notiert:

„Bei seinen Besichtigungen hielt er sich am längsten in deu Küchen auf, und mochte er die Kasernenstubeu oder die Übungsplätze inspizieren, so hatte er die Gabe, in seine Fragen und Bemerkungen viel Wohlwollen und Gutmütigkeit zu legen. Mai, nannte ihn den Soldatengeneral. . . Er gebot über eine gute Hnltuiy. saß elegant zu Pferd imd grüßte mit weitausholender Geste. Man erzählte, er habe ein empfindsameres Herz, als einem verheirateten Manne ziemt; ein Grund mehr zum Erfolg für ihn in gewissen Kreisen."

Die Salons rissen sich um Boulanger, der an der Tafel der Herzoginnen und Marquisen des Faubourg Saint-Germain offen von der Notwendigkeit einer Staatsumwälzung sprach. Alle Gegner der Republik sammelten sich um ihn. Der Graf von Paris indes wies seinen getreuen de Witt an, jeden Schein der Gemeinsamkeit mit dem ehrgeizigen General zu vermeiden und lieber eine erhöhte Propaganda durch — öffentliche Vorträge einzurichten.

Man weiß, wie kläglich der Boulangismus endete. Als die Stunde seines Triumphes gekommen zu sein schien, eine ansehnliche Zahl von Wählern sich für ihn entschieden hatte, ließ Boulanger seine Anhänger im Stich. Cornelis de Witt schreibt:

„An allen Ecken bildeten sich Banden, um dcm neuen Volksvertreter zuzujubeln, der sein Hauptquartier im Cafö Durand, am Madeleine-Platz, aufgeschlagen hatte. In die Vivats der vorüberziehenden Wähler mischte sich der Ruf: Nach dem Elysöe! Alle Polizeitruppen, die Schuvleute und die Republikanische Garde, waren entschlossen, sich dem General anzuschließen. Tie Minister hatten vorsichtshalber ihre Koffer gevackt . . . Man wartete nur auf ein Signal zum Triumphzuge . . ."

Das Signal ward nicht gegeben: >

„Während die Menge aufgeregt und ungeduldig die Boulevards auf und nieder zog, hatte der Sieger des Taqes sein Komitee, seine Wähler, seine Leibwache im Stich gelassen, um durch eine Hintertür zu entweichen und zu seiner Geliebten zu eilen. Am nächsten Morgen war die Ernüchterung allgemein, die Gelegenheit verpaßt und der Zauber verflogen."

Mit einer melancholischen Betrachtung brechen die Erinnerungen von Cornelis de Witt ab:

»Nun sind, wie ihr verehrnngswürdiger Führer, der Graf von Paris, alle Apostel der von ihm erstrebten demokratischen, modernen Monarchie tot, — tot auch, auf den Schlachtfeldern de« Weltkrieges gefallen, die Iungen, die unsere Hoffnung waren und unsere Freude."

Und Cornelis de Witt hat den Mut, es auszusprechen, daß der Ruhmeslorbeer, der sich im Weltkriege um die Fahnen Frankreichs gerankt hat, groß genug ist, — so groß, daß man sie nur noch mit Friedenskränzen umwinden sollte.

Dr. Willy Berthold:

Zur Behandlung der Nichtwühlerstimmen.

Bei allen Verhandlungen über das allgemeine und gleiche Wahlrecht wird viel nach Mitteln gesucht, um alle Wähler zur Urne zu bringen. Man glaubt dadurch die Herrschaft einer einzigen Partei verhindern zu können. Auch die Wahlrechtskommission des preußischen Abgeordnetenhauses hat sich eingehend mit der Frage befaßt und sich trotz gegenteiliger Stellungnahme der Regierung grundsätzlich zur Wahlpflicht bekannt. Mir erscheint diese nicht geeignet, den beabsichtigten Zweck zu erfüllen. Für unannehmbar erachte ich ferner einen Vorschlag von Karl Kellermann in der Zeitschrift „Das neue Deutschland";
nämlich die Stimmen aller derjenigen, welche sich nicht veranlaßt sehen, zur Wahlurne zu schreiten, ohne weiteres den Konservativen zuzuzählen, da das Abseitsstehen doch beweise, daß sie mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden sind und deren Erhaltung wünschen. Kellermann meint, eine solche Maßregel werde ein starker Erwecker einer moralischen Wahlpflicht sein, freilich auch den Wahlkampf ungemein steigern. Obschon ihm in gewissem Umfange beizupflichten ist, ist doch die einseitige Begünstigung einer einzigen Partei durch das Gesetz verfehlt.
Meines Erachtens müssen bei jedem Lösungsversuch die zweifellos erheblichen Erfahrungen unserer Regierungen und der ihnen unterstellten Behörden ohne unmittelbare Beeinflussung des Wählers den Wahlen dienstbar gemacht werden, in deren Ergebnissen sie jetzt nicht im geringsten zum Ausdrucke kommen.
Erfolgversprechend erscheint mir darum folgender Gedanke: Von Gesetzes wegen die Verfügung über die Nicht wählerstimmen der Regierung zu übertragen, damit diese sie zugunsten dereinen oder anderen Partei bzw. deren Kandidaten in die Wagschale werfen kann.
Dieser Vorschlag, den ich in eimm Eingesandt an „Das neue Deutschland" in Heft 13 vom 4. April 1918 nnter der Überschrift „Statt Wahlpflicht, Verfügung der Regierung über die Nichtwählerstimmen" kurz erörtert babe, unterscheidet sich wesentlich von den beiden anderen, die Pfarrer Hans Müller in Heft 17 vom 1. Iuni 1918 des „Neuen Deutschland" und ein Prof, I>>'. Sck. in Nr. 14 des 77. Iahrg. der „Grenzboten" vom 5. April 1918 unter der Spitzmarke „Parteilose Wählerstimmen" gemacht haben. Sie, zumal Sch. empfeblen, der Bundesrat müsse für je 100 000 Nichtwähler einen Abgeordneten bestimmen, ohne dabei an irgend eine Person oder Partei gebunden zu sein. Ich würde eine solche Maßnahme nicht für glücklich erachten, weil der Reichstag ein reines Wahlparlament ist und weil bei der Ernennung dieser Abgeordneten die Wähler gänz-

lich ausgeschaltet würden. Außerdem würde dann die Zahl der Reichstagomit'
glieder ständigen Schwankungen ausgesetzt sein. Würden z. B. das eine Mal von
14'/° Millionen Wahlberechtigten 14 Millionen wählen, so wären bloß fünf
Abgeordnete zu ernennen; wenn aber nur 4'/-' Millionen zur Urne schritten, 105.
Ein Parlament mit zufällig wechselnder Mitgliederzahl ist jedoch ein Unding.
Durch meinen Vorschlag würde allerdings die Macht der jeweiligen Re-
gierung gewaltig erhöht, und zwar je mehr, je stärker die Partei der sog. Nicht'
Wähler ist. Bei den letzten Reichstagswahlen im Iahre 1912 wurden im ganzen
Reiche rund 14 442 000 Wahlberechtigte gezählt. Von diesen übten trotz lebhafter
Agitation 2 235 000 ihr Wahlrecht nicht aus, 12 207 000, also 84 Prozent, gaben
ihren Zettel ab. Die größeren Parteien vereinigten davon auf sich folgende
Stimmenzahlen: Sozialdemokraten 4 250 000, das Zentrum 1 991000, dir
Rechtsstehenden (Konservative, Reichspartei, Wirtschaftliche Vereinigung usw.)
1933 000, die Nationalliberalen 1 723 000, die Fortschrittliche Volkspartei
1 506 000.

In der Praris sind drei Anwendungsmöglichkeiten meines Vorschlages
denkbar.

1. Bei der Verteilung der Parlamentssitze nach dem Verhältnisse der i m
ganzen Reiche auf die einzelnen Parteien abgegebenen Stimmen müßte die
Zuwachserklärung an eine einzige Partei erfolgen und diese
würde den ganzen Nutzen davontragen. Hätte demnach die deutsche Reichs-
regierung 1912 den Anschluß der 2 235 000 Nichtwählerstimmen an die Kon-
servativen oder Nationalliberalen erklärt, so würden bei Auswerfung der
397 Mandate in dem einen Falle den Konservativen 4168 000 und in dem
anderen den Nationalliberalen 3 957 000 Stimmen zugute kommen. Voraus-
setzung für diese Art der Regelung ist aber einmal, daß unsere politischen Parteien
auch staatsrechtlich ihre Anerkennung fänden; denn bisher genießen sie diese nur
in der Form von „Fraktionen" in den Geschäftsordnungen unserer Parlamente.
Ferner müßten die Mitglieder der Regierung geschlossen einer einzigen Partei
angehören. Das ist jedoch bisher weder bei den Beamtenministerien der Fall
gewesen, noch wird es je bei einer deutschen Parlamentsregierung eintreten. Es
würde sonst bei der Wahl die Entscheidung für die eine oder die andere Partei
die schwierigsten Kämpfe im Schöße des Ministeriums hervorrufen, es wahr-
scheinlich gänzlich spalten und ein gedeihliches Zusammenarbeiten verhindern.

2. Darum dürfte bei uns — abgesehen von anderen Gründen — die Regelung
mehr in dem Sinne angebracht sein, daß dieZuzählung in jedem ein-
zelnen Wahlkreise erfolgt. Die Erklärung der Regierung könnte nun
entweder "or der Hauptwahl, oder erst vor der Stichwahl abgegeben werden.
Äußert sich die Regierung schon vor der Hauptwahl, so würde ihre
Erklärung sich stets dann als belanglos herausstellen, wenn mehr als die Hälfte

der Wahlberechtigten sich für einen anderen Kandidaten ausspricht. Z. B. im
1. Wahlkreise haben vier Parteien die Kandidaten R, <I? und I> aufgestellt.
Von den «0 000 Wahlberechtigten haben 31 000 den .V gewählt und je 8000
den 15, l' und >>; 5000 haben sich der Stimme enthalten. Diese 5000 würden
weder dem Ii, <' oder I> zum Siege verholfen haben; denn ^ ist von mehr als
der Hälfte aller Wahlberechtigten gewählt worden. Hätte jedoch nur 26 000
erhalten — demnach 10 000 Nichtwähler — so wäre er nach den jetzt geltenden
Bestimmungen mit absoluter Mehrheit der Wähler ebenfalls Abgeordneter ge-
worden. Würde sich bei Bestehen der Regierungsverfügung die Regierung vor
der Hauptwahl für K erklären können, so würden diesem die 10 000 Nicht-
wählerstimmen zufallen und er käme dann mit in die Stichwahl. Wäre ^
von der Regierung gekürt worden, so wäre er natürlich der Sieger geblieben,
und zwar bereits in der Hauptwahl. Die Folge dieser Maßnahme würde es s?in,
daß ein Kandidat im ersten Wahlgange nur gewählt wäre, wenn er einschließlich
der Zuwachsstimmen mehr als die Hälfte der Stimmen aller Wablberechtigtcn
auf sich vereinigt hätte, und nicht bloß mehr als die Hälfte der abgegebenen
Wahlstimmen, was jetzt überall der Fall ist. Hat sich die absolute Mehrheit der
Wahlberechtigten nicht für einen bestimmten Kandidaten ausgesprochen, so muß
unter allen Umständen eine Stichwabl stattfinden. Die Erklärung würde dann
auch für diese Wahl gelten.

I. Um den Wählern aber möglichst lange ausgiebige Freiheit zu lassen und
sie vor der Hauptwahl so wenig wie angängig zu beeinflussen, würde es am
zweckmäßigsten sein, die Zuwachserklärung erst nach der Haupt-
wahlundvorker Stichwahl zu verlautbaren, und zwar hätte sie ledig»
lich auf den einen der beiden Kandidaten zu entfallen, welche die meisten Stimmen
der Wählenden erhalten haben. Dabei darf der Erklärung jedoch niei't ohne
weiteres die Wirkung innewohnen, daß der gekürte Kandidat gewählt ist, wenn
die auf ihn gefallenen Stimmen plus die der Nichtwähler die absolute Majorität
der Wahlberechtigten ausmachen würden, sondern es muß unweigerlich noch
einmal gewählt werden. Z. B. im 2. Wahlkreise sind 60 000 aktiv wahlberechtigt.
Bei der Hauptwahl erhalten die Kandidaten 1? 20 000, ? 12 000, 10 000,
1? 7000 Stimmen, 11000 wählen nicht. Würden diese 11000 Stimmen dem S
anzuwachsen haben, so hätte er 31 000 Stimmen, also über die Hälfte der Wahl-
berecl'tigten. Da aber der Stimmenzuwachs erst für die Stichwabl zu gelten hat,
wird 1? in dieser nur gewählt sein, wenn es ihm oelingt, mit den von Amts-
'.regen zugefügten Stimmen über 50 Proz. der Wahlberechtigten, mindestens
30 001 wieder zu erreichen.

Sieht man sich in den bestehenden Wahlgesetzen nach ähnlichen Einrich-
tungen — wie hier angeführt — um, so wird man vergebens suchen. Nabe
kommt dabei die vor der Sklavenbefreiung in den Vereinigten Staaten von Nord-
amerika zotende Bestimmung, wonach für die Präsidentschafts- und Konareß-

wahlen die Stimmen der Neger in den Sklavenstaaten denjenigen der Weißen
kraft Gesetzes zugezählt wurden, obwohl jene überhaupt kein Wahlrecht hatten.
Man könnte hier auch mit einem gewissen Rechte die für die Listenwahlen nach
der Reichsversicherungsordnung, dem Kaufmanns» und Gewerbegerichtsgesetze
maßgebenden Rechtssätze heranziehen. Ist für diese Wahlen nur eine ordnungs-
gemäße Liste eingereicht worden, so wird von Gesetzes wegen angenommen, daß
alle Wahlberechtigten mit den Vorschlägen einverstanden sind, und eine eigentliche
Wahl hat nicht mehr stattzufinden.
Eine allgemeine Begründung liegt ferner in der Erwägung, die in dem
Rechtssatze „<M tucet, eon^cttiip vi<l^tni'" „wer sich nicht rührt, sagt scheinbar
,Ia'" zum Ausdrucke kommt. Ein großer Teil der Nichtwähler macht oft lediglich
deshalb von seinem Rechte keinen Gebrauch, weil die Regierung doch mache, was
sie wolle. Wer so denkt, darf sich nicht darüber beschweren, wenn die Regierung
dann das Wahlrecht für ihn ausübt und vielleicht gerade darum tun und lassen
kann, was sie will.
Obwohl man bei uns, zumal in den schaffenden Ständen der Regierung oft
nicht ganz ohne Grund ein gewisses Mißtrauen entgegenbringt, so findet doch
die Tatsache, daß die Verfügungsgewalt gerade in die Hände der Regierung
gelegt werden soll, in dem Umstande ihre natürliche Erklärung, daß im Schöße
jeder ordentlichen Regierung sich im Laufe der Iahre durch die ständige Praris
Erfahrungen hinsichtlich der Staatsnotwendigkeiten ansammeln, über welche die
Parteien als solche kaum verfügen, nnd die auch der Durchschnittswähler nicht
besitzt. Ihre Verfügung wird zumeist den gemäßigten Parteien zugute kommen,
die bereit sind, das Bestehende gegen die radikalen Stürmer und Dränger, die
zunächst immer in der Opposition sind, zu verteidigen oder für maßvolle Fort»
schritte einzutreten. Zwar befindet sich unser gesamtes wirtschaftliches und poli-
tisches Leben im beständigen Flusse und ständiger Erneuerung, doch geht das alles
langsam von statten und muß vor Überstürzung und Übereilung bewahrt bleiben.
Darum sind in unserem Staatsrechte und auch in dem der meisten fremden
Staaten alle Verfassungsänderungen an besonders erschwerte Bedingungen
geknüpft, wie qualifizierte Mehrheiten, einheitliche Beschlußfassung mehrerer
nacheinander gewählter Parlamente usw. Auch im gewöhnlichen Privatrechte
zeigt sich das. In der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft oder Genossen-
schaft bedarf es für grundlegende Erneuerungen erhöhter Majoritäten, ebenso in
jeder Vereinsversammlung, und zwar muß diese Mehrheit »ft nicht bloß eine
solche unter den in der betreffenden Versammlung Erschienenen, sondern von
allen der Gesellschaft oder dem Vereine angehörenden Mitgliedern sein. Wer
also nicht erscheint, von dem wird angenommen, daß er ein Gegner der geplanten
Ne-erung sei. Diese Beispiele würden sich beliebig vermehren lassen. Sie alle
sind Ausflüsse des oben angeführten Gedankens. Ebenso gehört hierher die in
manchen Verfassungen enthaltene Bestimmung, daß falls der Haushalrplan für

das kommende Jahr noch nicht genehmigt worden ist, einfach der Etat des vergangenen Iahres für das neue Iahr seine Kraft weiterbehalten solle.
Die Frage, ob die Ausübung des Verfügungsrechtes den Zentral- oder Lokalbehörden zu übertragen sei, möchte ich im ersteren Sinne beantworten. Denu nur die Zentralbehörden haben einen eingehenden Überblick über das gesamte Gebiet der Politik. Eine Unterfrage könnte dahin lauten, ob bei den Reichstagswahlen eine Reichsbehörde, etwa der Reichskanzler oder der Bundesrar, entscheiden solle, oder die Regierungen der Bundesstaaten für ihre Wahlkreise. Im Interesse der Gleichförmigkeit und des Reichsgedankens möchte ich dem Reichskanzler den Vorzug einräumen. In Preußen könnte bei den Landtags» wahlen das Ministerium oder die Oberpräsidenten für ihre Provinzen damit betraut werden.
Wenn ein Vorteil der angeregten Maßnahme darin bestehen wird, daß es jeder Regierung mit Hilfe der Nichtwähler gelingen kann, bei den Wahlen eine sichere Mehrheit zu erreichen, und dadurch Schwankungen in der inneren und vielleicht auch äußeren Politik zu vermeiden, so wird auf der Kehrseite der Nachteil stehen, daß neue durchgreifende Gedanken sich schwerer als bisher Bahn brechen können, und daß junge Oppositionsparteien viel mehr Schwierigkeiten zu überwinden haben werden, um sich politisch und im Parlamente durchzusetzen. Doch ist zu bedenken, daß die Nichtwählerstimmen abnehmen werden, je mehr — wie das dringend zu wünschen ist — das Interesse an unserem staatlichen und Volksleben wächst. In weit stärkerem Umfange als früher werden alle diejenigen, welche sich eine politische Überzeugung gebildet haben, zur Urne schreiten und von ihrem Stimmzettel als politischer Waffe Gebrauch machen. Das zu erstrebende Ziel undIdeal ist die restlose Beteiligung aller Staatsbürger am Staatsleben, so daß es Nichtwähler überhaupt nicht mehr gibt. So kann und soll die Zuwachserklärung anspornend wirken; sie wird sicher bessere Erfolge zeitigen, als eine Wahlpflicht, die, wie der preußische Minister des Inneren hervorgehoben hat, immer schematisch wirken wird. Das etwaige Bedenken, es würden dann von oben herunter gerade die Nichtwähler begünstigt werden und die Nichtbeteiligung an den Wahlen gefördert, fällt in sich zusammen, da ja die Zuwachserklärung erst nach der Hauptwahl erfolgen soll, und zwar auch nur zugunsten des einen der beiden Stichwahlkandidaten. Es muß demnach jede Partei mit allen zulässigen Mitteln versuchen, ihren Kandidaten in diese Rolle zu bringen.

Kriegsgedichte
Walter Wolff

Walter Wolff:

Kriegsgedichte.

Zahllos wie Sand am Meer sind die im Kriege entstandenen und durch den Krieg geborenen Gedichte.

Dabei muß man unterscheiden zwischen denen, die am Schreibtische verfaßt wurden, und solchen, die draußen im Felde aus den tausend Eindrücken des Krieges heraus wuchsen. Letztere sind unstreitig die wertvolleren, wenn sie auch oft an Formenschönheit und Gewandtheit des Ausdruckes hinter den anderen zurück' stehen mögen.

K 5 O

Unfaßbar ist der Krieg. Zwischen Szenen des grausigsten Schreckens, dessen Entsetzlichkeit in den stieren Augen Heimgekehrter zu Anfang des Krieges zu lesen war, zwischen diese nie zu vergessenden Bilder unendlichen Höllenwahnsinns flicht er Ausschnitte rührendster Traulichkeit und weltentrückter Schönheit.

Wer nur irgendwie, unter den Schlacken ' des grauen Arbeitslebens mit seiner abstumpfenden Gleichförmigkeit, sich ein Empfindenkönnen bewahrt bat, zu dem dringt tief ins Herz die Seltsamkeit dieser allumfassenden, in sich von tausend unentwirrbaren Widersprüchen strotzenden Gesamtheit, die alle Geschehnisse der Welt hinter sich läßt und für die es doch kein Wort gibt als das farblose, zeitlose „Krieg".

So stammelt denn die Seele des Einfachen, der von Gedichten nichts weiß, als daß sie sich reimen, sucht das Erlebte erarbeitend zu erfassen, ringt in seiner Unbeholfenheit mit dem Ausdruck und betrachtet mit fast ehrfürchtigem Staunen das eigene, schließlich so entstandene „Gedicht". Ist es doch für ihn als Ergebnis seines ihn innerlich tief erregenden Erlebens auch dessen augenfällige Ver» körperung. Und daß es dem Unbeteiligten nichts sagt, oft sogar sein Lächeln er« weckt, weil es in der Unbeholfenheit des Stimmungsvollseinwollens grotesk, komisch wirkt — das kann er nicht verstehen.

HAH

Im Osten, wo hunderte von Soldatengedichten durch meine Hände gingen, ist es vor allem die große Stille, die auf die Soldaten erschütternd wirkt. Endlose Weiten, unbelebte Felder, schweigende Sümpfe, stumme Wälder; sternenklare, lautlose Nächte, in denen unhörbar Leuchtkugeln steigen und fallen, Signale aufleuchten, Scheinwerfer tastend kommen und gehen — dies große, im Kriege, von dem sie nur Blut und Stürmen und Hurra und Grausen erwartet hatten, für sie so befremdende Schweigen in der Natur packt und ergreift sie.

1° 4 S

Walter Wolff
Kriegsgedichte
Ein sehr großer Teil, wohl über die Hälfte aller Gedichte aus dem Osten,
zumal aus Wolhnnien und vom Bug, haben sich „auf Posten" aus übervollem
Herzen herauskristallisiert. Und seltsam: Diese Gedichte, die sicher-
lich nicht nachempfunden, sondern unabhängig von
einander immer wieder neu gefühlt sind, gleichen sich
fast auf ein Haar. Schon in den Reimen.
Wacht und Nacht, Posten und Osten geben zumeist die ersten vier
Zeilen, in denen der Verfasser verständlich zu machen sucht, wo und wie er sich de
findet. Dann folgen meistens Heimatgedanken: wieder N a ch t oder W a 6, t,
diesmal in Verbindung mit (Euer oder der Lieben) gedacht; die Sterne
legen den Reim Ferne (wobin die Gedanken schweifen oder wo die Lieben
wohnen) nahe — wohingegen die Sternenpracht ein dem schlichten Manne
zu gekünstelter Ausdruck zu sein scheint, denn die Gedichte, die ihn aufweisen,
zeugen schon der Schrift nach von höherer Bildung des Verfassers. Den Lieben
zu Hause gibt das vielseitig verwendbare geblieben den Gleichklang; dem
H e rz ist der Trennungs schmerz nicht fremd; und der Gedanke an das zurzeit
unerreichbare Glück sehnt ein zurück herbei.
Flach wie die Reime sind auch die Worte. Aber nicht darauf kommt es an,
w i e sie es sagen, sondern w a s sie sagen; mehr zwischen als auf den Zeilen muß
man lesen, wieviel Liebe, Sehnsucht, unbewußte Empfänglichkeit für die äußeren
Eindrücke in diesen Gedichten steckt.
Und dann, als schämten sich die Verfasser ihrer Weichheit, bricht die
„Stimmung" plötzlich ab und ein nichtssagender, „soldatisch" sein sollender Vers
beschließt das Gedicht: Krieg und Sieg, Sturm- oder Kugel g e b r a u s
und (wir halten) aus, Gut und Blut, blut' oder Morgen rot und Tod
— nichts als Erinnerungen an Soldatenlieder.
Man könnte ein Einheitsgedicht aufstellen, von dem sie alle nur Varia'
tionen sind.
Ganz gleich, ob es sich nun um bewußtes Empfinden oder unbewußtes Fühlen
und Ahnen handelt — in beiden Fällen ist der Abstand vom Ausdrucksvermögen
noch sinnfälliger, wenn der einfache Mann (und nicht bloß dieser!) sich hinsetzt,
um in un gebundener Form zu schreiben. Hier fehlt ihm der Rückhalt am Reim,
der immerhin einen gewissen Zwang ausübt, obschon vom Versmaß die wenigsten
etwas wissen. Manch' einer verliert sich in Einzelheiten, unter denen das eigent
liche Geschehen verschwindet — ja, er vergißt sogar, die Hauptsache zu erzählen
(auch das kommt tatsächlich vor), um derentwillen er die Feder ergriffen hatte.
Noch gefährlicher als die Schilderung des eigenen Erlebnisses ist die Klippe
des Stimmungsbildes. Den meisten fehlt das Gefühl dafür, worin das Wesent-
liche einer Landschaft oder das Charakteristische unter den in einer stillen Stunde
auf den Menschen wirkenden Sindrücken liegt. Sie fühlen nur, daß irgend etwas

eine Saite in ihrem Innern angeschlagen hat, die nun schwingt, und wissen doch nicht, diese innere Musik in Töne umzusetzen.

? H A

Die schlimmsten Gedichte aber sind die sogenannten humoristischen, von denen wir die eine Gattung, die afterpatriotische, die Radau der Vaterlandsliebe gleichachtet, schon aus Eisenbahnaufschriften zur Genüge kennen gelernt haben (damit will ich durchaus nicht über manch' einen markigen oder spöttischen wohlgelungenen Vers unter ihnen den Stab brechen!).

Eine andere Gattung, die lustige Erlebnisse schildern will, geht meist von einer falschen Voraussetzung aus, daß nämlich eine Situationskomik einem witzigen Gedanken gleich verwertet werden könne: Es wirkt sicherlich spaßhaft, wenn ein Vorgesetzter über seinen Säbel stolpert und — plautz! — auf der Nase liegt; aber deswegen ist das noch lange kein Stoff für ein vierzigzeiliges Gedicht! Die scherzhaft sein sollenden Gedichte und Geschichten aus dem Osten leiden zudem — ich bitte, dies nicht etwa selbst als Scherz aufzufassen! — unter der Läuseplage. Es herrscht nämlich, wie es scheint, tatsächlich die weitverbreitete Ansicht, ein Gedicht würde dadurch zu einem komischen gestempelt, daß eine Laus darin vorkommt. Als einmal an die Leser einer Svldatenzeitung im Osten die Bitte erging. Humoristisches einzusenden, da war, wie ich, dem die Prüfung der Eingänge oblag, zu meinem Schrecken feststellen mußte, der größere Teil der Einsendungen völlig verlaust. Hier wurde anschaulich geschildert, wie sich in dem baufälligen Panjehaus vom schaffellumgürteten Urgroßvater bis zum zarten Kindlein in der Wiegen männiglich mit einer Hingabe, die besserer Aufgaben würdig wäre, der Läusejagd befleißigte; — da zog sich die Laus, einem roten Faden vergleichbar, durch die ganze Erzählung, tauchte immer und immer wieder und an den ungeahntesten Stellen auf (was ja allerdings von trefflicher Beobachtungsgabe der Verfasser zeugt, aber doch schließlich eher bettübend als erheiternd wirkt); — dort wieder rankte sie sich lieblich um den Bericht, war ihm Rahmen und gab ihm Farbe; — wieder bei anderen kroch sie dem Verfasser heimtückisch über den Hals, verdarb ihm zum Schlusse damit das schönste Stimmungsbild, Träumerei und Heimatgedanken — irgendwann und irgendwo und irgendwie aber kam unfehlbar die Laus zum Vorschein.

H H H

So ist die Spreu beschaffen, von der — im Gegensatze zu den Weizenkörnern, die ein jeder kennt — die wenigsten etwas wissen.

Und es ist eigentlich schade, daß all' diese Gedichte in den Papierkörben der Zeitungen enden — enden müssen. Sind sie auch zur Veröffentlichung ungeeignet, so würden sie doch, gesammelt und gesichtet, einen interessanten Einblick in das Seelenleben gerade des einfachen Feldsoldaten gewähren.

Erich Hoogestraat
Erich Hoogestraat:
18 03. Altväterlich ausgestattetes Zimmer eines Gartenhauses in einem
Orte nahe Wien. Sommerliche Mondnacht. Breite, weiße Mondlichtsireifen mischen
' sich in den rötlichen Schein einer Studierlampe. Vor einem mit Notenblättern
unordentlich übersäten Schreibtische marschiert erregten Schrittes, murmelnd und
brummend, der pockennarbige, wirrhaarige, unwirsch dreinsehende Komponist
auf und nieder: Ludwig van Beethoven. Er scheint damit beschäftigt, unliebsame
Ideen zu verwerfen, was ihm nicht gelingen will. — Im Halbdunkel des ZimmerS
entsteht inmitten Nebelwolken eine Gestalt, die er mit der ganzen Willenskraft zur
Gegenschöpfung in Bann zu halten sucht; er kann aber nicht verhindern, daß sie
deutlichere Formen annimmt. Es ist die Gestalt Bonapartes, dem er seine dritte
Symphonie gewidmet hat, die später den Namen „Eroiea" tragen wird, und an
deren zweitem Teile er soeben arbeitet. Ungewiß bleibt, ob er die Gestalt Bona-
partes sieht, wie wir gewohnt sind, sie uns vorzustellen; sie ist aber mit großer
Deutlichkeit vorhanden und sagt, auf noch tintenfeuchte Notenblätter weisend, in
herrischem Tone:
Vernichten Sie diese Papiere.
Beethoven: Niemals. Was sie enthalten, mußte ins Leben treten.
So will es die Menschlichkeit.
Bonaparte: Ich werde Ihr Werk nicht anerkennen.
Beethoven: Auch um diesen Preis: nein. Ihre äußeren Tugenden
nehmen den ersten Teil ein. Nun soll der Mensch daran. Ich fordere den Einblick
in Ihre Seele, General (bitter:) Oder muß ich Sie Konsul nennen?
Bonaparte (undurchdringlich): Was tut der Titel? Nennen Sie mich in
Tönen, wie Sie begonnen haben, es zu tun. Ihre Abweichungen verwerfe ich.
Beethoven: Aus Empfinden und Erwägung heraus formte sich Reue,
die besiegt wurde. Sie haben keinen Einspruch erhoben. Nun soll Trauer als in-
direkter Weg uns Einblick verschaffen in seelische Größe, die herb verschlossen liegt.
Deshalb der Trauermarsch.
Bonaparte (hart): Sie wollen mich töten; ich scheine Ihnen zu groß.
Beethoven : Ich fürchte Ihre Größe nicht, aber ich will sie mit mensch-
lichen Maßen messen.
Bonaparte: Das Genie überragt das Menschliche.
Beethoven : Nein, es ist geläutertes, höchstes Menschentum.
Bonaparte: Sie sind mein Gegner.
Beethoven : Nie war ich es. Ich habe Sie in mich aufgenommen und suche
den spröden Teil Ihres Wesens zu durchdringen. Lassen Sie mich Ausbeute halten.

Ich fiebere danach. Eine würdige Form verbürgt Ihnen meine Größe neben der Ihrigen.
Bon aparte: Wer sagt Ihnen, daß Sie finden werden, was Sie suchen?
Beethoven : Meine Hoffnung. Dort muß Größe sein, wo ich gewillt bin, sie zu vermuten.
Bonaparte: Nochmals: Zerreißen Sie die Anfänge Ihres Trauermarsches. Fügen Sie das Thema einem anderen Werke ein. Schikaneder proponierte Ihnen einen Alexander, ihn dürfen Sie betrauern. Ich verlange Bewunderung. Noch lebe ich: Sie werden mich nicht zu Boden schmettern.
Beethoven (verzweifelt, aufstampfend): Geben Sie.mir, was ich haben muß!
Bonaparte: Werden Sie klar und hart wie ich. Suchen Sie nicht zu schwelgen, sondern zu herrschen nach Heldenart. Sie haben mich aufgenommen in Ihr Wesen, dort will ich Sie erhöhen.
Beethoven : Das Besonnene in Ihnen will mich ersticken. Offenbaren Sie sich in mir: Ich will Ihnen eine beredte Sprache leihen.
Bonaparte: Meine Taten bedürfen keines sprachlichen Ausdruckes, dort aber verschmähe ich den Ihrigen, wo ich zu schweigen gesonnen bin. Mit mir sollen Sie schweigen, wo Zwang für uns beide zum Schweigen besteht.
Beethoven: So soll mein Werk unvollendet bleiben, weil Sie mir den Weg zur Wurzel verschließen! Niemals. Ich bin gewillt, einen ganzen Menschen zu schildern. Ich werde es tun.
(Klänge aus dem Maggiore des Trauermarsches werden hörbar.)
Bonaparte: Ich werde unbezwungen in Ihnen bleiben. Sie dürfen mich abstoßen, aber nicht vergewaltigen. Nähern Sie sich mir, wenn Sie Ihr Werk zu vollenden wünschen: Ich werde nicht zu Ihnen hinabsteigen.
(Seine Gestalt scheint zu schwanken, Nebel beginnen an ihr vorüberzuziehen.)
Beethoven (schmerzlich): Ist nicht das, was uns treibt und spornt, das Edelste in uns? Großer Mann, der Du auf mich wirkst, welchen Grund hast Du, Dich zu verbergen?
(Er tastet fiebernd nach leeren Notenblättern, der Eingang des dritten Teiles des Trauermarsches, das Minore, beginnt sich zu formen. Geigen wimmern, Oboen klagen.)
Bonaparte (wieder deutlicher werdend) : Zum letzten Male: Mit mir! Oder ich verlasse Dich!
(Die Musik schwillt an, ballt sich und nimmt erdrückende Formen des Schmerzes an.)
Beethoven: Ich will Offenbarung! Hier ist mein Reich: Gehorche!
(Wild brausende Klänge eines unsichtbaren Orchesters jagen einander. Das Trauerthema taucht aus.)

Ernst Barchel
Goethes Farbenlehre
Bon aparte (in Nebel gehüllt, von ferne): Du riefst einen anderen,
gehe mit ihm! (Die Nebel schließen sich über ihm, schwanken und verblassen.)
Hörner- und Trompetenklang von furchtbarer Gewalt. Geigen und Violon-
eelli schreien auf. Chaos von Schmerz- und Siegestönen: die Erkenntnis des
Schrecklichen kämpft mit der überragenden Größe eigenen Kraftbewußtseins.
Langer, unentschiedener Kampf. Allmählich nimmt die Musik an Gewalt ab, wird
leiser und leiser, bis sie wie in weiter Ferne verklingt.
Beethoven sitzt mit geschlossenen Augen, in sich zusammengesunken, im Sessel
vor dem Schreibtisch, seine Züge drücken Ermattung aus. Frisch beschriebene
Notenblätter liegen, vor ihm.
Der Mondschein ist verblaßt, die Lampe herabgebrannt.
Der Morgen naht. Eine zarte Röte steigt herauf.
Während eines seit 1910 erperimentell gepflogenen Studiums der Farbe
drängte sich mir immer unabweisbarer eine grundsätzliche Schwierigkeit auf, die
ich, da sie auch andere anzuregen geeignet sein dürfte, hierdurch mitteilen möchte.
Das Spektrum enthält grün, aber nicht purpur. Nun sind grün und purpur
Komplementärfarben und als solche ein gleichberechtigtes Paar wie etwa gelb
und blau. Man muß also vernünftigerweise annehmen, entweder daß sie beide
einfache Farben oder beide Mischfarben sind. Diese Annahmen sind aber unter
Zugrundelegung der Newtonischen Zersplitterungstheorie des Lichtes beide un-
möglich. Denn wenn grün wie purpur eine Mischfarbe wäre, so müßte es naeb
der Theorie durch das Prisma in seine Komponenten zerlegt werden. Und wenn
purpur wie grün eine einfache Farbe wäre, so müßte es nach der Theorie im
Spektrum vorkommen.
Aus dieser Zwickmühle gibt es keinen Ausweg. Es ist nun historisch bekannt,
daß Goethe besonders durch das im Iahre 1810 erschienene Buch „Entwurf einer
Farbenlehre" gegen die Newtonische Theorie der Farbe aufgetreten ist. Es ist
ebenso bekannt, daß Goethes Versuch bis jetzt fast völlig wirkungslos geblieben ist.
Es ist aber nicht bekannt, daß in dem sehr verschiedenartigen Material der Goethe-
sehen Untersuchungen einige Paragraphen versteckt sind, die bezüglich der oben
aufgeworfenen Frage die einzig mögliche physikalische Lösung angeben und, obwobl
man sie niemals genügend gewürdigt hat, den sachlichen Angelpunkt der Goethe-
scheu Theorie ausmachen.

Aus diesem Grunde möchte ich die Erlaubnis erbitten zu zeigen, was Goethe vom physikalischen Standpunkt Neues lehrt, wobei sein Verhältnis zur erakten Berechnung in keiner Weise von Belang ist. Goethe sagt: Das Spektrum, welches von Newton zur Begründung einer Theorie der Farbe benutzt wurde, ist ein zusammengesetztes Phänomen, das sich aus einem einfacheren Urphänomen experimentell ableiten läßt. Dieses Urphänomen ist die bekannte Erscheinung, daß eine feine Trübung vor dunklem Hintergrund die Farben von dunkelviolett bis grasgrün, eine feine Trübung vor hellem Hintergrund dagegen die Farben von gelb bis purpur erzeugt. Die Farbe ist also nach Goethe nicht ein Bestandteil des Lichtes, sondern eine V e r s ch m e l z u n g s - erscheinung zweier farbloser Bestandteile, eines hellen und eines dunkeln.

Die Art und Weise, wie Goethe aus diesem einfachen, empirischen Grundgesetz das Zustandekommen des Spektrums zeigt, ist ein Meisterstück wissenschaftlicher Akribie. Man möchte wohl recht vielen Lesern den geistigen Genuß wünschen, der darin besteht, Goethes „Beiträge zur Optik" 88 38 bis 60 und „Entwurf einer Farbenlehre" 88143 bis 216 auf ihre Stichhaltigkeit zu kontrollieren. Goethe zeigt hier nicht nur in überzeugender Weise, wie jede einzelne Farbe des «pektrums durch das Grundgesetz erzeugt wird, sondern auch, auf welche Weise sie im Spektrum ihre bestimmte Stelle erhält. Nach diesen Versuchen besteht auch nicht der allerleiseste Zweifel, daß das Spektrum in der Tat empirisch aus einer einfacheren Erscheinung abgeleitet werden kann, also nicht, wie Newton annahm, eine Fundamentalerscheinung ist. Für ein weiteres Begreifen der Verteilung der Fraunhoferschen Linien und der Absorptionsspektren eröffnet sich hiermit e>ne neue Aussicht.

Drehen wir aber die Sache um, das heißt, machen wir das Spektrum zur Grundlage der Chromatik, so ist es sehr schwierig, etwa die blaue Farbe des Himmels oder die purpurne Farbe der bei staubiger Luft untergehenden Sonne zu erklären. Die in den Lehrbüchern angedeutete Begründung dieser Phänomene durch Beugungserscheinungen sind objektiv unverständlich. Denn jedes Beugungsgitter zeigt auch den jeweiligen Komplementärbestandteil einer durch es gebildeten Farbe. Wohin sollte aber beim blauen Himmel der gelbe Restbestandteil gekommen sein?

Doch zurück zur Zwickmühle. Auch ihre Schwierigkeit wird durch Goethes Farbenlehre beseitigt. Denn in Wirklichkeit gibt es nicht nur e i n Spektrum, dessen Mitte grün ist, sondern zwei Spektra, deren Mitten purpur bezw. grün sind (Goethe, „Beiträge zur Optik" § 59; „Entwurf einer Farbenlehre", 245.)

Ich habe wenig wissenschaftliche Überraschungen erlebt, die sich mit derjenigen vergleichen lassen, als ich zum ersten Mal das Purpurspektrum mit eigenen Augen sah. Seine Enden sind nicht rot und violett wie beim Grünspektrum, sondern bläulich und gelb.

Goethe nennt auf Grund seiner Experimente grün und purpur Mischfarben. Immerhin dürfte jedoch auch der phänomenologische Standpunkt beachtenswert sein, welcher alle Farben des geschlossenen Farbenkreises als gleichartige Größen betrachtet. Dies empfiehlt sich besonders, wenn man die Erscheinungen des Nörrenbergschen Apparates mit berücksichtigt.

Dieser Apparat gibt für die Richtigkeit der Goetheschen Theorie einen neuen, schlagenden Beweis. Wer in ihm bei hellem oder dunklem Gesichtsfeld ein Glimmerblättchen beobachtet, erblickt zum Greifen deutlich, daß jede Farbe entweder die Aufhellung des dunkeln oder die Verdunkelung des hellen Gesichtsfeldes bedeutet. Das ist die Grundthese der Goetheschen Farbenlehre, welche von vornherein polare Phänomene feststellt und also die Polarisationserscheinungen des Lichtes auf höchst natürliche Weise zu erklären geeignet ist.

Trotz der später entdeckten Pelarisationserscheinungen hielt die öffentliche Optik an dem unpolaren Standpunkte Newtons fest. Zwar trat die Polarität der Phänomene auch auf dieser Grundlage beherrschend hervor, aber der innere Widerspruch, der durch einen ungeeigneten Ausgangspunkt in die Optik kam, blieb fortbestehen. Auch mit der Physiologie hat die Physik vermöge dieses Ausgangspunktes keinerlei Gesetzesverwandtschaft aufzuweisen.

Die Physiologie hat sich niemals auf die Spektraltheorie berufen, sondern von vornherein den fruchtbaren Standpunkt der Komplementärfarben und des geschlossenen Farbenkreises vertreten. Auch die modernsten Bemühungen, ein ab» solutes System der Farben aufzustellen, berühren sich näher mit Goethes als mit Newtons Prinzipien. (Bgl. Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht, Januar 1917 S. 51.)

Deshalb müßte man es als wertvollen Fortschritt betrachten, wenn die öffentliche Physik den Mut fände, die veralteten Grundlagen Newtons endlich mit den modernen und fruchtbaren Gesichtspunkten Goethes zu vertauschen. An dem Inhalt der Physik braucht sich weniger zu ändern, als man fürchtet — nur die Eingangs« pforte, die zu dem ganzen Bau nicht mehr paßt, ist reformbedürftig. Es handelt sich bei Goethes Farbenlehre nicht um den Gegensatz eines Nichtmathematikers gegen die mathematische Naturwissenschaft, sondern um den Gegensatz genial erkannter Grundwahrheiten gegen eine veraltete Hypothese. Möge die Wissenschaft sich selbst den Gefallen erweisen, Goethes Recht zunächst im eigenen Lande öffentlich anzuerkennen. Dieser Wunsch Schopenhauers muß auch heute wiederholt werden.

Die im Publikum am meisten bekannte These Goethes, daß die Vereinigung aller Farben nicht weiß, sondern grau ergibt, ist an sich weniger wichtig als die soeben genannten Punkte. Da die Farben schwarz und weiß in der Erfahrung immer nur als Stufen des Grauen angesprochen werden können, besteht Goetbes Behauptung zweifellos auch hier zu Recht. Anderseits ist dadurch Newtons Versuch,

welcher aus allen Spektralfarben wieder dasselbe Licht erzeugt, welches sie gebildet hatte, nicht ausgeschlossen. Dieser Streitfall zwischen Goethe und Newton hat mehr historische als zukünftige Bedeutung, obwohl man sich der Goetheschen Einsicht, daß jede Farbe in hellem und dunklem Zustande gleich rein existieren kann, nicht verschließen wird. Die Tyrannei des Spektrums wird auch in diesem Falle durch eine der Wirklichkeit besser entsprechende Systematik der Farben ersetzt werden, wodurch eben wieder klar gezeigt wird: Goethe hat recht.

Johann Arany.

Die Festschander.

Aus dem Ungarischen übersetzt von Prof. Friedrich L ü m.

Heil'ge Glockenklänge klingen,
Dröhnend in die Weite dringen:
„Eilt geschwind zum Beten!"
Und des kleinen Dörfchens Frommen
Leise schreitend gehen, kommen
In die Kirche beten.

Flammend rot das Pfingstfest gleißte,
Als ob von dem heil gen Geiste
Erd' und Himmel glühte,
Dieser Tag, dem Erd' und Himmel
Festlich huldigt im Gewimmel,
Wie die Rose blühte.

Welch gräßlich Gejohle? Welch teuflisch Gegell',
Heisere Flüche, Gelächter, so grell.
Daß der Kirche Türme erbeben?
Genüber der Kirche, dem Gotte zum Spotte,
Das Fest entweihend, tobt eine Rotte,
Seit gestern dem Trunke ergeben.

„Musik her! Gegeigt, gefiedelt vergnügt!
Ein Dudelsack, ist nichts andres, genügt!
Wer geht drum? Laufe Du, Kleine!"
Suschen? Sie bleibe! Nur laß sie in Frieden!
Mir sei ihr geschminktes Gesichtchen beschieden,
Sie walze mit mir, die Feine! —

Und einen Pfeifer man eben gewahrt, —
Scheeläugig und dürr, alt, häßlich, behaart.
Sein Dudelsack aufgeschwollen.

Beim Ohre sind Ziegenhörner zu schau'n, —
(Es sind die eigenen Hörnerchen, traun!)
Schon fingert am Sack er, am vollen.
„Herein, Du alter, hebräischer Wicht,
Mein Stock sonst an Deinem Buckel zerbricht!"
Die Pfaffen beten drin, Herren! —
„Was kümmern Dich, Heiden, die Psalmodein?
Das Fest ist ja m e i n, ich kann es entweih'n,
Meinem Gott will Flüche ich plärren!"
Schlau Grinsen auf seinem Munde sich spinnt,
Und leise zu dudeln der Alte beginnt,
Die Füße im Tanze sich schwingen.
Sie schneller und toller und dreister sich dreh'n,
Schamloser der Reigen ist an schon zu seh'n,
Bei der Pfeife klapperndem Klingen.
„Wann endet Dein Spiel schon, Du tückischer Schalk?
Nicht blase — schreit einer — den teuflischen Balg!
Auf werd' ich den Dudelsack schlitzen!"
Fort bläst nur zum Tanze der Musikant,
Und fingert, zu eiligem Takte entbrannt,
Die Tänzer vor Müdigkeit schwitzen.
Ermüdet möcht' dieser, auch jener sich setzen.
Man ruft sie nach Hairse, am Mahl sich zu letzen.
Es geht nicht; fort müssen sie springen.
Man flucht dem Pfeifer, man prügelt den Schuft, —
Man prügelt, fürwahr, die Leere, die Luft.
Die Märe ins Weite muß dringen.
Der Brotherr der faulen Dirne er schreit:
„Kommst Du? Ich spieß mit der Gabel Dich, Maid!"
In der Hand die Gabel muß kleben.
Es kommt Weib, Mutter und Tochter und Sohn:
„Mann, Sohn und Vater, — zuviel ist es schon!"
Sie ringen die Hände mit Beben.
Schon nüchtern sind Söhne, Väter und Gatten,
Entfernten sich gern in der Dämmerung Sehatten, -
Sie reichen die Hände voll Sehnen.
Die Gesichter der Tänzer sind blutig von Schweiß,
Doch tanzen die Füße in höllischer Weis'.
Wild spannt der Teufel die Sehnen.
Und Mitternacht schlägt schon die Uhr in dem Turm,
Aufwirbelt im Schwefelgestanke ein Sturm,
Und wie im Drehn den Staub vom Grund, —
Entführt er, bei der Musik voll Grausen,
Die tollen Tänzer, die, sagt man, sausen
Hinab in der Hölle Flammenschlund.

Die 9. Kriegsanleihe.
Während unser unvergleichliches Heer in zähem Ringen dem wilden
Ansturm der Gegner tapfer standhält und alle Durchbruchsversuche unter den
schwersten feindlichen Verlusten zunichte macht, wird demnächst von neuem der
Ruf der Reichsleitung zur Kriegsanleihe-Zeichnung ergehen, um weiter die
Mittel aufzubringen, die das deutsche Volksheer in dem Verteidigungskampfe um
Heimat und Herd in seiner bisherigen Schlagfertigkeit erhalten sollen. Kein
Deutscher darf zögern, zur Erreichung dieses Zieles beizutragen. In
der Kraft unseres Wirtschaftslebens, in der außerordentlichen Flüssigkeit des
deutschen Geldmarktes sind die Vorbedingungen für einen guten Erfolg der
Kriegsanleihe gegeben. Wenn jeder gegenüber dem Vaterlande seine Pflicht
tut, wenn jeder sich vor Augen hält, daß die Kriegsanleihe'Zeichnung einen
wesentlichen Bestandteil des Willens zum Durchhalten darstellt, der das deutsche
Volk beseelt, dann wird auch die 9. Kriegsanleihe zu einer neuen, gewaltigen
Großtat werden. Sie wird den Feinden gegenüber Zeugnis ablegen von dem
ungebrochenen Glauben an den Erfolg unserer guten
Sache, und damit zu einem weiteren Baustein des künftigen
Friedenswerkes werden.
An den bewährten Zeichnungsbedingungen ist auch diesmal nichts geändert
worden. Es werden fünfprozentige Schuldverschreibungen und viereinhalb-
rrozentige auslosbare Schatzanweisungen zum Preise von 98 Mark für 100 Mark
Nennwert ausgegeben. Bei Eintragung der Kriegsauleihe in das Schuldbuch
— mit Sperre bis 15. Oktober 1919 — tritt eine Ermäßigung des Zeichuungs-
preises auf 97,80 Mark ein. Die Auslosung der Schatzauwrisungen geschieht
nach dem gleichen Plane und gleichzeitig mit den Schatzanweisungen der letzten
drei Kriegsanleihen; auch die Verlosungsbedingungen sind die gleichen. Die
Zeichnungsfrist läuft vom 23. September bis 23. Oktober. Die Zeichner können
die gezeichneten Beträge vom 30. September an voll bezahlen. De Kriegs-
anleihe braucht indes zu diesem Termin nicht etwa voll bezablt zu werden. Es
steht den Zeichnern vielmehr frei, die Einzahlungen in vier Raten zu leisten
l30 Proz. am 6. November d. I., 20 Proz. am 3. Dezember d. I., 25 Proz. am
9. Ianuar n. I., 25 Proz. am 6. Februar n. I.). Der erste Zinsschein ist bei
den Schuldverschreibungen am 1. Oktober 1919, bei den Schatzanweisungen am
1. Juli 1919 fällig. Auch diesmal können wieder die älteren fünfprozentigen
Schuldverschreibungen und die Schatzanweisungen der ersten, zweiten, vierten
und fünften Kriegsanleihe in Schatzanweisungen der 9. Kriegsanleihe unter den
bekannten Bedingungen umgetauscht werden.

Dr. Carl Vogl:

Sir Oliver Lodge's „Raymond oder Leben
UNd Tod". Referat und Kritik.

Fortsetzung.

Gegen Ende dieser Sitzung vom 3. März ist die Rede von Erlebnissen, die Raymond in der Anderweit gehabt haben will. Solche Mitteilungen, die im Laufe der Sitzungen oft, bisweilen sehr eingehend vorkommen, scheinen mir nicht ohn? Interesse, selbst dann, wenn sie nichts anderes als Phantasiegebilde sind. Sie hatten meines Erachtens Bedeutung mindestens in rein psychologischer, aber auch in kulturhistorischer Hinsicht. Ich glaube, der Philosoph Bergson hat recht, wenn er zur Protokolliertu^ und Sammlung solcher Mitteilungen über das Leben auf der „andern Seite" (tl>e «tkcr aufmuntert. Er meint, es könnte sich schließlich ein guter logischer Zusammenhang ergeben, der dann vielleicht weitere wichtige Schlüsse zuließe. Natürlich wird immer zu rechnen sein mit Phantasiegebilden — wie das Oliver Lodge ohne weiteres zugibt —, oder auch mit bloßen Erinnerungsbildern, die in den Medien sich angesammelt haben durch Lektüre und aus Gesprächen mit ibren oft sehr redseligen Besuchern und Klienten. Auffallend ist, daß die Beschreibungen über das Leben im Ienseits in weitgehen-dem Maße miteinander übereinstimmen, nicht nur bei Berufsmedien, selbst den zeitlich und räumlich weit von einander entfernten, sondern daß auch Personen, die mit Spiritismus nichts zu tun haben und ohne jegliche Bekanntschaft mit den ein-schlägigen Fragen und deren Literatur, in den Zuständen der Katalepsie, der Ver zückung, des ekstatischen Schauens, wo sie in einer andern wirklichen Welt zu sein behaupten, ähnliche Berichte über das Dasein in dieser Anderweit abgeben, wie jene Medien es tun als Organe ihrer angeblichen Kontrollgeister. Es muß g.'wisse Erlebnisse dieser Art geben, nicht einfach bloß ein Herschwatzen von Er-sonnenem oder Gehörtem*) — obzwar dieses oft genug vorkommen mag, dort wo wenig eder nichts erlebt wird, der Schein aber geweckt oder gewahrt werden soll.

Am 17. November 1l>j5 hat Lionel Lodge, der Bruder des gefallenen Raymond, eine Sitzung bei Frau Leonard. Er ist dort allein und kommt als ganz Fremder. Er hatte sich für einen bestimmten Tag anonym angemeldet; der Brief war nicht angekommen, da Fran Leonard die Wohnung gewechselt hatte und Sir Oliver Lodge seinem Sohne davon Mitteilung zu machen vergessen hatte. Er kommt also unangemeldet und anonym hin und bittet einfach nm eine Sitzung, die ihm gewährt wird. Frau Leonard wurde damals den ganzen Tag von Fremden

*) In meinem Buche „Unsterblichkeit" (EinKom-Verlcg, Trchm 1917> bringe ich Beispiel?.

aufgesucht. Sie erklärte dem sie zum erstenmal Besuchenden, sie sei von ,Feda<
kontrolliert. Schon in etwa zwei Minuten ist sie in Tranee. Feda will alsbald
zwei Gestalten sehen, deren Beschreibung auf den Großvater Lodge (großer Bart
rund um das Kinn, uber der Lippe rasiert; über ihm der Buchstabe VV, der An-
fangbuchstabe seines Rufnamens) und auf Raymond gut paßt; letztere Gestalt wolle
ihr Gesicht nicht recht sehen lassen und lege dem Besucher den Buchstaben 1^ bei. Mit
einemmal zeigt Feda lrbbafte Freude, sie will erkannt haben, daß es Raymond
sei. „O, es ist Raymond." Sie behauptet, er klopfe Raymond auf die Schulter,
was dieser freilich nicht füblen könne. Lionel macht im Protokoll die Bemerkung,
es scheine Raymonds Art gewesen zu sein, seinen Brüdern auf die Schulter zu
klopfen, immer derber und derber, bis der andere es in scherzhafter Weise
erwiderte.
Ein Kritiker fragt argwöhnend, ob denn Lionel den unbestellbaren Brief zu-
rückerhalten habe. Er vergißt, daß dies nicht möglich war, da der Absender, um
anonym zu bleiben, nicht angegeben werden durfte; er hätte auf der Post rekla-
mieren müssen, woran er offenbar nicht gedacht. Ein Gewicht kann ich diesem
Umstand nicht beilegen. Wohl aber läge die Frage nahe, ob nicht vielleicht in der
Familie Lodge eine ausgeprägte Familienähnlichkeit besteht, die assoziativ die beiden
Gestalten heraufbeschworen und dann zu ihrem Erkennen geführt hätte — ohne
daß das Medium sieb des ursachlichen Zusammenhanges bewußt geworden wäre.
Auch pflegt ja das Auffassungsvermögen in solchen anormalen Zuständen ein ge-
schärftes zu sein.
Die Lionel-Sitzung beschäftigt sich hauptsächlich mit der Art der Dinge in
der Ienseitswelt. Man nehme dort wahrhafter, wesentlicher (renl) wahr als hier.
Beim ersten Erwachen in das neue Dasein erschien freilich alles schattenhaft vage,
aber dann wurde alles so solid und substanziell gebildet, daß er (Raymond) anfangs
gar nicht glanben mochte, er sei gestorben. Das erste lebende Wesen, das ihm begeg-
nete, war der Großvater. Raymond lebt in einem Hans aus Backsteinen. Es gibt da
Bäume, Blumen und festen Boden. Einen regelmäßigen Wechsel von Tag und
Nacht aber gebe es nicht; es werde dunkel, wenn er's wünscht. Viel denkt er dar»
über nach, woraus die Dinge gemacht seien, und er hat sich eine Theorie gebildet.
Für eine kurze Zeit habe er, wie andere, gemeint, alle die Gegenstände seien Ge-
iankengebilde; aber das ist ein Irrtum; da ist ein chemisches Etwas, das immer-
während von der Erde aufsteigt; es macht verschiedene Wandlungen durch, bis es
fest wird. — Der gegenseitige Verkehr scheine dort keinerlei Schwierigkeiten zu
bereiten, doch sei sein Interesse immer nach dem Kriege zugewendet, der auf
Erden tobt; er helfe den „armen Kerlen, die buchstäblich in die Geisterwelt hinein'
geschossen werden." Auf die Frage, ob er kommende Dinge vorhersehen könne,
antwortet er, manchmal meine er es zu können, doch sei es nicht leicht etwas
vsrherzusagen. Er glaubt, nicht wesentlich mehr zu wissen, als da er auf
Erden war.

In einer Sitzung (26. November) redet er von weißen Kleidern, die er dort trägt. Der Mutter sagt er, sie selbst käme oft ins Geisterland, während ihr Körper schläft. In der Sitzung vom 3. Dezember wird diese Bemerkung dahin ergänzt, alle seien bereits während des Nachtschlafs bei ihm gewesen, es fehle ihnen nur die Erinnerung, wenn sie aus dem Schlafe erwacht sind. Das bedauere er, doch werde er belehrt, das Gehirn würde überlastet werden durch das Doppelleben, wenn Erinnerung zurückbliebe an das nächtliche Leben in der Anderweit; der Mensch würde unfähig werden zu den irdischen Geschäften und Pflichten.
In eben dieser Sitzung, die Sir Oliver Lodge allein bei Frau Leonard abhält, bringt jener absichtlich das Gespräch auf die früheren diesbezüglichen Mitteilungen und gibt die Antworten in einem vollständigen Protokoll wieder. Wir erfahren da durch Fedas Vermittlung und den Mund des Mediums: Ranmonds jetziger Körper ist sehr ähnlich dem früheren; er kneift sich manchmal selbst, um zu sehen, ob dieser wirklich sei, und er ist es, aber es scheine nicht so zu schmerzen, als wenn er den fleischlichen Körper kneifen würde. Die inneren Organe scheinen nicht so gearter wie vorher, bloß äußerlich gleichen sie diesen. Er kann sich freier bewegen. Aber etwas falle ihm auf: er habe dort niemals jemanden bluten sehen. Auf die Frage, ob er wohl bluten würde, wenn er sich stäche, folgt die Antwort, er habe es nicht versucht, habe aber bisher kein Blut gesehen. Er bat Augen, Wimpern nnd Brauen, Zunge und Zähne. Auch habe er einen neuen Zahn bekommen an Stelle eines alten. Er kennt einen Mann, der hatte einen Arm verloren, aber ein anderer bildete sich allmählich in kurzer Zeit. So ergänzten sich dic auf dem Schlachtfelde verloren gegangenen Glieder; ist einer in Stücke gerissen, so dauert es längere Zeit. Ein gewisses Quantum einer offenbar ätherischen Substanz sei zerstreut nnd müsse sich erst wieder konzentrieren. Zwar der Geist ist nicht auseinandergeblasen, immerhin habe es Einfluß auf ihn. Verhrennt ein Mewsch, so werde ihm von sog. Geisterdoktoren (snirit elocwi'») Hilfe gel'istet, daß de?' Geist sich rechtzeitig lostrenne. Große Schwierigkeiten verur' fache bisweilen die Feuerbestattung, die in der Regel erst nach sieben Tagen ror sich gehen sollte. Auf den Einwurf: „Wenn aber der Körper in Verwesung über» gelt", erfolgt die Antwort: „Wenn dies geschieht, so ist der Geist bereits nickt mehr da." In einem Falle, da die Verbrennung zwei Tage nach dem Tode vorgenommen war, mußte der scheidende Geist zu rasch gelöst werden, und da» gab eine Erschütterung, als ob ein Glied amputiert würde. Der Geisterleib entspringt nicht aus dem Erdenleib, aber eine .Essenz' komme ans diesem und gehe in den andern Leib, der eben bereitet wird. Beides zusammen formt sich zu einem .Duplikat' des früheren Körpers. Gefragt nach dem Unterschied zwischen Mann und Frau im Ienseitsleben, antwortet Ranmond, auch dort gebe es Männer nnd Flauen, si> scheinen ähnliche Gefühle zu einander zu haben wie hier, aber andere Ansdrncksweisen dieser Gefüblr. Kinder scheinen nicht geboren zu werden. ?n diesem Zwecke werde nan auf den irdischen Plan gesandt.— Auch essen sieht er

einige, obzwar er selbst kein Verlangen danach empfindet. Tie Speisen sehen aus n ie die irdischen. Man trachte übrigens, jedes Ankömmlings Wünsche zu befriedigen. Einer, der kürzlich ankam, wollte sogar eine Zigarre Haben und meinte, er würde sie nicht bekommen können; gleichwohl habe man ihm etwas ähnliches zubereitet, nicht aus fester Materie zwar, sondern aus Essenzen, ätherischen Stoffen und Gasen. Als jener aber anfing zu rauchen, hatte er nicht viel Gefallen daran. Die irdischen Bedürfnisse, die die Abgeschiedenen anfangs noch empfinden, nähmen immer mehr ab. — Bezüglich der aus Backsteinen gebauten Häuser wiederholt er die auch von andern vertretene Theorie der .Emanationen', die von der Erde ausgehen. Es sei, als ob Atome von da ausströmten und am Ziele sich wieder .konsolidierten'; man sammle und konzentriere sie dort. Wenn diese Atome in den Äther gelangten, so erhalten sie gewisse Qualitäten und es ließen sich dann fest? Dinge daraus formen. Alles, was auf Erden verfällt und verdirbt, z. B. Holz, Lumpen, sei keineswegs verloren. Es gebe eine ‚Essenz" ab — was man auf Erden Geruch nenne; eben daraus würden die Duplikate jener Dinge gebildet. — Er sieht die Sterne klarer als auf Erden, obgleich er ihnen nicht näher sei. Aucl> die Sonne sieht er, doch scheine sie immer die gleiche Wärme auszustrahlen; überhaupt fühle er nicht warm und kalt; sein jetziger Körper sei eben anders geartet. Sobald er jedoch in Kontakt kaire mit dem Erdenplan, dann fühle er etwas von Wärme und Kälte, wenigstens in Gegenwart eines Mediums. — Raymond findet alles so interessant, daß er nicht wieder ins Erdenleben zurüZ möchte, um so weniger, als er ja mit den Seinen verkehren könne, ja sich ihnen noch näher fühle als ehemals. Er hält es für gut, wenn man sich mit den Dingen des Ienseits schon vor dem Tode befaßt; diejenigen, welche das nicht tun, pflegen dann lange Zeit zu glauben, sie träumten. Ihm selbst sei es zunächst gewesen, als ob er sich in einer fremden Stadt befände. — Auch Tiere gibt es dort, Pferde, Hunde, Katzen, Vögel. Sein einstiger Hund, der gestorben war, und der ganz richtig beschrieben wird, ist bei ihm. — Zum Schlusse dieser Sitzung versichert Raymond, wie öfter, daß er sehr glücklich sei. — In einer andern Sitzung wird mitgeteilt, daß es drüben auch Bibliotheken gebe mit Büchern, die die nämlichen zu sein scheinen wie auf Erden; aber auch andere, die hier erst erscheinen sollen, wenn der Autor sich findet.

In solchen Dingen, die mehr oder weniger gleichsam dem jenseitigen Alltag angehören, erschöpfen sich nicht dir Kundgebungen Ranmonds über das Leben im neuen Dasein.

In einer Sitzung bei Fre>u Leonard am 4. Februar 1916 erklärt er, daß dort jeder zu dem Orte gravitiere, der ihm angemessen sei. Da gibt es keine Richter und Gerichte, sondern jeder geselle sich von selbst Gleich zu Gleich. Der mit schmutzigen Gedanken und Gelüsten umgehende wendet sich einem Orte zu, wohin Raymond nicht möchte: es ist keine eigentliche Hölle, denn die Gelegenheit, besser zu werden, ist da niemandem benommen, aber die dort zueinander streben, sind

einander zur Last. Tugend und Tüchtigkeit sind das einzige, was Wert verleiht.
— Raymond ist noch nicht imstande, sicher zu sagen, wo er sich eigentlich be-
findet, d. h. auf welcher der vielen Stufen des andern Seins. Cr meint, es sei
die dritte. Sie werde Sommerland oder Heimatland von einigen genannt. Er
erzählt von einem herrlichen Ort, den er kürzlich besucht, wo ihm gestattet war,
Einblick zu tun in die höchste Sphäre. Sir Oliver Lodge bringt nur einiges dar»
über ini Protokoll, da er es nicht für angebracht hält, Dinge, die einer lebhaften
Phantasie entspringen können, in einem Buche weitläufig mitzuteilen, welches in
der Hauptsache mit Beweismaterial für ein Fortleben nach dem Tode zu tun
habe. In jener Sphäre will Raymond Christus geschaut haben: seine Stimme
wie Glockenklang, alles wie ein Gemisch von leuchtenden Farben. Hier nehmen
die Worte den Stempel feierlicher Andacht an. Christi Geist, so wurde er belehrt,
sei aber immer auch auf Erden, in jedermann sei etwas von ihm. — Auch schöne
Musik kann man dort genießen, wenn man es wünscht, doch sei niemand ge»
zwungen, etwa immerwährend Musik anzuhören.

Die Schilderungen des Jenseits, die das Buch „Raymond" bringt, —
Oliver Lodge nennt sie nuvsiifiable inuttei', Kundgebungen, die sich auf ihre
Richtigkeit nicht kontrollieren, nicht bewahrheiten lassen, — habe ich hier in
einiger Ausführlichkeit wiedergegeben, um einen Begriff zu geben von den Offen-
barungen, wie sie in spiritistischen Sitzungen, meist freilich in viel weniger inter-
essanter Art, sehr häufig vorkommen. Sie stimmen, wie oben bereits bemerkt, bei
den verschiedensten Medien und auch bei medial veranlagten Personen, die der
Sache ganz fern sieben, in weitgehendem Maße Lberein. Sie erinnern in Haupt-
punkten an die bvisionären Erlebnisse des schwedischen Gelehrten und Severs
Immanuel Swedenborg (geb 1688, gest. 1772), der vor allem durch seine Gabe
des Fernsehens und der Hellsichtigkeit, die keinem geringeren als Kant zu denken
gab*), bekannt ist. Swedenborgs Offenbarungen veranlaßten schon frühzeitig
di'.' Bildung besonderer religiöser Gemeinden, mit eigenen Predigern, besonderem
Kultus, eigenen Zeitschriften und Traktaten. Bei uns zwar konnte die Be-
wegung bloß in Württemberg Boden gewinnen, eine ganze Anzahl Swedenborg-
Gemeinden gibt es jedoch seit 1788 in England und in Nordamerika. Man lese
nun in dem verbreitetsten Buch Swedenborgs „Von dem Himmel und von der
Hölle"") di^! Kapitel „Von den Ehen im Himmel", „Daß der Mensch nach dem
Tode vollkommene Menschengestalt habe", „Daß der Mensch nach dem Tode alle
Sinne, alles Gedächtnis, alles Denken und alle Neigung hat, die er in der Welt

-) Siehe dessen Brief an Fräulein Charlotte von Knovloch; viel zurüekhaltender allerdings In
den „Traumen eines Geistersehers" s2. Teil).

**) Übersetzung von vi Immanuel Tafel, Tübingen 1854. Tarans bloß einen Satz, S. 42«:
„Daher kommt auch, da» fast alle, die aus der Welt ankommen, sich gar sehr wundern, doß ne
leben, und dag sie Menschen sind gerade wie zuvor, daß sie sehen, hören und reden, und daß ihr
Körper einen Tastsinn hat, wie zuvor."

hatte, und daß er nichts zurückläßt, als seinen irdischen Leib", „Daß der Herr niemand in die Hölle werfe, sondern der Geist sich selbst", u. a., und man wird finden, wie viele der oben gebrachten Sätze mit Swedenborgs visionär begründeten Theorien übereinstimmen. Schon die Kapitelüberschriften dürften genügen. — Eine Stelle erinnert auch an Professor Iägers Duftseele.

Ob und wie weit nun das Medium Leonard in London mittelbar oder unmittelbar von außen durch diese Gedankengänge beeinflußt ist, wäre wohl wert zu erfahren. Überhaupt vermißt der kritische Leser in Lodge's Buch Angaben über die Persönlichkeit der m Betracht kommenden Medien, wenigstens der Frau Lernard. Hat Frau Leonard Beziehungen zu einer Swedenborg-Gemeinde, gehört sie vielleicht gar eine? solchen als Mitglied an? Die Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit eines Mediums zu bezeugen, genügt noch nicht.

Die Familie Lodge verkehrt schließlich, durch Tischklopfen und automatisches Schreiben, mit dem abgeschiedenen Sohn und Bruder, auch ohne fremdes Me» dium, so als ol er ab nnd zu noch daheim wäre. Der Verkehr bewegt sich in den alten vertrauten zwanglosen Formen. Man teilt Raymond Familienneuigkeiten mit, er seinerseits macht die Seinen bekannt mit seinen neuen unsichtbaren Freunden. Einmal — es war in der ersten Sitzung, die Alee Lodge, Raymonds Bruder, erlebte (23. Oktober 1915 mit dem Medium Vout Peters) — hat Alee die deutliche Empfindung, daß sein Bruder anwesend sei, daß seine Hand von dessen Händen gehalten werde (das Medium hatte quer über den Tisch Alee's rechte Hand ergriffen), und daß Raymond mit der ihm eigenen Stimme spreche. Die Episode muß nach der Beschreibung sehr effektvoll und für alle Anwesenden langer Alee auch Lad,, Lodge und Frau Kennedy) überaus eindrucksvoll gewesen sein.

Behindert ist der Verkehr mit Raymond durch die in der Natur der Sache licg^nden Schwierigkeiten und die Handhabung der ungewohnten Verkehrsmittel. Sir Oliver Lodge bringt den Vergleich mit einem Telephongespräch. Iemand (das Medium) hätte durch ein Telephon von etwas mangelhafter Beschaffenheit Botschaften zu vermitteln zwischen zwei ihm fremden Menschen (dem Abgeschiedenen und seinen noch lebenden Angehörigen). Der eine davon (der Abgeschiedene) wäre begierig, Mitteilungen zu machen, vielleicht nicht ganz geschickt in der Ausdrucks» weis?, während der andere sich möglichst schweigsam verhält und sorgsam bemüht ist, keinerlei Auskunft zu geben, und mehr oder weniger den Verdacht hegt, es sei etwas nicht in Ordnung, der Freund sei gar nicht am Apparat. Diese Schwie» rigkeiten gelten vor allem von den Sitzungen mit fremden Medien, weshalb der sich meldende Unsichtba'.e wenigstens zu Anfang hauptsächlich solche Mitteilungen zu machen bestrebt sein werde, die geeignet sind, den Verdacht des Freundes zu beheben. In eimm Vortrag in der 5nfi»tv fnr ?5vot,iclil K«»«ar<K (abgedruckt in der Zeitschrift „Light") braucht Lodoe das Bild von Arbeitern in einem Tunnel, die unter dem Brausen des Wassers und anderen

Geräuschen die Artschläge ihrer unsichtbaren Kameraden auf der andern Seite wahrnehmen. Und in einer Sitzung vom 21. Dezember 1915 (Alee zum erstenmal bei Frau Leonard) sagt „Feda" von Raymond, dieser sei nicht imstande, alles kundzugeben, was er möchte. Bisweilen nur ein einziges Wort, das dann ohne Zusammenhang erscheinen müsse. 5Ift auch entspringe ein Wort nicht seinem Innern.

Im dritten Teil seines Buches — der erste enthält Feldpostbriefe Raymonde, der zweite bringt die Sitzungsprotokolle und -Referate — gibt der Verfasser in etlichen Kapiteln seine Weltanschauung, wie sie sich auf Grund der psychischen Studien, die er viele Iahre gemacht, zuletzt der Erfahrungen, in denen er un-mißverständliche Kundgebungen des gefallenen Sohnes glaubt annehmen zu müssen, gebildet hat. Ich fasse im folgenden Lodge's Ansführungen dieses dritten Teile« in einigen bezeichnenden Sätzen zusammen und gebe sie fast durchgehende mit seinen eigenen Worten.

Die Annahme der Fortdauer des individuellen Seins über den leiblichen Tod hinaus und der Möglichkeit einet Verkehrs — wenn auch unter gewissen Schwie-rigkeiten und bestimmten Bedingungen — hinweg über die Kluft, die sich auftut zwischen hier und dort, ist nicht eine willkürliche, um des Trostes und der inneren Beruhigung willen; es ist vielmehr eine Annahme, die dem Verfasser des .Raymond', wie anch vielen anderen Personen, nach mehr als dreißigjährigem Studium in lebendiger Erfahrung sich aufgedrängt bat. Die Beweise sind gehäuft und haben jedem vernünftigerweise zulässigen Zweifel das Rückgrat gebrochen. Die Atementheorie des Chemikers kann nicht besser begründet sein.

Leben ist nicht eine Form der Energie, noch auch kann es sonst einer Kate-gorie untergeordnet werden: es ist eine der Grundformen des Seins. „Eine Eich?l*) hat in sich die Lebensmöglichkrit nicht nur für einen einzigen Eichbaum, sondern für einen ganzen Wald von Eichbäumen, bis zur tausendsten Generation, ja eigentlich bis zu Generationen ohne Ende. In dieser Beziehung gibt ee nichts von .Erhaltung der Energie' usw. Es ist hier nicht so, als ob etwas von einem Dinge zum andern überginge. Der Vorgang hat keine Parallele in der Übertragung der Energie.' Das Leben ist nicht Energie und nicht Materie, aber es lenkt die Energie und deherrscht und ordnet dadurch die Materie.

Tod ist die Trennung der herrschenden Wesenheit von dem psychisch-chemischen Organismne, also das Aufhören des kontrollierenden Einflusses. Der Tod ist eine Änderung des Znstandes, wie die Geburt es auch ist. Es ist der Eintritt in neue Bedingungen des Daseins, in eine neue Gruppe von Tatsachen — die zwar.jederzeit schon da waren, wie die Sterne auch am Tage vorhanden sind, aber nicht wahrnehmbar für nns.

*) Diesen Satz zitiere ich ergänzend aus einem andern Buche Lodge's „I^iks sng Klstter".

oder Leben und Tod"
Carl Vogl
Wir haben kein Recht, zu behaupten, daß die Art der Existenz, wie sie allein
uns vertraut ist, die einzig mögliche sei. Die Frage ist nur: haben wir einen
Beweis, direkt oder indirekt, für eine andere Form des Daseins? Die Erfahrung
muß die Frage beantworten.
Schon die Tatsache der Fernwirkung (Telepathie) beweist, daß die Körper-
organe nicht unbedingt wesentlich sind zur Mitteilung von Gedanken. Es ist ver-
nunftgemäß, anzunehmen, daß der Geist unmittelbarer und wirksamer sich be-
tätigen kann, wo solche Wechselwirkung zwischen Physisch und Psychisch nicht
mehr notwendig ist. Warum überdies sollte ein Körper bloß aus Materie bestehen
müssen? Bloß weil wir nickts anderes kennen?
Wie auch der Philosoph Bergson lehrt, sind Geist und Gehirn keineswegs sich
deckende oder auch nur untrennbar an einander gebundene Größen: das Ge»
dächtuis braucht nicht im Gehirn lokalisiert zu sein, und die Aufmerksamkeit ist
ein seelischer Prozeß, nicht ein physiologischer, wenn auch von einem solchen be-
gleitet. Ohne Gehirn ist zwar das Brwußtseinsleben, soweit unsere irdische Er-
fahrung reicht, latent, aber wir haben kein Recht zu sagen, es existiere nicht.
Möge man doch nicht von einer vorgefaßten Meinung ausgehen hinsichtlich
dessen, was möglich und was nicht möglich ist in diesem noch fast unerforschten
Weltall; möchte man dock lieber lernen und von den Tatsachen sich führen lassen,
nicht von Dogmen! Dann würde die Wahrheit schrittweise unserm Verständnis
sich öffnen und sicheren Play gewinnen, wie in den anderen Zweigen der be-
obachtenden Wissenschaft auch.
Die Materie ist ein indirektes Mittel des Verkehrs zwischen Geist und Geist.
Unsere gegenwärtige Beschränkung auf die mechanisch-physische Vermittlung ist
nach Bergson zwar als ein Vorteil für die irdische Entwicklung anzusprechen, der
Zustand des Tranee jedoch scheint schlafende Fähigkeiten zu befreien, die gewohnte
Beschränkung, die das Gehiin bewirkt, aufzuheben und den unmittelbaren Verkehr
möglich zu machen: der Geist ist dann nicht mehr isoliert, sondern mit andern in
unmittelbarer Wechselwirkung. Die sogenannte Unterschwellenschicht des Seelen-
lebens tritt in Kraft.
(Schluß folgt.)

Friedrich Freksa
Der Kamin
Friedrich Freksa:
Aer «Aülslil!. Aus der Chronik eines Wosvredorfes.
Fortsetzung.
Als am Abend Berthe von Mutter C^eile erfuhr, was geschehen sollte, war
sie außer sich vor Zorn. Diese hochmütige Person also, die ihr die Kleider im
Vorbeifahren mit Dreck bespritzt hatte, sollte auf dem Mrard-Hofe sitzen!
Allein es war nichts dawider zu tun. Mutter C^eile war entschlossen, um
nicht zum Gespött der Gegend zu werden, ihre Hütte zu verlassen. Klug und zäh,
handelte sie sich von dem Schwiegersohne eine ganz hübsche Rente heraus, und
alsdann verkaufte sie heimlich ihr kleines Besitztum an Berthe, die in Buzantin
blieb.
Eines Morgens hatte sie ihr kleines Bündel gepackt. In einem sauberen
dunklen Kleide ging sie zum Pfarrer, um Abschied zu nehmen.
Den armen alten Mann hatte wieder einmal die Gicht schwer gepackt. Er
lag auf seinem Sofa in Decken gewickelt. Als er C^eile vor sich sah, wußte er
sofort, daß etwas besonderes sie zu ihm triebe. Er «sah sie gütig und ermunternd
an, denn er mußte sich ja denken, er solle, wie er es bei den Bavards seit sechzig
Iahren getan, wieder etwas gut machen, wieder etwas ins rechte Lot bringen.
Er behielt die warme, kräftige, noch immer schöne Hand Chiles zwischen
seinen kalten, dick geschwollenen Fingern und sagte: „Nun sage, mein Kind, was
Dich drückt."
CSeile erwiderte: „Ich will Abschied nehmen, Herr Pfarrer, ich gehe nach
Verdun oder Paris. Ich weiß noch nicht wohin."
Der alte Mann zitterte. Sein Unterkiefer klappte herab. „Du willst uns.
Du willst mich verlassen?" fragte er.
Da traten C^eile die Trätnen in die Augen. Sie sagte bitter: „Meine
Tochter treibt mich von hier fort. Aber ich will ihrem Glücke nicht im Wege
stehen. Sie ist ja seit drei Generationen die erste Bavard, die einen Mann zur
Ehe gefunden hat."
Der Pfarrer senkte seinen großen weißen Kopf und blieb solange unbeweg»
lich in Nachsinnen verloren, daß es C^eile ängstlich zumute war.
Sie begann leise „Herr Pfarrer!", er aber hielt ihre Hand fest in den
seinen und hörte sie nicht.
Endlich seufzte er und schaute auf in Chiles Gesicht, tastete mit der Hand
an ihre Wange, strich sie sanft und lsagte: „Dann geh' mit Gott, Marion."
C^eile schaute ihn, da er den Namen ihrer Mutter nannte, erschrocken an.
Aber sie wagte nichts zu erwidern und ging leise binaus.

Vierzehn Tage danach war der Herr Pfarrer R^chat gestorben und ward
begraben auf dem Friedhof, wie sich's geziemt, von einer großen trauernden
Menge.
Die Iahre gingen dahin, Berthe begann wie ihr Großvater, einen Acker
nach dem andern an sich zu bringen.
Im G^rardschen Hause begann ein lustiges Leben. Es war zwar nur ein
Sohn vorhanden, ein lang aufgeschossener, blonder Iunge, der nicht die geringste
Ähnlichkeit mit dem robusten, schwarzlockigen, stiernackigen Vater hatte, dessen
untersetzter Oberkörper nach einer fünfzehnjährigen Ehe einem Würfel glich.
Allein Herr Turiföre schenkte in dem Rosengarten hinter dem Hause des Sonn-
tags Wein aus, auch verstand er sich ausgezeichnet auf Hühnerbraten am Spieß.
Seine Frau wußte die Geheimnisse der feinsten Salate. So zogen die Bürger aus
den kleinen Städten der Umgebung, selbst die deutsch gewordenen Metzer gern im
Sommer hinaus nach Buzantin, um sich an den ländlichen Leckereien wohl zu tun.
War Herr Turif^re sehr gut aufgelegt, so ergriff er eine Mandoline, stellte
sich vor die Tische der Schmausenden und Zechenden und sang die in Paris gerade
Mode gewordenen Kabarettlieder mit tonender, schmalziger Stimme.
Auch Virginies Sohn ward Advokat, und als er sich eine Praxis in Verdun
erhandeln wollte, mußte Virginie nach dem Tode ihres Mannes eine Reihe der
Äcker verkaufen. Es war ein Triumph für Berthe, als sie so einen Teil des
väterlichen Besitztums wieder zurückerobern konnte.
Trotzdem sie die reichste Frau in der Gegend war, ging sie doch stets in alte
häßliche Lumpen gekleidet. Sie war hager geworden, die Haare glänzten schloh-
weiß, ihre dürren Hände erschienen wie verwittertes Holz, aber noch immer waren
die schwarzen Augen zwischen den faltigen Lidern hungrig und unersältlich wie
bei einer alten Wölfin.
Aus Virginie war mit der Zeit eine dicke, schwere Landfrau geworden, deren
Gesicht gemach eine blaurote Färbung annahm, da sie stets auf dem Kaminsims
eine Kognakflasche zu stehen hatte. Die Bewirtschaftung ihres Landes ließ sie
mehr und mehr außer acht. Felder und Wiesen, die am Rande des Waldes lagen,
begannen zu vermoosen. In dieser Vernachlässigung des Landbesitzes folgte sie
nur dem Beispiele vieler anderer Bauern der Ebene, die nach dem fünfzigsten
Iahre, dem Rentneralter der Franzosen, sich nicht mehr plagen wollen. Sie lassen
die Felder verlottern, wenn keine Kinder da sind, die sie übernehmen können.
Und 'so befinden sich viele tausend Morgen Acker in dauerndem Niedergang und
ständiger Verwahrlosung.
Vergebens trat Berthe mit Kaufangeboten an die bequeme Frau heran.
Virginie war zwar nicht abgeneigt, aber sie scheute die Mühe, die der Vollzug
des Geschäftes mit sich gebracht hätte. Sie war so faul geworden, daß sie sich
trotz ihrer großen persönlichen Eitelkeit nur des Sonntags noch gut kleidete. Dann
allerdings schritt sie in bunten Seidenkleidern und großen pompösen Hüten stolz

wie ein Pfau in die Kirche, wo sie in ihrer knisternden Pracht die gesamte Weiblichkeit des Dorfes überglänzte.

5 S H

Noch immer hatte sich Berthes Lebenswunsch, wieder im G^rardschen Hause als Herrin am Kamin zu sitzen, nicht verwirklicht.

Der Iuli 1944 war herangekommen. Beunruhigende Gerüchte liefen im Lande um. Die jungen Reservisten waren eingezogen worden, auf der großen Straße von Verdun nach Conflans bewegten sich Infanteriekompagnien hin und her. „Wir werden Revanche an den Preußen nehmen", riefen die jungen Leute, die Sonntags aus den Städten auf's Land kamen, um dort zu frühstücken. Aber die Automobile mit den Metzer Bürgern, die ihnen bekannte Weinbauern in der Woövreebene besuchten, schüttelten die Köpfe und sagten: „Glaubt nicht daran."

Berthe empfing nach langen Iahren einen dringenden Brief von ihrem Bruder aus Paris mit der Aufforderung, sie möge doch zu ihm kommen, sie könne sonst unruhige Zeiten da drunten in Lothringen erleben.

Sie antwortete ihrem Bruder nicht einmal. Aber des Abends ging sie an den Zaun von Virginies Garten. Da fand sie die schwerfällige Frau in einem schmutzigen, blauen Morgenrock mit schwarzen Spitzen im Lehnstuhl liegen und einen zerfetzten gelben Roman lesen. Berthe, erzählte ihr von dem Briefe ibres Bruders. Sie wollte der Feindin Angst machen. So hoffte sie sie zum Verkauf zu bewegen.

Über die Schwelle des Hauses selbst setzte sie keinen Fuß, seit das Haus fremden Menschen gehörte. Am Kamine andere als ihre eigenen Sessel zu sehen, hätte ihr das Herz still stehen lassen.

Da lief es eines Tages durch das ganze Land: „Wir haben den Krieg." Vor dem Hause des Maires wurde eine gedruckte Bekanntmachung angeschlagen, die mit den bunten Fahnen der Republik geschmückt war. Herr Poinears, der Präsident der Republik, rief die Franzosen auf zum Kampfe gegen die Deutschen, die einem friedlichen Lande den Krieg aufzwangen und die Freiheit Europas und die Zivilisation bedrohten.

Ein jüngerer Mann las die langen, pompösen Sätze laut und feierlich vor. Ein fanatischer Alter in der blauen Bluse meinte: „Er ist einer von uns! Er ist Lothringer, der Präsident. Drüben bei les Paroches hat er selbst ein Landhaus! Wenn er den Krieg wagt, muß er seiner Sache sicher sein."

Ein alter fetter Weinbauer verzog den glatt rasierten Mund, schüttelte den granen Kopf nnd sagte: „Wir werden sehen!" Am Abend aber, als alle getrunken hatten, schrieen sie: „Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!" Und sie sangen die Marseillaise und umarmten Soldaten, die nach Conflans durch« marschierten.

Der Kamin
Friedrick Freksa
Dann aber kamen und gingen Nächte über das Dorf, wie sie schon einmal vor fünfundvierzig Iahren gekommen und gegangen waren. Trotz des blauen Sommerhimmels grollte es tagelang in der Ferne wie Gewitter. Auf der Straße standen die Leute und warteten auf Nachricht. Große, Wolken aufwirbelnde Automobile durchbrausten den Ort. Bagagewagen trotteten hindurch. Sie waren mit dem dicken grauen Staub der Ebene gleichmäßig überzogen, ebenso wie die dunkelblauen, begleitenden Mannschaften.
Rothosige Soldaten kamen von Osten zurück, sie hatten es eilig und sagten: „Wir sind verraten! Wir stecken in einem fürchterlichen Dreck!" Andere kamen und riefen: „Es lebe Frankreich! Wir haben gesiegt!" Sie erzählten wilde Heldentaten, wie sie mit den Bajonetten gegen eine Überzahl sich geschlagen hätten, und machten es vor, wie sie die dicken, schwerfälligen Deutschen in die Därme kitzelten. Mitten in ihren Erzählungen aber brachen sie ab und bettelten um Wein.
In einer Nacht hörten die Leute in Buzantin das Schießen so deutlich, daß sie das pfropfenähnliche Knallen der einzelnen Infanterieschüsse zu unterscheiden vermochten. Als sie sich vorsichtig auf die Straße wagten, sahen sie in der Richtung von Conflans einen blutroten Flammenschein. Am Morgen kamen verstörte Städter mit Reisekörben atemlos und schweißbedeckt in das Dorf. Sie berichteten: „Schlechtes Volk hat im Arbeiterviertel aus den übel berüchtigten Häusern auf die Deutschen geschossen. Wir haben uns davon gemacht! Wir wollten nicht länger in dieser Hölle bleiben."
Berthes Augen funkelten vor Freude, als sie sah, daß bei dieser Erzählung Virginies Gesicht grau vor Entsetzen wurde. Unablässig redete sie auf die fassungslose Frau ein und »suchte ihre Angst zu verstärken.
Am Nachmittag aber trank Virginie Kognak. Der machte sie wieder völlig stumpf und so waren alle Worte Berthes in den Wind geredet.
Noch am Abend desselben Tages erhielt das Dorf französische Einquartierung. Die Soldaten machten sich in den Häusern breit. Als Landesverteidiger, die vielleicht am nächsten Tage tot sein konnten, verlangten sie von den Bauern das beste, was sie in Küche und Keller hatten. „Was wir essen," sagten sie, „wird Euch von der Republik wieder ersetzt. Und was wir haben, das können die Deutschen, wenn sie hereinkommen sollten, nicht nehmen."
Auch in die kleine Hütte Berthes wurden acht Mann gelegt. Sie kochte ihnen für Geld, denn ihr Grundsatz war es, jeden, auch den kleinsten Verdienst in die Tasche zu stecken. Des Abends aber erzählte sie ihnen aus dem Iahre 1870/71, wie damals die Preußen im Lande gehaust hätten. In ihrer Erzählung ward Horaee zu einem übermenschlichen Helden. Die jungen Soldaten schwuren der Mutter Berthe, sie würden sie an den Deutschen rächen. Diesmal würde der General Ioffre sicher Revanche nehmen für das Iahr 1870. Hatte er es doch schon an der Marne gezeigt, was das verjüngte Frankreich vermochte.

So schlug sich denn Berthe ganz gut durch die harte Zeit hindurch, während Virginie sich nicht genug tun konnte im Iammern. Der Hauptgrund ihres Schmerzes war der Umstand, daß die schlauen Burschen, die bei ihr einquartiert waren, hinter die Verstecke ihrer Kognakflaschen gekommen waren und ihr das geliebte Gift entzogen.
So lag denn der Krieg monatelang vor dem Dörfchen auf der Lauer. Nur acht Kilometer östlich vor dem Orte wühlten sich die Schützengräben durch den Lehm des Ackerbodens und zerschnitten die Straße, die nach Conflans führt. Das Rollen des Geschützfeuers war den zurückgebliebenen Einwohnern vertraut geworden. Im Frühjahr waren viele noch zur Bestellung der Äcker hinausgezogen. Doch Berthe begann zum erstenmale die Schwere des Krieges zu spüren, denn ihr fehlten Arbeitskräfte und Tiere, um ihre weitläufige Besitzung zu bestellen.
H s 5
Wieder waren die Bäume von den ersten grünen Schleiern umwoben. Blau und licht waren die Tage und liehen der Landschaft den silbrigen Schimmer, wie ihn schon Claude Lorrain in Erinnerung an seine Heimat auf seinen Bildern gehalten hat. Breite, schöne Wolken schwammen über dem Himmel.
Eines Mittags begann es so stark zu grollen und zu donnern, daß alles die Köpfe aufreckte und lauschte. Langsam kam der Abend und die Nacht. Von bronzenem Wetterleuchten war der ganze Himmel erfüllt. Wie vom Himmel niedergefallene, weißbrennende Sterne standen Schnüre von Leuchtkugeln über den Wäldern im Süden.
Über dem Dorf begann es in den Lüften zu heulen. „Das sind unsere schweren Geschütze," sagten die Soldaten und lachten.
Da aber wankte der Boden der Erde, ein Krach überwältigte die Ohren aller, daß sie mit zusammengekniffenen Augen und offenem Munde auf Momente alles vergaßen. Als sie wieder aufschauten, drang ihnen ein feiner Staub in die Augen.
„In die Keller!, in die Keller!" schrien die Soldaten, „sie schießen in den Ort!" und sie zogen die Einwohner mit sich. So wurde Berthe in das Haus Virginies gedrängt und fand sich wieder in dem ihr wohl bekannten gewölbten festen Weinkeller, der voll war von schutzsuchenden Ortseinwohnern und Infanteristen.
Wieder erzitterte der Boden, die Laternen, die mit den brennenden Stearinkerzen vom Gewölbe herabhingen, schwankten, während das Krachen die Luft spaltete. Virginie saß auf einem Haufen Weinflaschen und weinte hemmungslos. Berthe kauerte neben ihr. Mit wilden Gebärden ihrer dürren Hände redete sie anf die fassungslose Frau ein, die sie mit ihren schwarzen Raubtieraugen zu bannen suchte. Ietzt oder nie mußte ihr der Kauf, die Rückeroberung des väter-

lichen Gutes gelingen. Und über diesem Vorsatz vergaß sie den Schrecken der
Stunde.
„Habe ich es Dir nicht vorher gesagt, Virginie?" fragte sie. „Du siehst, wie
gut ich Dir geraten hatte, als ich sagte, bleibe nicht hier."
„Aber warum bist Du denn nicht selbst gegangen?" sagte Virginie.
„Ich weiß, wie es im Kriege zugeht, ich habe das Iahr 1870 erlebt," rief
Berthe stolz.
Ein paar Soldaten, die in der Ecke ihre Zigaretten rauchten, sahen sie an
wie eine Schauspielerin, die eine große Rolle spielt.
Sie umfaßte Virginies Kopf, zog ihn zu sich herab und redete ihr mit leiser,
eindringlicher Stimme ins Ohr: „Warum willst Du nicht zu Deinem Sohne nach
Verdun gehen? Ietzt, da das Land vom Kriege verwüstet wird, bringt es Dir
keine Zinsen mehr. Aber ich verstehe mich auf den Boden! Ich kenne ihn von
früher her. Ich werde ihn wieder nutzbar machen. Sei vernünftig, ich gebe Dir
achtzigtausend Franken für das Land. Sage, was willst Du für das Haus?
Bedenke, was ihm alles geschehen kann. Die Granaten können es zerschlagen! Es
kann verbrennen. Viel darfst Du dafür nicht fordern!"
„Nein, ich gehe aus dem Hause nicht fort!" rief Virginie kreischend und
eigensinnig wie ein Kind.
„Ich sage Dir, Du wirst es bereuen. Also noch einmal: Ich biete achtzig-
tausend Franken für die Ländereien."
„Rede nicht weiter!"
„Törin!"
„Ich will nichts wissen."
Wieder erschütterten schwere Granaten den Keller. Wieder brach Virginie
in lautes Schluchzen aus. Sie betete und rief alle Heiligen nm Hilfe an. Zuletzt
aber bebten ihre Lippen, während sie unaufhörlich die Worte noch stammelte:
„Mein Gott, wäre ich doch erst ganz tot! Wäre ich doch erst ganz tot!"
Hm Keller entstand ein Gedränge. Ein paar Frauen kreischten auf. Ein
Verwundeter ward hinunter getragen. Mit geschlossenen Augen und vergrautem
Gesicht, das von einem zottigen, bestäubten Bart umrahmt war, lag er auf der
Bahre. Ein Granatsplitter hatte ihm den Unterschenkel am Knie fortgerissen und
aus den Fetzen der roten Hose und des Unterbeinkleides starrte das blutige Fleisch
hervor. Die hin- und herpendelnde Laterne, die über dem wunden Manne hing,
als die Bahre niedergesetzt wurde, ließ die tiefen Schatten wie lebende Wesen
über den Körper laufen.
(Schluß folgt.)

Politisch-wirtschaftliche Rundschau.

Von Dr. A. Ciffrin.

Hardens „Krieg und Fried e".

I.

Bis an den Hals steckt der Menschheit Leib in dem Ideensumpf traditioneller Gewalt. Ist umstrickt, verschnürt, kann körperlich sich nicht regen, kein Glied rühren. Ringsum steigt noch die Flut, und der schlammige Boden sinkt unter den Füßen . . . und, ein Hilfloser auf treibendem Mast, späht er mit seinem Hirn in alle vier Richtungen, mit verängstetem, hohläugigem Tasterblick, nach der Taube mit dem Ölzweig. Ein Wunder muß werden! Selbstverstümmelung hat orgiastisch genug gewütet und die Wurzel des Menschheitsbewußdseins von Millionen angefressen und zernagt. Und Obrigkeiten gössen allemal Öl dazu!

Die Scheide zweier Welten und Weltgesetze, der Ideenbrnch von Gestern und Morgen offenbart sich mit jedem Tag und jeder Nacht, selbst dem nur halb geöffneten Auge und kündet, daß nahe Weltgeburt Ereignis werden muß. Gestern: Im Anfang war die Kraft! — Morgen: Im Anfang war der Geist! Heute dämmert der innere Sinn von der Suprematie des Geistes herauf, läutet dem pessimistisehen Machtwort: der dunkle Willenstrieb hat sich im Chaos den Geist als Laterne angezündet, das Sterbeglöcklein. Eine neue Welt muß erstehen. Aus Triebhaftem wird Treibendes, aus Keimendem Hoffnungs« geknosp. Nur eine ewig gestrige Gedankenwelt, die Kraft, Macht und Gewalt auf den Knieen anbetete, konnte in dieses Labyrinth münden und dies erschreckende Trauerspiel der Menschheit offenbaren. Nur Geist kann wieder herausführen. Logos heißt der König von Morgen. Erwägen und denken; auf Iahrhunderte weiter denken — und abermals überdenken! Denken!

Uber solche Station hinauszugehen, ohne auf den Geist-Leuchtturm heutiger Wüstenei stark bewußt hinzuweisen, ist unmöglich — und Verlust. Tätiger Geist! Bildet die Politik für die Theorie, die in aller Welt tiefste Wurzeln schlug. Ein Fels, ein Ausguckturm auf dem Eiland. Kurt Hiller heiß« seine Schrift: Ein deut-

sch^es Herbem Haus*), ruft auf
zum Bund der Geistiggerichteten, der
den Geist „in Ken Stand der Macht zu
setzen" erstnebt — vorerstrebt, da sie
kommen muß. Em Magnet, der in den
Sud buntgemisetxter Elemente gesenkt
wird, um das wertig e Metall aus-
zuscheiden, zusammenzufassen, um . . .
Macht, Triebkraft des Landes, der
Welt, des Menschentums zu bilden.
Ist edelster Refler unserer Zeit, nicht
minder der kritischste, darum wertvolle
Scheinwerfer in nnsere Zeit. Ist
Schwergewicht gegen Massengunst,
Auftrieb gegen beharrenden Tiefgeist
(nicht Gristestiefe!) Unpolitischer. Dies
lese jeder, der das ewige Ziel einer im
Kriege abgehärmten, graugewordenen
Menschheit am Horizonte ahnt, wisse
jeder, der vermeint, Gewalt-Macht
allein müsse, Zönne die Welt in Barm
balten . . .
Denken! Für Iahrhunderte weiter
denken!
Ein solches Geleit gab nns schon seit
etwa zwei Jahren Maximilian Harde»
in seiner „Zukunft". Und nun gibt er
es uns neu wieder als Kompler tiefster
Erkenntnisse, die berufen sind, das Er«
lebnis eines jeden Denkenden zu stei-
gern und zu vertiefen, vollkommener,
abgerundeter, von manchem Eintaos-
ballast befreit, von Ewigkeitedine>en be»
reichert: „Krieg und Friede".**)
Von allen, die in dieser Zeit über
Politik schrieben oder Politik „machten",
hat keiner mit solcher Offenheit und
solcher Inbrunst, solcher Konsequenz des
Denkens den Kern des grausigen Welt-
geschehens herauszuschälen gesucht wie
Harden. Der lag hergekommener Denk»
n>eise, die sich selber nur im Lichte kennt,
verborgen. Und überall wurde eifrig
die Zunge geführt, um den Sinn des

*> Verlag Ter Neue Geist. Leipzig, qeb.
"> Erich Reiß - Berlag. Berlin.

Gedachten zu verdecken, statt ihn zu
enthüllen. Auch diese Wortwaffen, die
mehr denn je einen Lügenturm zu Babel
auerwäns errichtet haben, gehören ins
Arsenal gestriger Denkweise. Mit einer
Wahrhaftigkeit, die keine Schonung,
kennt, einem Schürfungseifer ohne-
gleichen, mit tigerhafter Zähigkeit wird
zu dem Kern gedrängt, der diese Welt
zu Trümmer sprengte. Peter Schuwa-
lows düster prophetisches Wort: In
Bosnien liege der Zunder, der einst
Europa in Flammen treibt, bildet die

— einzige, fruchtbare — Basis für die Erkenntnis der „Kette von Geschehnissen", die das gestrige Menschheits» band durchrissen, und bleibt die einzige Basis für den Aufbau der neuen Welt!

Die staatsmännische Enge, von Privatinteressen überladene, zusammengepferchte politische Weisheit gestriger Diplomaten, ans der das Pulver in die Menschheit geschleudert ward, muß aufgehen in der Erkenntnis, daß es mehr zwischen Mensch und Menschen gibt, als nur was sie Obrigkeit gegeneinander empfinden beißt. Sarajewo ist der Schlußpunkt einer zusammengebrochenen Denkweise und nur der Anfang fürchterlicher Konsequenzen. Diese Wurzeln, über die die Welt gestrauebelt' ist, legt Harden bloß, leuchtet unerbittlich, klärend, menschlich in das Geäst hinein, in welches sich die Menschheit zu Selbstverstümmelung verstrickte.

In festumrissenen, musterhaft zusammengedrängten Bildern, werden Handlungen, Irrtümer, Geschehnisse, führende Gestalten in den verschiedenen Ländern festgehalten. Sie bilden gleichsam die Leitersprossen, auf die man heraufzuklimmen hat, um die durchdringende Aussicht ins weite — öde — Land zusammengebrochener Menschheit zu besitzen. Und können starren ins leblose Gefüge, wie Ieremias über den rauchenden Trümmern Ierusalems.

Harden führt uns durch breite
Wege, dann durch lschmale Nebengassen
jüngster Geschichte in die unzerrüttbare
Erkenntnis, daß eine neue Welt
werden muß. Vieles ist im Werk vor-
handen, das Harden den Namen ein-
bringen könnte, er sei der H i st o »
riker der Nebensächlichkei-
ten. Nebensächliches — scheinbar
Nebensächliches indessen — treibt die
Blüte in solche Üppigkeit, daß die
Ideenalleen dem Auge oft unerkenn-
bar werden. (Allein, die Überschriften
sind hierbei die besten Wegweiser!)
Man wird nie müde zu lesen, neu zu
lesen, zu erforschen, sich in die Seiten-
wege zu vertiefen, die letzten Endes den
Quell der Ereignisse speisen. Lebendig.
keit der Darstellung rückt vieles Längst-
vergessene so in die Bewußtseinsschwelle
der Gegenwart, daß das Urteil unmit-
telbarer, unbefangener wird.
Harden hat über manche Dinge
früher anders gedacht und geschrieben,
als er heute denkt und «schreibt. Na-
mentlich seine Stellung zur machtpoli-
tischen Mentalität hat er ganz ge-
ändert. Ist's Schwäche? — Gerade
das Gegenteil, dünkt mich, spricht aus
solcher Eigenbekehrung. Mit dem ihm
eigenen Mut hat er die „Bastille" ge-
stürmt. Nicht weil er sich geltender
Meinung in Gegensatz bringen wollte
— sondern, weil Menschheitsbewußt'
sein in der Welt Wiedergeburt und
Auferstehung feiert. Dieser Mut, der
Wahrheit furchtlos ins Antlitz zu sehen,
ist Hardens beste Eigenschaft, die aus
jeder Bekennerzeile des Buches hervor-
dringt. (Wohl ist einiges enthalten,
das man sich nicht zu eigen machen
mag, so z. B. die Wiederaufnahme der
Mär vom Handelsneid Britanniens,
die an die krasse, professorale Spitz-
findigkeit von „Händler und Helden"
gemahnt!! Der Flug ins Große bleibt
bestehen — und bei Neuauflagen wird
manches noch, das dem Einzeltag gehört
und das Bleibende flieht, herausfallen.)
Die großen Züge, der hohe Flug
der Hardenschen Gedankengänge ma-
chen das Buch wertvoll, unvergänglich.
Aus der Zeit geboren, mit der Zeit ins
Riesenmaß des Unvergänglichen, Im-
posanten gewachsen, um in die Zukunft
als schönstes Dokument einer beson-
nenen Menschheit zu leuchten.
Harden hat von je in der Oppo»
sition gestanden, einst, mehr um der

Opposition willen. Heute geht es um
die tiefsten Dinge. Steht jenseits der
Straße, die die „Heutigen" weisen.
Und überragt sie turmhoch. Weil er
jene Höhe überschaut, jene Tiefe
ergründet und erfühlt, die Menschheite-
durstige erfaßt, die den ewig gestrigen
Wahn der Gewalt begräbt und in hohe
Ziele weist, nach denen sich die beson'
nenen Einzelnen, Familien, Völker
sehnen. Menschheitsband! Und die
jüngsten Worte in der „Zukunft"
klingen an: „Uns lichtet, wärmt,
durchduftet es die von Wahnsinn ver»
wüstete Welt." — „Iedes Volkes höch-
stes Strebensziel müsse sein, sich, wie
es liegen will, betten zu dürfen und in
Freiheit, von Anderen als sein, von
ihm als Anderer Besitz geachteter,
Freundschaft zu erwerben; alles Stre-
ben nach sittlich minder hohem Ziel sei
fortan in Unfruchtbarkeit verflucht!"
Harden war in seiner Ganzheit
immer nur ein Zerstörer. Iener Dämon
produktiven Aufbauens war seinem
Wvsen fremd. Hier offenbart sich e n
Wille, der das Leben zu Menschheits-
dasein inbrünstig bejaht, aufbaut,
als einer der Besten, für dieses Ziel
stritt. Hier erscheint er neu, fruchtbar
— darum bleibend!
Gar manches ist nicht für die u n »
mittelbar nächste Zeit reif —
und dem bleibt zu widersprechen.
Aber das Buch ist erfüllt von dem uner-
schütterlichen Glauben an das Gute, an
das Rechtsgefühl in der Menschheit.
Was jeder Traditionsfreie hundertfach

empfand, das klingt aus Hardens
Zeilen in Vollklang. In das helle Ge»
läute nächster Zukunftsahnung versenke
sich ein jeder, es lese ein jeder dieses
Bekennen zur Menschheit, ein jeder,
der bewußt, leidend, menschheitsleidend
diese Blutjahre durchgemacht. Es trägt
ihn zu Erkenntnis und zu Sicherheit,
daß eine neue Welt wird —.

II.

Die überragend schnelle Entwicke-
lnng der Technik — der Verwertungen
und Ausbeutungskunst des rein wissen»
schaftlich Erkannten — in den verflos-
senen Iahrzehnten malt sich deutlich,
gleichsam stationsweise, in einer Reihe
von Persönlichkeiten ab. Organi-
satorische Schöpfernaturen mit tech-
nischem Können, klarem Blick für die
Realisierungsmöglichkeiten, Tatkraft für
deren Verwirklichung. Eines hebt
sie weit über die Höhe der Mitläufer
ikrer Zeit hinaus: ihre Romantik. Iene
Wucht, jene Lebendigkeit ihrer Phan-
tasie, prophetisch, wie im Wetterleuchten
weite Gebiete, Länder, Möglichkeiten,
Resonanzen im Zusammenhang zu er-
blicken. Das läßt sie als Kinder ihrer
Zeit gelten — und stempelt sie zu deren
Paten zugleich.

Auf dem Hintergrunde des indu'
striellen Zeitalters läßt Felir Pin-
ne r das Wesen einer der bedeutendsten
Schöpfernaturen erstehen und benennt
das Buch: „E m i l Ra th e n a u und
das elektrische Zeitalter"
(Akademische Verlagsgesellschaft m b.H.,
Leipzig).

Dem Nnr-Techniker jener Zeit
Werner Siemens steht der Nur-Kauf-
mann Emil Rathen«u gegenüber; und
ckarakteristsch ist die Frage, die man oft
gestellt, ob Rathenau überhaupt Inge-
nieur gewesen. Das Bild des Anfangs
mir als Ingenieur sich betätigenden
Rathenau wird menschlich, bis in intime
Einzelheiten entworfen. Man kann an
der Iugend des Mannes nichts von der
künftigen Größe des gewaltigen Orga-
nisators erkennen. Felir Pinn er
faßt das Wesen Rathenaus ganz dyna-
misch, aktiv, auf, fast losgelöst ven der
Umgebung. Er individualisiert die
Schöpfertat, den Riesenerfolg Raihc-
naus, die allüberall dieser genialen
Natur möglich gewesen wäre. Wenn
auch von der Zeit und Umgebung de»
günstigt — die Pariser Weltausstel-
lung stellt die Weiche seines En!wicke-

lungsgleises — so ist Rathenau in nicht so ausgesprochenem Maße lediglich ein Produkt der Zeit. Wohl in ihr geboren, herausgewachsen, nicht von ihr hervorgebracht. Diese individualisierende Auffassung bringt uns die Gestalt Rathenaus menschlich außerordentlich nabe und läßt den mechanistisch organisatorischen Hintergrund gebührend abgerückt. So erhält das „elektrische Zeitalter" in der fesselnd geschriebenen Darstellung etwas menschlich Leibhaftes, Lebendiges, etwas von einer allfühlenden Menschenseele, von einem Riesenpuls mit seinem Fieber und Bangen, mit seinen Krisen und Schwä» chen.

Man lese selber nach; man wird von der distanzierten Schilderung in das Zeitalter, in dem wir stehen, bewußt hineingetaucht, elektrisch durchpulst und staunt, mit welch verschlossenen Augen man durch diese größte technisch-wirtschaftliche Revolution schreitet.

Eine Fülle von Kenntnissen, die in das Gefiwe des Zeitalters Einblick gewähren (mir erscheint das Privatwirtschaftliche ein wenig zu stark betont), persönliche Erfahrungen des Verfassers, wissenschaftlicher Weitblick und an die Wurzel setzende Kritik, menschlich liebevolle Behandlung menschlicher Züge, machen das Buch außerordentlich wertvoll.

Die Entwickelung des größten Wirtschaftszweiges, der technisch wirtschaft-

lichen venverteten Elektrizität, die unsere ganze moderne Wirtschaft mit Licht und Kraft durchwebt, ist in bleibenden Zügen von kritischem, wissenschaftlich durchdringendem Geist der Mit' und Nachwelt gegeben. Dem Verfasser, dem das Werk voll gelungen ist, wird Wirtschaft und Wissenschaft Dank wissen.

Rundschau der Kriegs-literatur XXXVII.

Von Dr. zur. Kurt Ed. Imberg.

Viel, sehr viel sogar ist in den letzten Iahren über Belgien geschrieben worden, und doch gibt es roenig Bücher über dieses Thema, die verdienen, von weiteren Kreisen gelesen zu werden, und die der Mühe des Lesens in dieser mit Neuerscheinungen so reich geseg-neten Zeit der Papierknappheit wert sind. Das neue im Verlage von B. G. Teubner (Leipzig) über „Belgiens Volkswirtschaft" erschienene Werk darf man wohl zu den genannten wenigen guten, lesenswerten Büchern über Bel-gien rechnen. In Verbindung mit einer Anzahl von Spezialisten, dem Geh. Regierungsrat vi'. Karl Bittmann, dem bayerischen Ministerialrat Geh. Rat Dr. Iosef v. Graßmann, Dr. Georg Iahn, dem bekannten Ham-burger Professor Dr. Karl Rathgen und Dr. Fritz Schulte, haben Prof. Dr. Hans Gehrig, zur Zeit in Brüssel, und der ebenfalls bei der deutschen Verwaltung in Brüssel tätige Hallenser Nationalökonom Prof. Dr. Hein-rich Waentig hier ein Sammel-werk herausgegeben, das in knapper, aber leicht verständlicher Form alle Seiten der belgischen Volkswirtschaft behandelt und dem Leser einen treff-lichen Einblick gewährt in das so inter» essante Wirtschaftsleben des kleinen, aber wirtschaftlich so reichen Landes m Nordwesten der deutschen Grenzen, in die belgischen Zustände, die — wie die Herausgeber im Vorwort leider mit Recht bemerken — „für die große Menge des deutschen Volkes, auch die Kreise der sogenannten Gebildeten . . . ein Buch mit sieben Siegeln" waren. Der erste Teil bietet eine geschicht» liche Übersicht über die Entwicklung der belgischen Volkswirtschaft von 1715 bis 1908 aus der Feder von Professor Waentig. In kurzen Zügen zeigt der Verfasser die Entstehung der belgisehen Volkswirtschaft in der österreichischen

Zeit, unter der französischen Herrschaft um die Iahrhundertwende und während der nur 15 Iahre dauernden, auf dem Wiener Kongresse dekretierten Vereinigung mit dem Königreich der Niederlande, sowie den nach der Lösung dieser künstlichen Verbindung einsetzenden Kampf um die wirtschaftliche Unabhängigkeit, der zunächst zu einer Schutzzollära griff, bald jedoch infolge äußerer Umstände zum Freihandel überging. Alsdann behandelt Waentig die wirtschaftliche Erpansion in den letzten vierzig Iahren seit 1863, der Thronbesteigung Leopolds II., dessen wirtschaftlichem Talente er vollauf Gerechtigkeit zuteil werden läßt, und dem Belgien jenen Stand in der Weltwirtschaft verdankt, den es vor dem Weltkriege eingenommen bat. — Der zweite Teil, der Dr. Iatm und Prof. Dr. Gehrig zu Verfassern hat, beschäftigt sich mit den Grundlagen der belgisehen Volkswirtschaft, der Bevölkerung und ihrer sozialen Gliederung, sowie den wirtschaftspolitischen und sozialen Triebkräften, insbesondere mit den politischen Parteien und ihrer Stel» lunonabme zum Wirtschaftsleben. — Der folgende Abschnitt ist dem Aufbau der belgischen Volkswirtschaft gewidmet und schildert die Landwirtschaft, den Bergbau, die heutige Industrie — diese

Teile aus der Feder von Dr. Iahn —
sowie die Sozialpolitik, welch letztere
Geheimrat Bittmann bearbeitet hat.
Weiterhin behandelt Prof. Waentig
den Handel, Ministerialrat von Graß»
mann das Verkehrswesen, Eisenbahnen,
Post nnd Telegraphen, Seeverkehr und
die in reichlichstem Maße im Lande
vorhandenen Wasserstraßen, Dr.
Schulte und Prof. Gehrig das Geld-,
Dank- und Börsenwesen und Prof.
Rathgen den Kolonialbesitz. — Im
vierten Teile gibt endlich wiederum
Prof. Waentig interessante Rückblicke
und Ausblicke, die wohl allgemein von
Interesse sein dürften. Ein recht aus-
führlicher Literaturnachweis von Prof.
Gehrig, ein gutangelegtes, übersicht-
liches Personen- und Sachverzeichnis,
sowie — es sei dies besonders mit
Dank begrüßt — eine Karte Belgiens
vom wirtschaftlichen Standpunkte aus
erhöhen den Wert des Werkes.

Im einzelnen auf die verschiedenen
Abschnitte einzugehen, verbietet leider
der Raummangel. Wir müssen es uns
daber versagen, ausführlicher den inter-
essanten, lehrreichen Inhalt des Buches
wiederzugeben, und möchten unseren
Lehern nur empfehlen, selbst das Buch
zur Hand zu nehmen und sich von dem
Werk und von dem reiehen Inhalte des
Werkes zu überzeugen, das seiner von
1>en Herausgebern gegebenen Bestim-
mung vollauf gerecht wird: eine klaf-
fende Lücke in der volkswirtschaftlichen
Literatur auszufüllen.

5

Fünf Bündchen österreichischer Ge-
sehichte sind in der weitverbreiteten und
allseitig rühmlich bekannten Sammlung
„Aus Natur und Geisteswelt" (Verlag
von B. G. Teubner, Leipzig'Berlin)
erschienen. Ihr Verfasser ist Richard
Charmatz, der sich als Geschichts-
sehreiber bereits einen guten Namen
gesehaffen hat, und dessen auch an
dieser Stelle besprochene Biographie
des österreichischen Ministers von
Bruck allseitig freundlichste Aufnahme
gefunden hat. Die ersten beiden Bände
Mr. 651 und 652) behandeln „Öster-
reichs innere Geschichte von 1848 bis
18U5", die Bände 653 und 654 die
„Geschichte der auswärtigen Politik im
1V. Iahrhundert", während der letzte
Band (655) „Österreichs äußere und
innere Politik von 1885 bis 1914"
schildert. Die ersten beiden Bände bil-
den bereits die dritte, die Bände über

die auswärtige Politik die zweite Auflage; dies zeigt schon ohne Kommentar, daß diese österreichische Geschichte beim Publikum Anklang gefunden haben muß. Dankenswerterweise hat Charmatz sieh entschlossen, seine früheren Arbeiten bis zum Ausbruch des Welt» krieges fortzuführen, und um die einzelnen Bände nicht unhandlich zu machen, einen fünften Teil hinzuzufügen, der sich mit der äußeren und inneren Politik Österreichs in der jüngsten Zeit befaßt. Die Anordnung des Stoffes hat der Verfasser bei dieser Neuauflage etwas geändert, und man kann diese „Umgruppierung" wohl als eine recht glückliche bezeichnen. Der an vielen Stellen reichlich vermehrte Stoff ist in geschickter, klarer, übersichtlicher Weise geordnet und gewährt dem Leser einen trefflichen Einblick in die Geschichte unserer Bundesgenossen. Vielleicht findet sich Charmatz noch bereit, auch noch zur Vollständigkeit die innere Geschichte seines Vaterlandes vom Wiener Kongreß bis zur Revolution von 1848 zu schreiben ; er würde hierdurch sicherlich vielen einen großen Dienst erweisen und die Teubnersche Sammlung um eiuen neuen interessanten Band bereichern.

Von der schon des öfteren an dieser Stelle genannten Sammlung „Aus Österreichs Vergangenheit", die im Schulwissenschaftlichen Verlage A. Haase in Leipzig veröffentlicht wird,

liegen zwei neue Heflchen vor. Das 13. Heft, als dessen Verfasser Schulrar Anton Weiß zeichnet, und das den Titel „Das Werden unserer Volks» schule" führt, gibt eine Auswahl der Vorschriften und Gesetze über das Werden und über die Entwicklung der Volksschule in den österreichischen Län» dern, die anfangs in den ein» zelnen Kronländern, ja sogar vielfach in den einzelnen Städten verschieden geregelt war und erst im Iahre 1774 zu einer österreichischen „Reichsvolks-schule", wie sich der Verfasser in der kurzen geschichtlichen Einleitung aus-drückt, die er den Urkunden voraus-schickt, geworden ist. Dieser Zeit vor der Vereinheitlichung entstammen die Urkunden, Gesetze, Beschlüsse, Schul-pläne und Schulordnungen, die Weiß in dieser kleinen Sammlung vereinigt hat.

Das 14. Heft gibt einen Einblick in „DaS Siedlungswesen der Deutschen in Mähren und Schlesien bis zum 14. Iahrhundert". Prof. Dr. Hans Reutter hat hier eine kleine Aus-wahl aus den recht zahlreichen Ur-kunden über die Siedlungsgeschichte des Deutschtums in Mähren und Schle^ sien zusammengestellt. Auch diesem Bande ist wie den früheren eine ge» schickte, knappe Auswahl eigen, die die Lektüre nicht zu erschwerend gestaltet und die auch demjenigen, dem nicht viel Zeit zur Verfügung steht, gestattet, sich mit diesem Problem zu beschäftigen. — Als 22. Heft der „Kriegspolitischen Einzelschriften", die bei der Verlags-buchhandlung C. A. Schwetschke Sohn in Berlin erscheinen, ver-öffentlicht Dr. Iulius Bunzel eine Arbeit: „Ungarn und wir." In freimütigster Weise gibt der Verfasser ein Bild von den Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschen im Verlaufe der Iahrhunderte. Er schildert die Kämpfe der Ungarn mit den Deutschen, ihre Einfälle in das Gebiet des Deutschen Reiches, die Zeit der Tülkenkriege und die schließliche Vereinigung des Ungar-landes mit der Habsburgischen Mon» archie. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen über die Lage der Deutschen in Ungarn selbst und ihre Behandlung durch die Magyaren, die meist alles andere als wohlwollend wqr. Auch die Schlüsse, die der Ler» fasser für die deutsch-ungarischen Be-ziehungen nach dem Kriege zieht, sind

lesenewert, mögen sie auch hier und da als etwas zu optimistisch erscheinen. Recht wünschenswert wäre es, wenn der Verfasser auf S. 164 einen ihm oder dem Setzer unterlaufenen Fehler verbessern würde; denn von Barrikadenkämpfen in den Straßen von Berlin nach dem Kriege von 1870/71 ist uns nichts bekannt, und soll wohl „Paris" heißen. Immerhin wäre es recht gut, dieses Versehen abzuändern, jschon damit nicht ein amerikanischer oder französischer Gelehrter auf den Gedanken kommt — und dies ist jetzt auf der gegnerischen Seite wiederholt passiert — und, sich hierauf stützend, ein Buch über die Berliner Revolution von 1871 schreibt. —

Über Bulgarien sind neuerdings zwei Bücher erschienen, von denen das eine Beachtung verdient. Es enthält unter dem Titel „Die bulgarische Nation und der Weltkrieg" gesammelte Aufsätze des Universitätsprofessors in Sofia vi'. Iv. Gheorgow und ist von der deutsch-bulgarischen Gesellschaft, die sich dankenswerterweise auch eine gleichsam „innere" Fühlung» nahme zwischen Deutschen und Bul» garen angelegen sein läßt, im Verlage A. Hosfmann (Berlin) herausgegeben. Diese Aufsätze befassen sich zum größten Teil mit der äußeren Politik Bulgariens, insbesondere mit jenem Problem, das seit Iahren im Mittelpunkt dieser Politik steht: der mazedonischen Frage. Aber auch andere interessante Fragen hat der Verfasser in diesen

IN?

Aufsätzen behandelt, so vor allem die Stellung Bulgariens zu seinen Nachbarvölkern und zu den Staaten des Vierbundes. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der bekannte Reichstags« abgeordnete Di'. G. Stresemann diesem Buche ein. kurzes, aber lesenswertes Borwort vorausgeschickt hat, in dem er auf die Wichtigkeit guter Beziehungen zwischen Deutschland und Bulgarien Kinweist.

Weniger wichtig ist die zweite Schrift „Die Bulgaren im südwestlichen Morawagebiet im Iahre 1858", die A. Teodoroff-Balan im Verlage von Al. Paskaleff K Co. in Sofia veröffentlicht. Sie befaßt sich mit den Reisen des Österreichers Johann von Hahn in das Morawagebiet und sucht — nicht immer in sehr geschickter Wei> — an Hand de? von Hahn herausgegebenen Schriften zu beweisen, daß diese Gebiete zum großen Teil von Bulgaren bewehnt werden und infolgedessen beim Friedensschluß Bulgarien zugesprochen werden muß» ten. —

*

„Mandevilles Bienen'abel", die letzten Gründe einer wissenschaftlich geleiteten Politik gibt der Berliner Rechtsgelehrte Prof. Dr. Rudolf Stammlerim 5. Heft von „Reichls deutschen Schriften" (Otto Reichls Verlag, Berlin). Die etwa 200 Iahre alte Bienenfabel Mandevilles will bekanntlich zeigen, auf welchem Wege ein Sta.it zu Reichtum und Maelt gelangen kann. Die dabei zugrunde liegende englische Rechtsphilosophie hat mehrfach auch in Deutschland Wurzeln geschlagen. Ihre kritische Betrachtung führt zu den prinzipiellen Erörterungen besien, was wir soziale Frage nennen. Ter Verfasser zeigt dieses in der vorliegenden Schrift in einer für weiteste Kreise bestimmten Art und Ferm; er wirft die Frage nach dem Maßstabe auf, an dem man überhaupt erst feststellen kann, ob eine politische Bestrebung grundsätzlich berechtigt ist oder nicht, und zieht aus der abschließenden Beantwortung dieser Frage die notwendigen Folgerungen für eine wissenschaftlich geleitete Politik.

Als 6. Heft der von M. H o b o h m im Verlage von Eugen Diederichs in Jena herausgegebenen Schriftenreihe: „Der Tag des Deutschen" erscheint

vom Herausgeber selbst eine erste Aus»
wahl aus der „Deutschen Korrespon-
den;" unter dem Titel: „Vaterlands-
pvlitik". Wenn man auch vielen Aus-
führungen und Behauptungen Hobohms
die Zustimmung versagen mag, so bieten
sie doch zweifellos manche interessante
und beherzigenswerte Punkte, die uns
als lesenewert erscheinen.
Von Or. Georg Wilhelm
Schiele ist unter dem Titel „Waf-
fensieg und Wirtschaftskrieg" im Ver-
lage „Das größere Deutschland" (Dres-
den) eine Rede erschienen, die er im
April 1918 auf Veranlassung der Han-
delskammer für Essen, Oberhausen und
Mühlheim a. d. Ruhr in letzterem Orte
sowie auf der Tagung des Gesam,vor-
standes des Alldeutschen Verbandes im
gleichen Monat in Berlin gehalten har.
Der letztere Umstand dürfte manchen
Leser zunächst stutzig machen; aber die
Lektüre dieser kleinen Schrift wird ihn
bald eines Besseren belehren; denn die
meisten von Schiele vorgebrachten Ge»
danken wird man ohne weiteres unter»
schreiben können. Der Verfasser kommt
in seinen Ausführungen zu dem Er-
gebnis, daß die während des Krieges
erforderlich gewordene Kriegswirtschaft,
je länger sie dauert, „zu einem inneren
deutschen Wirtschaftskrieg" führen
wird. „Der Erfolg wird sein ein
Leichenfeld von Mittelstandseristenzen".

Dies aber wäre ein schweres Unglück
und ein grober Fehler. „Der Staal
soll nicht wirtschaften, er soll zwischen
sich und die Wirtschaft möglichst viel
lebendige und freie Existenzen setzen",
jegliche Bureaukratisierung der Wirt-
schaftspolitik muß vermieden werden,
da sie unweigerlich früher oder später
zu einem „lebentötenden Kommunie-
mus" führt. Die Vernichtung des deut-
schen Kaufmannsreiches, das ist es, was
sich unsere Feinde zum Ziel gesetzt
haben. Dagegen kämpfen wir, und wie
sollten wir da ihnen Vorschub leisten
wollen, indem wir selbst unseren Kauf-
mannsstand durch „papierne Ketten
einer unnützen Bureaukratie" fesseln,
die ihm zum Verderben gereichen
müssen!
Die gleichen Grundsätze verficht
Schiele auch in einem anderen, „die Un-
entbehrlichkeit des freien Handels" be-
titelten Aufsatze, der in einem vo" der
„Vereinigung für staatsbürgerliche Er»
ziehung" veröffentlichten Buche „Fra»
gen der Kriegsernährungspolitik" er-
schienen ist. Dasselbe Buch bietet auch
noch eine ähnliche Forderungen auf-
stellende Arbeit von I^i'. FelirBor -
chardt über den „Handel als Be-
freier der Lebensmittelorganisation".
1 >i'. Rudolf Dalberg, dessen
Buch „Die Entthronung des Goldes"
wir seinerzeit zu besprechen Gelegenheit
genommen haben, veröffentlicht im
Verlage von Puttkammer A Mühl-
brecht (Berlin) eine neue Schrift über
„Die Entwertung des Geldes", in der
der Verfasser die Einwirkungen von
Kreditanspannung und Geldumlauf auf
Preisniveau und Valutastand unter-
sucht. Dall>erg beschäftigt sich in diesem
zweiten Buche in der Hauptsache mit
dem Inflationsproblem, d. h. „der
Klarlegung derjenigen Umstände und
Kräfte, welche Preise und Valuta nicht
von der Marktlage der einzelnen Güter
aus, sondern von der Finanzlage der
ganzen Volkswirtschaft aus beeinflus»
sen". In erster Linie verfolgt auch
diese neue Arbeit Dalbergs theoretische
Ziele; die Ergebnisse, zu denen er in
seiner Untersuchung gelangt, sind ie'
doch auch von wesentlicher praktischer
Bedeutung für die finanzielle Kriege-
und Übergangswirtscha.ft. .Schon aus
diesem Grunde dürfte sich auch diese
Schrift des Verfassers viele Leser er-
werben und in den Fachkreisen dieselbe

Beachtung finden, die seiner früheren
Arbeit zuteil geworden ist.
Als 34./Z5. Heft der „Flug-
schriften für Hsterreich-Ungarns Er-
wachen", die bei Ed. Strache in Wien-
Warnsdorf verlegt werden, und von
denen wir früher die ersten Hefte be-
sprochen haben, veröffentlicht Staats
bahnrat a. D. Dr. Viktor Kra.
kauer eine Abhandlung über „Das
Verkehrewesen nach dem Kriege". Er
weist vor allem darauf hin, daß das
^nde des Krieges gleichzeitig die
Wiedereröffnung des uneingeschränkte»
zwischenstaatlichen Verkehre bedeuten
wird, da doch der Schiffahrts-, Bahn«
und Nachrichtenverkehr seinem gaszen
Wesen nach international sei, so daß
er nicht von den Grenzpfählen dn ein-'
zelnen Staaten umfriedet, nicht vom
Weltverkehr abgeschlossen werden körme.
Überdies sei der Verkehrstrieb in der
jetzigen Entwicklungsstufe der Mensch-
heit so mächtig, daß er befriedigt wer-
den müsse, trotz aller Bestrebungen, die
etwa dagegen gerichtet werden sollten.
Der Verfasser verkennt nicht, daß sich
diesem Verkehrsbedürfnisse in der ersten
Zeit nach dem Kriege erhebliche
Schwierigkeiten entgegenstellen werden.
Der Verfasser gibt dann zugleich Mittel
und Wege an, zu denen man rechtzeitig
greifen sollte, damit Österreich den
großen Aufgaben der Zukunft ge-
wachsen sei und in allen Verkebrs
zweigen Gediegenes zu leisten vermöge.
„Die Kohlenversorgung Europas"
behandelt Ingenieur A. H. Gold»
reich in einer ausführlichen, gründ-

lichen Abhandlung, die auch für den
gebildeten Laien leicht verständlich ist.
Sie ist im Verlage von Urban Li
Schwarzenberg (Berlin und Wien) er-
schienen. Der Verfasser will mit seinen
Ausführungen dem Leser eine Vorstel-
lung verschaffen über die Bedeutung
der Kohle als Kraftquelle in der Welt-
wirtschaft. In sehr fleißiger Arbeit
hat er das bisher verstreute statistische
Material zusammengestellt. Im listen
Abschnitt beschäftigt sich Goldreich mit
dem Kohlenbergbau und seiner Be-
deutung in der Wirtschaftspolitik. Cr
bespricht hier den Kohlenvorrat der
Erde, die Kohlenproduktion und den
Kohlenverbrauch Europas, die Ein-
und Ausfuhr von Kohlen bei den
Ententemächten einerseits und bei den
Zentralmächten andererseits. Ferner
behandelt er die Koksproduktion, die
Ersenerzgewinnung, die Roheisen- und
Stahlerzeugung Europas, sowie'' die
Weltkonkurrenz in der Kohlenproduk»
tion vor dem Weltkriege. Der zweite
Abschnitt trägt die Überschrift „Eisen-
bahn und Kohlenbergbau im Lichte der
Volkswirtschaft". Der dritte Abschnitt
endlich behandelt „Die Kohlennot
Europas". Goldreich setzt sich hier mit
den Wirtschaftsproblemen auseinander,
um für die Zeit nach dem Kriege die
großen Möglichkeiten der Kohlenver-
wertung aufzuweisen und einen euro-
päischen Kohlenverteilungsplan zu for-
dern. Ein Nachtrag behandelt noch die
Novelle zum österreichischen Allgemeinen
Berggesetz, die während der Druck«
legung des Werkes im österreichischen
Parlamente eingebracht ist. Der Ver-
fasser lehnt in seiner Darstellung den
Staat als Unternehmer ab mit der
Forderung der vollen Bergbaufreiheit,
wobei er u. a. besonders gegen
Rathenaus Schrift „Ne,ie Wirtschaft"
Stellung nimmt. N'cht unerwähnt mag
bleiben, daß das Buch m t 44 Text-
abbildungen geschmückt ist, die teils
graphische Darstellungen zu den statI'
stischen Abschnitten bilden, teils Bilder
aus der Grubenarbeit wiedergeben. —
Einen interessanten Beitrag zur
neuesten Entwicklung der japanischen
Außenhandelsförderung bietet die vom
deutschen Überseedienst in Berlin her»
ausgegebene, von 1>r. T h. Schu-
chart bearbeitete Schrift „Iapans
Rüstung für den Handelskrieg". Der
wirtschaftliche Aufschwung des Mikado-

reiches während des Krieges ist ganz
außerordentlich groß gewesen; in Süd-
amerika, Ostasien, Indien und Austra-
lien nimmt der japanische Handel
immer mehr zu, seine Finanzen, die
bisher niemals besonders rosig aus-
sahen, sind so günstig wie nie zuvor,
kurz, die weise Zurückhaltung, die die
japanische Regierung trotz aller Bitten
und Vorstellungen seitens seiner Bun-
desgenossen in der Beteiligung am
Kriege bis jetzt geübt hat, und die sie
ich nur aufgeben wird in rein
egoistischem Interesse, diese Zurück-
haltung hat Iapans Volkswirtschaft,
seinen Handel und seine Industrie ge-
stärkt und sie auf fast allen Märkten zu
einem gefährlichen Konkurrenten ge>
macht. Das Material, das über diesen
wirtschaftlichen Aufschwung Iapans
bei uns zur Verfügung steht, ist natur-
gemäß recht bescheiden und lückenhaft.
Aus diesem Grunde konnte der Ver-
fasser auch keine abgeschlossene Abhand-
lung geben, sondern mußte sich darauf
beschränken, das vorhandene Material
zu sammeln und zu verarbeiten; immer-
hin enthält sie das Wesentliche von
dem, was zur Beurleilung der japa-
nischen Rüstung für den Handelskrieg'
und der Entwickelnn«, der japanischen
Außenhandelsförderung zur Zeit wich-
tig und von Belang ist.
Znm Schluß seien noch zwei Bücher
wenigstens ganz kurz genannt. Super-
intendent H. Braun gibt in seiner
bei Otto Nemnich (München-Leipzig)
verlegten „Ostpreußen'Chronik" fes-
selnde Bilder aus der ersten Zeit des

Krieges, als die russischen Horden in Ostpreußen wüteten, brandschatzten und mordeten, bis sie von Hindenburg für immer aus dem deutschen Lande ver-lrieben wurden.

Das zweite Buch sind die „Kind-heitserinnerungen" des vor nicht allzu langer Zeit verstorbenen Leipziger Historikers Karl Lamprecht, die im Verlage von Friedr. Andreas Perthes in Gotha von den beiden Töchtern des Verstorbenen herausge» geben worden sind. Auf diesen Blät-tern erzählt Lamprecht seine ersten Lebensjahre, die er in dem kleinen Städtchen Iessen verlebt hat, wo sein Vater Oberpfarrer war. Abgesehen von seinen persönlichen Erlebnissen gibt Lamprecht in dieser Schrift, die wohl als Beginn einer Autobiographie gedacht war, ein lebhaftes Bild von dem deutschen Kleinstadtleben um die Mitte des verflossenen Iahrhunderts. Alle, die die Schriften Lamprechts schätzen und lieben gelernt haben, wer-den auch dieses Büchlein mit Interesse lesen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. vi'. Heinrich Brömse.

In der Aufklärung wurzelt unsere klassische Dichtung, von ihr empfängt sie den Gedanken der Ausbildung zu reinem Menschentum, von ihr ^ den weltbürgerlichen Geist, der das staatliche Leben gleichgültig oder mit Abneigung betrachtet. Dazu wirkt das Vorbild der Ferne, des grie-chischen Altertums, so mächtig, daß ihm gegenüber das eigene Volkstum und Vaterland zurücktritt. So sehr wir auch deutsches Wesen mit seiner Inner» lichkeit und seinem Reichtum in der klassischen Dichtung ausgedrückt sehen mögen, Staatsbewußtsein und natio-nales Empfinden bilden nicht ihre Stärke. Wo sich das Vaterlandsgefühl, noch am schönsten verkörpert, wird eS, — in der „Jungfrau von Orleans" — an fremdes Volkstum angeknüpft, oder es dient — im „Teil" — zur Verherr-lichung eines Kampfes, der die Tren» nung eines deutschen Landes vom deutschen Reich einleitete. Die Not. der Zeit weckt auch in der Dichtung neues Leben, und wunderbar wirken damit zusammen zwei starke und tiefste Wirkung ausübende Strömungen des deutschen Geistes: die idealistischen Nachfolger Kants lehren wahrhaft ge-

schichtlich denken und begründen als unverlierbaren Besitz deutscher Welt-anschauung das Bewußtsein vom Staat als dem wichtigsten Schauplatz zugleich und Gebilde des geschichtlichen Lebens; die Romantik leitet in Kunst und Wissenschaft dazu, die eigene Über-lieferung und das eigene Volkstum zu erfassen. Wie sich so im neunzehnten Iahrhundert die deutsche Literatur neu gestaltet, zeigt in anregendem Überblick die Schrift von Iohann Georg Sprengel „Das Staatsbe-wußtsein in der deutschen Dichtung seit Heinrich von Kleist" (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1«18). Bei solchen Betrach-tungen, die von einem einzigen Ge-sichtspunkte aus angestellt werden, pflegt es nicht auszubleiben, daß manches einseitig oder übertrieben wirkt. Auch diese Schrift ist nicht frei davon. Es scheint mir, daß die Be-griffe, besonders die des Staatsbe-wußtseins und des völkischen Empfin» dens, nicht reinlich genug geschieden sind, daß die Anordnung des Stoffes zum Teil unübersichtlich ist, daß in manchen Einzelheiten Bedenken erlaubt sind, aber im ganzen ist die Darstel-lung in ihrer zugleich wissenschaftlich begründeten und warmherzigen Art wohl geeignet, aufzuklären und anfzu-

rütteln. Non besonderem Wert und Nachdruck sind die Ausführungen über Kleist, Hebbel, Grillparzer, C. F. Meyer, Keller und Lilieneron. Unmittelbarste Bedeutung haben diese Betrachtungen für Unterricht und Erziehung. Der Verfasser zeigt klar, wie notwendig politische Erziehung, wie wichtig die Dichtkunst für die Bildung des Staatsbewußtseins, wie wünschenswert es ist, daß neben die Werte des älteren weltbürgerlichen Idealismus die des volks- und staatsbewußten Idealismus im nemizehnten Iahrhundert treten.

Der Kleistliteratur, die auch durch Sprengels Buch bereichert wird, ist eine Arbeit von Karl Wächter gewidmet: ,.K l e i sts M ich a el Ko h l-Haas, ein Beitrag zu seiner Entwicklungsgeschichte" (Weimar, A. Duncker, 1918). Die Erzählung ist in zwei Fassungen überliefert, die vielfach voneinander abweichen, als Bruchstück in der Zeitschrift „Phöbus", vollständig im ersten Band der Erzählungen. Durch sorgfältige Prüfung des Textes gelingt es Wächter, durchweg überzeugend darzulegen, wie den Grundanlagen nach die nicht erhaltene Urfassung ausgesehen habe. Gründlich und geschmack» voll ist auch die Untersuchung über die Quellen des Werkes, nicht nur die stofflichen, sondern auch die wichtigeren ideengeschichtlichen, wrbei Kante Einfluß auf den Dichter neu beleuchtet wird. Die ganze Arbeit führt tief in die Geheimnisse der Dichterwerkstatt und lehrt Leitgedanken und künstlerischen Wert der Novelle besser erkennen.

Die Tagebuchblätter des badischen Volkeschriftstellers H e i n r i ch H a n s-jakob, „Feierabend" (Stutt» gart, Adolf Bonz K Co., 1918). werden den Freunden ihres urwüchsigen Verfassers willkommen sein. Die Eintraaunoen stammen aus den letzten Lebensjahre!?, die Hansjakob, nachdem er sein Amt als Freiburger Stadtpfarrer niedergelegt hatte, auf seinem „Freihof" in Haslach verbrachte. „Feierabend", das heißt hier nicht friedvolles Behagen, nicht milde und stille Alters» weisheit. Gelegentlich mischt sich wehl solche Stimmung ein, aber im ganzen ist Hansjakob als Greis geblieben, was er immer war: voll knorriger Kraft wie die Bauern seiner Dorf-

geschichten, voll von Unruhe des Geistes,
von Schrullen und Widersprüchen, eine
Kämpfernatur, ein pessimistischer Hu-
morist. So hören wir hier, wie er sein
Altersheim baut, wie er darin haust,
wie er nicht ohne Verbitterung Er»
innerungen aus der Iugend und dem
Manneealter auskramt, wie er sich m t
Menschen, Büchern, politischen und
kirchlichen Zeitströmungen auseinander-
setzt und wie er die letzte große Er-
schütterung seines Daseins, den Welt-
krieg, erlebt. Und der alte Preußen-
hasser bekennt: „Ich nehme seit dem
Kriege, den das perfide England in
Gesellschaft von Mordbuben und von
erkauften Ministern verführten Völkern
gegen uns in Szene gesetzt hat, alles
zurück, was ich gegen den preußischen
Militarismus, der jetzt unsere Rettung
ist, geschrieben habe."

In Norddeutschland ist Hansjakob
trotz einer langen Reihe von Werken
und trotz zahlreicher Auflagen weniger
bekannt, als dieser Nachfahr Ieremias
Gotthelfs es wohl verdiente. Wer sich
näher über ihn unterrichten will, dem
kann ein Landsmann des Dichters,
I o h. Karl Kempf, mit seinem
liebevollen Buch „Heinrich Hans-
jakob. Sein Leben, Wirken
und Dichten" Führerdienste er-
weisen, wenn man auch nicht allen
Wertungen beipflichten wird.

Einer der besten Kenner des flä-
mischen Schrifttums, Franz Iostes,
veröffentlicht zwei gu:e Darstellungen
„Die flämische Literatur im
Überblick. Mit besonderer Berück'

sichtigung von Guido Gezelle" und „Hendrik C o n s o i e n e e" (Schriften der Gesellschaft zur Pflege der deutsch-flämischen Beziehungen, Heft 1 und 2, M.-Gladbach, 1917, Volksvereins-Verlag). Das erste Heft zieht dankenswerter Weise auch die Literatur der älteren Zeit in den Rahmen der Betrachtung und fügt ansprechende Verdeutschungen einiger Gedichte von Gezelle bei. Im zweiten Heft wird mit Sachkenntnis und Liebe ein Bild vom Leben und Schaffen des großen Dichters und Volksmannes Conseienee ge» zeichnet, der, wie kaum ein anderer, das Herz der Flamen gewonnen und auch die Gunst des Auslandes erlangt hat. Beide Schriften sind allgemeinverständlich, setzen aber doch Leser voraus, die mehr als bloße Plaudereien erwarten.

Daß es für uns Deutsche mit verhältnismäßig geringer Mühe möglich ist, das flämische Schrifttum im Urwortlaut kennen zu lernen, ist kaum allgemein genügend bekannt. So sei die Gelegenheit benutzt, um auf ein Hilfsmittel dazu hinzuweisen, das in demselben Verlage erschienene Werk von Heinrich Verbeek „Flämisch für alle Deutschen. Eine Anleitung zum leichten Erlernen der flämischen Sprache". Besonders ausführlich werden die Lautgesetze behandelt, durch die sich das Flämische, ein Zweig der niederdeutschen Sprache, vom Hochdeutschen unterscheidet. Umfangreiche Listen von Beispielwörtern erläutern die Darstellung. Eine Reihe von Lesestücken macht den Beschluß. Aussprachebezeichnungen hätten reich» licher gegeben werden können.

«» 5 5

Von neuer Lyrik. Als wohlmeinender und leidlich reimender Kunstliebhaber erscheint Heinrich Husserlin seinem Buch „Heilige Stunden" (Wien und Leipzig, 1918, Deutsch'österreichischer Verlag). Man kann aus den Gedichten entnehmen, daß ihr Verfasser ein Mann aus dem Geschäftsleben ist, d^r „plötzlich zum Dichter" geschaffen zu sein glaubt. Es ist ein Irrglaube.

Höher steht das Können von Paul Kockjoy („H e i m a t g l o ck e n im Welten sturm. Dichtungen." Brandenburg (Havel), Neuland-Verlag),

Man wird wohl durch schiefe Gedanken und schiefe Bilder gestört, manche Gedichte erscheinen nichts» sagend, und auch die besten sind nicht frei von wohlfeilen Wendungen, aber Gemütstiefe und Naturandacht finden doch häufig stimmungsvollen Ausdruek, und das einleitende Gedicht „Meiner Mutter" würde ohne den schwülstigen Schluß als reifes Kunstwerk gelten können. Beigefügt sind den Liedern eine hoffnungslose „Lyrische Szene" und Novellen, die in Einzelheiten Vertrauen erwecken.

Dichterisch am eigenartigsten, wenn auch im Ausdruck oft gehemmt, ist Konrad Bänninger („Weltgarten. Gedichte", Zürich, 1918, Rascher sc Co.). Hier steigert sich das Naturgefuhl zu einer manchmal fast krankhaft anmutenden Verliebtheit in die Natur, in Berg und Fluß, in Pflanzen und Tiere. Der Dichter ist ein Feind alles Rohen, überempfindlich bei jeder Berührung mit der Außen welt, ein unermüdlich spürender Liebhaber alles Zarten und Kindlichen, der immer wieder in der Natur Zuflucht und Verzückung sucht und findet. Er „vergeht atemlos an" einem weißen Windspiel, er zittert mit jedem Blatt, fühlt sich vom Krähenflug berauscht, versenkt sich beglückt in die „Ziergebärde" eines Tannenzweigs, und alle Erscheinungen der Natur, mehr noch die kleinen als die großen, werden ibm zu heiliger Offenbarung, zu heilender Läuterung, zu einer Verschmelzung des eigenen Wesens mit der Natur.

Manche schön dahinrauschende Strophe erinnert an Hölderlin, der mystische Geist des Ganzen an Novalis. Trotz unleugbarer Unvollkommenheiten und Verschrobenheiten zeugt das Werk von selbständiger und verheißungsvoller Tichterkraft.

Bemerkenswert sind zwei kunstgeschichtliche Werke aus dem Berlage von Benno Schwabe K Co., Basel. Auf gründlichem Wissen und feinem Verständnis beruht die Arbeit von Ulrich Christoffel „Der schriftliche Nachlaß des Anton Raphael Mengs. Ein Beitrag zur Erklärung des Kunstempfindcns im späteren 18. Iahr-Kundert." Die bei aller, Zwiespältigkeit kräftige und wirkungsreiche Persönlich' keit des Meisters wird eingehend gewürdigt, die in seinen Schriften niedergelegte Kunstlehre umfassend dargestellt, unsere Kenntnis von dem all» gemeinen Kunstempfinden seiner Zeit gefördert. Bedeutungsvolle Hinweise auf Winckelmann, Lessing, Goethe und andere Knnstphilosophen und Dichter des 18. Iahrhunderts machen das Werk, das bei den Lesern tüchtiges Wissen voraussetzt, auch für die Literaturgeschichte wertvoll.

Der zweite Band der Briefe von Eugöne Delaeroir, deutsch von Wilhelm Stein, fesselt in hohem Maße, fast mehr noch als der erste*), da er einen noch größeren Reichtum in glänzenden Ausstrahlungen offenbart. Hier steht der Meister auf der Höhe des Schaffens vor uns, hier ist er zugleich ein reifer Lebensphilosoph, dessen Bemerkungen immer anregend wirken und nicht nur geistreich sind, sondern oft tiefe Weisheit mit künstlerischem Gepräge vereinigen. Von der Kunsttheorie will er, darin ganz ein Gegenstück zu Mengs, nicht viel wissen, um so lieber streut er in seine Briefe Betrachtungen über das Leben: er liebt, ein Schüler Rousseaus, die Natur und das Natür» liche; er kennt die Enttäuschungen und Nöte des Daseins; er weiß, daß „die Illusionen vergehen eine um die andere; nur eine einzig- lleibt, oder vielmehr ist es keine Ill»sion, es ist ein wirkliches Vergnügen; das einzige, worein die Bitterkeit der Klage sich nicht mischt. Es ist die Arbeit." Mit der

') Z. „Nord u. Süd", Bd. 165, S. 107.

lebens- und kunstgeschichtlichen Be»
deutung des Werkes verbindet sich ein
nicht geringer philosophischer und dich-
terischer Reiz. Die feinsinnige Über-
setzung ist um so verdienstvoller, als
die französische Ausgabe seit langer
Zeit vergriffe:, ist. Durch Anmer-
kungen und Nachweislisten hat Wil-
helm Stein den Wert seines auch im
äußeren Gewande vornehmen Buches
noch erhöht.
Zum kunstgeschichtlichen Gebiet ge-
hört großenteils auch das zweibändige
Werk von Michael Huber O. S.
B. „Im Reiche der Pharao»
n e n", das über einen vierzehntägigen
Aufenthalt des Verfassers in Ägypten
berichtet. Die ausführliche Reise-
beschreibung, besonders die Darstellung
der Altertümer läßt zunächst einen viel
längeren Ausenthalt vermuten, und
man erstaunt, wenn man eine so ge»
ringe Dauer für das Einsammeln des
hier verarbeiteten Stoffes heraus-
rechnet. So frisch der unmittelbare
Eindruck des Geschauten oft wiederge-
geben ist, so würde man doch gern ein
Wort über die sonstigen Quellen der
eingehenden kultur- und kunstgeschicht'.
lichen Abschnitte hören. Mehr breit
als tief wirken die Bemerkungen über
das gegenwärtige Leben in Ägypten,
ziemlich belanglos die persönlichen
Reiseerlebnisse. Am wichtigsten er-
scheint das, was der Verfasser, selbst

ein Geistlich« und Ordensmann, über das Christentum und das Mönchsleben in Ägypten erzählt. Hier bietet das Buch, das sich im ganzen seinem Inhalt wie seinem Plauderton nach an weiteste Kreise wendet, auch in höherem Sinne Wertvolles.

Kulturelle Rundschau.

Von Hans Brecht.

Frauenfrage und Verwandtes.

Liebe — dieses heilige Wort hat in unseren Tagen nicht mehr jene hohe Bedeutung wie damals, in der Zeit des Idealismus und jener längst versunkenen Romantik. Das ganze Leben hat eine andere Gestalt angenommen, es erscheint weniger göttlich als nur allzumenschlich. Die Gärten der He» speriden sind entschwunden, der Olymp ist entthront, Arkadien ein Trugland, denn es hat weniger glückliche Bewohner, wie Schiller sie dichtete; der Olymp ist ein Berq wie jeder andere Berg und die Gärten der Hesperiden eben nur die schönen Gefilde des Südens. Und wie die ganze Welt nach der Götterdämmerung des Idealismus andere Gestaltung, anderes Wesen an» genommen, so auch das Wesen und die Seele des Weibes, das einst die D'chter in Hymnen zu besincen nicht müde wurden. Iene Zeiten, in denen dies ge'schah, ja, wo man eine Kunst ohne Verherrlichung des Weibes sich gar nicht vorstellen konnte, bedeuteten stets einen Höhexunkt der Kunst. Die gepriesenen Namen eines Bnron, Hölderlin, Goetbe und Schiller zeugen beredt für diese Tatsache. Die Meister der Musik gaben ihr Bestes: Thomas, Gluck, Mozart, Grieg und andere mehr. Bis die Moderne, auf den Naturalismus gestützt, siegreich einer neuen Zeit die Prägung gab. Nietzsche, Strindberg, Bernhard Shaw, Sudermann und unzählige andere sind die Vertreter dieser neuen Richtung. Vielleicht war es die Folge der Wissenschaft und des Fortschritts im allgemeinen, die sich nun auf die Seele des Dichters erstreckte, ihn in einen Psychologen und Skeptiker wandelte. Keine Helena wurde in klassischen Versen gepriesen, kein Hyperion schloß den edelsten Bund mit der un» sterblichen Diotima — Nora, Hedda Gabler und Frau Warren waren die Frauen, die sich Dichter zu Vorbildern und Beispielen erkoren. Ohne Frage:

Hier wurde Psychologie, eine Analrse
der weiblichen Seele geboten, nicht aber
jene Schönheit und Erbabenbeit der
antiken Welt, deren Poesie in reinster
Form nichts anderes war, als in Worte
aebannte Musik, als ein Weg zum
Olymp, den Blumen und Lorbeer
schmücken. Vielleicht besaß die spät-
christliche Menschheit nicht mehr jene
psychische und seelische Stärke, jenen
Heroismus und die Sonnenhöhe der
antiken Welt, die es erst möglich er-
scheinen lassen, soviel Schönheit, Glück
und Genuß obne Schaden zu ertragen;
vielleicht fehlte ior der Mut jener
großen „Gottlosen"!
Vom Standpunkt der Wissenschaft
ans geseben. ist die Entgötternng des
Weibes die Folge des durch die Moderne
gesteioerten Lebens, des Kulturprozesses
im allgemeinen; eine Reaktion und
nicht unbedenkliche Ernüchterung des
neuzeitlichen Menschen, dessen Seele
ein Plus der erotischen und plato»
nischen, das heißt der idealen Liebe, nicht
mehr zu ertragen vermochte. Wie ein
Zecher, der am Morgen nach durch-
schwelgter Nacht das Leben grau und
reizlos findet, so empfanden ähnl'ch die
Dichter der Neuzeit der Frau aegcn-
über. Eine der Hauptursachen bildeten
zweifellos die sozialen Verbältnisie.

Die Frau, deren ureigentlicher Beruf
noch zu Goethes Zeiten der häusliche
Herd war, und die nach Erfüllung
ihrer Pflichten nichts lieber hat, als
ihren Geist am Born der klassischen
Schönheit zu nähren, das heißt durch
das freie Studium der Dichter und
Denker einen idealen Kult der Seele
zu treiben — dieser durchaus gesunde,
nachahmenswerte Tvp der Frau wurde
bald im Laufe der Iahrzehnte verdrängt
durch jenen Typ, wie wir ihn kurz als
ben modernen bezeichnen wollen.
Die Frau, oder sagen wir ein großer
Teil der Vertreterinnen des weiblichen
Geschlechts, rang nunmehr nach
„Gleichberechtigung" mit dem Manne.
Zunächst in gesellschaftlicher, dann in
beruflicher und zuletzt in politischer Be-
ziehung. Allerdings litten die euro-
päischen Staaten, insbesondere die
westlichen, an einer nicht unbedenklichen
Übervölkerung, und anßerdem überwog
das weibliche Geschlecht. Daß es also
mit in den Daseinskampf gezogen wurde,
konnte unter Berücksichtigung der s o z i -
alen Verhältnisse begreiflich
erscheinen, aber es fragt sieb, ob diese
Verhältnisse durch entsprechende Gesetze
nicht hätten geändert oder überhaupt
vermieden werden können. Hierüber
später.
Wenn eine Frau von Ingend auf
in männlichen Sitten erzogen würde, so
nähme zweifellos auch ihr ganzes Wesen
männliche Art an. Es fände also eine
Umbildung zum Sclzaden ihres ange»
borenen Geschlechts statt, eine Ver-
sündigung gegen die Natur würde be-
gangen. Zwar ist, wenn in der Gegen»
rcart die Frau einen Beruf ergreift, in
dem eigentlich, wie z. B. in den öffent-
lichen Ämtern, nur Männer vertreten
sein sollten, damit noch keine Versündi-
gung gegen die Natur in strengem
Sinne begangen, jedoch wirkt eine der-
artige Tätigkeit, zumal wenn sie von
Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzt wird,
zweifellos degenerierend und metamor-
phosierend auf die Psyche der Frau.
Genealogisch ergibt sich folgendes: Die
Seele der Kinder solcher in männ-
lichen Berufen tätigen oder tätig ge»
wesenen Frauen erleidet, infolge der
Heredität und der damit verknüpften
Bedingungen, eine Beeinträchtigung
ihres ursprünglichen Wertes. Die
Seele des Mannes wird ein Zuviel von
der Seele des Weibes haben, und um-

gekehrt. Die mannigfachen Verirrungen auf dem Gebiete des Sexuellen bestätigen die Richtigkeit dieses Schlusse?. Die Realität des modernen Berufes wie die als Folge seiner Anstrengungen so vielgenannte Nervosität bilden leider auch die Ursache, auf die jene beklagenswerte Verflachung des weiblichen Gemüts zurückzuführen ist. Denn eine Vertiefung, eine Reinhaltung des letzteren vor schädlichen Einflüssen kann meines Erachtens nur im Fernhalten von allen Beschäftigungen erzielt werden, für die männliche Nerven und männlicher Geist erforderlich sind. Nicht zu unterschätzen ist ferner die Wirkung des Großstadtlebens auf den überwiegenden Teil des weiblichen Geschlechts, d. h. die Wirkung jenes leichten, oberflächlichen Lebens auf die Seele des heranreifen» den Weibes, das, im Gegensatz zum Manne, gewissen äußeren Einflüssen viel leichter erlegen ist. Hierzu zähle ich auch die mehr beliebten als Anstand und Sitte verratenden Auswüchse auf dem Gebiete der Kleidermode, sowie alle jenen bunten Abwechslungen, die geeignet erscheinen, die Frau ihrer eigentlichen Bestimmung zu entfremden, ihr Innenleben zu disharmonisieren. —
Man behauptet, mit dieser sozialen Entwicklung müsse gerechnet werden, sie sei eine Folge der Übervölkerung, ins» besondere der Großstädte, und es sei unmöglich, auf diesem Gebiete zu einer Reform zu gelangen. Letzteres erscheint mir im Gegenteil nicht ganz aussichtslos. Es könnte z. B. mit einer all -

mählichen Ausschaltung aller männlichen Berufe für das weibliche Geschlecht begonnen werden. Die diesem früher gezahlten Gehälter fallen bis zu einer bestimmten Höhe dem Manne zu, der so in die Lage versetzt wird, seine Familie von nun an besser und mit weniger Sorge um die Zukunft unter» stützen zu können. Die Tätigkeit der Frau dürfte sich also, nach diesem Vorschlag, lediglich auf weibliche oder solche Berufe beschränken, in denen sie als Gehilfin fungiert (wie z. B. als Krankenschwester, wobei ihre weiblichen Eigenschaften ihr vortrefflich zustatten kommen), und in denen ihr nicht Gelegenheit gegeben ist, als Konkurrentin des Mannes aufzutreten.

Daß selbst die schwierigsten inneren Reformen, mit der erforderlichen Energie betrieben, möglich und aus» führbar sind, hat der Völkerkrieg gelehrt. Auch die Frauenfrage wird eines Tages erneut die Öffentlichkeit beschäftigen, und es bleibt nur zu wünschen, daß es Psychologen und Staatsmännern gelingen möge, einen Wandel zugunsten der Frau zu schaffen!

Der Kampf um die Seele ist auch ein Kampf um die Frau. Trotz allem „Naturalismus" und „Materialismus" ist und bleibt es unsere Pflicht, die Seele des Menschen höherzubilden, anstatt sie zu profanieren. Und da erst beide Geschlechter ein harmonisches Ganzes bilden, so ist die Veredlung der Seele erst dann zu einer idealen Wirklichkeit geworden, wenn sie auch im Weibe wirklich und wahrhaft zu werden beginnt. Denn letzten Endes sind alle Fortschritte in Technik und Wissensäjaft nur von sekundärem Werte, sobad der Mensch, Mann wie Weib, seiner vornehmsten Bestimmung: ein höheres, gottähnliches Wesen zu sein, verlustig geht!

Berichtigung.

Im Septemberheft muß es^ in dem Aufsatze: „Der Milliardenbedarf zur Wiederbelebung der Bautätigkeit in der Übergangszeit und die Z w a n g e w i r t s cha f t" von Professor Bodo Ebhardr heißen:

S. 283. Fußnote: Baumelt (nicht: Baumelt).

S. 284. Zeile 17 von unten: kosteten (nicht: kosten).

S. 287. Zeilen 8, 11 und 13 von
unten: 23 (nicht: 22).

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nick'i Niickvorto beiliegt.
Herausgeber und Chefredakteur: Pros. vr. Ludwig Stein in Beilin XV >p, Lüqomufer Telefon Amt
Kursürl, Nr - Veraniroorilicher Redakteur: Nr. Sylvins Druck in Breslau, — 2!>!e,n,Ve«relung fürUngarn:
Erill'iche K, K, tzosbi>ch>,aoglllnq ?H BenKS. Budaveft V, Doroitya.uieza 2. — Verlag und Druck der
Schleichen Vuchdruckerei v S, S ch vi II ae nd er, A ,lS , Breslau III,

EmeömAeMmatMch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Buchdruckern,«^^ Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schorrlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«'F. Steinock«. Berchold Sutter, GrM'sche K, K, tzofduchhandl, Er«lev Sasselbalch,
Stockholm Christiania Konstantinopel
I. <k Fritze, l.idr»!ri« K«r»Ie. Jaeob Dybmad Buchhdlg, Iniernat, Buchhandl, Otto Kell,
für die Provinzen in Schweoen uns in Dänemark: Meora S»r. Urft,,t Nachfolger, KovenKageu.
für die Schweiz! Akadem. Antiqu. u. Buchtianolung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertrttung für Holland: W. P. v«« SloSum un» Sonn, Haag, BuitenhosZS.
4Z. Jahrgang. Band 167. Heft 5zo. November 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Natur und Geschichte.

Fichte hat in seinen „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" (180S)
einen spekulativen Anlauf dazu genommen, die Geschichte unter dem Gesichts-
winkel eines ständigen Aufstiegs zur Gleichheit zu beleuchten. Aber Fichte be-
fragte nicht erst die Geschichte, sondern zwang ihr, wie ich anderwärts ausführe,
seine dialektische Methode, sein metaphysisches Schema gewaltsam auf. Heute
verfahren wir nicht mehr konstruktiv, sondern empirisch. Heute ist die Geschichte
unsere große Lehrmeisterin. Wollte man in den Epochen vorwissenschaftlichen
Denkens Auskunft über die große Rätselfrage des Daseins holen, so befragte man
Seher und Auguren, Zeichendeuter und Orakel. Unser heutiges Delphi heißt:
Universalgeschichte.

Die Maßstäbe menschlichen Handelns und Richtungslinien gesellschaftlicher
Entwicklungsformen wurden im theologischen Stadium unseres Kultursystemes
von den beiden Testamenten, von Gott und Offenbarung oder von Interpreten
derselben: Konzilien, Synoden und päpstlichen Bullen festgesetzt. Unter dem Ein-
flusse jenes naturalistischen Denkens, das die französische Enzyklopädie zur öffent-
lich verfehmten, aber heimlich verbreitetsten Weltanschauung erhoben hatte, ver-
wandelte sich die Natur in eine gesetzgebende und normschaffende Instanz. Die
Physiokraten und Rousseau lassen den alten zynisch'stoischen Weckruf „Handle
naturgemäß" in maßlosen Verherrlichungen erschallen, so daß der Anschein ent-
steht, als sei das Rätsel der Sphinr endgültig gelöst. Was früher Gottesgebot
hieß und seine bindende Kraft aus dieser übersinnlichen Motivquelle schöpfte,
heißt jetzt Naturgesetz. Alles, auch der menschliche Gattungsgeist, wird von den
Enzyklopädisten vernatürlicht, und die Geschichte selbst von Holbach, Diderot und
Helvetius nur noch als ein Spezialfall der Naturentwicklung begriffen. Daraus
folgerte man, daß die Naturwissenschaften di» Kriterien nicht bloß der Wirklich-
keitswerte, sondern auch der Wahrheitswerte der Menschen zu formen haben. Die
menschliche Gesellschaft ist danach nur ein Ausschnitt der Gesamtnatur. Sie
empfängt daher ihre Direktive wie immer von einem Priesterstand. Nur heißen

die Priester der neuen Lehre jetzt Naturforscher. Sie sind es, welche die Gesetze
nicht bloß der unlebendigen, sondern auch die der lebendig organischen Natur
und zuoberst die Entwicklungsgesetze menschlichen Zusammenlebens festzustellen
haben. Statt der Synoden Akademien, statt der Konzilien wissenschaftliche Kon-
gresse, statt der Bullen Fachgutachten der Naturforscher.
Gegen diesen überspannten, auf die Spitze getriebenen Naturalismus lehnt
sich seit einem Iahrhundert etwa der Historismus macht- und energievoll mit
folgender Argumentation auf: Die Naturforscher können uns im günstigsten
Falle Aufschluß darüber geben, was ist, in manchen Fällen, soweit es ihnen
gelingt, Naturgesetze zu formulieren, auch darüber, was sein muß, aber niemals
vermögen sie mittelst ihrer Methoden festzustellen, was sein soll. Die Welt der
Werte, das Reich des Sollens, entzieht sich ganz und gar ihrer Kompetenz. Aber
gerade darauf kommt es an. Die Menschen sind nicht bloß denkende, sondern
daneben und darüber hinaus handelnde Wesen. Wie wir uns die Welt theoretisch
denken sollen, kann nns zur Not kalt lassen, sintemal unser persönliches Wohl und
Wehe nicht davon abhängt, ob das Universum aus Atomen, Energien, Monaden
oder Kraftpnnkten zusammengesetzt ist. Nicht so unser Handeln. Hier heißt es
für jeden: tna re« agitvr. Von unseren Handlungen hängt unsere ganze
Lebensführung und Lebensgestaltung, im höchsten Sinne unser Lebensstil ab. Bei
den Naturforschern aber können wir uns unmöglich Rats holen, wie wir handeln
sollen, da uns Protoplasma oder Zellkern niemals darüber belehren können,
welcher Sinn im menschlichen Zusammenleben verborgen liegt, und welchen Weg
wir daher einzuschlagen haben, den latenten Zwecken oder Gesetzen dieses Ge»
meinschaftslebens auf die Spur zu kommen.
Hier läßt uns die „Natur" im Stich. Iene phantastischen Soziologen, welche
einst geträumt haben, menschliches Zusammenwirken rein naturalistisch als
Spezialfall der Gesamtnatnr auf dem Wege rein mechanischer Kausalität ab-
leiten zu können, haben samt und sonders Schiffbruch gelitten. Nicht die Natur
vermag uns zu verraten, wohin wir steuern, was wir sollen, wo wir die Ziele
menschlichen Zusammenwirkens zu suchen haben, sondern nur die Geschichte kann
uns in allen diesen Lebensfragen des Menschengeschlechts Beraterin nnd Weg-
weiserin sein. Denn die Natur selbst ist vielleicht nichts weiter, als eine sub-
jektive Verdoppelung, die Übertragung der an uns selbst beobachteten Einheit des
Ich auf eine geforderte Einheit des Weltganzen. Wenn wir den Begriff Natur
als Einheit des Kosmos bilden, so haben wir vielleicht nichts anderes getan, alK
unsere eigene Einheit des Ich jenen Billionen von Mannigfaltigkeiten geliehen,
die uns in der Außenwelt verwirrend und betäubend entgegentreten. Iene
oberste Einheit, welche im Begriff Natur alle Mannigfaltigkeiten des Seins, Ge-
schehens und Denkens zu einem einzigen Einheitsakt des Bewußtseins zusammen-
faßt, erweist sich vielleicht nur als eine von uns erborgte, als eine bloße Hinüber-
projizierung der Einheit des Ich auf eine hypostasierte Einheit des Weltengrundes.

In völlig anderem Sinne sprechen wir indes von einem Konatus der Ge-
schichte. Wir verstehen darunter den sich in der Menschheitsgeschichte offen-
barenden kontinuierlichen Aufstieg zu immer bewußterer Zwecksetzung, zu immer
planmäßigerer Ausgestaltung unserer Waffen im Daseinskampfe behufs unbestrit-
tener Beherrschung aller Kreaturen auf unserem Planeten. Ienen „Willen zur
Macht", den Hobbes, Spinoza und Nietzsche als Grundgesetz des Universums
entdeckt zu haben vermeinen, vermag ich nur in der Menschheitsgeschichte vorzu-
finden. Die Menschheitsgeschichte ist die oberste Stufenleiter jenes Systems von
Zwecken, welches wie.punktiert schon in der Monere hervortritt; sie stellt die
„Zielstrebigkeit" in höchster Potenz dar. Sie ist das Spiegelbild jenes ewigen
Ringens des Menschengeistes, welches immer mehr Macht mit immer ge-
ringerem Aufwand an Mühe zu erreichen bestrebt ist. Die sozial-philosophisch
»erstandene Geschichte des Menschengeschlechts ist im wesentlichen eine Geschichte
der Ausbildung, Verfeinerung und Vervollkommnung menschlicher Waffen, ins-
besondere intellektueller, zur Bereicherung menschlicher Macht, und die Taktik
dieses ewigen Kampfes heißt: immer vollendetere Anpassung menschlicher Wil-
lenshandlungen und Zwecke, ein immer proportionierteres Verhältnis zwischen
Energieverbrauch nnd jeweiligem Zweck. Das letzte Ideal dieser Kampfes-
Methode wird natürlich sein: die restlose Durchführung des Prinzips des kleinsten
Kraftmaßes im Geistigen, d. h. ein vollkommen adäquates Anpassen von Kraft'
verbrauch und Zielsetzung, von Mittel und Zweck.

Können wir dergestalt von der Geschichte und nur von ihr erfahren, wie
wir handeln sollen, wenn wir anders die uns von ihr aufgezeigten Tendenzen
menschlichen Zusammenwirkens bewußt ausbauen wollen, so müssen wir uns vor
der Übertreibung hüten, an die Stelle eines Kultus der Natur einen Kultus der
Geschichte zu setzen. Gegen ein solches Verfahren würde von keiner Seite leb-
Kaftere Einsprache erhoben werden, als — von der Geschichte selbst. Denn sie ist
und bleibt die klassische Wissenschaft des Relativen. Alles, was einst als absoluter
Wert gegolten, erweist sich in geschichtlicher Betrachtung als wandelbar, vor»
übergehend, nur für eine bestimmte Zeit und einen gegebenen Ort gültig. Die
gewaltigsten Menschheitsheroen erliegen, Weltreiche gehen unter. Institutionen,
die für die Ewigkeit geschaffen schienen, werden brüchig und müssen durch andere
ersetzt werden. Machtvolle Dynastien sterben aus, oder sie werden durch stärkere
vergewaltigt. Völker verschwinden. Selbst die chinesische Mauer wird geschleift.
Auf die Geschichte läßt sich das Wort Börnes anwenden, daß nur der Wechsel
beständig ist. Das kecke Paradoxon des Relativismus: l'nur e«r relatif, et
«<»nl I« relntif <z»i !il)«n1n, gilt, wenn überhaupt, so sicherlich von geschichtlichen
Erscheinungen. Hier, wenn irgendwo, behält der dunkle Ephesier Recht: „Alles
fließt".

Toll also die Geschichte die Beraterin des Menschengeschlechts werden, so
wird man auf absolutes Erkennen verzichten müssen, um sich mit relativen Er-

kenntniswerten zu begnügen. Denn wenn von der Geschichte gefordert wird, sie solle die Gesetze des menschlichen Zusammenlebens ermitteln, so liegt schon im Postulat der Gesetzmäßigkeit selbst eine Bedrohung ihres wissenschaftlichen Charakters. Wir lehnen daher dieses Postulat ab, wie wir alles Absolute ab-lehnen. Wir befragen die Geschichte nicht nach unbedingt gültigen Befehlen, sondern nur nach weisen Ratschlägen. Befehlen muß, Ratschlägen, besonders guten, soll man gehorchen. Wir deuten jene Zusammenhänge und Gleichförmig-keiten, jene ständig wiederkehrenden geschichtlichen Erscheinungen und typisch sich wiederholenden Vorgänge im geschichtlichen Leben der Völker, aus denen die Fanatiker des Historismus in übereilter Generalisierung Gesetze herauslesen, als empirische Regeln, nach denen man im wohlverstandenen Eigeninteresse handeln soll. Was die Grammatiker für die Sprache, das leisten die Soziologen für die Geschichte; jene leiten aus dem Sprachgebrauch die Regel ab, wie gesprochen, diese aus den meistbewährten Handlungen der Menschen die soziale Regel, nach welcher gehandelt werden soll. Die an der Geschichte orientierte Soziologie er-weist sich gleiehsam als Grammatik des sozialen Lebens. Sie bietet keine Gesetze, sondern Regeln, keine kategorischen, sondern hypothetische Imperative. Natur» gesetzen muß man sich, sozialen Regeln soll man sich unterwerfen. Iene erteilen starre, unwidersprechliche Befehle, gegen welche dem menschlichen Willen kein Vetorecht zusteht, diese enthalten Maßregeln, Nützlichkeitserwägungen und Klug-heitsmarimen, welche nur in der Voraussetzung gelten, daß der Mensch sein eigenes Interesse wahren, d. h. weise handeln will. Aus relativen Werten, wie sie un.s die Geschichte bietet, lassen sich auch nur relativ gültige AUgemeinurteile ableiten. Die Natur ist eben ein Snstem von ausnahmslos gültigen Gesetzen, die Geschichte ein System von bezlehungs- oder bedingungsweise gültigen Zwecken. Gesetzen muß, Zwecken soll man gehorchen. Die Natur ist das Reich der mecha-nischen, die Geschichte die Welt der teleologischen Kausalität; jene besitzt die Wirklichkeit, diese die Wahrheit; jene zeigt uns die Einheit der Welt, wie wir sie denken müssen, diese erschließt uns ein System von menschlichen Zwecken und Werten,' nach denen wir unser Handeln richten sollen; jene hat es endlich mit obersten Gattungsbegriffen — Naturgesetze sind nichts anderes — oder Ideen—, diese mit Idealen zu tun.

„Sicherungen"
Wilh. Meridies

Wilh. Meridies:

„Sicherungen."

Walter Rathenau, einer unserer besten Publizisten der Gegenwart, bessen Buch „Von kommenden Dingen" ihn, den Großindustriellen, mit einem Schlage zur literarischen Berühmtheit machte, schrieb vor kurzem in der „Franks. Ztg." einen die Beachtung weitester Kreise verdienenden Aufsatz unter obigem Titel. Gerade jetzt, wo die Rede Kühlmanns über die mögliche Dauer und Art der Beendigung des Krieges bei den Konservativen so viel Widerspruch gefunden und andererseits von den Mehrheitsparteien so eifrig auf einen Verständigungsfrieden ohne Annexionen hingearbeitet wird, dürfte er, beiden Teilen Rechnung tragend, in vieler Hinsicht aufklärend wirken; rein sachlich und weitausschauend beleuchtet er die politische Lage und Entwicklung der Dinge. Auffallenderweise urteilt Rathenau ziemlich übereinstimmend mit Paul Rohrbach, der freilich vor einiger Zeit in der „Deutschen Politik" zu einer anderen, seiner Orientpolitik Recht gebenden Schlußfolgerung kam. Die Grundideen jedoch sind beiden gemeinsam und so einleuchtend, daß sie wirklich in Deutschland Allgemeingut zu werden verdienten. — Wir Deutschen überließen von jeher, als unpolitisches Volk, die Bestimmung unseres Schicksals teilnahmslos einer kleinen Schicht von Berufsleuten, bis uns plötzlich die Angst und Not dieses Krieges erkennen lehrte, daß das Geschick des Staates nicht eine Fachangelegenheit ist, vielmehr das Dasein eines jeden Einzelnen einschließt. Von allen Seiten standen neue Politiker auf: Gewerbetreibende, Schriftsteller, Gelehrte, die früher ihrem Beruf, der Bildung ihres Geistes oder Vermögens lebten und jeder Beschäftigung mit Staatsgeschäften abhold waren. Emsig beginnen sie Zeitungen und Zeitschriften zu lesen, studieren Lebenslänfe und Geschichtsbücher, erörtern Tagesfragen; sie finden, daß die Geschichte manches vorgearbeitet hat, daß sich aus geographischen und ethnologischen Begriffen, aus Sprüchen großer Männer mancherlei Grundsätze ableiten lassen, die auf die Gestaltung des Gegenwärtigen und Künftigen angewandt, eine Art von Politik ergeben. Ironisch bemerkt Rathenau hierzu: „Wie etwa begabte Primaner nach reichlichem Genuß dramatischer Werke einen romantischen Abschnitt ihrer geschichtlichen Lektionen in wechselnder Rede niederschreiben nnd eine handliche Tragödie vor sich gebracht zu haben glauben."

So ist es durchaus nicht verwunderlich, wenn im Laufe von annähernd 50 Kriegsmonaten fünfzig große Illusionen sich des Landes bemächtigen konnten, beginnend: „in drei Menaten ist der Krieg aus," „die Engländer bringen kein Heer auf", „die Franzosen halten keinen Winterfeldzug aus" und endend: „im Februar bricht England nieder", „im Sommer 1918 ist Friede". Zu Anfang ist

es auch nicht bedenklich, daß jede dieser Illusionen nach verstrichenem Termin zugunsten der nächsten schmerzlos verlassen, ja später infolge kurzen Gedächtnisses von den meisten abgeleugnet wird. Bedenklicher aber ist es schon, daß eine jede dieser Illusionen fast ausnahmslos vom ganzen Volk, von oben bis unten, von Unterrichteten und Mitläufern geteilt wurde; daß man jeden verschrie und verfolgte, der sie nicht mitmachte. Rathenau sagt darüber sehr richtig: „Mangel an politischer Voraussicht kann hier direkt zur Gefahr werden; denn anzustreben ist nicht jene Stimmung, die sich an irrige Einschätzungen klammert, sondern die Zuversicht, die gleichviel in welcher Lage des Augenblicks, an die Stärke des Landes und seiner Menschen glaubt; die ihre Opfer aus tiefer Überzeugung spendet, unbeeinflußt von Erfüllungen und Enttäuschungen des Augenblicks; die nicht der täglichen Anfeuerung und Auffrischung bedarf."

Im Anschluß an politische Beurteilungen und Voraussagen muß nun, unbekümmert um jede noch so rasch erwiesene Irrung, die politische Forderung erhoben werden.

II.

Rathenau sagt: „Da unsere Kriegsführung in den besten Händen liegt, so ist diese politische Forderung nicht eine Forderung des Krieges, sondern des Friedens; da wir keinen Angriffskrieg zu führen gesonnen sind, so ist sie nicht eine Forderung von Eroberungen, sondern von Sicherung« n." — Der neuen politischen llbung ist hier, von sich das Spiel leicht machenden Sonderwünschen abgesehen, ein weites Feld bereitet. Leider wird hierbei oft verkannt, daß Politik nicht in gelehrter oder literarischer Anwendung von Grundsätzen und Regeln, vo» überkommenen Begriffen, Redensarten und Schlagworten besteht, sondern daß sie eine Fähigkeit und Kunst ist. „Die Fähigkeit, Dinge vorauszusehen, die noch nicht sind, und die Kunst, sie zu meistern, das ist Politik." —

Sicherungen: Es ist vorauszuschicken, daß dieser Begriff kein strategischer, sondern ein politischer ist. Hören wir Rathenau: „Es gibt kein Land der Erde, das sich beliebig lange und beliebig oft gegen eine beliebige Zahl von Gegnern halten kann. Dabei ist es ganz gleichgültig, welcher Art und Zahl seine militärischen Sicherungen sind. Eine Sicherung kann daher nur wirken unter der Voraussetzung einigermaßen ausgeglichener physischer und politischer Verhältnisse. Da aber die Beschaffung einer Sicherung auf die politischen Verhältnisse zurück» wirkt, so kann es kommen, daß eine vermeintliche Sicherung zum Siegel des Ver» derbens wird." Und aus der Erkenntnis, daß sich die kriegerischen Machtmittel beständig und unvoraussehbar ändern; daß seine technische Führung von der bloßen Geometrie, der animalischen Kraft und der einfachen Mechanik immer mehr auf Physik und Chemie, Industrie und Wirtschaft übergeht; daß die mensch« liche Beanspruchung überhaupt von den Muskeln auf die Nerven gleitet, die

geistige von Zucht und Entschluß auf Verfügung und Gesinnung: aus alledem felgt für Rathenau der Satz: „Große Welterekutionen werden sich künftig, sofern die Völker bereit sind, sie zu erdulden, in den schweigenden Formen des Wirtschaftskampfes, der Arbeits- und Leistungsweigerung vollziehen. In beiden Fällen sind geographische und geometrische Sicherungen nicht mehr, was sie scheinen." — Um nun zu ermessen, was denn eigentlich, abgesehen von inneren Kräften und Werten, die Stellung eines Staates nach außen zu sichern vermag, gibt Rathenau in dem Aufsatz ein Bild von der möglichen Kampfbereitschaft der Völker, das geradezu verblüffend wirkt, denn es zeigt, daß in Zukunft ein Rüstungswesen im bisherigen Sinne nicht mehr möglich ist. Wir wollen über diese Berechnungen Nathenaus, da sie für das eigentliche Thema „Sicherungen" nicht in Betracht kommen, hinweggehen. Nur dies sei angeführt: „Zum ersten und wahrscheinlich zum letzten Male ist es möglich gewesen, einen Krieg gegen zehnfache Nationenzabl zu führen, aus dem uns im Grunde auch bei diesem Male schon nur das Wunder der russischen Revolution errettet hat."

III.

Was ist also die Folge für die Zukunft? Politische Voraussetzung unserer politischen Existenz ist, daß es gelingt, zehnfache Koalitionen gegen uns zu verhindern (die immer wieder zur Wirklichkeit werden können). Also beruhen auch alle Sicherungen dieser Eristenz auf politischer Grundlage und nicht vorwiegend auf militärischer, wie noch vielfach angenommen wird. Als Grundbegriff, von dem die Erörterung deutscher politischer Verhältnisse auszugehen hat, wenn man die Hauptgefahr der Massenkoalition in Betracht zieht, nennt Rathenau den Begriff der Erbfeindschaft. Nach verschiedenen geschichtlichen Betrachtungen über das Wesen der Erbfeindschaft und ihre Bedeutung für Deutschland, kommt er zur Gegenwart und stellt fest: „Wir haben für absehbare Zeit mit der hochgesteigerten Zrbfeindschaft der Franzojsen und Belgier gegen uns, der Italiener, Rumänen und Serben gegen Österreich zu rechnen. Den Gedanken, unsere und unserer Freunde Erbfeindschaften zu beschränken, hätten wir in den Vordergrund unserer Friedenspolitik stellen und im Osten damit beginnen sollen. Wir haben eine unklare Randstaatentheorie geschaffen in der Meinung, es gäbe noch einen überkräftigen Mittelpunkt, der abgedämmt werden müßte, während in Wirklichkeit ein Mosaik von Mittelpunkten entstanden ist, von denen gerade die Randelemente die organisierbarsten und darum gefährlichsten sein werden. Es wäre besser gewesen, die Entstehung neuer Erbfeindschaften, vor allem eng benachbarter, zu verhindern." Im Westen hält Rathenau, trotz des gegenteiligen Anscheins, die Dinge für indifferenter und meint, man müsse von der Voraussetzung ausgehen: Gewaltsame Angliederungen sind auch in Zukunft zulässig, wenn auf ihrer Grundlage en Friedensschluß mit See» und Überseemächten möglich ist. Und wo gar eine unans»

Witt). Meridies
„Sicherungen"
löschliche Feindschaft schon besteht, kann jedes neue Komrensationsobjekt eher die
Hoffnung auf Abbau als die Furcht der Verschärfung rechtfertigen. Alles in
allem bestätigt die Betrachtung des Begriffs der Erbfeindschaften von neuem, daß
Sichernngsfragen politischer Ordnung sind. Zum Schluß gibt Rathenau, in der
Absicht, auch hier wieder die Notwendigkeit politischer Sicherungen zu betonen, ein
Bild des mutmaßlichen Verlaufs des Weltkrieges und des späteren Verhältnisses
der Nationen untereinander, das zwar auf den ersten Blick bei vielen ein Kopf-
schütteln hervorrufen dürfte, bei näherem Zusehen jedoch als sehr wahrscheinlich
anzusehen ist. Wie schon eingangs bemerkt, geht hier Rathenau vollständig einig
mit Rohrbach nnd anderen namhaften Politikern; selbst englische Stimmen
äußern sich in letzter Zeit häufiger in diesem Sinne.

IV.

Frankreich, das vor der Gefahr steht, mitsamt seinen Häfen und seiner Haupt-
stadt in unsere Hände zu fallen, wird sich in solchem Falle entweder mit einer
Exilregierung in San Sebastian oder Portsmouth eine Okkupationsverwaltung
nach belgischem Muster gefallen lassen müssen, oder eine provisorische Regierung
beauftragen, den deutschen Frieden zu unterzeichnen. Für uns kommt es auf das
Verhalten unserer Seefeinde an. England wird sich und der Welt eingestehen
müssen, daß der Landkrieg verloren und Deutschland militärisch unbesiegbar ist.
Ans der Not der Verzweiflung jedoch gebiert Britannien eine Tugend. Es wird
erklären, der See' und Überseekrieg könne nicht zu Lande entschieden werden; es
wird berechnen, daß zwei Millionen freiwerdende Munitionsarbeiter, verstärkt
um zwei Millionen Restbestand des festländischen Ententeheeres auf der Insel ver-
fügbar werden; die Hälfte für Schiffbau, die Hälft" für Friedensindustrie. Unter
dem Schutz der Blockade wird es versuchen, die warenhungrige Überseewelt mir
Frachten und Fabrikaten zu versorgen und alljährlich eine friedlich erpreßte
Kriegsentschädigung von seinen Freunden, einzutreiben. „Zum Kampfplatz wird
der Ozean." „Inzwischen ist in Europa die Lage der Mittelmächte so beherrschend
wie nie zuvor. Italien liegt wehrlos, das Mittelmeer mit allen seinen Buchten ist
erschlossen, der Orient steht offen, der U-Bootkrieg ersteigt seinen Gipfel. Zum
Kampfplatz wird das Mittelmeer und der.Osten." „Damit beginnt der letzte,
gänzlich vorbildlose und vielleicht langwierigste Abschnitt des Krieges. Die sicl t-
baren Berührungsflächen mit dem Feinde verringern sich, auf beiden Seiten wächst
der innere Druck. Die physische Kraftentfaltung nimmt ab, der Krieg wird zur
reinen Frage des Geistes und Willens. Dieser letzten Prüfung ist Deutsehland
gewachsen."

Wenn dann dieser Abschnitt, vielleicht erst nach vielen Iahren, zu Ende gebt,
dann werden manche unserer heutigen politischen Vorstellungen vergessen sein und
man wird den Krieg erkannt haben, als das was er ist: Die wirtschaftliche und

soziale Revolution der Alten Welt. Man wird seine Ursachen finden in den sozialen Spaltungen und in ihren nationalistischen und imperialistischen Folgeerscheinungen. Die Sicherungen verlegen sich in das Innere der Staaten. — Rathenau schließt seine Betrachtungen mit dem prophetischen, resigniert klingenden Satz: „Der Frieden, den wir erleben oder nicht erleben, wird ein Gesinnungsfrieden sein."

» , . ,, —... ,,,., .. »»»^ " . »

G. Bueh, Dessau:

Die wirtschaftliche Lage Japans.

Ein Wort zu den japanischen Unrnhen.

Die Unruhen in Iapan, welche ein Ergebnis der inneren Wirtschaftslage des Landes sind, lenken das Interesse von den Vorgängen der äußeren politischen Handlungen jenes Staates ab und führen es seiner inneren Lage zu. — Da die Vorteile, welche der Weltkrieg Iapan in wirtschaftlicher Hinsicht brachte, in ihren großen Zügen bekannt sind, sollen jene in dieser kurzen Untersuchung nur im Wege des Vergleiches herangezogen werden, während das Hauptaugenmerk auf die» jenigen Nachteile gelegt werden soll, welche dem japanischen Wirtschaftsleben durch eine fast vierjährige Hochkonjunktur erwuchsen.

Will man einen Überblick über die heutige wirtschaftliche Lage Iapans gewinnen, erinnere man sich dessen, daß Iapan in dem vierjährigen Zeitraume des Weltkrieges wirtschaftlich wie wirtschaftspolitisch eine Entwicklung erlebte, welche sich gemeinhin anf eine erfolgreiche Entwicklung zweier Generationen zu verteilen pflegt. Iapan hat seine in den Anfängen begriffene Industrie in vier Iahren zu einer hohen Leistungskraft emporgearbeitet, Iapan hat eine Reihe völlig neuer Industriegrnppen geschaffen, Iapan hat, um seine sprunghaft entwickelte Industrie speisen zu können, die Schätze seines Bodens in zuvor un» geahntem Umfange nutzbar zu machen gesucht. Iapan hat seine händlerische Einflußzone, die zuvor Asien und im ganz beschränkten Maße und nur für gewisse Artikel Europa hieß, auf Australien, Afrika und Süd- wie Mittelamerika übertragen. Ein Importland europäischer Waren und mittelamerikanischer Rohstoffe vor dem Weltkriege, ist Iapan hente ein Exportland von Waren, Rohstoffen und Lebensmitteln geworden. Eine derartige Umwertung aller Werte muß naturgemäß ihre Gefahren mit sich bringen. Iapans Wirtschaft ist hente gleich einer Riesenblüte, die auf einem halmdünnen Stengel thront. Weder die Finanzkräfte noch der innere Aufbau des Staates haben sich der gewaltsamen Bewegung anzupassen vermocht. So mußten sich die Schatten bilden, jene Gefahren naherücken.

die Iapan heute umlauern. Das Reich hat ja seine Ziele, für seine Kraft be-
mrssen, in das Gigantische gesteckt. Während man eine innere wirtschaftliche
Erpansion von unerhörter Schnelligkeit vornahm, schickte man sich zur gleichen
Zeit an, China zu unterwerfen. In die Sprache der Weltwirtschaft umgesetzt,
heißt das: man schoß China Gelder vor, bewilligte ihm hohe Anleihen, brachte sich
durch Aktienankäufe in den Besitz chinesischer Bahnen und Bodenschätze, kaufte
wirtschaftlich wertvolle Gebiete auf, übernahm pacht- und kaufweise chinesische
Industrieanlagen und Gebäude. Dem Gelde ließ man seine Techniker, seine
Ingenieure, seine Kaufleutt und seine Beamten folgen. Das gleiche Spiel wie
in China versucht man ja, wenn auch im Miniaturstile, in den russischen Amur-
provinzen und in dem Zentrum von Wladiwostok zu treiben. Um einen Beweis
für die aufgestellten Behauptungen zu geben, mögen hier einige Ziffern folgen.
Sie belegen trotz ihrer Kürze wohl das Gesagte in aller Klarheit.

Nach clupan I'ivancin! ang Loononiic Älontdlv, Bd. 9, Nr. 8, stellte sick
die Entwickelung des japanischen Handels in der folgenden Weise dar. Es
wurden ein- und ausgeführt im Werte von Millionen

1913 1914
669,921 553,786
1913
571,270
1914
539,374
Einfuhr:
1915 1916 sl. Salbj,)
448,498 380,440
Ausfuhr:
1915 1916 (I.Halbj.)
636,885 469,565
1917 (I.Holbj.)
447,948
1917 ll.Salbj.)
708,519
1918 (I.Halbj.)
658,793
1918 (1, Salbj >
786,239

Während in dem ganzen Iahre 1913 die Einfuhr Iapans nur 669 Mil-
lionen Jen betrug, belief sich die Einfuhr eines halben Iahres 1918 schon auf
658 Millionen Jen, also annähernd die Summe, die in Frieden in einem Iahr
zur Einfuhr genügte. Während im Frieden die Einfuhr nach Iapan dir Ausfuhr
des Staates überwog, im Iahre 1913 hatte man, wie obige Ziffer zeigt, für
98 Millionen Jen mehr Waren ein- als ausgeführt, hatte man in dem ersten
Halbjahr 1918 bereits um 215 Millionen Den mehr ausgeführt, als in der Dauer
des ganzen Iahres 1913! Im ersten Halbjahr 1917 hatte Iapan schon für 261
Millionen Jen mehr Waren aus- als eingeführt. Das llberwiegen der Ausfuhr
tritt klar hervor.

Ebenfalls an der Hand der japanischen Ausfuhrsiatistik läßt sich die Aus-
weitung des japanischen Handelsgebietes belegen. Der Handel mit Nordamerika,
welcher 1913 einen Wert von 168,724 Millionen Jen erreichte, belief sich in dem
ersten Halbjahre 1917 schon auf 200,167 Millionen Jen, die Ausfuhr nach Süd-
amerika, die 1913 den Wert von 1,587 Millionen ?)en ausmachte, belief sich im
ersten Halbjahr 1917 auf 2,616 Millionen Jen. Noch stärker fällt das An'
wachsen des Handels mit Afrika in das Ange. Im Iahre 1913 hatte man eine

Ausfuhr, die nur 1,587 Millionen Jen ausmachte, im Iahre 1917 belief sich in
den ersten 6 Monaten die Ausfuhr schon auf 7,094 Millionen Jen! Trotz des
Ausfalles des Handels mit Deutschland, Österreich-Ungarn und Belgien —
die Ausfuhr nach jenen Ländern hatte sich auf 16,194 Millionen Jen 1913 be-
laufen — hat sich auch der Europahandel des gelben Mannes steigern können.
Im Iahre 1913 belief sich der Wert der japanischen Ausfuhr nach Europa auf
132,290 Millionen Jen, im ersten Halbjahre 1917 hatte man nach Europa schon
für 157,687 Millionen Jen Ware versandt.
Um einen Einblick davon zu geben, in welcher Weise Iapan, das 1900 erst
2«84 Fabriken mit Dampfbetrieb besaß, sich industriell entwickelte, mögen folgende
Zahlen gegeben werden. Nach einer russischen, in der „Rheinisch-Westfälischen
Zeitung" wiedergegebenen Meldung (23. 9. 16) arbeiteten im Sommer 1916
rund 9500 Fabriken mit etwa 250 000 Arbeiterinnen für die Herstellung von
Kriegsmaterial. Nach „Iapan Chroniele" hatte das Land 1916 bereits Aufträge
im Werte von 240 Millionen Jen für Kriegs'Industriearbeit. Iapan, das 1900
über ganze 859 Handelsdampfer verfügte, lieferte im Laufe 1918/19 nicht
weniger als 66 Dampfer vertragsweise für Kriegszwecke. Diese 66 abgegebenen
Dampfer sind nur um 20 000 Tonnen im Raumgehalt geringer, als die ganze
Flotte Iapans 1900 ausmachte! Iapan, das 1900 nur 6,2 Millionen Kwanne
>,1 Kwanne — 3,75 K«) Eisen und 40 Millionen Kin (1 Kin — 0,6 K?) Kupfer
und 3,3 Millionen Kin Blei erzeugte, hat nach den neuen Handelsansweisen
1917 für 570 172 t Gußeisen, für 50 895 t, Gußwaren, für 599 990 t Bleche,
Platten und Formeisen erzeugt.
Die Ausweitung des japanischen Handelslebens in diesen Formen mußte
naturgemäß eine Überspannung aller wirtschaftlichen Kräfte hervorrufen. Iede
Hemmung, die dem überreizten Wirtschaftskörper begegnete, mußte so von einer
Wirkung sein, die über das Maß der Ursache herausging. An diesen
Hemmungen hat es nicht gefehlt, und ihre Wirkungen sind ja auch nicht ohne
Schaden vorübergegangen.
Zunächst war es die Transportnot, welche eine Krisenstimmung im Beginne
des Iahres 1917 hervorrief. Eines der besten Kriegsgeschäfte hatte Iapan mit
Rußland gemacht. Die russischen Verkehrsnöte wirkten in sehr scharfer Form auf
Iapan ein, da die bestellten Waren von der sibirischen Bahn nicht abtransportiert
werden konnten. Die in Wladiwostok, in Charbin und bei den Umladestationen
des Amurgebietes sich bemerkbar machenden Güterstauungen wirkten auf den
japanischen Verkehr zurück. Bald kam es auch hier zu einer Transportkrisis, die
um so schwerer zu tragen wurde, als Iapan ohnehin nicht in der Lage war,
ohne alle Hemmungen der gewaltigen Ansprüche Herr zu werden, welche die
erwachte Kriegskonjunktur an den Verkehr stellte. Zunächst bemühte man sich, die
Küstenschiffahrt zur Entlastung des Binnenverkehres heranzuziehen, da aber die
Küstenschiffahrt dem Friedensstande gegenüber herabgemindert worden war,

genügte auch sie nicht den Forderungen; im Gegenteil der Transportnvt im In-
lande folgte jene der Küstenfahrt. Die Küstenschiffe waren, soweit nur möglich,
zur großen Fahrt herangezogen worden, um dem Tonnagebedürfnis gerecht zu
werden, man hatte sie in der wilden Fahrt eingestellt und somit die Leistungs-
fähigkeit des Küstentransportes bedenklich herabgemindert. Infolge der allge-
meinen Verkehrsstockung wurde nicht nur der Warentransporr behindert, auch die
industrielle Zufuhr litt. Iapan hat für die Industrie seine regelrechte Rohstoffe
und Kohlennot gehabt. Die Stimmung wurde nervös, die Haltung des Marktes
schwankend.

Nun gelang es zwar, eine Reorganisation des Verkehrswesens herbeizu-
führen, doch die Zustände in Rußland brachten neue Erschütterungen der Lage.
Die langsam eingeebbre Unsicherheit machte einer neuen schwankenden Stimmung
Platz. Der Ausbruch der russischen Revolution beraubte Iapan seines besten
Kunden. Hinzu kam, haß man in ein gespanntes politisches Verhältnis zu den
Vereinigten Staaten geriet, dessen äußeres Ergebnis sich schließlich in der Sper-
rung der amerikanischen Stahllieferung dokumentierte. Die damalige heftige Er-
regung innerhalb der Handelskreise zeigte, in welchem Maße die händlerische
Überspannung bereits auf das Wirtschaftsleben Iapans einzuwirken begann.

Die nervöse Unsicherheit mehrte sich. Infolge der dauernden Not an Schiffs-
raum vermochte man die Waren der neugeschaffenen Industrien, die vorzugsweise
für Afrika und Australien wie Südamerika bestimmt naren, nicht in der
wünschenswerten Menge unterzubringen, die Ausfuhr nach China ließ aus poli-
tischen Gründen nach, der Handel mit den Vereinigten Staaten stand unter dem
Eindrucke des Kriegszustandes dieses Staates. Die industrielle Rohmaterial-
Einfuhr, vorzugsweise jene an Wolle und Eisen, verminderte sich wachsend. Das
erlassene Goldausfuhrverbot der Vereinigten Staaten von Amerika bedrohte die
Einfuhr der indischen Baumwolle. Ein Ausfuhrverbot für Gold war Iapans
Antwort. Der Panik an der Börse fielen einige Baumwollhändler zum Opfer.

Am schwersten aber war es, die Einfuhrverbote der Vereinigten Staaten und
Großbritanniens zu ertragen. Ein Rückgang der Ausfuhr war nicht mehr zu ver-
meiden. Es muß bedacht werden, daß, nachdem man den russischen Abnehmer ver-
loren hatte, man in Amerika einen weiten Ersatz zu finden geglaubt hatte, denn
wenn auch Frankreich mit großen Bestellungen auftrat, so lagen hier doch die Ver»
dältnisse hinsichtlich der gefahrvollen Verschiffung wie ihrer großen zeitliehen In-
anspruchnahme bei weitem ungünstiger. Der Ausfuhrhandel mit den Vereinigten
Staaten hatte 1917 die Höhe von 478 Millionen Den erreicht, während man
1913 nur eine Ausfuhr von 163 Millionen Den diesem Lande gegenüber zu ver-
zeichnen gehabt hatte. Die amerikanischen Einfuhrbeschränkungen im Auslande
zu ersetzen, war nicht möglich. An den Handelsausweisen kennzeichnet sich der
Rückgang der Ausfuhr ganz augenscheinlich, denn obgleich über '/< aller Ausfuhr-
waren Iapans für 191 eine weitere und nicht unerhebliche Steigerung der Preise

aufzuweisen haben, ist die Ausfuhr doch hinter der Einfuhr zurückgeblieben. Iapan
hat seit dem Frühjahr 1918 mit einem erneuten monatlichen Einfuhrüberschuß
zu rechnen. Die Erportindustrie sah nunmehr keinen anderen Ausweg, als sich
im Lande selber einen Abnehmer zu sichern. Wie in den Vereinigten Staaten von
Amerika wurden die Heeresindustriellen die besten Kriegsstützen. Börse und
Industrie unterstützten weitgehendst die sibirische militärische Intervention!
In der sprunghaften Weise, in welcher Iapan seine Kriegsgeschäfte betrieb,
bei der inneren Unentwickeltheit, welche dem japanischen Handelsleben inne-
wohnt, bei der Kapitalarmut von Industrie und Staat — als der Weltkrieg
begann, war Iapan der bestverschuldete Staat — mußte die Spekulation an sich
eine große Rolle in dem Kriegswirtschaftsleben spielen. Der Faktor Spekulation
aber wurde durch die stets von den Ereignissen der Kriegslage der mit Iapan
kontrahierten Staaten abhängige Konjunktur noch mehr in Aktion gesetzt. Die
schwankende Lage des Marktes bot die besten Handhaben hierzu. Iapan hat denn
auch infolge des Mangels an einer ausgeglichenen inneren Reife, wie sie eine
geregelte Wirtschaftskultur mit sich bringt, amerikanische Zustände insoweit ge-
sehen, als die Hochkonjunktur des Wirtschaftslebens eine allgemeine Hebung der
?olkswohlhabenheit nicht brachte. Unvorbereitet auf derartige Expansionen,
innerlich noch asiatisch kultiviert, hat man von feiten des Staates nicht über die-
jenigen Mittel, Wege und gesetzlichen wie sittlichen Handbaben verfügt, die eine
allgemeine Beteiligung des Landes an dem Kriegsgeschäfte gewährleistet hätten.
Tie Verdienste, welche das Kriegsgeschäft mitbrachte, befruchteten nicht das ganze
Land, gaben nicht den unteren Volksklassen reiche Verdienste, sondern häuften
sich in wenigen Händen auf. Der Mittelstand und die Arbeiterbevölkerung blieben
in ihrer wenig günstigen Lage. Ihr Anteil an der Kriegskonjunktur bestand
darin, sich mit der Teuerung, die in dem Lande Einzug gehalten hatte, auseinander
Zu setzen.

Das Eindringen teuerer Preise in das Land konnte Iapans Regierung niel t
vermeiden. Diese Teuerung war eine ökonomische Folge der Zustände Europas.
Vermieden aber hätten jene Preissteigerungen werden können, welche die Speku-
lation hervorbrachte. Bei einer Zügelung der Kriegskonjunktur wäre es auch
vermeidbar gewesen, jener Preise Herr zu werden, die sich aus dem llbermaß der
Produktion heraus entwickelten. Vor allem hätte man das Steigen der Lebens»
mittelpreise zu regulieren vermocht, wenn es nicht das Trachten Iapans gewesen
wäre, Vorteile auf allen Linien zu erreichen. Man hat eine Lebensmittelausfnhr
von feiten des Staates zugelassen, die in keinem Verhältnisse zu den Vorräten
und der landwirtschaftlichen Produktionskraft Iapans stand. Rußlands Heere
sind mit japanischem Reis, Tee, Bohnen und Zucker verpflegt worden, die eng-
lischen Truppenmassen in Mesopotamien und in Tripolis sind mit japanischen
Lebensmitteln versorgt und japanische Futtermittel mußten in jene Heerlager
entsandt werden. Die hierdurch hervorgerufene Preissteigerung wurde um so

stärker, als ein tatsächlicher Mangel an Waren eintrat, vornehmlich der Reis, die Vrlksnahrung, war nicht mehr in der notwendigen Menge erlangbar.
Die Regierung hatte sich zunächst bemüht, die Lebensmittelpreise trotzdem in erträglichen Bahnen zu halten. Als aber der Rückgang der Ausfuhr begann/ die Unsicherheit den Markt beherrschte, sah sich die Regierung angesichts der drohenden Krise gezwungen, den Lebensmittelmarkt preiszugeben. Man unterstützte die Aus, fuhr durch finanzielle Machinationen, man trat zwar den offenkundigen Spekulationen auf dem Lebensmittelmarke entgegen, vermochte aber nicht, sonst entscheidend einzugreifen. Die Folge hiervon war, daß die Preise sich in keinem Verhältnis mehr zu den Verdiensten der unteren Bevölkerung stellten. Es kam zu Unruhen, die in der Form von Streiks ihren Ausdruck fanden. Im Iahre 1915 hatte die japanische Industrie im ersten halben Iahre 80 Streiks zu verzeichnen, im Iahre 1916 bereits 100. Im Iahre 1917 aber hatte man 180 Streikbewegungen.
Japan hatte im Kriege bisher keinen Mangel an Arbeitskräften, weil Iapan ein Kriegsheer nicht aufzustellen hatte. Iapan hat an sich eine starke Bevölkerung, diese Bevölkerung hat im wachsenden Maße zur Auswanderung hin^ gedrängt. Diese Auswanderung aber war durch den Krieg zum überwiegenden Teile gesperrt. Das große Angebot an Arbeitskräften wie an Beamtenpersonal hatte eine Steigerung der Löhne hintenan gehalten. Soziale Maßnahmen, welche die Lage der Bevölkerung zu erleichtern in der Lage sind, kann man in Iapan bisher kaum antreffen. Durch Unterstützungen die Kriegsteuerung auszugleichen erschien dem Staate bei seiner starken finanziellen Inanspruchnahme nicht möglich. So begann denn jenes Elend um sich zu greifen, dessen Folgen die Reisrevolten sind, von denen die Zeitungen zu melden hatten. Die Preise sind überraschend gerade in den letzten Monaten gestiegen. Die Lebensmittelspekulationen boten den Kreisen, die an dem Kriegsgeschäfte keine lohnende Beteiligung mehr zu finden Gelegenheit hatten, einen guten Ersatz. Für die Exportfirmen wurden Lebensmittel zu den immer noch rege nachgefragten Gütern. Beim Kriegsbeginn die Ziffer auf 100 angenommen, stand die Quote im März 1918 auf 242,K.
Nach den Berichten der Bank von Iapan haben sich die Hauptnahrungsmittrl in der folgenden Weise verteuert. Berechnet für den Monat Dezember stand

	1914	1917
Kohle	144	357
Petroleum . .	158	227
Holzkohle ...	92	237
Baumwolltuch.	85	209

Das Vorgehen Iapans in Sibirien hat infolge der eigenen Heeresaufkäufe die Nahrungsmittel im Preise noch höher getrieben. Teilweise ist vor allem

	1914	1917
Reis . . .	. . 106	199
Weizen .	. . 144	207
Mehl . .	. . 160	234
Zucker . .	. . 245	274
Tee . .	. . 112	140

130

das Gut überhaupt nicht mehr käuflich, so daß im Sommeransgang 1918 eine teilweise aufgetretene Hungersnot zu melden war.

Einsichtige Kreise haben in Iapan selbst bereits im Ausgange des Iahres 1916 auf die allgemeine Überspannung der wirtschaftlichen Kräfte des Landes hingewiesen. Der in das Rollen geratene Stein hätte damals vielleicht noch aufgehalten werden können. Heute ist Iapan hierzu nicht mehr in der Lage, denn es hat sich in seinen eigenen Netzen verstrickt. Es wird zweifellos von der Länge und der Art des Kriegsausganges abhängen, wie Iapan über seine inneren Krisen hinwegkommen wird. Anscheinend rechnet man zunächst selbst mit bevorstehenden äußerst schweren Zeiten.

Universitätsprofessor Dr. Bergsträßer:

Die Weißrussen und die ostliche Abgrenzung Polens.

Die Bestimmungen des Friedens mit der Ukraine über das Cholmer Land haben die Frage der östlichen Abgrenzung Polens von neuem als wichtiges politisches Problem gekennzeichnet; sie haben, auch wenn durch die nachträgliche Modifikation der Grenze noch Änderungen im Einzelnen stattfinden werden, doch die Grundlinie für den südlichen Teil der Ostgrenze Polens gezogen. Ie mehr die Polen selbst ihre Unzufriedenheit mit dieser Linie schroff ausdrückten — sie machen ja im Grunde nicht nur auf das Cholmer Land, sondern, wie der Abgeordnete Seyda betonte, auch auf die Poleßje Anspruch, desto mehr haben xolenfreundliche Kreise hervorgehoben und befürwortet, daß man die Polen wenigstens im nördlichen Teile ihrer Ostgrenze entschädigen müsse, indem man iknen hier ein Siedlungsland zuweise.

Das ist begründet worden damit, daß es im eigensten Interesse der Polen liege, wenn man ihnen nach Osten hin Aufgaben zuweise; überdies, so sagen die Verfechter der ostpolnischen Zukunft, sei das Land jetzt schon so stark bevölkert, daß es aus wirtschaftlichen Gründen eines Abflußgebietes dringend bedürfe.

Nun ist es ja an sich zweifelhaft, ob nicht eine Intensivierung des landwirtschaft' lichen Betriebes auch in Polen noch Raum für weitere Bauernmassen schaffen würde, auch wird wohl die Durchführung der vollen Iudenemanzipation in Ruß» land eine Abwanderung des jüdischen Proletariats aus den Industriezentren Polens zur Folge haben; aber auch wenn wir diese Gesichtspunkte zunächst einmal ausschalten, werden wir uns, wie bei allen polnischen Ansprüchen, zn fragen haben, ob sie ethnographisch berechtigt sind oder nicht.

Das dem eigentlich polnischen Siedlungsgebiet nordöstlich vorgelagerte Land ist bewohnt von den Weißrussen. Iede ethnographische Karte gibt darüber Aufschluß und Karten der verjschiedensten nationalen Herkunft unterscheiden sich in ihren Ergebnissen nur wenig.

Die Weißrussen sind ein selbständiges slawisches Volk. Ihr Eintritt in die Geschichte vollzog sich früher als der der Großrussen; sie wohnten schon zu Beginn ihrer geschichtlichen Zeit in demselben Gebiet wie jetzt und sind als Kriwitschen an der Bildung des Kiewer Staates, der ersten großen politischen Zusammenfassung slawischen Volkstums, beteiligt, in naher Verbindung mit den Ruthenen, die die eigentlichen Träger dieses Staates waren. Dem Kiewer Staate haben sie bis zu seinem Zerfall angehört; in jener Zeit schon kamen sie zu einer ziemlichen kulturellen Entwickelung; auch fand das Christenrum damals schon (um das 10. Iahrhundert) bei ihnen Eingang. Als der Kiewer Staat dem Einfall der Mongolen zum Opfer fiel, gelang es den Litauern vom Westen her ihre Herrischaft auszudehnen und so ziemlich das ganze weißrussische wie auch einen Teil des kleinrussischen Gebietes an sich zu reißen. Innerhalb dieses damaligen litauischen Reiches blieben aber die Weißrussen gegenüber den Litauern nicht nur zahlenmäßig, sondern auch kulturell überlegen; so wurde das Weißrussische Amtssprache im Großfürstentum Litauen und blieb es bis zum Ausgang des 17. Iahrhunderts. Zrst 1696 wurde es durch einen Beschluß des polnischen Reichstages von der polnischen Sprache abgelöst.

Die Weißrussen behielten nur ihre selbständige Sprache und bewahrten ihre Nationalität; dies um so leichter, als sie kirchlich von den Litauern wie von den Polen getrennt waren, denn sie hatten das Christentum von Byzanz her empfangen und sich dem Schisma, der Trennung von Rom, angeschlossen. In der Folgezeit jedoch gelang es der katholischen Kirche mit einem Teil der griechischen Kirche zu einem Ausgleich zu kommen; Rom bewilligte Priesterehe und Abendmahl in beiderlei Gestalt sowie die slawische Sprache im Gottesdienst, dafür erkannte die sich von der byzantinischen Kirche abzweigende unierte Kirche, die Uniaten, die Hobeit des Papstes an (1453). Ein Teil der Weißrussen machte diese Entwicklung mit, die sie den Polen und den Litauern etwas näherte, sie aber vor allem scharf von den Großrussen trennte. So blieben sie beiden gegenüber etwas Selbständiges.

Das Hauptsiedlungsgebiet der Weißrussen sind die Gouvernements Minsk, Mohilew, Witebsk, der östliche Teil von Wilna und der nördliche von Grodno; über dieses stoßen sie in das zu Kongreßpolen gehörige Gouvernement Suwalki spitz vor; ein Teil des Kreises Augustowo ist weißrussisch, östlich greifen die Weißrussen in die Gouvernements Smolensk und Tschernigow über.*) Wichtig

*) Vergleiche hierzu die einschlngigen Karten des Atlas ..Wlkerverteilung in Westrußland', Berlag der Kownoer Zeitung Ittl6.

ist, daß diese Gebiete ziemlich geschlossen weißrussisch sind; die Landbevölkerung ist so gut wie einheitlich und nur die Städte sind mit polnischen und jüdischen Anteilen durchsetzt, die allerdings häufig die Überzahl haben. Dies hängt aufs engste mit der wirtschaftlichen Gliederung der Weißrussen zusammen. Sie sind ein ausgesprochenes Bauernvolk. 76 Proz. der Bevölkerung sind in der Landwirtschaft beschäftigt. Zum Teil ist dies eine Folge des wirtschaftlichen Charakters ihres Siedlungsgebietes, das nicht zu den fruchtbareren Teilen Rußlands gehört; es ist reich an Wäldern und Sümpfen, die mit leichten Sandböden abwechseln. Sind schon diese Daseinsbedingungen ungünstig, so kommt der gering entwickelte Verkehr, der Mangel nahe gelegener Absatzgebiete hinzu, wodurch sich die Kapitals armut des Landes erklärt. Darum haben sich auch die Industrien, die an sich hier einen Boden hätten finden können, nicht entwickelt. Geschichtliche Ursachen spielen mit; in der Zeit der polnischen Herrschaft ist ein Teil des Bodens in polnische Hand gekommen, in der er sich noch jetzt in der Form des Großgrundbesitzes befindet; als dann später durch die russische Gesetzgebung den Polen weiterer Grnnderwerb verboten wurde, strömte ein Teil der grundbesitzenden Familien, vor allem die jüngeren Söhne, in die Städte und bildete da den höheren Mittelstand; ihre wirtschaftliche Lage erlaubte ihnen das, während der arme weißrussische Bauer sich diesen Lurus nicht leisten konnte; ihm fiel es sogar schwer, mit dem auch nicht sonderlich kapitalkräftigen Iuden in den Städten zu konkurrieren. So fehlte dem weißrUssischen Volkstum lange der soziale Oberbau, er ist auch heute noch dünn; dagegen strömten Arbeitskräfte in die Industriezentren, vor allem nach Petersburg ab, wo sie vielfach dem eigenen Volkstum verloren gingen. Trotzdem haben sich die Weißrussen in der beträchtlichen Zahl von etwa 7 bis 8 Millionen erhalten.

Das ist um so bedeutsamer, als seit der Vereinigung Weißrußlands mit dem großrussischen Reiche im Iahre 1772 (erste Teilung Polens) von der Regierung alles geschehen ist, um die nationale Selbständigkeit der Weißrussen zu brechen. Sie hat ihnen gegenüber dieselbe Politik angewandt, die sie gegen alle Nationalitäten befolgt und die ihren letzten Grund darin hat, daß der eroberungssüchtige Großrusse mit jeder neuen Eroberung immer wieder Gefahr lief, in seinem eigenen Reiche rettungslos zur Minderheit zu werden. Man hatte wohl die Hoffnung, bei den Weißrussen schnell zum Ziele zu kommen, da die Stellung dieses Volkstums zwischen Groß- und Kleinrussen sie immerhin zum nächsten Verwandten des herrschenden Volkes machte. Man bezeichnete als dialektische Verschiedenheit, was doch ein tieferer Unterschied der Sprache und des Wesens war, rnd sah den Haupthinderungsgrund in der anderen Konfession. Sie bekämpfte nan also zunächst und mit dem einfachen Mittel, das dem Großrussen so geläufig ist, dem Zwang. Im Iahre 1839 wurde die unierte Kirche in Rußland aufgehoben, die Zugehörigkeit zu ihr unter Strafe gestellt, ihre bisherigen Anhänger kurzer Hand als Orthodoxe erklärt. Formell gelang dieser Streich, indem die alte

Kirche verschwand; äußerlich, aber doch nicht aus dem Herzen. Noch in den sechziger Iahren fanden Straferpeditionen statt, um die hartnäckigen Untertanen zur orthodoxen Kirche „zurückzuführen", und selbst als 1905 die Glaubensfreiheit in Rußland eingeführt wurde, blieb die unierte Kirche verboten, so daß eine größere Anzahl Weißrussen (man schätzt sie auf 200 000) zum Katholizismus übertraten.

Die Verfolgung der unierten Kirche hatte die Nebenwirkung, daß die Weißrussen, schon durch Übertritte, den katholischen Polen genähert wurden, sich deren Opposition gegen die Regierung anschlossen. Zeitweise gehen beide direkt zusammen, beim Aufstand von 1863 erlassen die Polen Aufrufe in weißrussischer Sprache; der Wilnaer Lehrbezirk (Provinzialschulkollegium) erkennt das Recht der Weißrussen auf ihre Muttersprache in der Schule an, es werden auch weißrussische Schulbücher herausgegeben; aber die Petersburger Zentralbehörde schob sogleich einen Riegel vor und machte alle diese Freiheiten rückgängig. Im Gegenteil, 1865 wurde der Gebrauch der weißrussischen Sprache nicht nur in der Schule, sondern in jeglichem Druckwerk untersagt; die weißrussische Bewegung, die eben begonnen hatte, verstummte wieder auf Iahre hinaus.

Und doch liegen in den sechziger Iahren die Wurzeln der zukünftigen Arbeit; die Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) hatte zur Folge, daß sich ein weißrussisches Kleinbürgertum bildete, das seinen Kindern seit Beginn der achtziger Iahre den Aufstieg in die Intelligenz ermöglichte; sie wurden als Studenten oder in der Vorbereitungszeit zum Lehramte mit dem modernen Geistesleben, mit nationalen, liberalen und auch sozialen Gedankengängen bekannt; es bildeten sich politisch gerichtete weißrusflsche Srudentenvereine in Petersburg und Moskau; damit erwies sich die Nationalität doch so stark, daß sie für diese neue Iugend zum Bindemittel wurde; das war entscheidend für die Zukunft; hier entstanden Führer. Die Studentenvereine gaben Volksschriften heraus, Ende der achtziger Iahre wurde sogar in Minsk eine illegale Zeitung — „Homan" — gegründet, deren Tendenz war, das Volk zu heben, die Regierung zu bekämpfen. Ende der 90er Iahre griff die Bewegung dann auf die Mittelschulen und auf die Lehrerseminare über, was ja für alle oppositionellen Strömungen in Rußland ein bezeichnendes Stadium ist. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution bildete sich, 1902, eine „Gesellschaft der weißruthenischen Volksaufklärung"; 1903 die erste parteiähnliche Organisation, die „weißruthenische soziale Genossenschaft". Sie hatte einen sozialistischen Einschlag und fand Anhänger unter den Bauern, deren Bedürfnisse sie mit einem agrarsozialistischen Programm entgegen kam. In der Revolutionszeit entstand dann ein weißrussischer Bauernverein. Dieser stellte auf einer Tagung in Wilna 1905 ein vollständiges nationales Programm auf: Anerkennung der nationalen Rechte der Weißrussen, politische Selbständigkeit und Selbstverwaltung mit eigenem Landtag (Seja), nach Art des finnländischen. Durchgesetzt wurde dieses Programm nicht, die Reaktion zerstörte diese, allerdings

überaus weitgehenden Hoffnungen; nicht einmal weißrussische Schulen wurden erlaubt; die Vereine wurden verfolgt, ihre Führer nach Sibirien verbannt, soweit es ihnen nicht gelang, nach Galizien zu fliehen, wo sie bei den Ruthenen gute Aufnahme fanden. Die einzige Errungenschaft der Revolutionszeit blieb die Erlaubnis, Druckschriften in weißrussischer Sprache herauszugeben, obwohl auch sie durch die Verwaltungspraris und die Schikanen der politischen Polizei in stärkstem Maße beschnitten wurde.

Trotzdem entstanden in Wilna, Minsk, Petersburg weißrussische Verlagsgesellschaften, die Kalender, belehrende Schriften und allerlei Volksliteratur herausgaben. In Wilna erschien sogar seit 1906 die erste legale weißrussische Zeitung, die Nasha Niwa (Unser Acker), gedruckt in lateinischer und eyrillischer Druckschrift. Sie hatte 3000—5000 Auflage und wurde durch zwei Zeitschriften in Minsk ergänzt, „Socha" (Pflug), eine landwirtschaftliche, und das Iugendblatt „Lutschink" (Kienspan), beide mit etwa 3000 Auflage. Für die Haltung der „Nasha Niwa" ist bezeichnend, daß sie während des Krieges den Standpunkt un» bedingtester Opposition vertrat; das Land solle seine Kräfte nicht dem Kriege, sondern innerer Kulturarbeit widmen; sie sprach auch in bezug auf den Krieg nie von „wir", sondern immer nur von „sie"!, die Großrussen, damit hervorhebend, daß die weißrussische Nationalität ihrer Meinung nach mit diesem Kriege nichts zu schaffen habe. Sie betrachtete ihn als einen großrussischen Eroberungskrieg und das war er ja auch. Bedeutung für die Weißrussen im Sinne der „Nasha Niwa" gewann er erst, als die deutschen Truppen ins Siedlungsgebiet der Weißrussen einrückten und es zu einem bedeutenden Teile besetzten.

Die deutsche Verwaltung erlaubte nach dem Grundsatze völliger Parität den Nationalitäten gegenüber den Weißrussen die Herausgabe einer eigenen Zeitung, des „Homan" in Wilna, und hat vor allem weißrussische Schulen gegründet, in Wilna sowie in Grodno im ganzen Gouvernement; schon während des Krieges geht hier die deutsche Verwaltung weiter, als es die russische im Frieden je tat, sie erkennt die Weißrussen als Nationalität an. Eine Wirkung dieser neuen Verhältnisse mag es mit gewesen sein, daß im Laufe des Krieges der Gegensatz, der früher zwischen katholischen und orthodoxen Weißrussen bestand, im besetzten Gebiete mehr und mehr zurücktrat; sie arbeiten hier jetzt nebeneinander in kulturpolitischen Bestrebungen und den vielen Hilfsorganisationen, die durch den Krieg nötig geworden sind.

Mit der russischen Revolution ist natürlich auch der Teil der Weißrussen in Bewegung gekommen, der damals hinter unseren Linien lebte. Im April 1917 tagte in Minsk ein weißrussischer Kongreß, der sich für eine föderative russische Republik aussprach, innerhalb deren Weißrußland, als eine national-kulturelle Einheit, eine völlige Autonomie erhalten müsse. Im Anschluß an diesen Kongreß bildete sich ein weißrussisches Nationalkomitee. Es berief zum August einen Dele«

giertenkongreß aller weißrussischen Parteien und Organisationen. Er beschloß
die Einberufung einer nationalen Zentralrada und verbandelte unter anderem
über die Gründung einer weißrussischen Universität und anderer Bildungs-
anstallen, lehnte aber die Bildung einer nationalen Armeegruppe noch ab. Man
scheint in den leitenden Kreisen bald darauf gefunden zu haben, daß das ein
Fehler gewesen sei, denn unter der fortschreitenden Zersetzung des Heeresgefüges
litt Weißrußland schwer, so daß die leitenden Stellen dem Vorparlament im
Oktober eine Beschwerde über die Zügellosigkeit der Truppen überreichten und
jetzt die Zusammenziehung der über das ganze Reich zerstreuten weißrussischen
Soldaten in ihre Heimat verlangten. Seitdem fehlten längere Zeit zuverlässige
Angaben. Indirekt schien aus den Nachrichten über die polnischen Truppenver-
bände im weißrussischen Gebiete hervorzugehen, daß diese weißrussische Bewegung
entweder an sich zu schwach war, oder es nicht verstand, sich im geeigneten Augen-
blick wenn auch primitive militärische Machtmittel zu sichern.
Unstreitig haben die Polen sich dadurch zeitweise einen gewissen überwiegen»
den Einfluß und eine relative Anwartschaft auf dieses Gebiet geschaffen; aber
man muß sich immerhin darüber klar sein, daß sie, soweit die nationalpolnischen
Truppen in Betracht kommen, rein temporär ist, und daß alle weitergehenden
polnischen Ansprüche auf Weißrußland nicht mehr Recht für sich aufweisen
können, als die auf Cholm, Poleßje und große Gebiete des westlichen weiß-
russischen Siedlungsgebietes sowie Litauens geltend gemachten; hier ist der Pole
durch viel Großgrundbesitz und eine, allerdings durch das Iudentum geschmälerte
bürgerliche Schicht in den Städten vertreten; ethnographisch sind seine Ansprüche
also ohne Zweifel nicht zu halten; sie liegen nur in der Geschichte — und liegen
vielleicht im Zuge praktischer Entwickelung. Über das letztere wäre zu streiten.
Die Führer der Weißrussen haben, seitdem dnrch den letzten deutschen Vor-
marsch fast ihr ganzes Gebiet von uns okkupiert ist, weitere Versuche gemacht,
ein selbständiges Staatswesen zu begründen. Sie haben das insofern an einem
praktischen Punkte begonnen, als sie mit ihrem Nachbar, der Ukraine, über gegen-
seitige Ausdehnung und Grenzen verhandelt haben. Man hat dabei festgestellt, daß
strittige Punkte nicht vorhanden sind. Das ist öffentlich kundgetan worden.
Unter vier Augen wird man sich gesagt haben, daß eine gemeinsame Arbeit schon
dadurch begründet ist, daß man nach Osten wie nach Westen dem gleichen Gegner
Großrußland und Polen — gegenübersteht.
Für uns verdient schon darum die weißrussische Bewegung im Rahmen der
ganzen Ostfragen immerhin Aufmerksamkeit und pflegliche Behandlung.

Joachim Clasen

vr. Joachim Clasen:

Der Völkerkrieg ein Kampf der Lüge gegen
die Wahrheit.

Unter der Überschrift „Krieg und Erziehung" brachten die „Lübecker Nachrichten" im Sommer 1912 einen Aufsehen erregenden Aufsatz von dem bekannten Pädagogen I>i'. A. Matthias. Bei dem großen, mit Recht verdienten Ansehen, das der nunmehr verstorbene Verfasser in vielen Lehrerkreisen genießt, entschloß ich mich zu einer eingehenden Erwiderung, weil ich mit den dargelegten Ansichten durchweg nicht einverstanden war. M. schloß mit der Behauptung: ..Der Krieg ist ein wertvolles Stück der vom Schicksal eingesetzten Weltordnung, von dem der Iugend recht viel erzählt werden muß." — „Mit demselben Recht", entgegnete ich, „könnte jemand behaupten, Zank und Streit, Raufen und blutige Schlägerei, Faustrecht und das von ihm übrig gebliebene Duell; ebenso Totschlag und Mord, Cholera und Pest usw. — sie alle seien schätzbare Zubehöre zu der vom Schicksal bestimmten Weltordnung. Allein das sogenannte Schicksal ist blind und taubstumm, ohne Sinn und Verstand, ein Hirngespinst unklarer Köpfe, deren Dunkelheit von neuerer Naturwissenschaft und Mathematik noch nicht beleuchtet und aufgehellt wurde. Es gehört zu jenen inhaltsleeren Wörtern, die sich be» kanntlich dort zu rechter Zeit einstellen, wo Begriffe fehlen.

Die kosmische Weltordnung geht ihren von der Naturnotwendigkeit vorgeschriebenen Weg ohne das Schicksal, und von ihrer Festsetzung und Entstehung wissen wir soviel wie gar nichts, werden auch wohl niemals etwas Sicheres darüber erfahren; iMurubimus, wie Dubois-Raymond sagte. Die sogenannte s i t t l i ch e Ordnung auf unserem Planeten dagegen haben dessen menschliche Bewohner sich je nach ihrem religiösen, philosophischen, moralischen, politischen Kultur- oder Unkulturstandpunkte, und zwar wiederum ohne das Schicksal, nach eigenem Ermessen zurechtgedrechselt. Die unter diesen Umständen hienieden vorkommenden Mängel, Fehler, kleinen und großen Übel, zu denen besonders auch die Krankheiten und Epidemien gehören, kommen demnach auf ihre eigene Rechnung.

Unter allen Übeln aber, die der vorwärts strebenden Kulturarbeit der denkenden Menschheit auf dem Wege ihrer eigenen idealen Vervollkommnung nicht allein störend und hindernd entgegentreten, sondern ihre gedeihliche Arbeit geradezu verderben, zerstören, vernichten, ist der Krieg das größte und schrecklichste. Immanuel Kant nennt den Krieg sogar denQuell aller Übel und Sittenverderbnis. Adolf Matthias dagegen hält ihn für den Vater einer kräftigen Erziehung und meint, die Krieger erziehen meistens am besten." — Ob

der um das höhere Schulwesen wohl verdiente Pälagoge, der ja das dritte Kriegs-
jahr noch mit erlebte, dem also die damals schon laut werdenden Klagen über die
Verrohung der Iugend infolge des langen Krieges nicht entgangen sein können,
dennoch an seiner optimistischen Ansicht über den Krieg als Erzieher festgehalten
hat, läßt sich hier um so weniger feststellen, als auf meine Kritik eine Entgegnung
nicht erfolgt ist.
Eins der schlimmsten sittlichen Übel, das im Verlauf des Krieges die Form
einer weit verbreiteten, verderblichen Wucherung angenommen und zugleich schon
als Kriegsursache mitgewirkt hat — das ist die L ü g e. Von ihr sagt eine Bibel-
stelle, sie ist ein häßlicher Schandfleck und gemein bei ungezogenen Leuten, wobei
„ungezogen" die Bedeutung von „schlecht erzogen" hat. Da nun vor dem Krieg
auch von unseren jetzigen Feinden allgemein zugegeben wurde, daß Deutschland
auf dem Gebiete der Erziehung eine führende Stellung einnehme, so kann es
weiter nicht wundernehmen, wenn bei ihnen der Lügengeist im Dienste des
Krieges besondere Höchstleistungen aufzuweisen hat. Albert Ballin, der bekannte
Generaldirektor der Hamburg-Amerikalinie, hat einmal d.is unsinnige Völker-
ringen den dümmsten Krieg der Weltgeschichte genannt, weil er von der Entente
ohne triftigen Grund und erreichbares Ziel angefangen wurde und in seiner starr»
köpfigen Weiterführung zum abscheulichen Massenmord ausgeartet ist.
Andererseits könnte man ihn ebensowohl den Lügen krieg ne.inen, denn
in den vielen Kriegen, die wir Alteren in den letzten S0 Iahren mit erlebt haben,
ist in keinem auch nur annähernd so viel, so hartnäckig-dreist und schamlos ge-
logen worden wie im gegenwärtigen. Die Züchtung der Lügenhrut wurde von
der Einkreisungspolitik Eduards VII. ins Werk gesetzt angesichts des zunehmen-
den deutschen Mitbewerbs in Handel, Schiffahrt, Gewerbfleiß sowie gegenüber
dem raschen, planmäßigen Wachstum unserer Kriegsflotte. So trug denn der
neidische, hinterlistige Onkel des deutschen Kaiserhauses in Rußlands und Frank-
reichs maßgebenden Kreisen die von ihm erfundene Fabel vor, Deutschland strebe
nach der Beherrschung der Meere und wolle die Weltherrschaft an sich reißen.
Die böswillige Verleumdung wurde von der deutschfeindlichen Lügenpresse über
die ganze Welt verbreitet. Überdies unterhielt das falsche Albion an nötig
scheinenden Plätzen besondere Agenten mit dem Auftrage, die Bestrebungen
deutscher Politik in Verruf zu bringen und den ehrlichen deutschen Namen nach
Möglichkeit anzuschwärzen. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß Deutschland
gegenwärtig, ohne alle Herausforderung, mit 26 verschiedenen Ländern auf
Kriegsfuß steht. Aus dem ursprünglichen Vier verband haben besonders die eng»
lischen Verleumder einen wahren Vielverband zusammengelogen.— Ohne die
letzten Lügentelegramme von London und Petersburg wäre es wenigstens zu
Anfang August 1914 noch nicht zum Kriege gekommen.
Als dann deutsche Heeresabteilungen aus strategischen Gründen mit Waffen-

gewalt in Belgien eindringen mußten, weil dieses ihnen den freien Durchmarsch gegen entsprechende Entschädigung versagt hatte, da erhob sich ein ungeheurer Sturm der Entrüstung über Deutschlands frechen Neutralitätsbruch, obgleich, wie sich bald herausstellte, die Franzosen die belgische Grenze bereits früher überschritten hatten als die Deutschen. Gleich nach der Einnahme von Lüttich aber war das deutsche Volk plötzlich von seiner nicht ohne Neid anerkannten Kulturhöhe herabgesunken und hatte sich im Handumdrehen atavistisch in eine wilde Horde roher „Hunnen und Barbaren" verwandelt, deren vertierte Soldaten unmenschliche Schandtaten begangen hätten. Die von verlogenen Zeitungen mit gehöriger Aufbauschung ausposaunten Greuelgeschichten fanden namentlich bei der unwissenden wallonischen Bevölkerung um so mehr Glauben, als „Vertrauenspersonen" im Priester- und Lehrergewand bei ihrer Erfindung, Entstellung und mündlichen Überlieferung mehr oder weniger beteiligt waren. Was soll man aber dazu sagen, wenn auch Minister und Generale mit einstimmten in das wüste Geheul der Menge, obwohl sie wußten oder wenigstens hätten wissen sollen, daß bei der im deutschen Heere bestehenden Zucht, Sitte und Bildung die erzählten Greuel ein Ding der Unmöglichkeit sind? —

Gerade die machthabenden Kriegshetzer und siegesgewissen Führer der Entente sind es außerdem gewesen, welche in ihren Reden und öffentlichen Ansprachen mit erheuchelter Entrüstung gegen unser Volksheer die nichtswürdige Anklage besonders grausamer Kriegsführung erhoben haben, während ihnen nicht unbekannt war, daß eben ihre eigenen Soldaten völkerrechtlich verbotene Geschosse verwendeten, deutschen Kriegern, die mit den Fluten kämpften, wiederholt nicht nur die Rettung versagten, sondern die hilflosen Schwimmer mit zynischer Feigheit niederknallten, und daß unsere Kriegsgefangenen häufig sogar von ihren Offizieren mit empörender Scheußlichkeit behandelt wurden. Die widerlichste Erscheinung unter den elenden Verleumdern und verlogenen Heuchlern ist jedoch der wunderliche Heilige des Weißen Hauses in Washington. Wer hätte es vor seiner Wiederwahl im Herbst 1916 dem anscheinend harmlosen Geschichtsprofessor auf dem Präsidentenstuhl wohl zugetraut, daß er, nachdem sein zweiter Amtstermin mit Hilfe der vertrauensseligen deutschen Wahlstimme (tke «ermaii vote) gesichert war, wenige Monate nachher die deutsch-freundliche Friedensmaske abwerfen und seine Mitbürger wahnwitzig in den europäischen Rassenkrieg hinein' zerren werde? Verdächtig freilich und bedenklich zur Entente hinüberneigend hatte Wilsons Friedensliebe sich schon gezeigt, als er die großartigen, gänzlich unneutralen amerikanischen Kriegslieferungen mit der ebenso verlogenen wie lächerlichen Redensart zu beschönigen suchte, die Lieferungen sollten nur dem menschenfreundlichen Zweck der Kriegsabkürzung dienen. Sie könnten auch nicht als Nentralitätsbruch angesehen werden, weil sie allen Kriegführenden in gleicher Weise zu Gebote stünden (!). Zu dieser offenbaren Parteinahme zugunsten der „angelsächsischen" Vetterschaft gesellt sich jedoch ein zweiter, viel schlimmerer Ver-

dacht, der die zur Schau getragene fromme Ehrbarkeit des anfänglichen Friedensapostels und die selbstlose Uneigennützigkeit des jetzigen Kriegspräsidenten in ein sehr bedenkliches Licht stellt, sich aber gleichwohl leicht erklären läßt aus dem in Amerika zur allgemeinen Landplage gewordenen verderblichen Bestechungswesen. Denn, daß Ehren-Wilson mit seinen geldgierigen Kreaturen ein williges Werkzeug in den Händen der kriegsgewinnsüchtigen amerikanischen Hochfinanz geworden ist, welche den Krieg fortzusetzen wünscht bis zur möglichsten Lahmlegung des europäischen Mitbewerbers, das werden die amerikanischen Spatzen, nicht zuletzt auf dem Dach des Weißen Hauses, sich wohl ebenso gut, wenn auch augenblicklich etwas weniger laut erzählen wie die europäischen.
Den besten Beweis für die erfolgte Bestechung hat dieser unwürdigste aller Nachfolger George Washingtons bei der letzten Feier des Nationalfestes in einer am Grabe des Vaters der amerikanischen Freiheit gehaltenen Rede geliefert, wo er sich nicht entblödete, zu behaupten, die Geschichte werde davon erzählen, daß Amerika zuerst einen ganz selbstlosen Krieg geführt habe. Wenn nämlich auch nicht gerade anzunehmen ist, daß der eigentümliche Geschichtsforscher mit dem stark ausgeprägten Amerikadünkel sich viel um Talleyrand und Metternich gekümmert haben sollte, so hat er doch mit ihrer altdiplomatischen Schule die Gewohnheit, die menschliche Sprache zur Verheimlichung seiner Gedanken zu miß» brauchen. Man weiß tatsächlich nicht, worüber man sich mehr wundern oder gar entrüsten soll: über den frechen, religiösen Heuchler, der in seinem Gemeindetempel mit scheinheiliger Begeisterung gegen den Krieg predigt und mit salbungsvollem Redeschwulst die Hände zum Gebet erhebt für die Wiederherstellung des Friedens, während er den Krieg weiter führen will bis zur Zertrümmerung des Deutschen Reichs — oder über den dreisten, schamlosen Lügner, der in seinen verschwommenen, faseligen Reden die Welt vom „Ioch des preußischen Militarismus" befreien und allen Völkern wahre Freiheit, Recht und Gerechtigkeit verschaffen will, obgleich er sich wohl bewußt ist, daß Deutschland keine Weltherrschaft erstrebt, dagegen England sie über mehr als den vierten Teil der Menschheit ausübt und Amerika sie gern mit ihm teilen möchte.
Wie die führenden Geschäftsleute in Amerika ihre Unternehmungen in möglichst großem Maßstabe betreiben, so macht es auch der einzigartige Kn'egspräsident mit der Züchtung der Kriegslügenbrut in sogenannter Reinkultur, welche die nicht fest im Sattel sitzenden Regierungsleute der Rumpfentente ihm nm so lieber überlassen haben, als sie mit den bisher erzielten eigenen Erfolgen keineswegs zufrieden sein können. Sie dürften sich dabei kaum verrechnet haben, da der „edle Woodrow", ganz abgesehen von der nicht zu unterschätzenden Gabe der Heuchelei und pharisäischen Scheinheiligkeit, als Oberhaupt der „großmöchtigen Union", Oberbefehlshaber der amerikanischen Land' und Seemacht, und vor allen Dingen in seiner gegenwärtig angenommenen Rolle des Kriegsdiktators mit un'

beschränkter Machtvollkommenheit, sich eines weit höheren Ansehens und viel
größerer Glaubwürdigkeit erfreut, als jene eingeschränkten armseligen Staats-
diener alle zusammen genommen. — Mich soll nur wundern, wie lange es noch
dauern wird, bis der große Humbug zu seinen gläubigen Zuhörern in volltönen-
der Rede den ersten der vorausgesagten Siege seiner von ihm selbst gleichsam aus
dem Boden gestampften „Sammy-Divisionen" verkünden wird, deren unüber-
trefflicher Tapferkeit und kriegstüchtiger Ausbildung gegenüber unsere armen
Feldgrauen, nach amerikanischen Begriffen, die reinen Waisenknaben sind.
Wenn er auch in dieser Beziehung dem „guten Beispiel" des Vielverbandes
folgen will, wird er noch viele Siegesnachrichten auszuarbeiten haben; denn die
Verbandsgenossen haben im Verlauf des Krieges so viele Papiersiege erfochten,
daß die Hälfte, wenn verwirklicht, zur Niederwerfung der Mittelmächte aus»
gereicht hätte. Nicht selten wollten sie an bestimmten Tagen und Orten Siege
erzielt haben, wenn und wo überhaupt nicht gekämpft worden war. Daß sie ihre
schweren Verluste beständig zu vertuschen und die gegnerischen zu übertreiben
suchen, ist an der Tagesordnung. Die Berichte unserer Heeresleitung, namentlich
über die Gefangenenzahlen, werden für falsch erklärt. — Da endlich die nicht
erwarteten Friedensschlüsse mit Rußland und Rumänien einen bösen Strich in
der Ententerechnung bilden, so ist es erklärlich, daß die Vertreter des Vielver-
bandes die Friedensbestimmungen mit ihrem Lügengift begeifern und böswillig
behaupten, Deutschland habe mittels dieser aufgezwungenen Verträge, welche die
Verbandsstaaten niemals anerkennen würden, nach seiner gewohnten Weise ganze
Provinzen geraubt und den Besiegten ungeheure Kriegskosten auferlegt nebst
dauernden Lieferungen vielfacher Art. Daraus könne man deutlich ersehen, was
von der Versicherung seines Kanzlers, er wolle einen Frieden ohne jegliche Er-
oberung und Entschädigung, zu halten sei.
So wird denn der unselige Krieg gegen den Willen des Vierbundes seinen
Weg des Verderbens weiter gehen, bis unsere Feinde genötigt sind, dem russisch»
rumänischem Beispiel zu folgen, und damit zuletzt auch ihre Lügenquelle versiegen
muß.

Ed. König
Einige Lieblingsgedanken
Geheimrat Ed. Konig, Bonn:
Einige Lieblingsgedanken unserer Kriegs-
Wer aufmerksam auf die Stimmen lauscht, die in diesen Tagen vom Blätter-
rauschen des dichten Kriegsliteratur-Waldes an unser Ohr getragen werden, wird
neben dem herzerquickenden Grundton auch manche Nebentöne vernehmen, die
ihm sofort eine mehr oder weniger fragliche Richtigkeit zu besitzen scheinen. Denn
der beherrschende unter den herandringenden Tonen ist allerdings die einheitliche
Stimme des Gelöbnisses, durchzuhalten bis zur Erkämpfung eines ehrenvollen
und gesicherten Friedens. Aber die Nebentöne zersplittern sich nach Klangfarbe
und Tert. Diese Nebengedanken über den Krieg verdienen alle insgesamt eine
genaue Prüfung. Hier sollen aber nicht die politischen oder die wirtschaftlichen
Nebengedanken unseres Volkes über den Krieg erwogen werden, sondern nur die-
jenigen Nebenurteile, die das moralisch-religiöse oder überhaupt geistige Gebiet
des Volkslebens betreffen. Diese Nebengedanken unserer Zeitgenossenschaft in
bezug auf den gegenwartigen Krieg und beim Erleben desselben kann man aber
genauer hören, wenn man sich fragt, inwiefern solche Nebengedanken in bezug
auf den Anlaß, die Wirkungen und den Ausgang des Krieges laut
zu werden pflegen. Begeben wir uns also in dieses Konzert und versuchen wir
es, die Richtigkeit der darin zu unterscheidenden Nebentöne festzustellen!
Schon aus eigener Erfahrung weiß jeder, daß die von einem Unglück be-
troffene Menschenseele denAnlaß desselben auf allen möglichen Wegen, aber
nur selten auf dem nächstliegenden sucht. Anstatt den Anlaß in der eigenen Scknild
oder in der Notwendigkeit, durch Leiden erprobt und gestählt zu werden, zu
suchen, schmettern wir wilde Fanfaren zum Angriff auf die Gerechtigkeit der Ge-
schichtslenkung in die Lust. Wie diese Kurzsichtigkeit sich nun bei dem einzelnen
Menschen beobachten läßt, so auch bei kleineren oder größeren Volkskreisen und
ebenso bei ganzen Völkern. An die Grenzen unseres Reiches sind die Wogen eines
Krieges herangeprallt, wie er schwerer und mörderischer noch nicht dagewesen ist.
Sind nun aber die Gedankengänge unseres Volkes über die Anlässe dieses
großen Unglücks immer die richtigen?
Mit Recht suchen wir den Anlaß dieses Krieges n i ch t in einer Schuld, die
Deutschland im Verhalten gegen seine Feinde aufgehäuft hätte. Vielmehr
baben diese uns in schmählicher Weise mit Krieg überzogen, obgleich wir jahr-
Zlhntelang gegenüber ihren Herausforderungen die äußerste Geduld geübt haben,

und — zum ewigen Ruhme wird es ihm gereichen — unser Kaiser sich in edel-
mütigster Weise bis zum letzten Augenblick um die Erhaltung des Friedens bemüht
hat. Die Schuldigen sind unsere Feinde, denn s i e haben uns angegriffen,
weil sie dem zum Hochfluge emporsteigenden deutschen Adler die Schwingen
brechen wollten. Nach allen möglichen Geduldsübungen ist vom Deutschen
Reiche das Schwert nur für die Wahrung seiner Selbständigkeit und zur Ver»
teidigung seiner Ehre gezogen worden. Wir stehen inunseremVerhalten
gegendieFeindegerechtda. Aber sind wir deshalb ohne alle Schuld
in diesen Kampf gezogen?

Nein, wir hatten zunächst manche Schuld gegen unser eigenes Volk auf
uns geladen. Denn die Flamme der Begeisterung, die einstmals nach der end-
lichen Verwirklichung des deutschen Einheitstranmes hoch empor lohte, war im
Laufe der letzten Iahrzehnte sehr weit niedergebrannt. An ihrer Stelle glimmte
auf manchem Herde die düstere Glut der Unzufriedenheit mit der oder jener Maß-
nahme der Reichsbehörden, und es qualmte hie und da die Nörgelei über die
Forderungen für Heer und Flotte. Während einstmals den Alten es deuchte, als
wenn die endlich gewonnene Reichseinheit nie und nirgends eine andere Gedichts'
zeile auf die Lippen kommen lassen könne, als den Kehrvers „Das ganze
Deutschland soll es sein", wagten sich hinterher doch wieder partikularistische
Neigungen über die Bewußtseinsschwelle deutscher Seelen. Auch die Zerstückelung
unseres Volkskörpers durch etwa ein Dutzend Fraktionen und Fraktiönchen bot
dem Patrioten einen wehmütigen Anblick. Und muß noch an die vaterlandslose
Gesinnung und Bestrebung einzelner Volksteile erinnert werden? Brennt die
Scham darüber nicht noch jedem heiß im Gesicht? Mannigfach und schwer also
war die Schuld, die schon zunächst durch diese Unterlassungssünden gegenüber
dem Staate, durch diesen vielfachen Mangel an aufopfernder und treuer Vater-
landsliebe, aufgehäuft worden war.

Dies war aber noch nicht einmal dieganzeSchuld, unter der wir
beim Kriegsausbruch zu seufzen hatten. Auch noch in manchem anderen Sinne
mußte uns das biblische Wort auf den Lippen schweben: „Unsere Schuld ist groß
bis in den Himmel hinein." Denn wieviel war von unserem Volke auch noch in
den übrigen Pflichtenkreisen unterlassen oder begangen worden, und wer wollte
es wagen, sich von diesem Bekenntnis auszuschließen? Oder ist eine Familie vor»
Handen, in welcher der ihr geltende Pflichtenkreis voll ausgefüllt worden wäre?
Wird es ferner einen Einzelnen geben, der meinen könnte, er habe den Pflichten
gegen sich selbst ganz genügt? Wer dürfte sich einbilden, in Genügsamkeit, Ent-
haltsamkeit, Sparsamkeit, Ausnützung von Zeit und Kraft seine volle Schuldigkeit
getan zu haben? Doch genug schon der Erinnerungen! Oder muß wirklich erst
noch auf das Gebiet der Religion und Kirche hingewiesen werden, um das ganze
Maß der Versäumnisse aufzudecken, mit dem unser Volk belastet war, als dieser
Krieg über uns hereinbrach?

Wenn also über die Umstände gesprochen wird, die für den Ausbruch der gegenwärtigen Kriegsnot als erklärende Momente in Betracht kommen können, d,lrf nicht über diese Seite der Sache hinweggeblickt werden. Wieviel Veranlassung gibt es demnach, diesen Kriegsbrand als ein Strafgericht für die betrachteten Arten unseres Verhaltens oder als ein Feuer der Läuterung aufzufassen, aber wie häufig wird dies durch unser Volk verkannt! Oder tun wir mit dieser Behauptung unserem Volke Unrecht? Das wird sich noch einmal und besonders deutlich zeigen, wenn wir nunmehr das Vorhandensein von falschen Gedanken über den jetzigen Krieg im Gebiete seiner Wirkungen in Frage ziehen.

2.

Wer wollte es leugnen, daß der Ausbruch des Krieges eine Fülle trefflichster Gedanken und liebenswertester Gefühle in unserem Volke wachgerufen hat? Wir erkennen es vielmehr freudig an, daß damals aus dem Geistesgrund unseres Volkes eine dichte Schar verständigster Ideen hervortauchte. Es entstand ja vor allem die Einsicht, daß das in der geschützten Heimat zurückbleibende Volk eine zweite Armee bilden müsse, wenn das draußen an den Fronten stehende Heer ohne viele Entbehrungen und ohne große Sorge um die zurückgelassenen Familien seine schweren Kämpfe ausfechten solle. Da wurde der alte Gedanke „Alle für Einen und Einer für Alle!" neu geboren. Insbesondere trat die Idee desOpfers in fast ungekannter Deutlichkeit über die Schwelle unseres Volks» bewußtseins. Auch der Begriff der Gleichheit aller Schichten unseres Volkes, die sonst durch verschiedene Schranken getrennt sind, trat in den Vordergrund. Besonders wichtig war auch, daß schon damals die Vorstellung von dem, was das Deutsche Reich in der Stunde der Not zu leisten fähig ist, zu voller Klarheit erwachte. Kurz, es war ein erhebendes Bild, als dem Brausen des Kriegswetters, das an den Grenzen des Vaterlandes tobte, in seinem Innern das erquickende Wehen eines Geistesfrühlings entsprach und dem zuerst verängstigten Auge sich ein reicher Blütenschmuck leuchtender Entschlüsse darbot.

Sind aber von solchen Gedanken am Anfang des Krieges alle Glieder der Reichsbürgerschaft erfüllt worden? Haben sich ferner nicht insbesondere auch im Verlaufe der Kriegszeit andere Vorstellungen von den möglichen Wirkungen des Krieges in viele Seelen eingeschlichen? Leider können diese Fragen nicht mit einem runden „Nein" beantwortet werden. Vielmehr muß es mit tiefem Schmerze ausgesprochen werden, daß die große Zeit auch manche kleine Seele gefunden hat.

Denn wie demütigend sind zunächst die Gedankengänge derer, welche die Kriegsjahre mit einem gröblichen Mangel an Selbstlosigkeit gegenüber den gemeinsamen Interessen nnseres Volkes ausnützen! Sind doch sogar die notwendig-

sten Lebensbedürfnisse bald nach Ausbruch des Krieges zu unerhörten Preisen verkauft worden. Es läßt sich leider nicht verschweigen, daß die Gedanken mancher Volksteile dahin einmündeten, die Kriegslage wucherisch anszubeuten. Viel? denken, daß sie, anstatt die Einbußen anderer Volksteile mittragen zu helfen, sich ihrerseits schadlos halten dürften, und der oder jener meint wohl gar, in dieser Zeit der Not größeren Gewinn erstreben zu dürfen, als er es im Frieden tat. Welche große Summe von schlimmen Deutungen der möglichen Folgen einer Kriegszeit zeigt sich also schon bei einem solchen Blick auf das gewerbliche Leben oder den äußerlichen Handel und Wandel!

Wieviel andere falsche Gedanken über Nutzbarmachung des jetzigen Krieges tauchen weiterhin bei der Iugend auf, so daß die Verdoppelung der Sitzungen von Iugendgerichten zur Notwendigkeit wurde. So schießen auf dem Gebiete der Moral die gefährlichen Meinungen wie üppiges Unkraut empor. Wie sieht es rinn mit derartigen Meinungen ans, wenn wir sie endlich auf dem Gebiete der Religion ins Auge fassen?

Auch auf dieser Seite unseres Volkslebens muß die Betrachtung, wenn sie sich nicht der kältesten Undankbarkeit schuldig machen will, zunächst allerdings vor dem erhebenden Schauspiele stehen bleiben, das nach dem Aufflammen des Krieges auch das religiöse und kirchliche Leben darbot. Denn damals wurde das vielfach entschlummerte Bewußtsein, eine Religion zu besitzen, in den breiten Volks-Massen wieder wachgerüttelt. Die Glockentöne in Stadt nnd Land wurden, wenn sie einen neuen großen Sieg unserer Heere verkündeten, zugleich zu Lockrufen zum Gotteshaus. Leider aber schwächte sich der erste Eifer des Hinandrängens zur Gottheit immer mehr nnd mehr ab. Der Besuch der Andichtsstätten sank häufig auf den früheren Tiefstand herab. Vielfach blieb von dem Sturmesbransen, das in den ersten Monaten der Kriegszeit wie ein neuer Pfingstgeist durch Deutschlands Gaue flutete, nur noch ein kurzatmiger Luftstoß übrig, der nur z. B. dann wieder einsetzte, wenn ein neuer gewaltiger Erfolg unserer Waffen gemeldet wurde, oder wenn die Nachrichten über einen Lieben im Felde überlange ausblieben.

Es soll aber nicht nur auf dieses rasche Niederbrennen der religiösen Glut hingewiesen werden, um die bedenklichen Seelenbewegnngen zu charakterisieren, die sich an die Wirkung der jetzigen Kriegsperkode angeknüpft haben und sie noch immer begleiten. Dieses tiefe Aufatmen und Sichwiederzusammenziehen des religiösen Herzens läßt sich schließlich noch erklären und verschmerzen, wenn nur das gettverbundene Leben der Seele selbst nicht erlöscht. Die Gedankenströmuug, auf die hier als auf eiue für die Religion überaus bedeutsame die Aufmerksamkeit gelenkt werden muß, besteht vielmehr darin, daß man dem gegenwärtigen Kriege vielfach eine schöpferische Wirkung anf dem religiösen Gebiete zuzuschreiben geneigt ist.

Oder ist nicht erst leise und dann lauter von den religiösen Erleb-
nissen gesprochen worden, die während des Krieges gemacht worden seien? Zum
Beweise sollen hier nicht Sätze aus Zeitschriften nnd Büchern angeführt werden.
Vielmehr soll gleich gesagt werden, was betreffs der soeben ausgesprochenen
Frage richtig . zu sein scheint, und was für bedenklich, ja gefährlich gehalten
werden muß.

Wohl kann man davon sprechen, daß durch die Donnerstimme, mit der der
gegenwärtige Krieg an die des Friedens gewöhnten Seelen pochte, viele von ihnen
aus dem Schlafe, in den sie mit ihren religiösen Vorstellungen gesunken waren,
aufgescheucht und zum Sichzurückbesinnen auf den Gedanken au Gott angetrieben
worden sind. Auch die herrlichen Siege über unsere Feinde durften gewiß den
Gedanken einflößen, daß die gerechte Sache unseres Volkes durch eine höhere
Macht, die die Weltgeschichte immer zuletzt zum Weltgerichte werden läßt, zum
Triumph geführt werden solle. Auch darf ausgesprochen werden, daß Fälle der
äußersten Not und Fälle der jede Hoffnung übersteigenden Errettung, die von
einzelnen oder ganzen Reihen unserer Kämpfer erlebt worden sind, sie zum Be-
wußtsein ihrer menschlichen Ohnmacht gegenüber den äußerlichen Ereignissen und
zum Gefühl ihrer sittlich'religiösen Unwürdigkeit gegenüber der erfahrenen Ret-
tung getrieben haben. Alles dies darf gesagt werden, denn es gibt eine Enthüllung
Gottes in dem Gange der Weltgeschichte, wie man auch in den biblischen
Schriften, z. B. aus den neutestamentlichen Worten „Gott h,it sich selbst nicht
unbezeugt gelassen, sondern hat uns viel Gutes getan usw." oder aus Iosepbs
Säßen „Ibr gedachtet, es böse zu machen, aber Gott gedachte, es gut ?u
machen usw." heraushört. Infolgedessen ist es richtig, wenn aus den jetzigen Er-
fahrungen, die unser Volk und viele Einzelne in Augenblicken der entscheidungs-
vollsten Gefahr gemacht haben, eine Erneuerung und Vertiefung des
echten religiösen Lebens abgeleitet wird.

Aber es ist geradezu gefahrvoll für die echte Religiosität, wenn von solchen
Erfahrungen wie von Urquellen der Religion gesprochen wird, wie es neuer-
dings nicht selten geschehen ist.

Denn die Fußtapfen der Gottheit in der allgemeinen Menschheitsgeschiehte
bilden nicht die vollkommenste Art ihrer Enthüllung. Iene Fußspuren können mit
den Bezeugungen Gottes, die nns durch die ersten Herolde der biblischen Religion
geschenkt worden sind (vgl. z. B. in meiner Geschichte der alttestamentlichen
Religion 1915, 139—156 die Diskussion über den Prophetismus), nicht auf
die gleiche Stufe gestellt werden. Sätze, in denen dies während der gegen-
wärtigen Kriegszeit geschehe,! ist, mögen noch so idealistisch nnd ehrlich gemeint
sein, sie halten aber den Grundlagen der biblischen Religirn gegenüber nicht
stand. Folglich erregen sie ohne Recht die Gefahr, diß man den ersten Zeugen
der biblischen Religionsgeschichte auch keine anderen Erlebnisse zuschreiben will.

als wie sie jetzt in der Kriegsgeschichte gemacht werden, und daß auf diese Weise schließlich der Glanz, der über der biblischen Heilsgeschichte schwebt, für manche Seelen zum Erbleichen gebracht wird. Diese große Sorge, die beim Lesen der „religiösen Erlebnisse", die jetzt in manchen Kriegsbüchern gesammelt worden sind, jede Seele durchziehen muß, durfte hier nicht unausgesprochen bleiben. Folglich heften sich an die Wirkungen des gegenwärtigen Krieges manche Lieblingsideen unserer Zeit, die zu ernstem Nachdenken anregen müssen.

S.

Der nächste Schritt der Untersuchung führt naturgemäß zu der Frage, ob es auch in bezug auf den Ausgang des Krieges zeitgenössische Urteile gibt, die in moralischer oder religiöser Hinsicht bedenkenerregend sind. Nun, wenn solche Gedanken auch seltener laut ausgesprochen werden, so scheinen sie nach gewissen Anzeichen doch im Hintergrunde der Volksseele ihr Wesen zu treiben, und desbalb dürfte es zeitgemäß sein, auch diese Deutungen des gegenwärt'gen Krieges einer kurzen Beurteilung zu unterziehen.

Erstens hat sich wohl jeder schon selbst bei dem Gedanken ertappt, daß der Ausgang des gegenwärtigen Krieges allein schon deswegen ein günstiger für uns sein müsse, weil unsere Sache, wie oben am Anfang in knappester'Form festgestellt wurde, eine gerechte ist. Trotzdem muß zugestanden werden, daß die gerechte Sache allein auf der Wage des Weltgeschichtslenkers nicht den Ausschlag geben kann, da ja immer noch auch das möglich wäre, daß ein schwieriger Sieg oder ein halber Sieg ein Mittel zur Läuterung unseres Volkes sein solle. Folglich müssen wir uns durch fortgesetztes Streben nach einem moralisch gediegenen Verhalten des Triumphes unserer Waffen würdig machen. Die Hoffnung auf Unterstützung dureh Gott ohneRingen nach seinem Wohlgefallen ist falsch.

Zweitens ist der Gedanke über den Kriegsausgang nicht richtig, daß das bloße Beten um den Sieg ihn herbeiführen könne. Diese herbe Wahrheit muß ausgesprochen werden. Denn nur welches Volk darf in einem Kriege auf die Erhönmg seiner Gebete hoffen? Dasjenige, das nicht nur für eine gerechte Sache kämpft, sondern ancb dem Ideal eines nationalen Daseins am nächsten kommt. Muß aber dieses Ideal erst noch vor Augen geführt werden? Der vielhuudertjährige Gang der Geschichte, die Aussprüche der besten Denker und der unverbildete Sinn des einfachen Bürgers sind sich über die wesentlichsten Züge jenes Ideals einig. Denn zunächst die Geschichte hat es hundertfach an das Licht gestellt, daß nur die in ihrem Kern moralischen Völker sich im Kampfe um t^as Dasein erhalten. Die Weisen aller Nationen aber bestätigen dies, denn ihre Sentenzen klingen alle mit jenem biblischen Satze „Die Sünde ist der Leute Verderben" (Spr. 44, 34) zusammen, und aneb der Gedankensang des einfachen

Mannes mündet zuletzt in dem Sprichwort der Römer: „Ein gesunder Geist
wohnet in einem gesunden Körper", oder wie dafür auch gesagt werden kann:
Nu, ein gesunder Geist erhält auch seine körperliche Hülle gesund.
Diese Grundzüge im Idealbilde eines echten Volkslebens müssen endlich auch
noch die hauptsächlichsten nationalen Tugenden umschweben: die brüderliche
Einigkeit, die unverbrüchliche Treue nnd die todbereite Tapferkeit. Heil dem
Volke, das mit vollem Ernste nach diesen Tugenden ringt! Ein solches darf sich
auch im Kriege der Erhörung seiner Bitten zu Gott getrösten.
Der dritte gefährliche Gedanke, der sich gern an den Ausgang des Krieges
anschließt, ist dieser, daß ein glänzender Sieg über die Feinde schon an und für
sich das zukünftige Glück eines Volkes bedeute. Wie groß aber der darin liegende
Irrtum ist, braucht gar nicht erst durch den Hinweis auf frühere Erfahrungen
unseres eigenen Volkes veranschaulicht zu werden, wie sie z. B. nach dem letzten
Kriege gegen Frankreich weithin gemacht worden sind. Die Irrigkeit jenes Ge-
dankens ist auch schon an und für sich klar. Denn wenn ein Volk sich z. B.
nicht in Sparsamkeit und Einfachheit der Lebensweise geübt hat, pflegt es durch
die Milliarden der Kriegsentschädigung eber unglücklich als glücklich zu werden.
Denn dann stürzen sich manche Teile des Volkes in den Strudel der Genußsucht
oder in abgrundtiefe Unternehmungen. Die Folgen kennt jeder. Wenn ferner
ein Volk nicht an den strengen Regeln der körperlichen Übungen nnd an der
Pflicht der Mäßigkeit festhält, kann es die Rangstellung unter den Völkern, die
ihm durch einen glänzenden Kriegsausgang errungen worden ist, nicht aufrecht
erhalten, und so ließe sich noch weiter nachweisen, daß an das triumphierende
Ende eines Krieges sich schlimme Auswüchse, wie kleinlich rechthaberische Partei-
sucht und ungerechte Bestrebungen in bezug auf die innere Staatsform, an?
schließen können.
Folglich konnte und mußte eine dreifach zusammengesetzte Gruppe von Ge»
danken aufgezeigt werden, die leicht in bezug auf den Krieg und leider auch
während der gegenwärtigen Kriegszeit in den Köpfen und Herzen eines Volkes
sich einnisten. Auf diese Vorstellungen paßt aber in seltener Weise jener psvcho-
logisch tiefgrabende und geistreiche Ausdruck, welcher einmal im biblischen Schrift-
tum begegnet, nämlich „kräftige Irrtümer" (2. Thess. 2, 11). Mögen jene Ge-
danken, die gern in bezug auf den Krieg gehegt werden, nicht auch unserem Volke
zu folgenreichen Wahnvorstellungen werden!

Zur neunten Kriegsanleihe.

Inwieweit wir auf militärischem Gebiet seit der achten Kriegsanleihe
einem siegreichen Friedensschluß näher gekommen sind, darüber will ich mir selbst
kein Urteil anmaßen. — Ich verlasse mich in dieser Hinsicht vollkommen auf die
ruhige und feste Zuversicht unserer Obersten Heeresleitung, welche uns während
mehr als vierjähriger Kriegsdauer noch niemals getäuscht hat. — Und, wenn
heute Hindenburg erklärt: „Wir werden es schon schaffen", — so genügt mir das.

In einer anderen Hinsicht aber hat sich, wie mir scheint, unsere Lage
während des verflossenen Sommers ganz durchschlagend verändert: — Während
es bei uns vor 6 Monaten noch weite Kreise gab, welche wohl aufrichtig an die
Möglichkeit eines annehmbaren VerständigungÄfriedens glaubten, baben seitdem
unsere Feinde — wohl in der Wut über die Vergeblichkeit all ihrer riesenhaften
Anstrengungen und Opfer — ihre wahren Kriegsziele d. h. ihren unbedingten
Vernichtungswillen gegenüber Deutschland mit einer Deutlichkeit
erklärt, welche nichts mehr zu wünschen übrig läßt. — Ia! nicht nur die Zer'
schlagung der politischen und militärischen Großmachtstellung Deutschlands,
sondern nicht minder seine völlige w i r t s ch a f t l i ch e — ja selbst kulturelle
Vernichtung ist heute — mindestens für die führenden Staatsmänner der Entente
— das offen erklärte Ziel dieses furchtbarsten aller Kriege der Weltgeschichte. —

Ich frage: Kann es bei einer solchen offenkundig gewordenen Sachlage in
unserem Vaterlande noch irgend einen Deutschen geben, der heute nicht mindestens
ebenso freudig wie vor hundert Iahren in unserem Freiheitskampf bereit wäre,
auch sein Letztes für die Rettung des Vaterlandes einzusetzen? — Und ist es
da nicht das Mindeste, was wir daheim unseren Männern, unsern Brüdern und
Söhnen an der Front, — was wir denen, die ihr Leben oder ihre Gesundheit für
unsere Freiheit opferten, schuldig sind, — daß wir hierfür wenigstens unser
elendes Geld einzusetzen bereit sind? — Ganz abgesehen davon, daß wir es ja
— grade unter solchen Verhältnissen — garnicht nutzbringender an-
legen können, als in einer — noch dazu hoch verzinslichen und denkbar sicheren
Kriegsanleihe, welche dazu bestimmt ist, uns nnd unseren Kindern erst wieder
eine gesicherte Zukunftzuschaffen.

Nein! wer heute — angesichts des nunmehr von unseren Feinden unzwei-
deutig erklärten Willens unserer völligen nationalen, wirtschaftlichen und kul-
turellen Vernichtung noch nicht oder nicht mehr bereit sein sollte, soviel Kriegs-
anleihe zu zeichnen, als sein Vermögen oder sein Kredit ihm dies nur irgend

gestatten, der handelt nicht nur sehr kurzsichtig, sondern er macht sich — nach meiner Auffassung — auch einer schweren Versündigung gegen sein Vaterland schuldig, dem er in ernstester Stunde den schuldigen Dienst verweigert. —

1>. Dr. Graf von Schwerin-Löwitz.

Wer heute —.Angesichts des ausgesprochenen Vernichtungswillens unserer Feinde — nicht so viel Kriegsanleihe zeichnet, als er kann, — der versündigt sich nicht nur an seinem Vaterlande, sondern auch an seinen Kindern, deren Zukunft zu sichern die Kriegsanleihe bestimmt ist. —

Lowitz, den 2. September 1918.

Gräsin von Schwerin-Löwitz.

»» —,

Dr. Richard Wolff-Greifswald:

Das deutsche Nationalbewußtsein.

Die Geschichte soll uns zeigen, so will es die öffentliche Meinung zumal in Taoen hochgespannter politischer Erregung und weltgeschichtlicher Gejchehnisse, daß das, was wir in der Gegenwart durchleben, auch in der Vergangenheit — wenn auch in mehr oder minder veränderter Form — schon dagewesen sein soll. Man möchte, daß die Vergangenheit ein Spiegel für die Gegenwart sei. Zustände, Gefühle und Begriffe, die dem ietzt lebenden Menschen alltäglich und eingewurzelt sind, sollen von Anfang schon dagewesen sein. Findet man das, was uns heute wünschenswert scheint, in der Vergangenheit wieder, so lobt man jene Zustände oder Ereignisse; vermißt man sie, so tadelt man ihr Fehlen.

Ein solches Verlangen ist jedoch unhistorisch. Ein erster Grundsatz zum Verstehen historischer Zustände und Ereignisse verlangt, daß man sich — soweit dies überhaupt möglich ist, — von seiner Umgebung freimacht und in unvoreingenommener Weise sich in Art und Umwelt der zu betrachtenden vergangenen Zeit versenkt. Iede Zeit hat ihr eigenes Recht und ihre eigenen Werte und Besonderheiten und kann nur ans ihr selbst heraus verstanden werden.

Von diesem Standpunkte aus soll versucht werden die Probleme zu erörtern, die uns in der jetzigen großen Zeit besonders naheliegen und beschäftigen: Von Vaterlandsliebe, von Nation und Staat, insonderheit von der Stellung unseres deutschen Volkes zu Staat und Nation soll die Rede sein. Was macht ein Volk zur Nation, wann wird ein Volk zum Staate? Wann kann man von Vaterlands-

liebe oder Patriotismus sprechen? Eine restlos befriedigende Definition eines
jeden dieser Begriffe zu geben ist unmöglich. Von Plato bis auf unsere Zeit, bis
etwa zu KjeU6n welch' unübersehbare Fülle von verschiedenen Definitionen des
Staates! Es genügt, wenn wir uns die Elemente des Staates vergegenwärtigen:
nämlich Land, Leute und Herrscher. Auch über das Wesen eines Volkes wird nie
volle Einigkeit herrschen können. Gemeinsame Abstammung, Sprache und Sitte
sind die hervorstechendsten Erkennungsmerkmale. Die vielumstrittene Rassefrage
möge dabei ganz außer Acht gelassen werden.
Was ein Volk in seiner geschichtlichen Kindheit als etwas besonderes heraus-
hebt aus dem universalen Rahmen, ist das Gefühl, daß die Volksgenossen etwas
Besonderes, nur ihnen Gemeinsames besitzen, das sie eben trennt von den anderen
Völkern. Von diesem Augenblicke an wird man bei einem Volke von einer Nation
sprechen können. Bringt dieses Volk seine Eigentümlichkeiten oder, wie man sich
gelegentlich ausdrückte, seinen Volksgeist bei besonderen geschichtlichen Ereignissen
ium Ausdruck, so äußert sich sein Nationalgefühl. Steigern sich diese nationalen
— vielfach bisher nur im Unterbewußtsein geschlummerten — Regungen zu
einem bewußten Willen nach einem gemeinsamen nationalen Ziele, nach einer
nationalen Idee, so wird man von Nationalbewußtsein sprechen dürfen. Es ist
!l«r, daß solcher letzten nnd höchsten Form nationaler Energie erst ein reif-
gewordenes Volk, das anf eine tiefwirkende Entwicklung zurückblicken kann und
das in zahllos befruchtende Berührungen und Verwicklungen mit seiner Umwelt,
mit den Nachbarvölkern getreten ist, fähig ist.
Über diese höchst allgemeinen Begriffsmerkmale hinaus wird sich schwerlich
das Wesen von Volk nnd Nation, ihr Nationalgefühl und ihr Nationalbewußt-
sein definieren lassen. Ein Blick in die gegenwärtigen politischen Verhältnisse
ieigt uns sofort die außerrrdentliche Kompliziertheit des Problems. Ganz all-
gemein gesprochen und unter Fortlassung aller Nuaneen und Schattierungen wird
man von zwei Arten der Nationen sprechen: nämlich von Kulturnationen und
Ltaatsnationen. Eine Staatsnation ist w^hl immer zugleich anch eine Kultur'
Nation; letztere jedoch kann sich verteilen über verschiedene Staaten, zum Teil mit
diesen sich in einem Nationalstaate verbinden, zum Teil ohne jeden staatlichen
Zusammenhalt sein. Betrachtet man die Deutschen in Lsterreich, in der Schweiz,
in den Ostseeprovinzen nnd im Deutschen Reich, so wird man von ihnen als einer
Kulturnation sprechen. Das Deutsche Reich ist, wie jeder weiß, ein Nationalstaat;
den Bruchteilen anderer Kulturnationen, die zu dem deutschen Staate gehören,
nämlich: Polen, Franzosen nnd Dänen ist eine eigene Staatsbildung im deutschen
Staate versagt. Die deutsche Nation geht in diesem Staate als Staatsnation auf
und birgt in ihm den größten Teil der deutschen Kulturnation. Der österreichisch-
ungarische Staat dagegen nnd noch andere moderne Staatsgebilde vereinigen in
sich eine Reihe von Bruchteilen einzelner Kulturnationen mit mehr oder weniger
starken politischen Rechten: sie sind Nationalitätenstaaten.

Richard Wolff

Das deutsche Nationalbewußtsein

Wie hat das deutsche Volk in seiner zweitausendjährigen Geschichte sich mit dem Problem Nation und Staat abgefunden? Das ist die große Frage, die zu beantworten ist, wenn man von der Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins handeln will.

Wiewohl Armin der Sieger im Teutoburger Walde über die Legionen des Varus einen folgenschweren Sieg davontrug und ihn Taeitus selbst den Befreier Germaniens nennt, so wird man ihn nicht als den ersten Volksführer der Deutschen, der ein vom bewußten nationalen Willen getragenes Volk gegen den Eindringling führte, bezeichnen dürfen. Armin war nnr der Führer der Cherusker, eines der vielen Stimme, in die die Deutschen damals zersplittert waren, so daß von einem die Gesamtheit umfassenden Nationalbewußrsein noch nicht die Rede sein kann. Aber die Tatsache, daß durch Armins Waffenerfolge dem weiteren Vordringen der Römer ein Halt geboten wurde und somit durch ihn unser deutsches Vaterland vor dem Schicksal Galliens errettet worden ist, ist der Nachwelt bald zum Bewußtsein gekommen. Das deutsche Lied feierte ihn als den Volksführer und Nationalheros und in der Erinnerung an seine Taten ist das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit zum ersten Male geweckt worden.

Eine staatenbildende Kraft war unseren Vorfahren zunächst versagt. In den Zeiten der Völkerwanderung überfluteten die germanischen Völker auf ihrem großen Zuge vom Oste:: nach dem Westen und Süden fast ganz Europa, zertrümmerten das römische Weltreich und gingen trotz ihrer gewaltigen urwüchsigen llberlegenbeit über sterbende Völker restlos unter in der Kultur der Besiegten. Man wird deshalb bei der Völkerwanderung nicht — wie es Dove getan hat — von dem „Wiedereintritt des nationalen Prinzips in die Geschichte" sprechen dürfen.

Die Idee des römischen Reiches wirkte fort. Das Christentum nahm, nach» dem es eine feste und eminent politische Organisation in der katholischen Kirche errungen hatte, das Erbe dee antiken römischen Weltreiches auf. Es goß in die alten Formen einen neuen Geist. Die augustinische Weltanschauung vom Gottesstaate ans Erden unterband auf absehbare Zeit national'staatliche Entwicklungsmöglichkeiten. Daß Bonifatius — der Apostel der Deutschen Wnnfried — die neue deutsche christliche Kirche der römischen unterordnete und daß ferner Karl der Große für die Erhaltung seines neuen Weltreiches eine innige Verbindung mit dem Papste suchte, wirkte ebenfalls hindernd auf die deutsche nationale Entwicklung. Karl der Große war deutsch in seiner Lebensführung und seinem Auftreten. Germanische Sitten überwogen an seinem Hofe. Er ist ein deutscher Nationalheros geworden; genau so jedoch auch der Nationalheros der Franzosen. Und doch ist wiederum jene Zeit, die die Grundlage für eine universalistische, theokratische und nnnationale Weltanschauung für fast ein Iahrtausend schuf, zugleich auch fördernd für die nationale Entwicklung der germanischen und romanischen Völker geworden. In den berühmten Straßburger Eiden vom Iahre 842

wird zum ersten Male in einem Rechtsdokumente von den heimischen Sprachen Gebrauch gemacht. Zum ersten Male tauckst das Wort „Deutsch" auf, wenn auch von einem deutschen Staate in diesem Karolingischen Teilungsplane noch nicht geredet werden kann.
Nicht der Vertrag von Verdun im Jahre 843, sondern das Aufhören des Karolingischen Gesamtstaates und die Wahl Konrads I. zum deutschen Könige im Iahre 911 ist die Geburtsstunde des deutschen Staates, d. h. der politischen Zusammenfassung der deutschen Stämme unter einem Herrscher geworden. Noch kann man in diesem jungen nnd unfertigen Staatsgebilde von einer deutschen Nation in unserem Sinne nicht sprechen. Die Stämme standen sich, wie die Geschichte der nächsten Generationen zeigte, noch sehr feindlich gegenüber und der trotzige partikulare Soudergeist zwang das junge Königtum, seine Stützen im Kampfe gegen die unbotmäßigen Herzöge in der deutschen Geistlichkeit zu suchen.
Die Kaiserkrönung Ottos des Großen vom Iahre 962 übertrug die Herrschaft über fast das ganze christliche Abendland dem deutschen Königtum. Die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Aktes liegt in der Ausweitung der Politik der deutschen Könige zu universalen Weltherrsä)aftsbestrebungen. Der Glanz und die Herrlichkeit unserer Geschichte, die einem jeden Deutschen das Herz weitet, und zugleich das Elend und die Ohnmacht deutscher Nation: sie haben ihre gemeinsame Wurzel in der von hier ausgehenden deutschen Kaderpolitik. Aus ihr heraus ist der dornenvolle und mühselige Weg, den unsere deutsche Geschichte genommen hat, zu verstehen, ebenso wie die geschlossene und gedrungene Tntwicklung der uns feindlichen Nationalstaaten Frankreich und England.
Die mittelalterliche Weltanschauung gründet sich auf dem einheitlichen uni» rersalen gvttesstaatlichen Gedanken. Die beiden Kräfte, die sich als die berufenen Träger dieses Gedankens fühlten, nnd die — wie es in der menschlichen Natur begründet ist — sich nicht teilen konnten in die Herrschaft der Welt, mußten sich im unerbittlichen Kampfe messen. Das Papsttum siegte und das Kaisertum unterlag. Mit ihm zugleich der deutsche Staat und die deutsche Nation.
Ieder Historiker weiß, daß in den Iahren der Reichsgründung in dem Iahrzehnt bismarckischer Politik ein leidenschaftlicher Streit ausgefochten wurde, ob jene Kaderpolitik, die mit Otto dem Großen einsetzte, zu beklagen sei oder nicht. An die Namen zweier großer Historiker: Iulius Fickers und Heinrich von Snbels knüpft sich diese tieswirkende Kontroverse. Der erstere, Österreicher von Gesinnung und Katholik, Vertreter weltbürgerlicher Traditionen und großdeutscher Tendenzen, entschied sich zugunsten, der andere: Preuße und Verfechter kleindeutscher Ge danken, verurteilte die Überspannung der deutschen Kaiserpolitik. Der heutige Historiker, dem die Geschichte kein Plaidoyer ist, will zunächst verstehen lernen und wird mit einem Werturteile zurückhalten. Man gibt deshalb den Ansichten Fickers von der Notwendigkeit der deutschen Kaiserpolitik Recht aus den Erwägungen heraus, daß Ereignisse, die sich vor einem Iahrtausend abgespielt haben, aus ihren

inneren Gesetzen und nicht aus den nationalen Bedürfnissen einer in weiter Ferne liegenden Zukunft zu beurteilen sind.

Der Verlauf des welthistorischen Kampfes zwischen Kaisertum und Papsttum ist bekannt. Der deutsche Staat — als solchen muß man das deutsche Kon g' tum des Mittelalters ansprechen, — wurde ausgehöhlt im Kampfe mit seinen inneren und äußeren Feinden. Das politische Zusammengehörigkeitsgefühl, das gewiß auch im Mittelalter, wenn auch nur ganz zart entwickelt, vorhanden war, hörte immer mehr und mehr auf. Vaterlandsliebe oder Patriotismus, für deren Wirken ein festes Staatsgrfüge oder wenigstens das Bekenntnis zum Staate Grundbedingung ist, konnte sich hier noch nicht entwickeln.

Neue Gewalten traten im Reich in die Erscheinung. In dem Maße, wie das Kaisertum niederging, stieg das deutsche Territorialfürstentum empor. Entstanden aus einem wirren Gemenge von grnndherrlich-feudalen, lehnsrechtlichen und privatrechtlichen Besitztiteln, schob es sich zwischen Volk und König und i''achte aus dem freien Volke eine Masse mehr oder minder rechtloser Objekte. Diese Territorialfürstentümer, in denen soviel deutscher Sondergeist und soviel undeutsches allgemein-enropäisches Rechts- und Verfassungsleben sich entwickelte, sind die Keimzellen des modernen deutschen Staates geworden, die zur Entwick» lung der deutschen nationalstaatlichen Einheit nnd des Patriotismus eine wesentliche Vorbedingung wurden.

Aus dem brandenburgischen Territorialfürstentum wuchs der preußische Militärstaat heraus, um den sich schließlich im neuen deutschen Reiche die anderen deutschen Bundesstaaten scharten. Unermeßlich ist die Bedeutung der Hohenzollern für unsere nationale Entwicklung geworden und doch wird man vom ersten Kurfürsten, dem Nürnberger Burggrafen Friedrich I. an bis zu den Königen des 18. Iahrhunderts weder bei ihnen noch bei ihren Untertanen nationale Gesinnnng in dem uns geläufigen Sinne suchen und erwarten dürfen. Eben weil der Boden, auf dem eine solche Gesinnung allein gedeihen kann, noch nicht bestellt war. Ein Hohenzoller war — um nur ein Beispiel herauszugreifen — der letzte Hochmeister des Deutschen Ordens. Durch seinen Übertritt zum Protestantismus, die Verwandlung des deutschen geistlichen Fürstentums in ein weltliches polnisches Lehnsherzogtum, entfremdete er deutsches Land dem Deutschen Reiche. Und doch wer wird ihn deshalb unuationaler Gesinnung schelten? Vielmehr hat die Lostrennung des Ordenslandes vom kranken Reichskörper zur festeren Konsolidierung der Verhältnisse in ihm geführt und auf diese Weise mittelbar dem Lande im Interesse des Deutschtums mehr geleistet, als das Reich dazu vielleicht imstande gewesen wäre. Ähnlich lagen die Dinge bei zahllosen wichtigen historischen Vor» gangen des ausgehenden Mittelalters und den ersten Iahrhunderten der Neuzeit, bei denen es falsch ist, den modernen nationalen Maßstab anzulegen.

Ie mehr also im Reiche der staatliche Zusammenhang verloren ging, je tiefer die politische Ohnmacht des Deutschen Reiches wurde und je geringer und aus-

sichtsloser die Entwicklungsmöglichkeiten des deutschen Nationalbewußtseins in jenen Jahrhunderten wurden, um so reicher entfaltete sich das deutsche Wesen auf rein kulturellen Gebieten. Die Entwicklung der deutschen Nation zu einer führenden Kulturnation machte bedeutende Fortschritte. Sprache und Literatur, wirr» schaftlicher Fleiß und Sinn deutschen Bürgertums sind in jener politisch kranken Zeit die Vorposten deutsch-nationaler Entwicklung, wenn auch vielleicht unbewußt, so doch tatsächlich geworden. Die Weltsprache, das Lateinische, machte allmählich in Chroniken, Urkunden und den Kanzleien der heimischen deutschen Sprache Platz. Die Lieder Walthers von der Vogelweide fanden so reine deutsche Töne, irio noch nie zuvor. Die herrlichen Werke der deutschen klassischen Dichtung: der Minnesang, die Epen Gottfrieds von Straßburg und Wolframs von Eschenbach sind, obgleich an französischen Vorbildern geschult und im Banne romanischer Anschauungen, doch ein unveräußerlicher deutscher Besitz geworden.

Den deutschen Kaufmann, der seine Kontore in Venedig, in London und Nowgorod errichtete, führte nicht nationale Gesinnung in die Welt hinaus, sendern frisches wagemutiges Unternehmertum. Aber deutsche Art und deutsches Weien wurden nun bekannt im Auslande und förderten somit den nationalen Twlz und andrerseits wurde der deutsche Kaufmann oder Ritter, wo sie in Ländern geringerer Kultur wie im slawischen Osten sich festsetzten, direkt zu Schöpfern deutscher Kultur in jenen Gebieten und haben sich vom nationalen Standpunkte unvergängliche Verdienste erworben.

Wieviel ist, zumal im vergangenen Iahre, Martin Luther als einer der leutschesten Männer gepriesen worden; mit ebenso viel Recht wie Unrecht. Wenn es wahr ist, daß die gemeinsame Religion eines der stärksten Bindemittel einer Nation ist, so bedeutet der Riß, der durch Luthers religiöses Werk in das deutsche Volk gekommen ist, einen unersetzlichen Verlust an unserem nationalen Gute. Linie Luther kein Dreißigjähriger Krieg und doch wiederum ohne Luther quch kein Goethe, Fichte, Bismarck! Luthers Weltanschauung wurzelte noch ganz in der mittelalterlichen. Sein Wollen lag nicht auf staatlichem oder politischem, sondern ^auf religiösem, Gebiete. Nicht eine deutsche Nationalkirche wollte er schaffen, sondern an Stelle der nnivvrsitu« (Kristiuna der Papstkirche sollte kine 'iinvr»i'»ittt» <"Ki'i«twnir der gereinigten Lehre des Panlinischen Evan« «eliums treten. — Würde man alle die Stellen zusammenhalten, in denen Luther sich über die tollen besoffenen Deutschen oder ähnlich äußerte, sie würden ihn eher als einen Verächter der deutschen Nation erscheinen lassen als einen warmherzigen Vertreter seines Volkes, der er tatsächlich genesen ist. Durch ihn ist die deutsche Sprache, wie er sie sprach und schrieb, erst wirklich Allgemeingut Morden. Verler er auch nach den Ereignissen des Bauernkrieges die ungeheure Volkstümlichkeit und ließ mit durch seine furchtbare Härte gegen die Empörer im Jahre 1325 die große nationale Erregung, die das deutsche Volk in den Frühzeiten der Reformation dnrchzitterte, nach, so blieb doch, was er für die deutsche

Sprache und Kultur geleistet hatte, als unvergänglicher Besitz für alle Zeilen bestehen.
Doch selbst nicht einmal die deutsche Bibelübersetzung oder Lieder wie: „Eine feste Burg" oder die Lvsreißung des größten Teiles des deutschen Volkes von römischer Abhängigkeit — Taten, die Luther allein schon den größten Ruhm zu-sichern, ist das, was ihn vom nationalen Standpunkte unsterblich gemacht hat.
Er hat noch viel höheres vollbracht, wozu sich einmütig deutsche Katholiken und Protestanten bekennen dürfen. Martin Luther verkörpert in seiner einzigartigen Persönlichkeit, in der tiefen inbrünstigen Ehrlichkeit, Religiosität und Gewissen-haftigkeit zum ersten Male in vollendeter Gestalt die Inkarnation deutschen Geistes und deutschen Wesens, wie sie später ihren Siegeszug durch ganz Europa und die gebildete Welt nehmen sollten, und die uns auch jetzt unbesieglich machen.
Eine innere Harmonie von Religion, Wissenschaft und Dichtung — um mit Wilhelm Dilthey zu reden —, die auf der Vertiefung des Geistes in sich selbst und seiner Gestaltung aus dieser Tiefe beruht, sind die wesentlichen Merkmale des deutschen Geistes, der deutschen Bildung, des deutschen Idealismus, die in gerader Linie von Luther über Leibniz zu Goethe verlaufen und von nun an sich immer reiner und eigenartiger entwickelten.
Wir haben deswegen auch vom nationalen Standpunkte aus keinen sonder» lichen Grund zu klagen über die ausgesprochen undeutsche Art, die sich im 17. und 18. Iahrhundert bei Fürst und Volk, bei Adel und Bürgertum immer mehr breit machte. Bekannt ist die Ausländerei jener Zeit, die bis auf den heutigen Tag tief im Deutschen sitzt. Die kleinen Fürsten ruhten nicht eher, bis auch bei ihnen die Sonne von Versailles zu leuchten schien; die Söhne des deutschen Adels suchten Abenteuer im Auslande, traten in fremde Heere ein. Die fran-zösische Sprache verdrängte selbst in vertraulichen Briefen die heimische deutset'e Sprache. Das Volk selbst verirrte in völliger Anteilnahmslosigkeit an den äußeren und inneren Geschicken seiner Nation. Fremde Staaten wie Dänemark, Schweden und Frankreich entrissen deutsche Gebiete, wurden Garanten des West-fälischen Friedens und erhielten als solche das Recht, mit hineinzureden in die deutschen Verhältnisse. Die Kurfürsten von Sachsen wurden Könige von Polen; die Kurfürsten von Hannover Könige von England, die Kurfürsten von Branden-burg besaßen außerreichsdeutsches Land und nannten sich nach diesem für ihren werdenden Gesamtstaat Könige in Preußen, Die Interessen der deutschen Kaiser entfernten sich immer mehr vom Reiche, dessen Krone sie trugen; der Schwerpunkt ihrer Interessen lag längst im außerdeutschen Osten. Wie sollte bei solchen Zu-ständen und Verhältnissen ein Verständnis für nationale Dinge reifen, wie konnte sich da Vaterlandsliebe entwickeln? Und doch schuf diese Zeit nationalpolitischen Tiefstandes Männer wie Paul Gerhard, Leibniz, Sebastian Bach, Gellert und viele andere.
In Frankreich war seit dem ausgebenden Mittelalter, etwa seit der Schlacht

be: Bouvines (1214) ein starker geschlossener Staat unter Führung eines immer mächtiger werdenden Königtums in Entwicklung. Auch hier blieben die Versuche zu territorialfürstlicher Bildung nicht aus; auch hier die Not der konfessionellen Spaltung. Und doch konnte der Staatsgedanke viel früher zum Siege gelangen. Der nationale Einheitsstaat ermöglichte frühzeitig hingebenden Patriotismus. Vom Nationalstaate aus entwickelte sich hier die französische Kulturnation.
In Deutschland zwang die Geschichte uns den umgekehrten Weg auf. Er ist leidvoller aber um so reicher, komplizierter aber um so bildungsfähiger, verwirrender aber um so wirkungsvoller geworden! Seine Triebkräfte kennen und verstehen zu lernen, heißt auch zugleich die verschiedenen Betätigungsarten nationaler Gesinnung bei uns Deutschen heute verstehen und gerecht würdigen. Es braucht uns nicht seltsam oder betrüblich erscheinen, daß der Held und Abgott unseres Volkes, Friedrich der Große, kaum richtig deutsch schreiben konnte und die deutsche Literatur verachtete. Seine Verdienste für das Deutschtum sind darum doch unvergänglich. Warum? Weil er einen Staat schuf, der späteren Führern der Nation das Verständnis dafür weckte, daß nur in der Anlehnung an diesen die Entwicklung des deutschen Einheitsstaates möglich würde. Umgekehrt ist es begreiflich, wenn außerpreußische Deutsche zur Zeit des Siebenjährigen Krieges — wo Deutsche mit Hilfe Englands, Rußlands und Frankreichs einander bekämpften — keine warme Anteilnahme für den preußischen Staat, wohl aber gelegentlich ein bewunderndes Verständnis für das Genie seines Lenkers hatten. Tie Worte des jungen Goethe: „Wir waren fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an!" sind der klassische Ausdruck jener Stimmung.
Die mittelalterliche, universalistische, theokratische, dogmatisierende Weltansci'auung und die antik'mittelalterliche Vorstellung von der Weltherrschaft wurden abgelöst von einer zunächst noch ebenfalls allumfassenden Weltanschauung. An Stelle des augustinischen Sündenpessimismus, von Ienseitigkeit, religiöser Offenbarung und konventioneller Gebundenheit, traten allmählich Diesseitigkeit, freie Entfaltung des Individuums, das Erkennen natürlicher Kräfte und des Waltens einer natürlichen Vernunft. Die Fiktion des heiligen römischen Reiches deutscher Nation— eine Bezeichnung, die übrigens im ausgehenden Mittelalter auftauchte — verschwand fast vollständig. Der Absolutismus, eine Frucht der Souveränitätslehre, machte Frankreich in seinen neuen Weltherrschaftsbestrebungen zum natürlichen Gegner des altersschwachen Reiches. Allmählich verflachte der hauptsächlich von Westeuropa ausgehende Rationalismus zu ödem Militarismus. An seine Stelle trat nun der deutsche Idealismus. Aufklärung und Rationalismus waren auch dem deutschen Geiste nicht fremd geblieben; aber nun zum ersten Male in der Geistesgeschichte der germanischen und romanischen Völker wurde an Stelle einer die Gesamtheit des christlichen Abendlandes umfassenden Weltanschauung eine neue Anschauung gesetzt, die ihre Kräfte schöpfte aus den Eigenarten eines einzelnen Volkes. Religiöse Innerlichkeit, wissenschaftliche Gründlichkeit, herbe

und strenge Pflichterfüllung, weitherzige allumfassende Menschlichkeit: das sind die wesentlichen Merkmale des deutschen Idealismus, der sich an die Namen Schillers und Goethes, Kants und Herders knüpft. Diese Männer wurden die Lehrmeister der deutschen Nation, sie haben die deutsche Bildung zur höchsten Anerkennung in der Welt gebracht. Es ist deshalb auch ziemlich gleichgültig, daß Goethe kein Nationalbewußtsein im modernen Sinne besessen hat, daß Schiller, an dessen Werken sich die Vaterlandsliebe der heutigen Generation noch immer entzündet, zu seinen Dramen ausländische Stoffe gewählt hat, daß Herders Humanitätsideal aufging in kosmopolitischem Weltbürgertum.
Die deutsche Nation, das Volk der Dichter und Denker, war auf den Höhepunkt ihrer kulturellen Entwicklung gelangt zu Zeiten tiefster politischer Ohnmacht! Deutscher Geist und deutsches Wesen waren zum sogenannten Kulturdünger der europäischeu Bildung geworden und einer der Besten unter den Deutschen in einer späteren Generation, Barthold Georg Niebuhr, der Schöpfer unserer modernen Altertumswissenschaft, glaubte noch ernstlich, die Mission des deutschen Volkes ähnlich wie die der Griechen lediglich in der Ausgießung seines Geistes über die ganze Welt erblicken zu müssen. Daß es anders kommen konnte nnd kommen mußte, war neben den weltbewegenden Ereignissen der französischen Revolution und des napoleonischen Zeitalters nicht zum wenigsten das Ergebnis der stillwirkenden Arbeit jener träumenden Idealisten!
Der völlige politische und moralische Zusammenbruch des Staates Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, die Not der Fremdherrschaft in den meisten deutschen Provinzen weckte die Geister, brachte ihnen allmählich zum Bewußtsein, daß ohne starken Staat eine reife Nation auf die Dauer nicht zu leben vermag. Das 19. Iahrhundert, von der Schlacht bei Iena und Auerstedt bis M Kaiserproklamation in Versailles, steht unter dem Zeichen der Kämpfe nm den deutschen nationalen Einheitsstaat. Fremdes und Eigenes, überkommene Weltanschauung und neue Ideen und Ziele rangen hier in einem kaum entwirrbaren Durcheinander, um unserem Volke seinen eigenwertigen staatlichen Bau zu zimmern. Bekannt sind die Großtaten der deutschen Erhebung, die erzieherische Wirksamkeit Fichtes in seinen Reden an die deutsche Nation, Schleiermachers in seiner Verinnerlichung der Religion, Humboldts, Steins und Gneisenaus in ihrer Heranziehung des Volkes zur Mitarbeit am öffentlichen Leben. Das nationale Ziel und die nationale Idee waren gefunden; der Traum nach einem deutschen Einheitsstaate mußte sich erfüllen; Barbarossa mußte endlich von den Raben, die er vom Knffhäuseröerge entsandte, die frohe Kunde erhalten, daß er vom hundertjährigen Schlafe sich erheben dürfte, um wieder seinem Volke als Führer voranzugehen!
Die Romantik, die die letzten Reste des Rationalismus beseitigte, vertiefte den nationalpatriotischen Sinn, weckte die Liebe zur Vergangenheit ces Vater landes, das freilich nun mit dem sehnsuchtsvollen Auge des Kämpfers um die

nationale Einheit angesehen wurde. Ie tiefer und schärfer das Verständnis für
die Bedürfnisse der eigenen Nation wurde, um so fremder wurden sich im
19. Iahrhundert die Nationen und Staaten und betonten geflissentlich die Gegen-
sätze, während früher das Gemeinsame der christlich-abendländischen Kultur im
Vordergrunde stand. Früher gab es eine universale Weltanschauung, jetzt schuf
die neue ^ nationalstaatlich gerichtete — Zeit ein ähnliches, wenn auch schwaches
Ersatzstück dafür in den internationalen Gemeinsamkeiten, verschärft jedoch durch
nationale Empfindlichkeiten.
Es ist ungemein anregend zu verfolgen, wie die nationalstaatliche Entwick-
lung im 19. Iahrhundert in fortgesetztem bewußten oder unbewußten Kampfe
lag mit den überkommenen weltbürgerlichen Anschauungen. Erst den bedeutenden
Forschungen und Schriften Friedrich Meineckes verdanken wir hier Klarheit.
Nach Treitschke ist der Staat der politische Gesamtwille des Volkes. Die Ideen
von 1789, die Ereignisse von 1806 bis 1815 forderten gebieterisch eine freie Mit-
bestimmung des Volkes an den Arbeiten des Staates, wenn anders die reife
Frucht des deutschen Nationalbewußtseins nicht verderben sollte. Zwei große
Parteien erhoben sich nun, um jede von ihrer Weltanschauung aus — gleichgültig,
ob die Lösung vom preußischen oder großdeutschen Standpunkte aus gefordert
wurde — den deutschen nationalen Einheitsstaat zu schaffen. Ich meine den
älteren deutschen Liberalismus etwa eines Heinrich von Gagern und die konser-
vative Partei. Beide hatten weltbürgerliche Elemente in sich; bei den Liberalen
war es „der rationalistisch gefärbte Universalismus der Volkssouveränität, bei
den Konservativen der religiös gefärbte UniversaliSmus der politischen Romantik".
Es ist bekannt, daß Bismarck bis etwa 186S von einer deutschen Politik nichts
wissen wollte und nur konservativer Preuße war. Noch in den fünfziger Iahren
sprach er verächtlich „von dem räudigen Hermelin des deutschen Patriotismus".
Erst nach der Auseinandersetzung mit dem großen Rivalen Österreich wurde er
zum deutschen nationalen Staatsmann. Die Ruhmestaten deutscher Heere, die
zum ersten Male wieder vereint gegen den westlichen Feind ihr gemeinsames
Vaterland verteidigten, ermöglichten unserem großen Kanzler den Abschluß des
Werkes: Die deutsche Nation war zum deutschen Nationalstaate geworden.
Mit dem Eintreten des Deutschen Reiches in die Reihe der Weltmächte
mußte es schon seiner ungeschützten geographischen Lage wegen, um der Selbst-
erhaltung willen, Machtpolitik treiben. Das Nationalbewußtsein, das nun nicht
mehr erfüllt war von dem Sehnen nach der nationalen Einheit, bekam all-
mählich einen anderen Inhalt. Es wurde immer aggressiver, immer verständnis-
loser für die durch die Geschichte bedingten fremdartigen Beimischungen in
unserer nationalen Struktur. Es entwickelten sich allmählich, wie auch bei den
übrigen europäischen Staaten, Strömungen und Zustände, die in einem leicht
tadelnden Sinne Nationalismus oder Chauvinismus genannt werden. Bedingt
wurde diese einseitige Schärfe durch sehr reale Notwendigkeiten; denn ein neuer

Faktor trat im 19. Iahrhundert schwerwiegend in die Erscheinung. Die kapita»
listische Wirtschaftsverfassung, die infolge der neuen Erfindungen sich sehr viel,
intensiver entwickelte, schuf eine neue Gesellschaftsordnung. Ein neuer Stand,
rechtlos und in furchtbarem Elend, das Arbeiterproletariat war um die Mitte
des vorigen Iahrhunderts wie aus dem Boden gestampft, zuerst in England
emporgeschossen. Für die Rechte dieser Klasse kampften die Schöpfer des inter-
nationalen Sozialismus, zwei Deutsche: Karl Marr und Georg Engels.
Der religiöse Gegensatz wurde in den siebziger und achtziger Iahren verschärft
durch den sogenannten Kulturkampf zwischen Protestanten und Katholiken. Sein
Ergebnis war die Schaffung einer großen mächtigen Parlei: des Zentrums, dessen
Angehörige zwar deutsch empfanden, aber sich zunächst als eine internationale
Gemeinschaft der Gläubigen unter der Oberherrlichkeit des Papstes fühlten. Eine
große Schicht, zumal des gebildeten Bürgertums, die noch von 1848 bis 1870
erfüllt von leidenschaftlichem nationalem Betätigungsdrange war, wandte sich
nun in seinen nationalen Bedürfnissen gesättigt und abgestoßen von den neuen
politischen Kämpfen von der Öffentlichkeit ab und ging auf in der Befriedigung
ästhetisch-intellektueller Bedürfnisse, wozu die neue kulturell und materiell über-
sättigte Zeit mehr als genug Gelegenheit bot.
So kam es schließlich, daß unsere jüngste Vergangenheit angefüllt war von
einer Menge sich widerstreitender Probleme, Stimmungen und Gesinnungen.
Weltmachtpolitik, Nationalitätenhader, soziale, religiöse und kulturelle Gegen-
sätze! Scharfes Eintreten für nationale Größe, das sich auf einen kommenden
Weltkonflikt vorbereitete, auf der einen Seite; nicht minder heftiges Heraus-
arbeiten der internationalen Gemeinschaftlichkeit, das auf den Ausbau des Völker-
rechts, auf Abrüstung und Weltfrieden hinzielte, auf der anderen Seite; zwischen
beiden Lagern die große Masse der politisch indifferenten Ästheten und Genießer.
Man verstand sich nicht mehr in der deutschen Nation und wußte nicht, daß doch'
die nun so weit auseinander treibenden Stämme einer gemeinsamen Wurzel ent-
sprossen waren.
Da leuchtete durch die Bluttat von Serajewo der grelle Blitz in den dunkel
gewordenen Himmel. In den unvergeßlichen Augusttagen des Iahres 1914 lernte
uuser Volk wieder sich auf sich selbst besinnen, fand unser Kaiser das erlösende
Wort: Ich kenne kein,, Parteien, ich kenne nur noch Deutsche! Millionen von
Deutschen, die man vielfach für das Vaterland verloren glaubte, traten mit der»
selben Begeisterung für die Verteidigung des deutschen Vaterlandes ein wie alle
übrigen. Das deutsche Nationalbewußtsein hatte trotz aller Reibungen der ver-
gangenen Iahrzehnte sich glänzend bewährt. Hieß es früher für das Werden des
Einheitsstaates zu kämpfen, so galt es jetzt seinen Besitz zu verteidigen. Man
fühlte instinktiv, daß das Gemeinsame in deutscher Art, eben jenes Erbgut unserer
Vergangenheit, stärker ist als alles Trennende.

Aber noch etwas anderes zeitigten jene wunderbaren Augusttage. Blicken
n,ir auf unseren verbündeten Nachbarstaat Österreich'Ungarn. Der Nationali-
tärenhader war hier so stark entwickelt, daß ein jeder bei dem Auebruch eines
Krieges das Ende der habsburgischen Doppelmonarchie voraussagen zu müssen
glaubte. Statt dessrn geschah das Unglaubliche: Tschechen und Deutsche vers
brüderten sich in Prag und sangen gemeinsam das deutsche Trutzlied: Die Wacht
am Rhein! Die slawischen Völkerschaften Österreich-Ungarns: die Ruthenen,
Polen, Tschechen, Slowaken nnd Slowenen stellten sich begeistert zum Kampfe
gegen den großen Agitator des Panslawismus, gegen Rußland nnd dessen Schütz-
ling Serbien. Ein ähnliches erlebten wir bei unseren Gegnern. Unsere Hoffnung
a,if den Abfall Irlands von Großbritannien, die Losreißung Indiens, die Nicht-
teilnahme der englischen Dominien am Eristenzkampfe ihres Mutterlandes, die
Erhebung der Deutschamerikaner gegen die angelsächsische Rasse: sie alle trogen!
Ee schien, als ob das nationale Prinzip in der Geschichte ausgespielt hätte zu-
gunsten der Allmacht des Staatsgedankeno. Tatsächlich hat der Staat — ge-
zwungen durch die lange Daner des Krieges und die furchtbare Macht des Wirt-
schaftskrieges — hüben nnd drüben in einer Weise in die Rechte des Einzelnen
eingegriffen, wie es der kühnste Verfechter des Staatssozialismus sich nicht
geträumt hätte, so daß augenblicklich das Staatsinteresse als oberstes Gebot der
Ltunde sich einem jeden aufzwang. Da unser Staat im wesentlichen nationaler
Einheitsstaat ist, haben wir diese Verschiebung vom nationalen Prinzip zum rein
staatspolitischen weniger empfunden als etwa die Nationalitätenstaaten.
Iedoch die Länge des Krieges hat vielen die Fesseln des Staatszwanges als
unerträglich erscheinen lassen. Das Bewußtsein, daß der Mensch zunächst als
Mensch und nicht als Staatsbürger geboren ist, und daß die zertretene Menschheit
endlich auch wieder zu ihrem Rechte kommen müsse, ist ebenso wieder lebendig
geworden wie der alte Nationalitätenhader. Wohin das führen kann, hat der
Zusammenbruch des zaristischen Rußlands mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt.
Auch bei uns hadert der weltbürgerlich-pazifistische Gedanke des deutschen
Träumers mit dem starren Machtsinn des deutschen Nationalisten.
Die Geschichte ist, wie eingangs bemerkt wurde, nicht dazu da, um sich miß-
brauchen zu lassen wie die Statistik, aus der jeder Parteimann das ihm wün-
schenswerte Beweismaterial herausholen kann; aber die Geschichte ist ebenso-
wenig eine Anhäufung toten Materials, ein Museum oder gar nur eine Raritäten-
kammer. Sie muß stets iu lebendiger Wechselwirkung bleiben mit der frisch
pulsierenden Gegenwart. Und da dürfen wir sie jetzt in den entscheidungs-
schwersten Stunden unseres Daseins als Lehrmeisterin befragen, was uns nottut.
Wir haben keinen Grnnd, der inneren Kraft unseres Volkes zu mißtrauen.
An Stelle des Überschwanges der Begeisterung der Augnsttage ist die nüchterne
Erkenntnis von der Bedeutung unseres Eristenzkampfes getreten. Und da htt sick
in diesen langen Kriegsjahren unter Not und Entbehrnng das deutsche National'

bewußtsein, das, wie wir gesehen haben, so unendlich reich ist, erst recht bewährt, srwohl draußen bei denen, die zu sterben wissen, wie daheim bei denen, die in Stadt und Land an ihrem Platze zum Heile des Ganzen ihre Pflicht erfüllen.
Aber trotz dieses Vertrauens auf unsere innere Kraft, die uns unbesieglich macht, tut es not, daß wir wieder ein wenig mehr auf uns selbst besinnen lernen.
Wir müssen mehr Ehrfurcht vor der Meinung eines jeden Deutschen haben, uns bemühen, sie zu verstehen lernen; eine jede hat ihre Berechtigung, denn alle stammen aus der gemeinsamen Wurzel, dem unermeßlich reichen und fruchtbaren deutschen Geiste.
Lassen wir dem unendlichen Reichtum unseres deutschen Wesens wieder mebr Spielraum und Freiheit. Lassen wir alles Trennende fort nnd bemühen uns, das uns Einende wieder hervorzuheben wie in den Augusttagen von 1914, dann dürfen wir, ohne Gefahr zu laufen pharisäischen Hochmutes geziehen zu werden, das Dichterwort wagen:
Eine erschöpfende Bestimmung des Begriffes „Politik" ist nicht leicht zu finden, und wir brauchen uns auch an dieser Stelle nicht auf der Suche nach einer schönen theoretischen Definition abzumühen. Es genügt uns, zu wissen, daß unsere Regierung, insonderheit unsere Diplomaten, dazu bestellt sind und dafür aus Staatsmitteln besoldet werden, eine „gute" Politik zu machen, als deren Grundlage wie überall, wo sich gleichwertige nnd annähernd gleichstaike Kräfte im Leben gegenüberstehen, der Kompromiß anzusprechen ist, ganz besondere heute, da wir im Zeichen des Weltverkehrs, der Weltwirtschaft stehen, da jeder Staat bestrebt ist, dem andern im Wettbewerb den Rang abzulaufen. Es ist darum die Aufgabe der berufenen Vertreter des Reiches, dem eigenen Lande, dem eigenen Volke eine größtmögliche gesicherte Wohlhabenheit, allen Klassen der Bevölkerung eine erträgliche Lebensführung zu verschaffen und zu erhalten. Wir wissen heute, daß dieses Ziel nur erreicht werden kann, wenn es gelingt, uns den Platz an der Sonne, den uns gebührenden Anteil am Weltmarkt wiederzuerobern und für immer zu sichern. Um diesen Preis geht es auch in diesem Kriege, und jeder Zweifel darüber ist seit der neulichen Rede des englischen Staatsmannes
„Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen."

W. Stein.
Virtschast und

Balfour endgültig behoben, der mit erfreulicher Offenheit erklärte, dieser Krieg sei kein Zufall und keine unglückliche Episode, er sei unvermeidlich gewesen, sofern man nicht dulden wollte, daß Deutschland durch seinen wirtschaftlichen Aufschwung alle Früchte eines Sieges ohne Kampf pflücken konnte. Solches Zeugnis aus englischem Munde ist uns ein Gewinn, denn nun werden auch dem Blödesten bei uns die Augen aufgehen, daß es sich in diesem Kriege nicht um die Befreiung der kleinen Völker handelt, daß nicht wir diesen Krieg wollten, sondern daß im Gegenteil das Deutsche Reich einzig und allein bestrebt war, im friedlichen Wettbewerb die Früchte seines Fleißes und der Tüchtigkeit seines Handels und seiner Industrie zu genießen. Ieder, der nicht gewohnheitsmäßig mit Schlagworten um sich wirft, muß auch merken, daß es nicht damit getan ist, „moralische Eroberungen" zu machen und sich durch „Anpassen", will sagen Kriecherei und Liebedienerei, im Auslande beliebt zu machen, sondern daß der nüchterne, geschäftliche, schaffende Egoismus im Verkehr der Staaten untereinander unerbittlich sein Recht fordert. Wie der einzelne Kaufmann, der für sich und andere Werte schaffen will, selbstsüchtig sein muß, so bedarf in noch höherem Maße der Staat des Egoismus als Nährboden, will er nicht verdorren und verkümmern.
Deutschland ist zu früh in die Weltwirtschaft eingetreten und hat zu sprunghaft Raum gewonnen, als daß die furchtbare blutige Auseinandersetzung mit den Mitbewerbern nm den Weltmarkt hätte ausbleiben können. Im geschäftlichen Leben, im Kleinen, ist fast täglich zu beobachten, daß einer erstarkenden Konkurrenz gegenüber, die, solange sie klein und ungefährlich schien, unbeachtet blieb, wütende Kämpfe einsetzen, die je nach der wirtschaftlichen Stärke der Gegner mit einem Vergleich, nicht selten sogar mit einem Zusammengehen oder mit dem Ruin des Schwächeren enden. Ie länger aber der Krieg dauert, desto deutlicher wird es, daß hier nur ein ungeheurer wirtschaftlicher Konkurrenzkampf zwischen den einzelnen Volkswirtschaften ausgefochten wird, bei dem es um den Anteil der einzelnen Völker an der Weltwirtschaft geht. Planmäßig oder instinktiv streben alle dem gleichen Ziele zu, dem England, die treibende Kraft auf seiten 5er Entente, vorbildlich nahegerückt ist. Zwei Ziele verfolgt Großbritannien: die völlige Beherrschung des Weltverkehrs, die ihm nicht nur durch die riesigen Schiffsverluste, sondern fast noch mehr durch die gleichartigen Bestrebungen Amerikas und Iapans zu entgleiten droht, und seine Sicherung durch Erlangung weiterer Stützpunkte an der Weltverkehrsstraße, am Kanal, im Mittelmeer, an d/n Dardanellen. Amerika sucht die Monroedoktrin in der neuen Fassung „Amerika den Nordamerikaneru" zu verwirklichen, indem es den deutschen Ein» fluß aus Südamerika und aus Ostasien, seinem vornehmsten Interessengebiet, verdrängt. Hier steht es in hartem Wettbewerb mit dem Lande der aufgehenden Sonne, und mit fast mathematischer Sicherheit ist der Zeitpunkt zu berechnen, an dem Weiß und Gelb die Klingen kreuzen werden. Was das zertrümmerte Zarenreich wollte, wissen wir: im Norden gedachte es näher an die Ostsee, an

den Weltverkehr zu rücken, und dem gleichen Ziel galt es im Süden, der freien Ausfahrt aus dem Schwarzen Meer. Frankreich aber, das zwar dem Namen nach um die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens kämpft, hofft nicht nur im Stillen, falls ihm das Kriegsglück hold ist, unsere rheinisch'westfälischen Industriegebiete sich einverleiben zu können. Und sehen wir uns die geheimen und offen ausgesprochenen Wünsche aller anderen Staaten an, die freiwillig oder auf Veranlassung Englands in diesen Krieg zogen, wie sie auch heißen mögen, sie alle wollen ihren Anteil an der Weltwirtschaft, sie wollen ihren Umsatz vergrößern, um höheren Gewinn aus Einfuhr und Ausfuhr zu erzielen, sie wollen an den Weltverkehr unmittelbar angeschlossen werden, um billige Frachten und bequeme, sichere Verbindungen zu haben, ans daß ihnen kein Konkurrent die Kreise stören kann. Das alles ist ja auch so klar und verständlich für jeden, der sich vor Augen hält, daß das ganze zwischenstaatliche Leben der Völker nur Geschäft ist, an dem verdient werden will, und der erzielte Gewinn aus der Tätigkeit des internationalen Güteraustausches kommt der gesamten Binnenwirtschaft, fast möchte man sagen, jedem einzelnen Staatsbürger, unmittelbar zugute. Diese Erkenntnis aber führt dazu, daß man der Kunst der Politik jetzt höhere Aufmerksamkeit entgegenbringt, daß weite Kreise, die früher als „unberufen" angesprochen wurden, sich beschäftigen mit der Erörterung der Frage, wie eine gute Politik gemacht wird, und daß in dem geheimnisvollen Buch jetzt Männer der Praris lesen und sehr zum Leidwesen der zünftigen Diplomaten der alten Schule finden, daß die Schrift durchaus leserlich und verständlich ist. Zugleich aber stellen diese modernen Interpreten des Buches der Politik fest, daß es, um die Wissenschaft auszuüben, nicht ausreicht, ein undurchdringliches Gesicht aufzusetzen und nur vornehm und müde auszusehen, im übrigen aber alles dem lieben Herrgott zu überlassen, der nach seinem nnerforschlichen Ratschluß die Geschicke der Völker lenkt. Die Politik ist das Schicksal, sagte der erste Napoleon auf jener denkwürdigen Zusammenkunft mit Goethe in Erfurt, nur daß an die Stelle der Kabinettspolitik und Rnhmpolitik, die mehr oder weniger dem Ehrgeiz und dem Machthunger einzelner fröhnte, die Wirtschaftspolitik getreten ist, die um so mehr eine geistige Neuorientierung unserer Diplomatie erfordert, wie dies in der sorgsam ausgearbeiteten und vorzüglich begründeten Denkschrift der Hamburger Großkaufleute, kluger, welterfahrener Männer, die eine Änderung der Methoden und Prinzipien unseres auswärtigen diplomatischen Dienstes fordern, treffend ausgeführt ist.

Es ist zu wünschen, daß das, was hier vorgeschlagen wird, auch zur Ausführung kommt. Der Boden, auf dem unsere künftigen Diplomaten im Auslande zu arbeiten haben, ist wohl vorbereitet. Deutschland tritt mit einem ungeabnten Mehr an Ansehen am Ende dieses Krieges in die Reihe der Völker zurück, daS den Reichsverrretern im Auslande die Erfüllung ihrer Aufgaben gewaltig er» leichtern muß, wobei wir Fürsten- und Grafentitel unschwer missen können.

Weltwirtschaft und Politik

W. Stein

Lichnvwsky und Lurburg sind jedenfalls nicht schuld daran, wenn sich der Deutsche vor dem Kriege draußen eines gewissen Ansehens erfreute, wenn unser Ausfuhrhandel den englischen beinahe erreicht hatte. Der deutsche Kaufmann hat es gemacht, seine Zähigkeit, seine Rührigkeit und die gute Beschaffenheit der Waren „rnadft iu <Z«rro«nv". So durfen wir getrost behaupten, daß wir trotz unserer Diplomaten etwas gelten in der Welt. Wieviel weiter aber könnten wir sein, wenn unsere Staatskunst der englischen auch nur annähernd gleichwertig gewesen wäre! Es ist doch geradezu erstaunlich, was Großbritannien in dieser Beziehung geleistet hat. Bei der Aufteilung der Welt hat England die besten und größten Stücke zu bekommen gemußt, außerdem hält es fast den gesamten Weltverkehr, gesichert durch zahlreiche Schlüsselpunkte, fest in der Hand nnd hat es auch noch verstanden, zum Schutze dieses Besitzstandes gegen lästigen deutschen Wettbewerb die größte Koalition zusammenzubringen, welche die Welt jemals gesehen. Das Geheimnis solcher Erfolge liegt nicht in dem Streben, sich durch Männchenmachen und viele überflüssige Verbeugungen Freunde zu werben, sondern in einem selbstsicheren, zielbewußten Auftreten, das geleitet sein muß durch die Erkenntnis, daß es sich um den Anteil Deutschlands am Weltmarkt handelt, daß es darauf ankommt, der deutschen Volkswirtschaft Absatzmöglichkeiten und Absatzgebiete zu sichern. ?eicht ist der Wirtschaftskampf draußen nicht, denn der Wiederaufbau unseres durch den vierjährigen Krieg so gut wie vernichteten Außenhandels wird nicht schnell und ungestört vonstatten gehen. Um so rnehr ist zu wünschen, daß bei der Bearbeitung der Hamburger Vorschläge deren geistige Urheber mitheranaezogen werden nnd diese nicht ausschließlich den Herren des Auswärtigen Amtes überlassen bleibt. Kühlmann hatte sich auch schon mit den Vätern der Denkschrift persönlich ins Benehmen gesetzt; sein Nachfolger wird, so hoffen wir, in diesem Punkte seinen Spuren folgen. Es gibt für uns nur eine Möglichkeit, in absehbarer Zeit unsere Schulden zu bezahlen und wieder zu Wohlstand zu kommen, nämlich unseren Außenhandel so schnell wie möglich und restlos ans die alte Höhe zu bringen. Auf dieses Ziel, auf unseren Anteil an der Weltwirtschaft, muß unsere künftige Politik ausschließlich gerichtet sein. Hat die alte Schule versagt, so wird der neuen Erkenntnis, der besseren Politik, besserer Erfolg beschieden sein.

Rudolf Klein Diepold:
Orient und Okzident.
Ein Vergleich.

Das Volkerringen, das der große Krieg über uns gebracht hat und in dem es sich nicht nur um die wirtschaftliche Vormachtstellung eines Volkes über das andere, sondern um die geistige Führung in Europa handelt, hat neben den mannigfachsten Überraschungen, die zu moralischen und politischen Umwertungen zwangen, als nicht geringste unsere Annäherung an den Orient gebracht. Über die eminente politische Bedeutung dieses Vorgangs ist keiner im Unklaren — da aber Ästhetiker der jüngsten Richtung, von deren Thesen uns gerade die neu-erwachten Einsichten abführen sollten, teilweise schon Hoffnungen ihrer Art daran knüpfen, so sei das Thema hier in vergleichender Weise erläutert.

Es ist richtig, daß der Orient die germanische Kunst schon einigemal be-fruchtet hat; doch wenn man an Venedigs Blütezeit denkt oder an Rembrandrs Vorliebe für orientalischen Prunk (des Rokokos Chinesereien wären schon als „Gegenbeispiel" anzuführen) und von diesen an die Übernahme fremder Er-scheinungswerte unserer Modernen, so erkennen wir bald, in welcher Form eine derartige Befruchtung allein vor sich gehen darf, wie ferner, daß es sich damals, was entscheidend ist, um die Bestandteile der weniger rassefremden orientalischen Kulturen handelte; also nicht um den äußersten Osten oder gar die Negerplastik, auf die unsere Iüngsten gern zurückgreifen. Daraus erhellt, daß man sich über den Grundunterschied von Naturanschauung und Seelenleben solch antipodischer Kulturen klar sein muß, um die Grenze zu erkennen, deren Überschreiten die landesheimische durch die eingeführte fälschen würde. Halten wir uns an die in unserer Zeit berühmteste Kunst des fernen Ostens, an die Iapans, so ergibt sich, von unserer Überlieferung aus, nur zu bald ein fundamentaler Unterschied, und zwar dieser: das Verhältnis des Iapaners zur Natur ist so anders geartet, daß er das Geistige auszuschalten scheint. Die Folge davon: er verornamentiert die ganze Natur; mit souveräner Willkür und Meisterschaft zwar, entseelt sie dadurch für uns aber im einzelnen und großen. Ein Beispiel: „Meereswellen und Chrysanthemum-Blüten". — Schon daß diese Künstler so entgegengesetzte Dinge zusammenbringen, geht wider unsere Natur. Es beweist ein dem unsrigen gänzlich verschiedenes Verhältnis zur Landschaft. Da sehen wir z. B. eine landschaftliche Darstellung mit Bambusstä^mmen. Die Struktur als Gewächs ist diesen Pflanzen genommen; sie sind nach oben zu gekappt, und daneben schweben, einem Pfeil-spitzen Gefieder gleich, einzelne Blätter in der Luft, d. h. auf einem Goldgrund; also gewissermaßen eine aphoristische Paraphrase Uber den Gegenstand. Dann die sie belebenden Tiere — Kraniche. Als Ganzes ist der Vogel in seiner Be-wegungslinie vorzüglich erfaßt, die Vogelgruppe in der Zusammenstellung meister-

Haft; doch das einzelne Organ bleibt leer, entseelt, eine notwendige Folge jener oben gekennzeichneten Naturanschauung. Man nehme einen von ihnen zur Darstellung so beliebten Reiherkopf: mit wieviel Liebe würde ein germanischer Meister der großen Zeit ihn behandelt haben, in seinen Augen die Welt spiegeln, in der Linie des Schnabels das Zittern der atmenden Kreatur. Bei einem Japaner ist dieser Kopf aus der Nähe betrachtet (im Farbenholzschnitt gibt es leichte Ausnahmen) vollständig tot; sein Bau nach der individuellen Seite interessierte den Künstler nicht, und so ward er, trotz aller Durchführung, der Struktur nicht gerecht; der Künstler respektierte die Naturschöpfung in ihm zu wenig, ihn nicht als Schöpfungswunder. Man halte daneben einen Vogel- oder Hasenkopf von Dürer: Der Unterschied zweier Welten, zweier Rassen, die niedere und höhere Stufe in der Entwicklung der Menschheit tut sich auf. Beim Japaner spürt man im einzelnen Organ nicht mehr den Schöpfergeist der Natur, die Willkür des Künstlers blies ihn heraus. Die Natur ist ihm einzig Mittel zum Zweck, mit dem er frei schaltet; um so erstaunlicher ist die Wirkung in diesem Sinne. Wie die Beseelung im einzelnen, ist der ostasiatischen Kunst aus ihren Grundbedingungen heraus auch wahre Monumentalität unerreichbar, da diese ohne geistige Transzendenz gar nicht zu denken ist, das religiöse und philosophische Denken der Chinesen und Iapaner sich aber in einem Realismus erschöpft. Es würde zu weil führen, auch nur hinzuweisen, daß wahre Monumentalität den in ihrem Lenken nnd Empfinden doch transzendent veranlagten, nicht mongolischen Asiaten, den Indern selbst, in ihren Kunstwerken versagt blieb, weil dieses Denken im einzelnen Individuum noch nicht entsprechend zu Bewußtsein gelangte und zum Ausdruck kam. Diese blieb trotz der Höhe des Griechentums, das sich in der Kunst doch mehr mit der schönen Körperlichkeit des Individuums ausein» andersetzte, den germanisch-christlichen Völkern vorbehalten.

Bezeichnend ist, daß die ganze ostasiatische Kunst, vornehmlich aber die japanische, innerhalb jenes Konturenstils sich bewegt — und ihn dann nach jeder Richtung prinzipiell bis zur letzten Meisterschaft ausarbeitete, die in ihm enthaltenen ästhetischen Möglichkeiten zum Gesetz erhob, zur Formel ausschrieb —, de:, wir als Ausdrucksmittel in den frühesten Kunstäußerungen, den prähistorischen, den paläolithischen, schon mit erstaunlichem Geschick angewendet finden, der aber in der europäischen, zumal der germanischen Kunst kaum die romanische Epoche überdauert: mit der Entwicklung eines höher gearteten Menschentums schlug die Kunst aus der gewandelten Naturanschauung nnd -wertung, die ein Gestalten nach der Tiefe, ein Ausformen der Körperlichkeit aus dem Gehäuse der Seele und des Geistes (ein Ziel, das die griechische Plastik in ihrer Art schon gelöst hatte) notwendig machte, gänzlich neue Wege ein, die im Süden vo» Giotto bis Tizian, bei uns von van Enck bis Rembrandt führen. An einer solchen Entwicklung hat die Kunst und Kultur des OsteUs keinen Anteil, weil die Menschheit des Ostens diese Bahn geistig nicht durchmaß; sie bleibt auf einer

primitiveren Stufe und hebt diese intellektuell in die Form jener letzten Raffinements, die die jahrhundertelange Pflege und Variation innerhalb ihres Zirkels ermöglichte. Man könnte diese Kunst ihrer Naturanschauung, kulturideellen Beschränktheit und ästhetischen Starrheit nach daraus als entstanden begreifen und ihr Wesen darauf zurückführen, daß der Mensch in ihr nicht als Ebenbild des Welteuschöpfers im Mittelpunkt des Daseins steht. Die Gottheit kommt nicht in ihm, selbst wo er in Beziehung zu ihr gedacht wird, jedenfalls der Außerordentlichkeit des Motive uach nicht, zum Ausdruck; ja es waltet in den ernstesten Situationen nicht selten ein Zng von Karikatur, dem wir schon in den frühesten Götzenbildern aller Heiden begegnen, er mag einem Gefühl des Schreckens entstammen — schon ein inferiores Verhältnis von Individuum zu Gott —, das sich spater, mit zunehmender Beherrschung der Lage, in ein solches der Komik auflöste. So würde vom Standpunkt der Psychophrsik aus, nicht dem der ästhetischen Optik, eine Analnsc der raffiniertesten Kunstwerke dieser Völker ähnliche Bestandteile ergeben wie eine solche des Witzes. Es würde sehr weit führen, diese Gefühls- und Ideenkomplere nach allen Seiten zu durchleuchten, um ihre ästhetischen Resultate auf ihre Ursachen zu beziehen. Ein Anfangs- und Schlnßeindrnck aber ist dieser: in den vollendetsten Werken dieser Kunst spielt der Mensch mit den Wundern der Natur wie mit glitzerndem Bison. Man halte zur Kontrastierung des menschlichen, geistigen und somit auch in seiner Wirkung rein künstlerischen Wertnnterschiedes neben die vorzüglichsten Arbeiten Chinas und Iapans van Ercks Madonnen, Rembrandts „Auferwecknng" oder „Verkündigung", Grünewalds „Kreuzigung", und die nngehenre Klnst wird jedem klar.

Die in ihrer Art einzig dastehende Vollendung und Eigenart der japanischen Zierkunsi und ihres Holzschnittes aber ist gewissermaßen ein negatives Verdienst, denn die Folge wird allein möglich ans jenem Mangel an ethischem Gehalt, auf den ich vorhin wies, so daß wir dessen Hauches fühlbarere Spur mehr noch in den mittelalterlich-germanischen Gewerbrkünsien heraus empfinden als in den sakralen des östlichen Asiens.

Tic Natur erscheint in der Knnst Iapans als das vollendete Fabrikat, und man vergegenwärtigt sich unwillkürlich bei ihrem Anblick den Menschentypus mit seiner affenähnlichen Gesichtsstruktnr, der sie zeugte: die Kunst eines Volkes ist der Spiegel ihres Schöpfers. Man halte neben den ostasiatijchen Künstler die Büsten von Goethe und Sophokles. Zur Durchführung dieser Anschauung müßte mau tief in die Entwicklungsgeschichte der Künste und der Ethik vom Osten zum Westrn hin eindringen und in eine vergleichende Formenlehre; eine Begeisterung für dieses Niveau jedoch als für ein für nns vorbildliches gleicht jener atavisti' sei en für den Buddhismus, nachdem das Christentum zwischen Altertum und Neuzeit für immer einen Strich gezogen. Ich wies schon auf eine ethisch-ästhetisei'e Verwandtschaft zwischen Rokoko und der Kunst Ostasiens und möchte hier noch erwähnen, daß mit dem französischen Rokoko die europäischen Chinesereien ibren

Anfang nahmen, wie der Schwarm für die neuentdeckte Kunst Iapans in den siebziger Iahren gleichfalls von Paris ausging. — Die deutsche Kunst hat aber geistig und daher auch ästhetisch andere Voraussetzungen als die französische. So konnten die Franzosen sich auch diesem Teil des Orients verwandter fühlen als wir und gerade aus ihrem Rokoko heraus. Für die französische Kunst war das Rokoko zudem die Glanzzeit, für die germanisch-deutsche nicht. Das ist bezeichnend und wirft auch aufhellendes Licht auf den Wert der französischen Kunst im 19. Jahrhundert. Die Entwicklung der Kunstepvchen eines jeden Volkes, sagen wir einer Rasse, kommt vielleicht an den Punkt eines Rokoko: welche Etappen aber liegen in den germanischen Landen zwischen Gotik und Rokoko, welche Wandlungs- und Ausdrucksmöglichkeiten, die wir im fernen Osten vergeblich suchen. Das kleine Europa war ausgiebiger als dav unermeßliche Asien; niemals ist auf einem kleinem Fleck Erde solch ein Reichtum kulturellen Wachsens gesehen worden wie in diesen Ländern: Hellas, Rom, Florenz und vor allem die Niederlande. Und daneben halte man die geistige Monotonie, wie sie sich in der Kunst des gleichen Zeitraumes im östlichen Asien abspielt. So ist es einleuchtend, daß es sich um eine Irrlehre handelt, wenn neuere Ästhetiker meinen, erst an den Formenansohauungen dieser oder noch primitiverer Völker könnten wir zu einer reinen Kunst gelangen. Troß der zweifellosen seelischen und formalen Unterschiede der Epochen geht für unseren Geschmack ein einziger Zug von Künstlichkeit durch dieses Naturempfinden nnd Formgestalten, so daß man es, von unserem Standpunkte ans, durchweg ein Rokoko nennen könnte. Man sage nicht, wir verstünden schlecht in der Seele dieser Menschen zu lesen, und daß es dem Iapaner als nnvornehm galt, Gefühlsausdruck iu der Kunst durchblicken zu lassen: den Unterschied geistiger Tiefe offenbart uns ein Vogelauge, eine Blutenknospe, und der törichte Satz: „Der Iapaner malt eine Blüte und gibt den ganzen Frühling, wir glauben den Frühling zu malen, und es ist nicht eine Blüte", ist zu Unrecht nachgesprochen worden, denn unser Romantiker Philipp Otto Runge läßt aus dem Kelch einer einzigen Lilie den heiligen Geist hervorleuchten wie Raffael aus einem Madonnenauge.

Wenn aber heute, da in das neue Kulturwerden Deutschlands Weltideen befruchtend eingreifen sollen nnd unter anderem auch wieder Anregungen des Orients, so dürfen diese sich schwerlich in der bisber von Ästheten protegierten Art am Vorbild der Knnst des äußersten Ostens vollziehen, auf deren dem unseren grundverschiedenes Wesen wir im obigen ein Licht werfen, oder gar an dem der Azteken oder Neger; es könnte sich hier mehr nur, wie in den früheren großen Iahrhunderten unserer Kulturblüte, um den von lebensreichen Seefahrern heimgebrachten Abglanz der Märchenwelt des vorderen Orients handeln, zu der gerade der Deutsche sich, noch über seinen Schwarm für Italien und die Antike hinaus, hingezogen fühlte aus seiner kalten Nebelheimat, wie einst Goethe am Abend seines Lebens, als in das Land einer heiteren durchsonnten Sinnlichkeit

und Lebensfülle, die eine Weisheit reift, in der das Alter die Iugend grüßt als seine eigene Fortsetzung und Beglückung. Darin aber liegt, daß es sich hier um nichts weniger als um einen systematischen, erlernbaren Formensport handeln kknn, vielmehr im Resultat um jene seltenen, nicht zu erzwingenden, den Aus» erwählten am Abend ihres Lebens reifenden Erkenntnisse, die am Baume der Menschheit aufgingen.

Ludwig Kapeller:

Die erste Flugpostlinie der Mittelmachte.

Flugpost! — Ein Gedanke, der seit anderthalb Iahrzehnten die Gemüter bewegt. Vor knapp vier Iahren war der Erdball bereits von einem Netz von Flugpostlinien umflechten. Die Verwirklichung weltumspannender Pläne zer- schlug der Krieg. Luftrechtskonferenzen brach er jäh ab und wies dem Flugzeug, seinen Erbauern und Führern ihren Platz vorn in den ersten Reihen der Kämpfen» den. Und dort vollendete sich in schärfsten Anforderungen des Frontdienstes die Flugmaschine in vier Iahren des Krieges, wie kaum in zehn Friedensjahren.

Aber das Hinterland schien seine Hoffnungen und Wünsche zurückstellen zu müssen auf die kommende Friedenszeit. Und mit dem ersten Frieden dieses Weltkrieges entstand die erste Flugpostlinie der Mittelmächte: seit dem 31. März d. I., wenige Wochen nach dem Friedensschluß von Brest-Litowsk, steigt jeden Morgen in Wien ein Flugzeug auf, und im Laufe des Nachmittags werden die Flugpostsäcke in Kiew ausgeladen. Statt 48 Stunden Schnellzug — zehn Stunden Flugpost!

, H S ^

Bis Mitternacht muß der letzte Flugposthrief auf dem Wiener Hauptpostamt aufgeliefert sein. Er trägt neben der gewöhnlichen 15 Heller-Marke besondere Flugpostmarken. Die Fluggebühr beträgt bis Krakau 1,50 K., bis Lemberg 3 K.; dazu kommt noch eine Vermittelungsgebühr von je einer Krone. Die alte lila- farbene Zweikronen-Marke wurde mit dem Überdrucke „1,50 K. 1,50" versehen, die Dreikronen'Marke mit „2,50 K. 2,50" überdruckt; der Buchstabe X verdeckt die alte Wertzahl. Die Vierkronen-Marke wurde — wie auch die beiden andern — außerdem mit dem Aufdruck „Flugpost" gekennzeichnet. Am Schalter werden die Marken mit dem gewöhnlichen Poststempel Wien I entwertet; eine Registrier« nummer in die linke, untere Ecke der Aufschriftseite, und die Briefe wandern in den Sortierraum. Noch ein Stempel, Sammlern der begehrenswerteste: „Flug- post Wien I" mit dem genauen Datum der Aufgabe. Eine halbe Stunde später sind drei Postsäcke bereit: einer nach Krakau, ein andrer nach Lemberg, der dritte

— nur amtliche Dienststücke enthaltend — nach Kiew bestimmt. Und um halb-
vier Uhr morgens fährt das „Luftpostauto" vor, die Postsäcke nach Aspern auf den
Flugplatz zu bringen.

s s s

Vor den lang sich streckenden Schuppen und Baracken des Flugfeldes,
draußen, jenseits der Donau, vor den riesigen Ballonmützen der Flugzeughallen
wimmelt es von halbverschlafenen Gesichtern. Rings der Horizont schwimmt
»och in braunem Dunst und von der Straße her glanzen noch die Laternen durch
die Dämmerung des langsam erwachenden Morgens. Auf der weiten Wiese steht
schon der schmucke Doppeldecker. Offiziere des k. u. k. Luftfahrtruppen-Kom-
mandvs überwachen die letzten Vorbereitungen zum Start; der Meteorologe des
Flugfeldes, der „Laubfrosch", berät mit dem Piloten die Wetterlage. Mittels
kleiner Papierballons ist die Windstärke in den verschiedenen Höhen festgestellt
worden; nach dem meteorologischen Bericht wird die günstigste Flughöhe bestimmt.
Der Pilot versinkt in einem umfänglichen Aufputz von Pelz und Leder, dann be-
steigt er seinen Führersitz. Da rasselt auch schon das Flugpostauto heran, die
Prstsäcke werden im Rumpf des Flugzeuges verstaut, die Übernahme von dem
Beobachtungsoffizier bestätigt. Eine letzte Motorprobe, das Aufbrllllen der
Maschine, eine Wolke von Staub, Sand und Grashalmen; der Vogel rast über
das Feld, erhebt sich, in scharfen Kurven steigend, gegen den langsam sich klären-
den Dunst des Morgenhimmels.

s s s

Fast genau östlich geht die Fahrt, die March entlang, bis Ungarisch'
Hradisch; von hier ist die zweigleisige Nordbahn Wien-Lemberg unverkennbarer
Wegweiser. Aber wenn die Maschine sich hart gegen den steifen Ost preßt, wenn
Wolken und Nebel sich zwischen sie und die Erde legen, kann es dem geübtesten
Beobachter geschehen, daß er die Richtung verliert. Denn in feuchten Nebel-
schwaden versagt auch der Kompaß seine Dienste. Bis auf 30 Meter mußten die
Flugzeuge zuweilen niedergehen, in gefährlich geringer Höhe mußten sie bleiben,
um den Schienenstrang nicht aus den Augen zu verlieren. An stürmisch-böigen
Tagen geht es wieder hoch über das Wolkenmeer, durch dessen Lücken und Löcher
der Beobachter mit raschem Blick ein Dorf, eine Straße, einen Richtpunkt er-
kennen muß. Denn aus dreitausend Metern Höhe gesehen ist die Erde nur noch
eine zu braun-grauer Fläche erstarrte Landkarte, und langer Übung bedarf es,
schnell und sicher auf dieser natürlichen Karte den Weg zu finden.

Zwei Stunden lang saust der Vogel über die mährisch-österreichische Ebene
hin, bis im Südosten die Bergspitzen der Karpathen, der Hohen Tatra herüber-
glanzen. Durch die dichte Nebeldecke ragen die vereisten Häupter empor, hell auf-
leuchtend im glitzernden Sonnenlicht. Südlich von Iablunka werden die letzten

Ausläufer der Karpathen, die Beskiden, überflogen; bis weit hinten an den Horizont dehnt sich die grüne Fläche Galiziens, und bald kommt ein Meer steinerner Würfel in Sicht: Krakau.

S s H

Neben einem startbereite/i Flugzeug geht der Vogel nieder; wieder ein „Luft» posiautv", das mit den für Krakau bestimmten Postsäcken der Stadt zu enteilt. Die übrige Flugpost wird in das neue Flugzeug umgeladen, von der frischen Bemannung übernommen. Und kaum eine Viertelstunde später sind die Flugposrbriefe auf dem Wege nach Lemberg. Eine halbe Flugstunde östlich von Krakau beginnt historischer Boden, in jahrelangen schweren Kämpfen von dem Blute Hunderttausender getränkt. Tarnow, die galizische Soldatenstadt, Iaroslau, dann, rings von Hügeln umgeben, die Festung Przemysl, Ziel und Ausgangspunkt der ersten Fliegerpost dieses Weltkrieges. Damals waren die Flugzeuge von den Schrappnellwölkchen russischer Belagerungsgeschütze umtanzt, heute werfen harmlose Böen den Apparat ein wenig unsanft auf und ab; in jenem Frühjahr 1915 trug — vielleicht ,— derselbe Vogel militärische Befehle in die feuer- und eisenummauerte Stadt, letzte Grüße tapferer Verteidiger hinaus in ein fernes Bauernhäuschen der Alpen, heute ziehen die Mittler friedlichen Handels über die Trümmer der alten San'Brücke, ostwärts, Lemberg zu, dessen hunderrgleisiger Bahnbof schon von weit her scharf sich kennzeichnet; die Stadt ist überfüllt von zurück» flutenden Gefangenen, Soldaten, Kaufleuten, die in der Hauptstadt des schier unerschöpflichen Galizien nach neuen Quellen suchen, alte Bande geschäftliehen Verkehrs wieder anknüpfen. Dicht am Bahnhof, auf dem weiten Felde bei Lewandowka dehnt sich, von Werkstätten, Hallen und Baracken umgeben, der Landungsplatz, von dem noch vor einem Iahr die Vögel aufstiegen zu Kampf und Aufklärung.

Östlich von Lemberg ist das Wetter gewöhnlich ruhiger. In der Nachmittagssonne leuchtet weiß das schnurgerade Band der Straße von Lemberg nach Tarnopol. Wo die Straße plötzlich endet, stehen die schwarz'gelben Grenzpfähle. Und hinter ihnen gähnt die russische Ebene. Vor, um und hinter Tarnopol ein weitverzweigtes Netz ausgestorbener Schützengräben; ein Dorf, mitten in dem Gewirr der Gräben und Trichter; viele neu-glänzende Dächer, dazwischen gräßliehkahle Flecken: da stand vor dem Kriege ein Haus . . . Ietzt hat der Pflug sckwn breite Bänder über die scharfen Risse gezogen. In die nachmittägliche Friedliehkeit der polnischen Ebene starren diese verlassenen Gräben wie etwas unendlich Fremdes, Iahrtausende Fernes, wie die sinnlose Spielerei eines vorgeschichtliehen Zyklopen . . .

s s s

In Proskurow, der ersten größeren russischen Stadt jenseits der Grenze, eine kurze Zwischenlandung: das Flugzeug nimmt frischen Betriebsstoff auf; nach kurzem Aufenthalt geht's weiter, dem letzten Ziel zu. Über die riesigen Seen der ukrainischen Ebene geht der Flug; am Horizont leuchten stumpf immer neue, langgestreckte Wasserlachen wie ein fernes Meer. Immer neue Seen und Sümpfe, von den Windungen des Bug und des Slutsch gebildet, und dazwischen, regellos verstreut, die eigenartigen ukrainischen Dörfer. Seltsam sind sie, weit angelegt, rechteckig meist, ohne Kirchturm, ohne Marktplatz; langweilig sind sie in ihrer Gleichheit wie mathematische Zeichnungen. Kahl sehen sie aus, kalt, als fehle ihnen die Seele. Die Unermeßlichkeit der russischen Steppe scheint sie ansein» anderzuzerren, breit ausladend, in die hemmungslose Fläche . . .

s s s

Kiew. Schon von weit her blinken die goldenen Kuppeln seiner Kirchen.
Und hinter dem aufblitzenden Gold die stumpfen, grauen Schleier, die breiten, vielverzweigten Arme des Dnjepr. Kurz vor dem Häusermeer wendet sich der Vogel zum Landen. Offiziere eilen herbei, Mannschaften, Flugzeug und Pest in Empfang zu nehmen. Mit dem Sonnenlauf haben die Flugpostbriefe Schritt ge- kalten; mit der aufgehenden stiegen sie in die Wolken, mit der untergehenden berühren sie den Boden Kiews.

Von Wien bis Krakau fährt der Schnellzug zehn Stunden, bis Lemberg acht» zehn und bis Kiew gar achtundvierzig. Das Flugzeug schafft die gleichen Strecken in drei bezw. fünf und zehn Stunden. Das ergibt eine Zeitersparnis von sieben stunden bis Krakau, dreizehn bis Lemberg und achtunddreißig bis Kiew. Keine Frage, daß die Flugpost eifrig benutzt wird, denn zehn Stunden sind für den Groß- kanfmann ein Kapital, können für das Vermögen eines Reichen entscheidend sein. Aber noch wird die Tragfähigkeit des Flugzeuges nicht voll ausgenutzt, denn noch ist Krieg und Handel und Wandel kann sich nicht frei entfalten. An die tausend Sendungen werden täglich in jeder Richtung befördert; aber viel größer wäre die Wirkung der Flugpost, könnten alle Teile der weiten Monarchie ihre Vorteile benutzen. Deshalb sind vom 1. Iuli ab die übrigen Landeshauptstädte an diesen Verkehr angegliedert worden. Es wird auch erwogen, den Flugpostverkehr für private Sendungen nach der Ukraine, bis Kiew freizugeben. Diese Erweiterung der zunächst nur für militärische und politische Zwecke gedachten Flugpostlinie scheint am besten zu beweisen, daß das Zeitalter der allgemeinen Flugpost ange- brochen ist.

Auf der Strecke Wien—Kiew sind Flugzeuge in Betrieb, die den letzten Anforderungen des Frontdienstes nicht mehr gewachsen sind. Sie vermögen eine Geschwindigkeit von 130 Km in der Stunde zu erreichen und entwickeln eine große Steuerbeweglicl'keit und Steigkraft. Wenn man erst Flugzeuge bauen wird, die eigens für den Zweck der Flugpost bestimmt sind, wird man sicherlich in

mancher Beziehung noch günstigere Ergebnisse erzielen. Denn das Postflugzeug wird weniger Wert legen müssen auf die Eigenschaften eines Frontapparates als auf große Tragfähigkeit, sichere Stabilität und eine gute Durchschnittsgeschwindigkeit.

Wenn man bedenkt, daß trotz aller Hemmnisse dieses Krieges der erste in der überraschend kurzen Zeit von elf Tagen vom k.u. k. Luftfahrtruppen'Kommandv organisierte Luftpostdienst nun seit fünf Monaten arbeitet, daß schon jetzt Unbillen des Wetters ohne große Schwierigkeiten überwunden werden, wird man der Zukunft der völker- und erdteilverbindenden Flugpostlinien ohne allzugroße Bedenken entgegensehen. Und den k. u. k. Behörden gebührt das große Verdienst, den ersten entscheidenden Schritt getan, den ersten Beweis erbracht zu haben und die ersten praktischen Erfahrungen der Friedenszeit zur Verfügung stellen zu können.

Vortrag im Landesverein der chemischen Industriellen Ungarns in Budapest.

Das Thema meines Vortrages „Über einige Lehren des Krieges für die chemische Industrie", welches mir vom Vorstand Ihres Vereins gestellt worden ist, und das ich mir erlaubt habe, inhaltlich etwas zu begrenzen, dürfte man sicherlich als besonders umfangreich bezeichnen können. Kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß man über die Lehren, welche der Krieg für die chemische Industrie und das gesamte Wirtschaftsleben aller Länder gebracht hat, nicht nur einen einstündigen Vortrag, sondern ein mehrstündiges Kolleg halten könnte, ohne daß man dabei hoffen dürfte, diese Aufgabe in erschöpfender Weise zu lösen. Unter diesen Umständen werden Sie es verstehen, wenn ich in meinen Ausführungen manches nur in skizzenhafter Weise andeute, das vielleicht mancher von Ibnen gerne viel eingehender behandelt gesehen hätte.

Wir müssen uns jedenfalls darüber klar sein, daß der Weltkrieg, wie er auch schließlich enden mag, in seinem Verlaufe für die chemische Industrie aller Länder bereits eine Reihe von umwälzenden Wirkungen im Gefolge gehabt bat, deren Einfluß sich noch nach vielen Iahren und Iahrzehnten sehr weitgehend bemerkbar machen wird. Ia, wir werden sagen dürfen, daß man erst dann in der Lage sein wird, rückschauend auf die tatsächlichen Ergebnisse des Krieges in kritischer Weise,

die

und zwar auch gestützt auf einwandssreie statistische Unterlagen, einzugehen. Diese Unterlagen besitzen wir gegenwärtig bekanntlich noch nicht, und aus dieser Tatsache erklärt es sich allein schon, daß alle Folgerungen, die man schon bisher aus dem Weltkriege zu ziehen sich für berechtigt gehalten hat, späterhin gewissen Veränderungen werden unterliegen müssen. Allerdings gibt es daneben auch eire Reihe von Folgerungen, die schon jetzt gezogen werden können, und die man daher auch unter allen Umständen sobald als möglich, und zwar nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch, ziehen sollte. Dazu gehört in erster Linie die Frage der Organisation bzw. der Neugestaltung des chemischen Unterrichts auf den Universitäten und technischen Hochschulen, den höheren Schulen, aber auch innerhalb der Volksschule und aller sonstigen Bildungseinrichtungen, die darauf hinarbeiten, im ganzen Volke ein besseres Verständnis für naturwissen schaftliche und besonders für chemische Fragen vorzubereiten. Es ist kein bloßer Zufall, daß der Ausbruch des Weltkrieges in allen Ländern in mehr oder weniger ausgeprägtem Maße dazu Veranlassung gegeben hat, sich über die Grundlageu des Unterrichts Gedanken zu machen. Hierbei hat es sich, wie aus der deutschen, aber auch aus der ausländischen Literatur übereinstimmend hervorzugehen scheint, fast durchgängig ergeben, daß die Naturwissenschaften und besonders die Chemie im Schulunterricht bisher leider vielfach ein Aschenbrödeldasein geführt haben. Das gilt sogar auch für zahlreiche höhere Schulen in Deutschland, soweit sie wenigstens zum Typus des alten Gymnasiums gehören. Hier bat man nämlich, von einigen Ausnahmen abgesehen, noch immer nicht recht begriffen, daß es unbedingt erforderlich sei, naturwissenschaftliche Kenntnisse im ganzen Volke zu verbreiten, und es dürfte auch auf die Dauer gänzlich aussichtslos sein, einem eingefleischten einseitigen klassischen Philologen trotz der Erfahrungen des Weltkrieges klar zu machen, daß Naturwissenschaften und geistige, sowie elhische Bildung einander keineswegs ausschließen. Mit einem gewissen Neidgefühl mag man daher selbst heutzutage noch in Deutschland an jene Zeiten zurückdenken, als in der ersten Hälfte des vorigen Iahrhunderts der höchst originelle Berliner Technologe F. F. Runge in seiner „Einleitung in die technische Chemie für jedermann" folgende Ausführungen machen konnte:

„Das Regiment der Schulmeister ist vorüber. Auch dieses Joch hat die neuere Zeit abgeworfen und sich frei gemacht. Gebildet sein und die sogenannten alten Klassiker verstehen, wird nicht mehr für ein und dasselbe genommen. Man bat endlich eingesehen, daß die Kenntnis der göttlichen Werke nützlicher ist, als die der Menschen, daß es besser ist, die Natur in ihren vielfältigen Beziehungen zum Leben kennen zu lernen als die toten Sprachen aus einer ?e t, die nur noch durch den Faden der Geschichte mit der unsrigen zusammenhängt."

„Das frühere Lehrsnstem war ein förmliches Gleichmachungssnstcm. Die Knaben wurden genau so unterrichtet, als wenn sie alle wieder Schulmeister

werden sollten, und sie mußten eine Menge Dinge lernen, die sie weder zu
würdigen, noch anzuwenden wußten. Heutzutage ist es andere. Naturkunde und
Mathematik sind Hauptgegenstände des Schulunterrichts in den Gewerbe- und
Bürgerschulen geworden, und auf der Universität hort der Jurist und der Theologe
wie der Mediziner physikalische und chemische Vorlesungen. Tie können nicht
mehr ohne diese Kenntnisse im praktischen Leben auskommen. Denn selbst in Ge-
sellschaften, wo nicht gerade von Politik und Theater gesprochen wird, ist zu
bäufig von Gegenständen der Haushaltung und der Industrie die Rede, worüber
der nur seine Meinung abgeben kann, der mit den Aufklärungen, welche Chemie
und Physik darüber geben, bekannt ist. Fast alle Gewerbe baben eine Grund-
lage, die auf chemischen oder physikalischen Gesetzen berubt. Wer sie nicht
kennt, erliegt der Konkurrenz, wird von dem Klügeren
überflügelt und verarmt. Die Notwendigkeit und die Nützlichkeit
solcher Kenntnisse ist zu augenscheinlich, nm nicht allgemein begriffen zu werden.
Daherfinderjetzt ein Drang nach chemischem Wissen statt.
So ist, als sollte der Wissenschaft Genugtuung werden für die Teilnabmslosigkeit
der früheren Generation."
Wenn man von der etwas altväterlich anmutenden Ansdrncksweiie absieht,
so klingen diese Worte, als wären sie unmittelbar für die Gegenwart geschrieben,
um für die Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts eine Lanze zu
brechen. Es würde keinerlei Schwierigkeiten machen, im einzelnen nachzuweisen,
wie man in England, Frankreich, Italien, aber auch in Rußland, in verschiedenen
neutralen Staaten und selbstverständlich auch in Deutschland und L'sterreich-
Ungarn, in der letzten Zeit ganz ähnlich bemüht gewesen ist, das Interesse für
eine gründliche chemische Bildung in den weitesten Kreisen zu heben, wobei man
sich mit Recht auch in weit höherem Grade als früber der Presse bedient hat,
nachdem der Krieg mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit klargelegt bat, wie in
der Tat unsere ganze Eristenz an die Fortschritte der Technik und besonders der
Cbemie geknüpft ist und wie obne die svstematische Benutzung aller wissenschaft^
lichen und technischen Erfahrungen der Gegenwart und der Vergangenheit ein
Land in die größten Schwierigkeiten geraten mnß, wenn es einen Krieg von
etwas längerer Dauer zu führen bat. Man hat ganz mit Recht wiederholt darauf
hingewiesen, daß die deudsche chemische Industrie sehr wesentlich dazu beigrtragen
babe, das militärische Durchhalten und die großen Siege der Zentralmächte zu
ermöglichen, obwohl sie, wie man niemals vergessen sollte und wie auch von mili»
tärischen Autoritäten wie General v. Freytag-Loringboven zugegeben worden ist,
bereits wenige Monate nach dem Ausbruch des Krieges vor der schweren Gefabr
eines Munitionsmangels gestanden baben. Iene kurze kritische Periode ist aber
bekanntlich durch die Arbeit der chemischen Technik unter Miiwirknng der Re-
gierung«! weit schneller überwunden worden, als man jemals bätte ahnen können.
Und wenn man diese Leistungen der chemischen Industrie als etwas Wunderbares

bezeichnet, so verfällt man damit durchaus nicht in den Fehler des Selbstlobes, sondern man drückt nur das aus, was auch unsere einsichtsvollen Gegner in England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten von jeher offen ausgesprochen

Kaben. Die Leser der „Dokumente zu Englands Handelskrieg", die ja seit dem Mai 1915 als Beilage zur Zeitschrift des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands, die den Titel „Die chemische Industrie"

führt, erscheinen, werden sich vielleicht noch jener bemerkenswerten Düngemittel-debatten im englischen Unterhause im Februar 1947 erinnern, wo man mit bemerkenswerter Objektivität und auch unbestreitbarer Sachkenntnis auf diese Entwicklung eingegangen ist. Daß in der Tat die leitenden Köpfe in England die Bedeutung der Stickstoffrage für die Kriegs' und Friedenswirtschaft vollkommen erkannt haben, geht nicht nur aus den neueren Verhandlungen des Unterhauses über die Bindung des Stickstoffes am 14. Februar d. I. hervor, sondern auch aus der im vorigen Iahre veröffentlichten Denkschrift der Regierung, die sich mit den bisherigen Versuchen beschäftigt, die man unter dem Zwange der Seegefahr und der Schiffsraumknappheit schon im Iahre 1916 begonnen hat, um Eng' land unter allen Umständen sicher mit Salpetersäure zu versorgen. In der Tat hat ja anch niemand voraussehen können, welch unendliche Mengen von Munition ein moderner Krieg erfordern würde. Über die Zukunft jener verschiedenen Industriezweige, welche sich mit dem Problem der Gewinnung von Salpetersäure durch direkte Verbrennung oder durch Orydation von Ammoniak beschäftigen, wie auch über die neue synthetische Gewinnung des Ammoniaks nach dem von Haber erdachten und von der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik technisch ausgearbeiteten Verfahren, das auf der direkten Vereinigung von Stickstoff und Wasserstoff bei höherer Temperatur unter hohem Druck und bei Gegenwart geeigneter Katalysatoren beruht, wie endlich auch über die Aussichten der Kalkstickstoffindustrie, an der ja sowohl Österreich, wie auch Ungarn sehr stark interessiert sind, läßt sich heute noch keineswegs etwas ganz Sicheres sagen. Bei dem großen Interesse, welches gerade für die Stickstoffrage und ihre Lösung allgemein seit Iahren bestanden hat, erscheint es vielleicht von Interesse, auf diese einzelnen Verfahren noch etwas näher einzugehen.

Unter der Stickstoffrage selbst versteht man bekanntlich das Problem der Beschaffung von Stickstoffverbindnngen aller Art, unter denen insbesondere Salpetersäure und Ammoniak die größte Bedeutung besitzen. Die Gewinnung von Salpetersäure erfolgte bis zum Beginn dioses Iahrhunderts zum ganz überwiegenden Teile durch Zersetzung des sogenannten Chilesalpeter mit Schwefelsäure. Chilesalpeter stammte nun, wie schon der Name sagt, aus Südamerika, und um den Besitz jener wertvollen, einzigartigen Lagerstätten ist ja auch Ende der 70er Iahre zwischen den Staaten Peru und Chile ein erbitterter Krieg geführt worden, der zugunsten von Chile ausfiel. Auch in der Gegenwart spielt der Chilesalpeter ja für die Kriegführung eine allererste Rolle. Die Mächte der Entente haben ganz ungeheure Mengen an Chilesalpeter in den letzten Kriegsjahren bezogen. Dies ergibt sich schon allein aus der Tadsache, daß trotz des Ausfalles von Deutschland, das allein vor dem Kriege den dritten Teil der gesamten Salpetergewinnung zu mindestens 75 Proz. zu landwirtschaftlichen Zwecken benüyte, rie Salpetergewin' nung und der Verbrauch nach einem kurzen Rückgang im Iahre 1914 eine sehr erhebliche Steigerung erfahren haben. Gegenwärtig dürften etwa V', der Salpeter-

gewinnung, welche 1947 rund 3 Millionen Tonnen betragen hat, zu Munitions»
zwecken Verwendung finden, eine ganz ungeheure Menge, wenn man bedenkt, wie
die Verhältnisse vor dem Kriege gelegen haben. Nur wenn man sich diese Zahlen
vergegenwärtigt, kann man jene gewaltigen Erfolge der chemischen Industrie in
Deutschland und Österreich-Ungarn ihrem vollen Werte nach ganz richtig bemessen.
Die zunehmenden Schwierigkeiten des Seetransportes haben es aber auch
den Ländern der Entente notwendig erscheinen lassen, sich auf diesem Gebiete
praktisch zu betätigen. Das gilt sowohl von England, wie Frankreich und im
ganz besonders hohen Grade von den Vereinigten Staaten. Auch in diesen Län-
dern hat man gewaltige Werke teils fertiggestellt, teils bereits in Angriff ge-
nommen. Die Berichte, die hierüber von seiten der betreffenden Regierungen er-
schienen sind, lassen deutlich erkennen, wie man sich die technischen Erfahrungen
bei den Zentralmächten zunutze zu machen bestrebt ist. Es handelt sich in den
Ländern der Entente ebenfalls um genau die gleichen Industrien. In Amerika
und in England werden bereits erhebliche Mengen von Ammoniak in Salpeter-
säure übergeführt. Dieses Ammoniak entstammt zum überwiegenden Teil bisher
wohl der Leuchtgasindustrie und der Kokerei, während die Ammoniakgewinnung
aus dem Kalkstickstoff bisher wohl noch, von Amerika abgesehen, keinen sehr
großen Umfang in den Ententeländern angenommen haben dürfte.
In Amerika scheint man jedenfalls, wenn die darüber vorliegenden Angaben
zutreffend sein sollten, energisch daran gegangen zu sein, das Ammoniak auch
durch Synthese aus den Elementen Stickstoff und Wasserstoff herzustellen. An»
geblich soll das dabei benützte Verfahren Hogar noch leistungsfähiger sein, als das
Verfahren von Haber und der Badischen Anilin- und Sodafabrik.
Wie dem auch immer sei, an der Tatsache läßt sich heute nicht mehr zweifeln,
daß die Furcht vor der völligen Abschneidung der Salpeterzufuhr aus Chile schon
frühzeitig in den Ententeländern dazu Veranlassung gegeben hat, die verschiedenen
Verfahren der Bindung des Luftstickstoffes durchzustudieren und in die Praxis im
Großen zu übertragen.
Mir einer gewissen Wahrscheinlichkeit wird man daher auch darauf hinweisen
dürfen, daß nach Beendigung des Krieges und nach der Wiederherstellung der
Seeschiffahrt ein derartiger Mangel an Stickstoffverbindungen für landwirt»
schaftliche Zwecke in Europa, wie er zeitweise bestanden hat und zum Teil wohl
auch noch besteht, als ausgeschlossen gelten kann. Wenn es dann auch gelingen
sollte, die Produktion an Superphosphat und Thomasmehl entsprechend zu
steigern, und wenn dann auch nach dem Kriege die deutsche Kaliindustrie
sehr schnell wieder in der Lage sein wird, die ganze Welt mit den seit längerer
Zeit in den Ententeländern ja ganz besonders schmerzlich entbehrten Kalisalzen
zu versorgen, so dürfte man in absehbarer Zeit doch auch wieder hoffen können,
daß der landwirtschaftliche Wiederaufbau, d. h. der Ersatz des dem Boden durch

den Raubbau der Kriegsjahre zu einem erheblichen Teile entzogenen Dünger-
kapitals, soweit wenigstens die chemische Industrie in Frage kommt, energisch in
die Wege geleitet werden kann. Selbstverständlich wird man sich aber auch dar-
über klar sein müssen, daß die Zufuhr von künstlichem Dünger allein der
ganzen Welt noch nicht eine wesentliche Vergrößerung ihrer durch den Krieg so
stark eingeschrä'nkten Ernährungsbasis zu liefern vermag; aber wenn man berück-
sichtigt, daß nach einer Berechnung sachkundiger Autoritäten die Steigerung der
Produktivität in der deutschen Landwirtschaft im letzten Vierteljahrhundert vor
dem Kriege zu etwa 50 Proz. der rationelleren Verwendung und der wesentlich
erhöhten Benutzung von künstlichen Düngemitteln zugeschrieben werden konnte, so
wird man für die Zukunft der Landwirtschaft trotz aller Schwierigkeiten sich doch
einem gewissen und sicher nicht unberechtigten Optimismus hingeben dürfen. Viel-
leicht wird aber gerade die Kriegszeit mit ihrer starken Verminderung des Er-
trages wesentlich darauf hinwirken, daß der Verbrauch an künstlichen Dünge»
mitteln auch in solchen Ländern eine starke Zunahme erfährt, die bisher noch viel
weniger Kunstdünger als wünschenswert benutzt haben. Dazu gehören ja auch
zweifellos Ungarn und verschiedene Gebiete in Österreich. Bei den erfolgreichen
Bemühungen, die man in der letzten Zeit aber auch von feiten der beiderseitigen
Regierungen angestellt hat, um die Verwendung von künstlichen Düngemitteln,
sofern letztere nur irgendwie erhältlich waren, zu heben, wird man in der Tat
nach dem Kriege auch auf diesem Gebiete wohl mit besseren Verhältnissen rechnen
dürfen, was im Interesse der Stärkung des Volksvermögens und der wirtschaft-
lichen Leistungsfähigkeit der Donaumonarchie in Deutschland nur freudig begrüßt
werden dürfte.

Durch umfangreiche Verwendung von künstlichen Düngemitteln und durch
Hebung der landwirtschaftlichen Produktion als solcher wird man aber auch
zukünftig in höherem Grade in der Lage sein, die eigene Volkswirtschaft mit
vielen Produkten zu versorgen, die man vor dem Kriege nur aus dem Auslande
bezogen hatte, bzw. beziehen zu müssen glaubte. Ich bitte, mich nicht mißzuver»
stehen, als wenn ich damit einer A b s p e r r u n g s p v l i t i k an sich das Wort
reden möchte. Davon kann gar keine Rede sein. Auch durch intensive Ausnutzung
der in Mitteleuropa vorhandenen Rohstoffe aller Art unter Zuziehung aller Er-
fahrungen der Technik wird man nicht imstande sein können, zahllose Produkte
überseeischer Länder und Erdteile zu entbehren. Heute erschallt fast in allen
Ländern der Ruf: „Hebung der Produktion und Hebung der Erporte zum Zwecke
der Verbesserung der Valuta", und verschiedentlich glaubt man diese Besserung
der wirtschaftlichen Verhältnisse überwiegend dadurch herbeiführen zu können, daß
man die Ausfuhr von Chemikalien aller Art foreieren würde. Man vergißt aber
hierbei doch allzu häufig, daß der Krieg in den einzelnen Ländern doch anch in
mancher Beziehung ganz äbnlich gewirkt hat, wie bei den Zentralmächten, daß
man wie dort auf dem Gebiete der Ttickstoffrage, der Ausnutzung der Cellulose

für die Zwecke der Munitionsindustrie und der Textilindustrie, der Verwendung von Kalziumkarbid zur Herstellung von Essigsäure und Alkohol, der Gewinnung «on synthetischem Kautschuk aus Aeeton usw. auch bei unsern Gegnern so manche schwierige technische Probleme gelöst hat, die in ihrer Folge möglicherweise doch zu einer gewissen Einschränkung des Erportes deutscher und österreichisch-ungarischer Chemikalien gegenüber der Zeit vor dem Kriege werden führen können. Wie weit es im einzelnen Falle möglich sein wird, unter diesen wesentlich veränderten Verhältnissen, ohne qualitativ Hervorragendes und Neues zu leisten, auch in der chemischen Industrie auf dem Weltmarkte zu konkurrieren, das läßt sich ebenfalls heute noch nicht mit Sicherheit vorhersagen. Nur das eine wird man wohl schon jetzt aussprechen dürfen: Wenu es einmal wieder zu geregelten Austauschverhältnissen zwischen den Kanfleuten und Industriellen der einzelnen Staaten kommen wird, so wird <,i>et<'i'i« z>ui iku« dasjenige Land zweifellos einen gewissen Vorsprung erhalten, welches zuerst in der Lage sein wird, seinen Erporthandel so frei wie möglich von behördlicher Rglementiernng durchzuführen. Nur in diesem Falle wird man nämlich allmählich wieder in der Lage sein können, selbst die Beziehungen zn den Neutralen in früherem Umfange aufzunehmen und zu den jetzigen Gegnern in begrenzter Weise wieder von neuem anzuknüpfen. Ich habe aber trotz aller Schwierigkeiten dock' das feste Zutrauen zu der deutschen chemischen Industrie, daß es ihr schließlich doch gelingen wird, auf diesem Gebiete sich die freie Bahn zu schaffen, die der Welthandel nun einmal notwendig braucht, und ich hoffe, daß auch in Österreich-Ungarn die gleichen Tendenzen auf die Dauer zur Herrschaft gelangen. Mit einem Staatssozialismus, wie er leider von verschiedenen um die wirtschaftliche Kriegführung an sich so hoch verdienten Männern wie Walter Rathen au und W. v. Möllersdorf in zahl'
reichen Schriften empfohlen worden, würde man nämlich selbst bei technisch hervorragenden Leistungen sich den Weltmarkt nicht wieder erobern können. Es wäre Selbsttäuschung, wenn man etwa die wirtschaftlichen Interessen der chemischen Industrie in Österreich-Ungarn in jeder Hinsicht als identisch mit den Interessen der deutschen chemischen Industrie bezeichnen würde. Daß dies keineswegs in früheren Zeiten der Fall gewesen ist, und daß auch der Krieg daran nichts Durchgreifendes hat ändern können, wird jeder nüchtern und sachlich Urteilende zugeben müssen. Man braucht ja auch nur auf die früheren Verhandlungen über die Gestaltung der Handelsverträge hinzuweisen, deren Neuregelung ja auch in kurzer Zeit bevorsteht, um zu erkennen, daß von einer allgemeinen Einheitlichkeit der Interessen aus natürlichen Ursachen heraus keine Rede sein kann. Aber auf der anderen Seite sollte man doch auch nicht vergessen, daß es in verschiedenen Zweigen der chemischen Industrie Deutschlands und Österreich-Ungarns ja auch schon vor dem Kriege eine ganze Reihe gemeinsamer Kartelle gegeben hat, deren Erweiterung in der Zukunft zweifellos den politischen und wirtschaftlichen Interessen beider Staaten entsprechen dürfte. Der Krieg hat ja auch auf dem Gebiete

der chemischen Industrie in fast allen Ländern auf die Tendenz zur Bildung von Großbetrieben einen fördernden Einfluß ausgeübt, und man darf daher trotz aller Maßnahmen, die man zum Schutze der kleinen Betriebe bisher getroffen hat und in Zukunft wohl noch treffen wird, es doch wohl als sicher ansehen, daß der Großbetrieb in der chemischen Industrie jedenfalls immer mehr die herrschende Wirtschaftsform werden dürfe. Daß diese Tendenz eine Reihe von weniger erfreulichen sozialen Folgeerscheinungen auszulösen vermag, kann allerdings nicht bestritten werden. Auch hier gilt es daher unter allen Umständen zweckmäßige Maßnahmen dagegen zu ergreifen. Ich denke dabei in erster Linie an die Frage, wie es der Industrie in der ersten Zeit nach dem Kriege möglich sein wird, auch den gesteigerten Anforderungen des allgemeinen Bedarfes im In- und Auslande zu genügen und vor allem ihre höheren Angestellten, die akademisch gebildeten Chemiker, finanziell derart zu stellen, daß sie den ganz sicher zu envartenden Ver» suchungen, ihre Kräfte dem feindlichen Ausland zur Verfügung zu stellen, nicht allzu leicht unterliegen. Wir müssen uns vollkommen darüber klar sein, daß es trotz aller Bemühungen um die Hebung des Unterrichts in England, Frankreich nnd Italien und selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika doch auf verschiedenen Gebieten in den ersten Iahren nach dem Kriege recht erheblich an wirklich tüchtigen Leuten fehlen wird, und daß man im gegebenen Falle sich in diesen Ländern durchaus nicht für alle Zeit nur von politischen Haßgefühlen bei der Anstellung hervorragender Kräfte wird leiten lassen. Nun bestand aber vor dem Kriege ganz ohne Zweifel in Deutschland und auch wohl in Österreich-Ungarn ein gewisser Überfluß an ausgebildeten Kräften, deren Bezahlung durchaus nicht allgemein in dem rechten Verhältnis zu den Kosten ihrer Ausbildung und ihren Leistungen gestanden hat, selbst wenn man von der Remuneration der in nicht leitender Stellung auf der Hochschule tätigen Akademiker ganz absieht. Nachdem sich nun aber die gesamten Lebensverhältnisse durch den Krieg so wesentlich verteuert haben, erscheint die drohende Gefahr, daß eine Abwanderung von tüchtigen Chemikern in das feindliche Ausland in größerem Umfang, als wünschenswert zu erachten ist, erfolgt, doch keineswegs so leicht von der Hand zu weisen. Auch im Interesse dieser Kreise selbst erscheint natürlich eine möglichst gute Rentabilität der gesamtchemischen Industrie als besonders wünschenswert. Es handelt sich aber in dieser Frage nicht allein um die finanzielle Seite des Problems, sondern es müssen auch die sozialen Forderungen der angestellten Chemiker in Zukunft mehr Berücksichtigung finden, als das früher, besonders in manch.n kleineren Fabriken, der Fall gewesen ist. Der Verein Deutscher Chemiker hat mit Recht durch die vor einigen Iahren erfolgte Begründung ,seines sozialen Aus» schusses in dieser Richtung vorgearbeitet und schon so manche Erfolge erzielt, die dem gesamten Chemikerstande und damit auch der chemischen Industrie als Ganzes betrachtet zugute gekommen sind. Es genüge hier, an die Frage derKarenz - zeit, die Gestaltung der Anstel! ungsverträge überbaupt, die

Nennung des Angestelltenerfinders in den Patentschriften der einzelnen
Firme?: usw. zu erinnern. Alle diese Fragen werden nach dem Kriege zweifellos
wieder zur Diskussion stehen, und es wird im Interesse der ruhigen Fortentwick»
lung der chemischen Industrie in ganz Mitteleuropa liegen, wenn min auf diesen
Gebieten soviel Konzessionen macht, wie es sich mit den wahren Interessen der
chemischen Industrie selbst nur irgendwie vereinbaren läßt. Das gleiche gilt natür-
lich auch von der wohl noch schwieriger lösbaren Arbeiterfrage, auf die
ich aber an dieser Stelle nicht näher eingehen möchte.
Man wird nach dem Kriege in der chemischen Industrie aller Länder bestimmt
in erhöhtem Maße das Bestreben haben, sich über alles zu informieren, was nicht
nur im Inlande, sondern auch im Auslande auf technischem und wirtschaftlichem
Gebiet geschieht. Diese Erkenntnis dürfte heute wohl bereits allgemein durch-
gedrungen sein. Um aber diese Entwicklung in wirklich durchgreifender Weise zu
fördern, erscheint es notwendig, daß auch die Chemiker sich bereits auf den Hoch-
schulen darüber klar werden, bzw. von ihren Lehrern darauf hingewiesen werden,
daß sie die wichtigsten Kultursprachen, also mindestens Deutsch, Englisch,
Französisch, wenigstens insoweit zu beherrschen lernen, daß sie die Original'
literatur selbständig verfolgen können. Natürlich kann man auch durch Über-
setzungen hier vielfach Ersatz schaffen, aber für die Praris erscheint es doch wohl
in zahlreichen Fällen nicht zu umgehen, daß man Einsicht in die technische und
wissenschaftliche Literatur, wie in die ausländischen Patente zu nehmen vermag.
Ich sehe in dieser allgemeinen Erkenntnis von der Not-
wendigkeit,daßauch der Chemiker >s eineSprachkenntnisse
gegen früher wesentlich vertiefe, eine durchaus nicht un-
wichtige Folgerungaus dem Weltkriege. Auch hier darf ich auf
England hinweisen, wo man neuerdings in besonders großzügiger Weise den
wirtschaftlichen Nachrichtendienst unter Berücksichtigung der chemischen Industrie
zu organisieren angefangen hat. Unsere Aufgabe ist es jedenfalls, diese Be-
mühungen nicht zu unterschätzen, sondern soweit als irgend möglich daraus Nutzen
zu ziehen. Die Engländer haben während des Krieges, wie auch schon in früherer
Zeit in den meisten Fällen den Grundsatz befolgt, auch technische Fragen einer
öffentlichen Diskussion zu unterwerfen. Es sei nur an das Fa r b st o f f g e s e tz
erinnert, das nach wiederholten mißglückten gesetzgeberischen Versuchen schließlich
zur Begründung eines nationalen Farbstoffunternehmens, der British Dves Ltd.
geführt hat. Es erscheint aber vielleicht nicht ganz überflüssig, an dieser Stelle
darauf hinzuweisen, daß bisher wenigstens die englischen Hoffnungen auf die Be-
gründung einer durchaus leistungsfähigen Farbenindustrie nur in sehr beschränktem
Umfange in Erfüllung gegangen zu sein scheinen, wenn auch einzelne Unter-
nehmen wie Levinstein Ltd. große Gewinne erzielt haben. Tonst hätte die tragi-
komische Geschichte vom Farbstoffranb nicht einmal in die Spalten der
.Daily Mail" gelangen können, die ja mit dieser Geschichte einen sehr bösen

Reinfall erlebt hat. Das vorher erwähnte Projekt der Regierung wurde übrigens seinerzeit in den Iahren 1914 und 1915 zuerst in der Presse und im Parlament ohne Rücksicht auf Deutschland und seine Industrie einer geradezu vernichtenden . Kritik unterzogen. Man kann den Engländern zweifellos nicht den Vorwurf machen, daß sie damals etwa Geheimniskrämerei getrieben hätten. Man braucht das englische Verfahren, wonach Probleme, welche die Öffentlichkeit angehen, stets einer rückhaltlosen Erörterung unterliegen sollen, nicht ohne weiteres anzunehmen, aber man darf dabei doch auch nicht vergessen, daß dieses System so manche Mißstände anfgedeckt hat und daß eine eingehende Kritik doch fast in allen Fällen eine anregende Wirkung auszuüben vermag. Das läßt sich selbstverständlich nicht immer in Zahlen und Geldeswert ausdrücken, aber es darf aueb nicht, wie es vielfach in anderen Ländern geschehen ist, al^ gänzlich bedeutungslos erklärt werden, und es empfiehlt sich natürlich noch weniger, etwa solche Erörterungen von vornherein prinzipiell zu unterbinden.

Um nur ein Beispiel anzuführen, welches so recht zeigt, wie man gerade dureb Aufgabe jenes, bisher so tief eingewurzelten Snstems der Geheimniskrämerei den Interessen des Staates in der Kriege- nnd Friedenswirtschaft weit besser zu dienen vermag, als bei einer Beibehaltung derselben, so 'sei wenigstens mit einem Wort auf die Frage der Produktionsstatistik eingegangen. Wir besitze» weder in Deutschland, noch in Österreich-Ungarn eine den modernen Ansprüchen genügende Prodnktionsstatistik der chemischen Industrie, während man auf den? Gebiete der Landwirtschaft, des Bergbaues und verschiedener anderer Gewerbe schon seit Iahren die Entwicklung der Produktion ständig zu verfolgen vermag. In der chemischen Industrie dagegen kann man meist nnr in beschränktem Um» fange auf Grund der Anßenhandelsziffern Rückschlüsse auf die Entwicklung der einzelnen Zweige der Industrie ziehen. Man hat vor dem Kriege den Bemühungen der Regierungen, hier Wandel zu schaffen, meist mit Rücksicht auf die Kon kurrenzverhältnisse widersprochen, ohne zu bedenken, daß z. B. die Vereinigten Staaten von Nordamerika schon seit Iahrzehnten alle fünf Iahre mit außerordentlichen Kosten ihre Zensusaufnahmen durchführen, die nicht nur einfache statistische Zahlenreihen enthalten, sondern die in der Tat ein anschauliches Bild von der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung der einzelnen Zweige der Industrie zu geben vermögen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auf diese Weise auch die Staatsverwaltung im Falle eines Krieges eine bessere ilbersiel't über die Entwicklung und den Stand der Industrie in einer nicht allzuweit zurüekliegenden Zeit besitzen muß, und daß beim Vorhandensein einer solchen Statistik sc manche Arbeiten, die man während des Krieges in aller Eile mit begrenzten Mitteln und wenigen geschulten Kräften hat ausführen müssen, dadurch ganz wesentlich erleichtert worden wären. Man ist ja jetzt damit beschäftigt, den Zolltarif für Deutschland und L'sterreich-Ungarn wenigstens im Nummernverzeichnis und den einzelnen Bezeichnungen gleichlautend herzustellen. Vielleicht wäre es da ai'ch

nicht unangebracht, wenn man auf dem Gebiete der Produktionsstatistik nach dem Kriege in beiden Ländern ebenfalls einheitliche Grundsätze befolgen würde, soweit nicht die Steuergesetze dieser Einheitlichkeit entgegen stehen würden. Das würde sicher nicht nur im militärischen, sondern auch im wirtschaftlichen Sinne vielfachen Nutzen bringen können. Sollte man aber Bedenken haben, die gesamten Ergebnisse dieser Statistiken, die ja nach ihrer vollständigen Durcharbeitung meist schon durch die Entwicklung der Industrie zum Teil bereits überholt, aber deshalb doch keineswegs überflüssig sein dürften, in «xN'i,.,««> zu veröffentlichen, so wäre es immerhin doch erwägenswert, wenigstens die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeiten der Öffentlichkeit mitzuteilen, selbst auf die Gefahr hin, daß im Auslande aus der einen oder anderen Zahl unrichtige oder auch selbst ungünstige Schlüsse gezogen werden dürften.., Bisber haben alle diese langjährigen Bemühungen in der chemischen Industrie, einheitlichen Zollschemata zur Annahme zu verhelfen, noch keinen sehr großen Erfolg gehabt. Symptomatisch für das man' gelnde Interesse, das allerdings auch selbst so manche Chemiker derartigen Fragen gegenüber zeigen, dürfte wohl das Verhalten des Kongresses für angewandte Chemie zu New-Aork 1912 sein, auf dem Herr 1>i. Bokor und ich den damals erfolglosen Versuch machten, für den im Iahre 1915 eeplanten internationalen Kongreß für angewandte Chemie in St. Petersburg die Veröffentlichung von ähnlichem Material über Rußland und seine Industrie in Vorschlag zu bringen. Der Vertreter Rußlands, Professor Walden, erklärte sich damals leider außerstande, seiner Regierung diese Forderung oder Bitte vorzutragen, und er wurde in seinem im ganzen jedenfalls ziemlich ablehnenden Verhalten merkwürdigerweise auch von dem damaligen Präsidenten des Kongresses Herrn Nichols und den übrigen Teilnehmern unterstützt. Wir blieben daher mit unserem sicherlich zeitgemäßen Antrag damals allein. Es ist ja nun bekanntlich zu dem internationalen Kongreß für angewandte Chemie in St. Petersburg im Iahre 1915 nicht gekommen, und es dürften wohl eine ganze Reihe von Iahren dahingehen, bis man wieder einmal, vielleicht in einem neutralen Lande, sich zu einem derartigen Kongresse vereinigen wird. Es erscheint aber ferner angesichts der eifrigen Bestrebungen, die auf Seite der Entente am Werke sind, um die Chemiker Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten miteinander zu verbinden, Bestrebungen, wie sie z. B. erst kürzlich bei der freundschaftlichen Förderung der neu begründeten ßne,!^t<» (^Kimie' Insln«t,,!<»II<» zu Paris durch englische nnd amerikanische Chemiker zutage getreten sind, ganz unbedingt erforderlich, daß auch die Chemiker Deutschlands und Österreich-Ungarns in Zukunft in ein engeres Verhältnis zueinander treten. Bisher haben die einzelnen Vereinigungen auf wissenschaftlichem, technüschem und wirt schaftlichem Gebiete meist in beiden Ländern, von der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte abgesehen, bei der letzten Versammlung im Frieden, die in Wien (1913) stattgefunden bat, ihre Bestrebungen gänzlich unabhängig vonein- >

ander gefördert. Da erscheint es einem zweifellos ganz besonders wünschenswert, daß hier, und zwar möglichst bald, ein Wandel eintrete. Ob es dazu notwendig sein wird, besondere mitteleuropäische Kongresse abzuhalten, erscheint mir fraglich, aber es wäre schon mancherlei gewonnen, wenn man sich in den verschiedenen Zeitschriften der einzelnen Vereinigungen auch etwas mehr mit den Bestrebungen in den verschiedenen Kreisen der verbündeten Mächte beschäftigen würde. Lassen Sie mich mit der Hoffnung schließen, daß auch diese praktische Folgerung aus dem Weltkriege recht bald gezogen werde, damit, selbst wenn es zu dem von der Entente geplanten Wirtschaftskriege kommen /sollte, woran ich persönlich immer noch sehr starke Zweifel hege, dann wenigstens ans seiten der Zentralmächte und ihrer Bundesgenossen eine geschlossene Phalanx geistiger Intelligenz entgegenstehe, deren Leistungen auf dem Gebiete der chemischen Industrie auch die Gegner nicht werden unbeachtet lassen können, so daß auch hier das Wort Wahr? heit werde: „E i n i g k e i t m a ch t sta r k".

Wentscher:

Den Wind im Haar,
Und um den Wagen,
Der über die Ebene braust,
Zur Tiefe sinken,
Waldwipfel wie Mooswellen winken.—
Lärmt und heult der Sturmriesen Sä)«r,
Spritzt Dir ins Antlitz Kälte und Sand,
Bis eine unsichtbare Hand
Wie körperlos,
Ohne Schwere,
Steuert die Seele ins ewige Leere.
Der Mensch ist groß! —
Den Erdteppich zusammenkraust
Und leise fortzieht unter den Rädern. —
Straßen, die weiß aus der Kornflut
Wolken — ein neues Land,
Berge und Täler,
Und die Sonne!
Da bebst Du geblendet die Hand. —
ragen,
Wasser, die silbern die Wiesen ädern,
Schmal, immer schmäler

Eugen Peterson-Stuttgart:
Schleiermacher und Henriette Herz.
Zur Erinnerung an seinen Geburtstag (21. November 1768).
Schleiermacher war bei seinem Aufenthalt in Berlin im Iahre 1794 in den
Mittelpunkt der geistreichen geselligen Kreise der Reichehauptstadt getreten, und
es war gerade e i n Haus, zu dem er sich ganz besonders hingezogen fühlte, weil
die Frau des Hauses auf ihn einen nachhaltigen Eindruck machte. Es war dies
Henriette Herz, die älteste Tochter des jüdischen Arztes de Lamos, von portu-
giesischer Herkunft und seit mehreren Iahren die Gattin eines der angesehensten
Ärzte Berlins, des D>'. Mareus Herz. Sie war schön, geistvoll, besaß vielseitige
Bildung in einer reinen, edlen Seele, war damals 34 Iahre alt und lebte in
den glücklichsten Verhältnissen, allerdings ohne innere Neigung zu ihrem Manne;
dennoch schützte sie ihre sittliche Haltung und ihr Pflichtgefühl gegen Verirrungen.
Wie Moses Mendelssohn als einer der Ersten in Berlin sein Haus auch
ungeladenen Gästen für geistigen Gedankenaustausch jederzeit offen hielt, so
herrschte auch in Henriettens Haus nicht der herkömmliche Ton der guten Berliner
Gesellschaft, in der es der Frau als Hausmutter Eintrag zu tun schien, wenn
dieselbe auch geistige Interessen hatte, sondern die gastliche Frau des Hauses
bildete hier den Mittelpunkt des geistigen Interesses. Sie durfte sich rühmen, daß
Jahre hindurch es in Berlin keinen Mann und keine Frau von Auszeichnung gab,
die nicht längere oder kürzere Zeit die geselligen Zirkel besucht hätten, in denen
Henriette Herz ohne alle Absichtlichkeit durch ihren Geist, ihre Liebenswürdigkeit
und die harmonische Ausbildung ihrer Seelenkräfte glänzte (vergl. Fürst a. a. o.
110—132).
Und es war gewiß für Schleiermacher ganz besonders günstig, daß gerade in
der Übergangszeit vom Iüngling zum gereiften Mann Henriette Herz einen Ein-
fluß auf seine Entwicklung gewann und seine durch seinen Freund Friedrich
Cchlegel stürmisch erreoten Seelenkräfte in das nötige Gleichgewicht brachte.
Bis jetzt hatte nur seine Cousine, die Gattin des Stadtrats Benecke in
?andsberg a. W. auf ihn einigen Eindruck gemacht, doch nicht nach dieser für ihn
so wertvollen Richtung hin. Und wenn auch Henriettens Welt' und Lebens-
anschauung phantasiereich romantisch war, so unterschied sie sich von der für
Tchleiermacher etwas gefährlichen Romantik Friedrich Schlegels wesentlich. In
diesem hatte der Traum der Romantik eine ungebändigte Sinnlichkeit gezeitigt,
während Henriette Herz danach strebte, sich von der herkömmlichen Konvenienz
zu befreien und Natur und Geist in reinem edlen Kunstgenuß zu vermählen.
Deshalb war es Schleiermacher, als im Iahre 1798 sein Freund Friedrich
Tchlegel sich einen Aufenthalt in Dresden gesucht hatte, Bedürfnis im Gefühl

seiner Verlassenheit sich immer enger an das Herzsche Haus anzuschließen. Er brachte fast jeden Abend dort zu und lernte von Henriette, welche die meisten neueren Sprachen vortrefflich beherrschte, italienisch, las mit ihr Shakespeare, studierte mit ihr Physik und unterhielt sich mit ihr „aus dem Innersten des Ge mütes über die wichtigsten Dinge". Auch mit deren Gatten stand er in gutem Einvernehmen.

Doch brachte ihm der Verkehr mit einer schönen, geistvollen jungen Frau auch viele üble Nachreden. „Der Berliner Stadtwitz versuchte sich", wie ni,s Schenkel, der Biograph Schleiermachers, berichtet, „in einer ziemlich wohlfeilen Karikatur an demselben". Eine Abbildung kam in Umlauf, in welcher Schleiermacher als „Knicker", eine damals gebräuchliche Art zusammenlegbarer Sonnenschirme, dargestellt war, welchen Henriette Herz in der Hand trug.

Bei seinem feinen sittlichen Gefühl würde er sicher das Verhältnis sofort gelöst haben, wenn es ihn leidenschaftlich aufgeregt hätte. Wie er jedoch darüber dachte, geht aus seinen Worten an Henriette hervor, in denen er erklärt, „daß sie kein anderes Gefühl für einander hätten und haben könnten als Freundschaft, wenngleich die innigste". Mit kindlicher Herzlichkeit entdeckte er der Freundin seine Gemütsschätze, sein aanzes besseres Selbst, und sie verstand ihn.

Von einer Erholungsreise nach Landsberg im Sommer 1798 schrieb er au Henriette Herz: „Eigentlich gibt es doch keinen größeren Gegenstand des Wirkens als das Gemüt, ja überhaupt keinen andern; wirken Sie etwa da nicht? O Sie Fruchtbare, Sie Vielwirkende, eine wahre Ciree sind Sie für innere Natur und legen einen so großen Akzent in die Tätigkeit der Außenwelt, die so durchaus nur Mittel ist, wo der Mensch in dem allgemeinen Mechanismus sich verliert, von der so wenig bis zum eigentlichen Zweck und Ziel alles Tuns hingedeiht und immer tausendmal soviel verloren geht! Und jenes Tun und Treiben, wobei sich der Mensch müht und schwitzt, — was er doch eigentlich nie tun sollte — ist es nicht lärmend und tobend gegen unsere stille Tätigkeit? Wer vernimmt etwas von uns? Was weiß die Welt von unserer inneren Natur und ihren Bewegungen? Ist ihr nicht alles Geheimnis? Sehen Sie nur, was Sie getan haben und noch tun und tun werden, und gestehen Sie, daß dieses Tun und Treiben unendlich mehr ist, als Alles, was der Mensch über das große Chaos, welches er sich zurecht machen soll, gewinnen kann."

Diese Gedanken lassen in die tiefe Kluft blicken, die ihn innerlich schrn damals von Friedrich Schlegel trennte, dem leidenschaftlichen, fortstürmende/, im Sinneetaumel dahin wandelnden Freunde. Und mehr noeh als Schlegel lockle Henriette Herz durch ihren Sinn für seine Tiefe seine Gedanken ans Licht und half iom dieselben ans ihren harten Schalen herauszuarbeiten.

Zu Schleiermachers Eigentümlichkeiten hatte es gehört, düß er niemals ein Mädchen geliebt hatte. Von Mädchen geliebt zu werden, das hatte e., sich im

liefsteu Linne des Wortes eher gefallen lassen. Sein Umgang mit Henriette Herz
uach seiner Rückkehr aus Landsberg erregte, da sie jüdischer Herkunft war, viel-
fach Anstoß. An einem protestantischen Geistlichen hatte man dergleichen auch in
Berlin vis dahin nicht erlebt. Selbst sein väterlicher, im Allgemeinen nachsichtig
gesinnter Gönner, Hofprediger Sack, war mit ihm gar nicht zufrieden und hielt
e? für se'ne Pflicht, ihm eine ernste Verwarnung zuteil werden zu lassen,
^chleierniacher müßte aus dem Banne dieser verführerischen Ciree ganz entfernt
werden, was nur durch seine Versetzung in eine andere Stadt erreicht werden
könnte. Doch dieser sträubte sich dagegen. Wolken verfinsterten nun sein Gemüt,
und seine Gesundheit litt immer mehr. Eine beängstigende Schlafsucht fing an,
ihn zu quälen; er schlief ein beim Studium, beim Essen, beinahe im Gehen, in
der angenehmsten Gesellschaft. Einmal befiel ihn die Schlafsucht sogar während
der Predigt und der Kommunion in der Sakristei, und er mußte sich auf ärzt-
lichen Rat zu einem Aderlaß entschließen. Die Verwundung hierbei verursachte
'hm so arge Pein, daß er in Ohnmacht fiel, und man konnte seine Leiden nur
durch Umschläge von glühender Asche lindern. Gern hätte er noch größere
schmerzen erlitten, wenn er nur aus seinem Herzen die Wehmut hätte bannen
?v!,nen.

Auch mit seinen schriftstellerischen Arbeiten wollte es wegen dieser seelischen
Aufregungen nicht recht vorwärts gehen. Wohl erschienen in dem von den Ge-
brüdern Schlegel begründeten „Athenaeum" die berühmten Fragmente, eine
Reihe von Aphorismen, kurzen schneidenden Sätzen, witzigen Einfällen, beißenden
kritischen Bemerkungen, die Friedrich Schlegel und Schl^iermacher zu Verfassern
Kotten und bei denen es schwer ist, herauszufinden, welche von Schleiermacher
stammen. Das interessanteste der Fragmente ist nach Schenkels Ansicht „die Idee
zu einem Katechismus der Vernunft für die Franen", nicht etwa eine frivole
Travestie, vielmehr zeigt dieses Fragment hohe Achtung vor dem ewig Sittlichen,
gegenüber dem lediglich gesellschaftlichen Anständigen. Esffoll die Frau neben ihrem
Manne einen Geliebten haben, doch aber Freundin sein können, ohne in das
Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettieren oder anzubeten. Unverkennbar ist
das Fragment eine Anspielung auf sein Verhältnis zu Henriette.

Nie hat Schleiermacher eine unlautere Neigung gehabt, um so mehr schmerzte
es ihn, daß sogar seine Schwester Charlotte ihn vor dem Umgang mit dieser Frau
warnen zu müssen glaubte. Er erwidert ihr, daß die Zeit, die er mit der Freundin
Zusammen verlebt, unmittelbar zur Vermehrung seiner Kenntnisse und zur An»
spernung seines Geistes beitrage.

Mit solcher Geistesfreiheit und sittlicher Besonnenheit hatte er dies Ver-
hältnis in sich ausgebildet.

Assaf Ciffrin
Vom Thearer
Dr. Assaf Ciffrin.
Vom Theater.
Unter vielen jungen Trieben heutiger Dramatik erschaut man einige, die morgen schon in Blüte stehen werden. Vielleicht auch übermorgen erst. Iunge Kräfte, die im Durchbohren und Erleben ewiger Dinge um ihren eigenen Kunstausdruck inbrünstig ringen. Die ein eigenes Auge, eine eigene Seele sichtbar machen, in denen Ewigkeitsdinge Erlebnis wurden — und Gestalt empfingen. Was sie sahen, war schon gestern Ereignis, wird auch übermorgen Ereignis werden. Nur w i e sie sehen, wie sie das Kunstgebild bildhaft, klingend machen, das bleibt wesenhaft für ihre schöpferische Kraft.
Zu reden ist vom schöpferischen Künstler, dem Dichter — und von seinem Diener, dem Mittler auf der Bühne. Und — i st unser Erleben bereichert — so darf der Gewinn nicht minder darum scheinen, weil es der Autor nicht zu tiefem Wurzelgeäst gebracht, und nur sein Mittler höchste Ausdruckskunst offenbart. Das Ziel bleibt: dem Wesenhaften im Kunstausdruck nachzuspüren, mag es vom Schöpfer des Wortes oder des Bildes — vom Vater oder Pflegevater — kommen.
Zwei Dramen.
Im „Deutschen Theater" wurde Friedrich Koffkas „Kain"*) gegeben.
Ein einziger Akt — ein dramatischer Wurf.
Die Handlung bildet eine gerade Linie, ohne Abzweigungen und Parallelgassen. Dies ist die formale Stärke des Stückes. Inhaltlich ist es gerade so dünn, dünn wie die Linie — und dies ist seine Schwäche. Dürre «i der Erfindung und Reichtum im dramatischen Ausdruck machen die Handlunge» intensität unstet, unstet bis zur Ohnmacht. Es schwelt, es raucht, es rußt — die Flamme wird nicht offenbar. Der zündende Funke fehlt, der Kains Wesensart zur Flamme treibt, daß sie als Stichflamme zum Himmel steigt und damit den Pessimismus als Sinn, Mutter alles irdischen Seins, dichterisch erhelle. Es feblt der innere Scheinwerfer . . .
Der Mord, der Ereignis werden muß, konnte längst vorher schon erfolgen — und brauchte gerade an dem Punkt, da er ausgeführt wird, nicht notwendig zu geschehen.
Was wirkte? — Unser eigenes Bewußtsein, daß Kain den Bruder einst erschlug, daß Kain den Abel, der leibhaftig vor uns steht, erschlagen wird, wird.

*) Verlag Erich Neiß, Berlin.

(Dieses Futurum, dessen Verwirklichung uns zu Zeugen machen wird, machen muß, ist es, das wirkt.) Ieder fühlt: Ieder Augenblick kann es bringen — und diese Wirkung ist unsere Schwäche, nicht Stärke des Dramas. Hieß es nicht „Kain", sondern „Kunz" (der ihm wesensgleich ist), der Eindruck wäre federleicht. Historisch, mit dem Symbol belastet, erleichtert es die Wirkung.
Immerhin greift Koffka tiefer in das Wesen des biblischen Kain. Nicht ein Neidling tötet. Es mordet einer, der mehr als nur physisch morden will. Die lichten Attribute des Abel, nicht die Blutsbande des Bruders, sollen verschwinden. Nun ein Zug für Koffkas elementaren, meisterhaften dramatischen Ausdruck: Kain küßt den Mund des niedergestreckten Bruders. Stille. Dunkel. Eva, die Mutter, betritt, vor sich hinsingend, den vom Gräßlichsten erfüllten Raum. In diesen Sonnentag ahnungslosen Znfriedenseins platzt die fnrchtbare Wirklichkeit mit Getöse eines Weltuntergangs hinein. — Der so die Handlung gestaltete, phonetisch schuf, der läßt viel, viel erhoffen.
Auf der Bühne standen sich Kain (Deutsch) und Abel (Thimig) wie Prinzipien der Welt gegenüber. Diese zu Unvergänglichkeit symbolisiert zu haben ist allein das Verdienst dessen, der diese stumme, vielsagend — klingende Sphäre um sie breitete: des jungen Regisseurs Heinz Herald. Vor dem realistischen „Kain" ließ er den Hymnus auf das idealistische Ewig-Geistige in Werfels: „Besuch aus dem Elysium" ertönen. In einer anderen Luft. Und in gleich mächtiger Fülle. Und es war, als ob nicht allein aus den Worten des Dichters, sondern auch aus dem Licht und aus dem Schatten, aus dem Gefüge, das der BLhnenmann schuf, Leben quoll. Man empfand bewußt das Da'Sein bester Regie.
«°
Dem „Kain" verwandt ist „D e r E i n s a m e" von Hanns I o h st, den das „Kleine Theater" bringt. Selten empfand man, wie hier, was Regie an Leben geben könnte. An Fülle und Leben zu geben vermöchte . . .
Hier ist ein Trieb, der aus Flächigem in die Höhe schießt. Durch Hingabe, Liebe, Inbrunst an das Bildwerk — nicht so sehr durch Bau, Form, Inhalt. Eine Gerte über vieles morgen welkende Gras ragend.
Dieser Einsame ist nicht Grabbe, dessen Welt sich in dem Zuchthausbezirke zu Detmold öffnete. Der lieblos durch die Welt ging, den eine sitzen ließ, die andere fortjagte . . . und jung, mit gebrochenen Flügeln, in den Armen der Mutter stirbt. Der Sohn der roten Erde, dessen Auge und Hirn Genie sind, dieweil er, vom Kinn abwärts, im Kote steckt. Die Einzelerscheinung, die Einmaligkeit. Der papierne Napoleon in seiner Subjektivität — an dem das Größte die Worte waren. So w ar er.
Der Einsame Iohsts ist dramatisiert, an die Gesellschaft, das Menschsein, die

Vielmaligkeit des Gestern, Heute und Morgen geknüpft. Eine währende Gestalt:
Unermeßliche Liebe (im Stück leider allzumikroskopisch klein zerstreut!) ist ihm
Offenbarung, Eros ihm der Klöppel in der Glocke, Schwung für das Schaffen,
das Ia zum Leben, das Dichter'Sein heißt. Glückseliger Klöppel-Glockenklang!
— Anna stirbt. Der Dichter wird Witwer und Waisenknabe zugleich. Die Welt?
— Ein Gefängnis. Trost? Schaffen? — Nur durch das Dämenium Wei n er-
langbar. Ein vom Meeresgrund losgerissener Tiefwurzler. Und ein Dichter, ein
Erster, von dessen Stirn Genialität, von dessen Herz Menschliches strahlt. So i st er.
Die Einsamkeit ist Fluchtpunkt für die Züge dessen, der war und ist. Der
„Menschenuntergang" Iohsts hüllt sie in symbolisches Sein. Diese Schlicht-
heit in der Plastik des Symbols zeigt, daß man viel vom Dichter erwarten muß.
Der Grabbe, der war, ist nicht Christian Dietrich hier; und dies ist ein Vorzug
des Spiels. Iohst offenbart eine tiefe Lyrik wunderbarer Klänge, konzentrierteste
Empfindung, deren er übervoll ist. Dabei aber Ohnmacht des Dramatikers, als
Verknüpfer von Gestalten, Knüpfer von Geschehnissen. Da er die Umgebung nur
hinhauchend skizziert, fehlt das dramatische Sckwarz'Weiß, der Untergrund für
den Helden. Immer allein. Die dramatische Einsamkeit macht den Maßstab
schrumpfen. Es fehlt gleichsam der Scheinwerfer von außen . . .
Das Stück ist das Aushauchen eines Geschehens, bringt tröpfelnd, perlend
den Menschenuntergang vor das Bewußtsein — im ewigen Ausdruck des Sym-
bols. — Wenn nach dem Tode Annas der Freund den Vorhang vorzieht, der
Dichter stumm dasteht, so ist man erschüttert. In dieser Totenstille hört man das
Gebälke vor dem Auge, vor dem Hirn herabpoltern. Diese Stille ist — Orkan.
Tiefste Tragik unserer Tage. Ist's minder, wenn der Tote mit Posaunen wieder
ins Leben gerufen werden soll? In diesem Lärm — stillste Stille. Aus Freuden-
tönen quellen Tränen. So etwa symbolisiert und gestaltet Iobst. In den Klängen
liegt etwas, das an die Rembrandtschen Gesichte erinnert: in der Gigantik die
Bleichheit, im Lebendigen die Sterblichkeit, in der rosigen Blüte die Tatsache des
Modernmüssens alles dessen, das Leben heißt. So etwas wie ein Bergsee inmitten
steiler Alpenwände lugt aus dem Stück hervor.
Bildt war der Grabbe. Erschütternd — allein Grabbe könnte noch mehr
sein als nur erschütternd! Im Unerklärlichen, Triebhaften klar, ihn zu mensch-
lichem Erlebnis formend. Und in den knappen Zügen Picks lag eine ganze
Welt — gleichsam der Extrakt dieser Grabbe-Welt.
Ein Regisseur. '
... Gerade diese Stücke — neben den früheren der Iüngsten — lehren, daß die
heutige Dramatik den Regisseur braucht, ja notwendig hervorbringt. Das ist
ihre Schwäche, die in ihr allenthalb enthalten ist, und diese Schwäche wächst zu
größter Wirkung, wenn sie in die Hände eines Regisseurs vou der Kunstleistnng

eines Reinhardt gleitet. Dem jungen Dichter half die Kunst moderner Regie auf die Beine. Das zeigt die ganze junge Dramatik — Schickeles „Hans im Echnakenloch" ausgenommen. Sie braucht den wahren Regisseur, wie etwa die Uhr das Pendel. Früher kam man ohne ihn aus. Man muß zweifeln, ob gestern die heutige Dramatik leicht bejaht worden wäre; sie wäre in ihrer heutigen Form auch nicht möglich, wenn nicht die Kunst der wahren Regie Tag für Tag fortgeschritten wäre. Dieses Instrument, die Regie, ist nunmehr in ihre Dichterwerkstatt aufgenommen worden . . . Das weiß der Dichter, der Regisseur — und sieht der kritische Leser.

Diese Wesensart ist eine Gefahr für das gesamte Werk. Darf ich doch nicht in der Urschrift nach dem apostrophierten Beistand des Regisseurs blinzeln! Es Kieße, Nebengassen zur Hauptstraße künstlerischen Inhalts weiten. Muß es denn da wunderbar scheinen, daß die Aufführung des „Kam", sofern sie tönte, klang und schwoll, eindeutig auf das tiefe Empfinden, das überragende Können des Regisseurs Heinz Herald wies? — Ia und nein!

Ia, weil es wundernahm, daß es im Prosperohaus Reinhardt noch einen so jungen Künstler gab, der aus klar begrifflichem Gehäuse mit so reichen Gaben des Sehens, Gestaltens in die Wiese herrlicher Tat hinausschritt. —

Nein, weil dieser „Kain" förmlich nach dem Regisseur schrie, ohne den seine Gestalt in die stereotypen, oft wunderbar gezeichneten Einzelheiten zerfallen wäre.

Die heutige Stellung des wahren Regisseurs ist die Folge fortschreitender Differenziertheit in der Werkstatt, fortschreitender Akkumulation in der Knnst. Das Handwerk spezialisiert, die künstlerische Ahnung bindet. Und mit der Zeit ergab sich der Regisseur als Erponent der Aufführung. So liegen die Dinge heute. Der moderne Kunstausdruck verlieh dem Regisseur Notwendigkeit.

Die Notwendigkeit ergibt sich nur für den aktiven Regisseur — gleichwohl bleibt der passive (diese Einteilung bestätigt jede Theatervorstellung) sehr begehrt. Beide können fruchtbar sein, der aktive mehr, der passive minder. Die Einseitigkeit des aktiv gearteten ist wiederum gefährlicher als die seines passiven Kollegen. Der eine ist Romantiker, visionär, der andere Realist, dabei oft gewitzter in seinem Schaffen. Diese divergente Arbeiteweise bat die Zwei» teilung in der Wahl des zu Inszenierenden zur Folge, die aber nicht zeitlich zu scheiden ist. Romantik, Mystik, Symbolik dem aktiven — Realistik (nicht jene rein äußerliche) dem passiven Regisseur. Und beide werden oft Hervorragendes leisten. Die Kunstdomäne des Romantikers ist größer als das Nachbarland, die Zahl der in ihr Tätigen weit, weit geringer— wie es stets im wunderbaren Land schöpferischer Knnstbetätigung ist.

Wir sahen den „Einsamen". Da fehlte Regie, Romantik. (Eine äußerlich markierte Armut ist nicht inneres Erlebnis — passive Regie. — Da kann billiger

Reichtum — aktive Regie — weit anders, tiefer packen!) Wir sahen im „Kam" und im „Besuch aus dem Elysium" das Blätterhafte von einem jungen Künstler aktiven Schlages zu geschlossenem Organismus gestalten, wie es in Form, Mimik, Farbe, Rhythmus nicht schöner gezeugt werden kann. Müssen wir staunen? Das Grau wirkt stärker, wird es in seinem Übergang zu Schwarz von einem lichten Rand unterbrochen. So elementar das scheint — das sah der jnnge Künstler, nnd übertrug es, mit remantischer Kühnheit, auch auf den Ton. Dae machte die Werke kontinuierlich klingen — und erzählte, daß es einen neuen Regisseur gibt, der die seltene Gabe der Romantik, der Vision besitzt. Der zu schöpferischer Regie tiefe Intuition, vollendetes, reifes Können besitzt. Ein reicher Gewinn. Wohl einer, der in den Spuren Reinhardts wandelt, indes mit ganz eigener Färbung.

Begrifflich war dieser Künstler dem Reich Thaliens längst nicht mehr fremd. Das bewies sein erstes Buch: „Reinhardt"; das beweist abermals das von ihm in Gemeinschaft mit Ernst Stern herausgegebene Werk: „Reinhardt und seine Bühne".*) Es bildet die Fortsetzung des ersten, gleichsam zum theoretischen Teil die praktische Ergänzung. Es ist eine Reihe von Ausschnitten aus der Werkstatt des Reinhardtschen Theaters; und ein Ganzes bildend, könnte es heißen: die künstlerische Sendung dieser einzigartigen Kunststätte. Die Vielköpfigkeit des Mitarbeiterstabes, aus eben dieser Stätte, macht Wiederholungen unvermeidbar. Ein schönes Buch, das viele Bilder aus der Feder des Vielseitigen Stern zieren! Scherze und Randglossen geben dem theoretisch oft tief schürfenden Werk jene Leichtigkeit und Grazie, die als Vorzug sinntiefer romanischer Schriften gilt. Vielleicht fehlt die genügende Distanz. Aber gerade die unmittelbarste Nähe bei der Arbeit des schöpferischsten der Theaterkünstler gibt dem Buch eine unvergleichlich innige Wärme. Und zeigt aufs Neue Heralds begriffliche Klarheit, der die schönste Inszenierung nicht mehr Erperiment, sondern nur angeborene Intuition bedeuten kann.

Hier ist ein junger Künstler, der aus der Passivität heraustritt. Der Zuschauer darf Heralds Kunst nun fordern!

*) Verlag ve Eysler A Co., Berlin.

Johann Arany
Johann Arany:
Ritter Bor.
Aus dem Ungarischen übersetzt von Prof. Friedrich Lüm.
Nebel deckte Sonn' und Erde,
Düster ob dem Tale graute.
Ritter Bor sich schwang zu Pferde.
„Gott behüt' Dich, Süße, Traute!"
Düster ob dem Tale graute;
Nordwind saust' in dürren Bäumen.
„Gott behüt' Dich, Süße, Traute!"
Bor ist schon in fernen Räumen.
Nordwind saust in dürren Bäumen.
Kleine Lerche kommt gegangen.
Bor ist schon in fernen Räumen.
Schönes Mädchen weint in Dangen.
Kleine Lerche kommt gegangen.
Und wohin jetzt gehen, wandern?
Schönes Mädchen weint in Bangen.
Bater spricht: „Frei diesen an-
dern!"
Und wohin jetzt gehen, wandern?
Wald erbraust in nächt'ger Stunde.
Vater spricht: „Frei diesen andern!"
Mädchen flieht vorm Ehebunde.
Wald erbraust in nächt'ger Stunde.
Schemen schwebend leis sich regen.
Mädchen flieht vorm Ehebunde.
„Kam um Dich!" — spricht Bor, der
Degen.
Schemen schwebend leis sich regen.
Sich belebt die öde Wildnis.
„Kam um Dich!" — spricht Bor, der
Degen. —
„Toter Held, ein Schattenbildnis."
Sich belebt die öde Wildnis,
Geisterlippen lispeln Lieder.
„Toter Held, ein Schattenbildnis,
Mein Geliebter, nimm mich wieder!"
Geisterlippen lispeln Lieder.
Hochzeitszug ist aufgebrochen.
„Mein Geliebter, nimm mich wieder,
Beim Altar, wie Du's versprochen!"
Hochzeitszug ist aufgebrochen,
In Ruinen die Kapelle.
„Beim Altar, wie Du's versprochen!"
Chor erklingt, das Schiff ist helle.
In Ruinen die Kapelle.
Alter Glanz ist neu erworben.
Chor erklingt, das Schiff ist helle.
Priester spricht, der längst verstorben.
Alter Glanz ist neu erworben.
Lampen glitzern, tausend Kerzen.
Priester spricht, der längst verstorben.
Schwüre binden Händ' und Herzen.
Lampen glitzern, tausend Kerzen,
Draußen wächst des Waldes Schatten.
Schwüre binden Händ' und Herzen,
Schöne Braut muß bleich ermatten.
Draußen wächst des Waldes Schatten,

Käuzchen in den Klippen wimmern.
Schöne Braut muß bleich ermatten, —
Tot fand man sie in den Trümmern.

Dr. Carl Vogl:

Sir Oliver Lodge's „Raymond oder Leben UNd Tod". Referat und Kritik.

Schluß.

Es gibt heute bereits genug Leute, die durch eigene Erfahrung wissen, daß eine solche Kommunikation über die Grenzen zwischen der sinnlich gegebenen Welt und dem weiteren Dasein hinweg wohl möglich ist. Kundgebungen intimer Art über Dinge, die keinem der Anwesenden bekannt sind und erst nachträglich sich bewahrheiten, kommen in mediumistischen Sitzungen nicht selten vor. Der Vorwurf, solche psychischen Mitteilungen seien allemal von trivialer Art, handelten lediglich von unbedeutenden Dingen, ist in seiner Allgemeinheit nicht richtig. Da jedoch zunächst fast alles auf Verifikation und Identitätsnachweis ankommt, so werden kleine Erinnerungen die besten Dienste leisten. Die Vorstellung überdies, daß ein abgeschiedener Freund ausschließlich mit erhabenen und tiefernsten Dingen sich befassen müsse und unzugänglich wäre für Scherz und heitere Laune, ist eine ganz ungerechtfertigte Erwartung, die aufgegeben werden muß. Das zu» künftige Leben ist noch gar nicht etwas jenseits von Raum und Zeit, außerhalb jedes Begreifens. Wohl ist es viel mehr als dieses Erdenleben, aber dennoch kein plötzlicher Sprung ins Übernatürliche, sondern ein stetiges Fortschreiten. — Mit Verfälschungen und Beeinflussungen seitens des Mediums, wenn auch ungewollten, wird gleichwohl immer zu rechnen sein.

Die sogenannten Kontrollgeister des Mediums sind dem Verfasser immer — auß:r im Falle der Überanstrengung und Ermüdung des Mediums — von so selbständiger und einheitlicher Natur erschienen, daß er nicht ansteht, sie als ähnliche Hilfen der Abgeschiedenen anzusehen, wie sie uns als Medien zu Gebote stehen, also Medien auf der andern Seite. Indessen treten nicht selten die Abgeschiedenen selbst persönlich ein und geben sich in all ihrer Eigenart, mit all den kleinen Zügen und Gesten, die sie zu Lebzeiten gekennzeichnet haben; diese sind wie die Personen selbst dem Medium oft gänzlich unbekannt. Frau Leonard ist kein besonders starkes Medium, wegen der fast durchgängigen Vermittlung durch ‚Feda', die störend wirkt, so daß ein freies nnd direktes Gespräch nicht recht aufkommen will. (Ganz anders bei Frau Piper, dem unvergleichlichen Bostoner Medium.)

Beim gegenwärtigen Stand der Forschung hat oft gerade der beste Beweis einen so privaten und familiären Charakter, daß seine Veröffentlichung nicht

statthaft ist. So muß die Menge der Erfahrungen überzeugend wirken und zu Schlußfolgerungen führen, und nur ausnahmsweise wird eiu einziges starkes Erlebnis für den Einzelnen entscheidend werden. Der Erfahrungen gibt es aber viele seit Urzeiten. Und es gilt nur, mit offenen Augen die einschlägigen Berichte zu lesen, und dann geduldig zu warten, bis man selbst Gelegenheit hat, etwas zu erleben, das die Überzeugung völlig macht.

„Ich bin ebenso überzeugt", bekennt Lodge, „von der fortdauernden Existenz auf der andern Seite des Todes, wie ich es bin von dem Dasein hier. Nun könnte jemand sagen: ‚davon kannst du doch nicht so sicher sein, wie von der Sinneserfahrung.' Doch, antworte ich, ich kann es wohl. Ein Physiker ist niemals eingeschränkt auf die unmittelbaren Sinneseindrücke, er hat zu tun mit einer Mtnge von Begriffen und Dingen, für die er kein physisches Organ besitzt: die dynamische Theorie der Wärme etwa, und der Gase, die Theorie der Elektrizität, des Magnetismus, der chemischen Affinität, der Kohäsivn; und der Begriff des Äthers gar führt iu Regionen, wo Gesicht und Gehör und Getast ohnmächtig sind als unmittelbare Zeigen, wo sie nicht länger wirksame Führer sein können . . . Gleichwohl sind ihm diese Regionen der Erkenntnis ebenso klar und lebendig, wie diejenigen, in denen er sich bei seiner täglichen Hantierung bewegt; ja die meisten der altergewöhnlichsten Erscheinungen erfordern eine Erklärung durch subtilere Begriffe — die Solidität der Materie beispielsweise —, und Sie zu Grunde liegenden unmateiiellen Wesenheiten seiner Begriffe werden dem Physiker mehr und mehr ebenso wirklich und snbstanziell wie irgend etwas, das er sonst kennt. Lord Kelvin fder Physikers pflegte paradorerweise zu sagen, wir wüßten über die Elektrizität mehr als über die Materie."

Es gibt verschiedene Grade von Wesen, nicht nur niedrigere sondern auch höhere wie der Mensch, und unter diesen Wesen gibt es etliche, welche die Menschen betreuen, ihnen helfen, sie führen. Unter den höchsten Wesen aber, die zur Erde in Beziehung stehen, ist tines, dem die Christenheit in richtigem Grund» gefühl allezeit die reichste Ehrfurcht und Andacht entgegengebracht bat.

Darum ist es ein Irrtum, zu glauben, daß die Tage des Christentums vor» über seien. Dieses bat vielmebr kaum erst begonnen. In einzelnen Seelen hat es geblüht und Frucht getragen, aber gegenüber den Übeln der Welt ist es kaum ze noch als Panaeee versucht worden. Es mutet seltsam an, daß dieser entsetzliche Krieg die Erkenntnis Christ, fördern, vereinfachen, vervollkommnen sollte, doch ist ja schon Seltsameres gescheben. In naher Zukunft wird der Ruf Christi gehört und aufgenommen werden von einem großen Teil der Menschheit, wie er bisher auf Erden noch niemals gehört und aufgenommen worden ist. Ia, wenn die rechte Zeit gekommen sein wird, dann wird dieser Planet der Schauplatz werden einer groß'.'n Entfaltung von Tatkraft nnd Frende, so daß ausgeglichen, und mehr als

ausgeglichen wird alles Leid und alle Pein, alles Blut und alle Tränen, die den
Weg zu bereiten hatten.
H 5 s
Sir Oliver Lodge's Buch .Raymond' hat in England und darüber hinaus
weite Verbreitung gefunden und offenbereite Aufmerksamkeit geweckt. Gleich in
den ersten Mrnaten seines Erscheinens (November und Dezember 1916) ist es
sechsmal aufgelegt worden. Auch bei uns kann man es gelegentlich bereits nennen
hören, trotz der großen Schwierigkeiten und der erheblichen Kosten, die seiner Be-
schaffung in jetziger Zeil im Wege stehen.
Will man Stellung nehmen zu dem, was das Bnch zu geben beansprucht, so
darf man nicht heraussuchen die anfechtbaren oder dem Spott unschwer zugäng»
lichen Partien, und die übrigen leichthin abtun als zwar verwunderlich, aber bei
beharrlich ernsthaftem Suchen nach Fehlerquellen, nach Selbst- und Fremdbetrug,
gewiß erklärbar auf ganz natürliche Weise. Aber man darf auch nicht umgekehrt
die verwunderlichen allein herausheben nnd den Anschein wecken, als ob das
Buch zu keinerlei Kritik Anlaß aeibe und schlechthin nur die eine Deutung der
darin geschilderten Erlebnisse zuließe.
Den ersteren Weg pflegen in der Regel diejenigen zu gehen, welche den
gegenwärtig überlieferten Stand unseres wissenschaftlichen, im besondern natur-
wissenschaftlichen Denkens und das darauf sich aufbauende Weltbild für un-
antastbar festgegründet ansehen und jede Bedrohung nnd Erschütterung desselben
als Bedrohung und Erschütterung des wissenschaftlichen Arbeitens überhaupt
empfinden und daraus Gefährdung und Verdunkelung der erlangten vermeintlich
unüberbietbaren Geisteskultnr entspringen sehen. Die Geschichte der Wissen-
schaften ist reich an Beispielen, da ihre berufsmäßigen Träger sich weigerten,
auch nur zu prüfen neue Gegebenheiten, die sich nicht einfügen wollten in das
Rahmenwerk des bisherigen Gedankensystems. Das klassische Beispiel bieten ja
die Astronomen zur Zeit Galileis, welche nicht zu bewegen waren durch das eben
erfundene Fernrohr zu blicken, nm sich zu überzeugen von der Wirklichkeit der
von Galilei entdeckten Iupitermonde, der Sonnenflecken, der Mondgebirge usw.
Und aus unfern Tagen weiß der rühmlich bekannte Psychologe William Iames
zu erzählen von einem bervorragenden Biologen, der ihm gegenüber geäußert
habe, selbst wenn es so etwas gäbe wie Telepathie, so müßten die Gelehrten sich
zusammentun, um es zu verheimlichen und zu unterdrücken, da es sonst die
Gleichförmigkeit des Naturlaufs und alles, was damit zusammenhängt, zerstören
würde nnd die erakte Wissenschaft dann ihrer Arbeit nicht mehr obliegen könnte.
Den andern Weg werden diejenigen vorziehen, welche bereits anderswober
überzeugt sind von der Welt- nnd Lebensauffassung, von der unser Buch Zeugnis
ablegen will, als deren Bestätigung es sich weiß. Aber diese letzteren sind sich

nicht immer bewußt der Verantwortung, die demjenigen zufällt, der neue Wege geht, sie unterschätzen die Schwierigkeiten, sie wollen nicht wahr haben die Täuschungen und Irrungen, die nicht selten hereinspielen.

Allerdings, man vergesse nicht, Lebens' nnd Weltanschauungen werden immer im Gruude getragen werden von letzten Entscheidungen, sie werden durch letzte Akte des tlberzeugtseins erst zum Abschluß kommen. Daran ist zu erinnern, wenn man den Tiefen menschlichen Seelenlebens wird gerecht werden wollen. Tarum möchte ich aber auch in dem reichlich abgegriffenen Wort ,Welt- und ?ebensanschauung/ das Schauen betonen, im Sinne von Schaffen, von Werten, von lebendiger Geistestat.

Das scheinen mir namentlich jene ersteren. leicht zu vergessen. Daß nämlich jedes Vorwärts nnd Aufwärts in der Menschheitsgeschichte davon abhängt, ob wir imstande sind, zur rechten Zeit über das jeweils Gegebene hinauszukommen, oder richtiger: neu anzufangen, nichts, schlechterdings nichts als abgeschlossen feststehend einfach hinzunehmen. Und ich möchte gerade darin des Menschen Eigenwesen erkennen, daß er immer wieder umdenken, nrubilden, höherschaffen kann, daß er sich freimachen kann von allem Fertigen, scheinbar für allezeit Abgeschlossenen, daß er immer wieder sich erheben kann von allem Ausruhen in sicherem Besitz.

Leben doch gerade wir in einer Zeit, wo nicht nur auf dem Gebiete der Politik und des Volkslebens, sondern fast auf jedem andern auch so gut wie alles !n Bewegung ist: Begriffe wie Materie und Energie, Körper nnd Seele, Leben und Tod haben sich als von problematischer Natnr erwiesen. Neue Begriffe steigen auf. Ich erinnere an die Welt der ,strahlenden Energie'; zu den Erscheinungen der Hypnose, die vor wenigen Iahrzehnten noch als Betrug und Aberglaube gebrandmarkt wurden und deren Geheimnis auch heute noch nicht gehoben ist, k> mmen die gewiß nicht minder erstannlichen Erscheinungen der Spaltung de., Persönlichkeit, des Gedankenlesens, der Telepathie und Telenergie, des Mediumismus und anderes mehr. Mit ihnen steigen herauf aus dem Dunkel der Vergangenheit allerlei Berichte und Legenden und Mythen, die mit einemmal in ganz neue Belichtung geraten. Dies alles könnte dringend mahnen, unser Denken und Sinnen und Forschen offen zu halten für ganz neue Möglichkeiten, für ein weit größeres und weiteres, gegenwärtig noch verborgenes Sein von Wirklichkeiten, weit hinaus über den Befund des zur Zeit gewohnten Alltags.

Und so dürften selbst jene Offenbarungen aus dem Ienseits, wie das Buch ,Raymond' sie mit charakteristischen Proben belegt, nicht ohne weiteres und an sich als lächerlich und unmöglich abgelehnt werden — wenn sie beim Leser auch Wohl manchmal ein unwilliges Lächeln hervorrufen, ja selbst den Spott herausfordern mögen. Es ist ein durch nichts gerechtfertigtes Vorurteil, das die offiziellen Religionsinstitute, namentlich evangelischer Herkunft, gefördert haben,

daß nämlich die Abgeschiedenen — ein Ienseitsleben vorausgesetzt — in eine dem Irdischen schlechthin unnahbare Ferne rücken und zu einer nahezu göttlichen Abstraktheit und Vollkommenheit erhoben werden, gänzlich entnommen all unseren Sorgen und Erdenmühen. „Wie", so kann man gerade von hoher Gebildeten ost genug sagen hören, „jenes Leben sollte eine einfache Fortsetzung, eine Art Kopie tieses Lebens sein; man sollte dort wohnen und sich kleiden, vielleicht auch essen und trinken und schlafen und was der Bedürfnisse mehr sind? Man sollte dort nicht grundverschieden anders sein, unvergleichlich wissender, klüger, viel viel besser als hier? Die Augen sollten nicht aufgetan, der dichte Schleier nicht hin-weggenommen sein; wir sollten dort irren und fehlen gleich wie hier? Gott be-wahre nns vor solcher Unsterblichkeit!" Das kirchlich-religiöse Vorurteil scheint mir in dieser Frage auch diejenigen zu beeinflussen, welche dem Kirchenglauben fern stehen.

Or man sich aber wohl das künftige Schicksal nach Wunsch wird wählen können, nachdem man hier so furchtbaren Unzulänglichkeiten unterworfen war, nachdem man hier so entsetzliche Dinge hat schauen, ja werktätig daran teilnehmen müssen! Nach der Entwicklungslehre macht die Natur keine Sprünge, sondern schreiter stetig fort.

Die katholische Kirche mit ihrem Purgatorium, ihren mühevollen Stufen der Läuterung und des Emporklimmens erscheint mir nicht nur vom religiösen, sondern auch vom philosophischen Standpunkt mitnichten belachenswert; ein lebendiger Ideengehalt ist darin niedergelegt. Und die altindische Karma- und Wiederverkörperungslrhre geben Ausdruck so feinen Gedankenpvtenzen, daß europäisches Philosophieren und religiöses Suchen sich ihnen nicht versagen sollte. Überdies, was wissen wir von der Verkettung und dem Stuftngang der ein-ander ablesenden Episoden einer über dieses kurze Erdenleben hinausführenden Lebensentfaltung!

Man muß — das sollen diese Reflexionen sagen — zu jeder Probe äußerster Vorurteilslosigkeit fähig sein, wenn es sachliche Prüfung und strenges Suchen nach Wahrheit gilt.

Sir Oliver Lodge's Buch gibt zu mancherlei Einwendungen Anlaß, wie ich in meinem Referat wiederholt aufmerksam zu machen hatte. Lücken in der Be-richterstattung, vermutlich auch in der Forschung selbst, lassen ein abschließendes Urteil über etwaige unberücksichtigte Fehlerquellen nicht zu. Dennoch enthält es des Wertvollen etliches, für das nicht nur die Spaltung der Persönlichkeit, sondern auch telepathische Gedankenübertragung zur Erklärung heranzuziehen wäre. Nicht als ob diese Erklärung mich völlig befriedigte — Telepathie ist ja vorläufig kaum mehr als ein Wort, eine Marke, um eine Sache zu bezeichnen, für die das eigentliche Verständnis noch so gut wie verschlossen ist, durch das eine neue Er-

kenntn>S vorerst nur angedeutet werden soll. Auch möchte ich die Freiheit gewahrt roiss/i für jede andere Erklärung, die etwa ihr besseres Recht erweisen würde.

/ Daß Persönlichkeitsspaltungen tatsächlich vorkommen, daß selbst im Normalle! eu das Unterbewußte sich bemerkbar machen uud selbsttätig eingreifen kann in den Ablauf des Oberbewußtseins, ist hinreichend bekannt. Man lese darüber Dessoir's „Das Doppel'Ich" und Staudenmeier's „Die Magie als erperimentelle Naturwissenschaft", welch letzterer an sich selbst höchst interessante Beobachtungen angest"Kr hat. Der in der wissenschaftlichen Literatur wohl bekannteste Fall von Persönlichkeitsspaltung oder vielmehr -wechsel ist der von Pierre Ianet beschriebene der Frau L,'onie B. Diose besteht aus drei Personen, die in der Hypnose nacheinander in Wirksamkeit treten und in Temperament, Lbarakter und Intelligenz völlig von einander sich unterscheiden. Die erste ist einfältig, schüchtern, gutmütig; die zweite munter, laut, ironisch, sie nennt sich L^ontine; die dritte ist würdevoll ernst, sie nennt sich sonore. Die letztere übt scharfe Kritik über die beiden andern, mit denen sie durchaus nichts zu tun haben will. —

Auch die Telepathie, hier im besonderu das sogenannte Gedankenlesen, halte ich nach den bisberigen Forschungen für erwiesen, und Naum Kotiks Arbeit „Die Emanation der psychophysischen Energie. Eine erperimentelle Untersuchung über die unmittelbare Gedankenübertragung im Zusammenhang mit der Frage über die Radioaktivität des Gehirns" erscheint mir trotz Dessoir's Kritik nicht widerlegt. Auf diese Dinge hier näher einzugehen, fehlt der Raum, betonen möchte ich nur die merkwürdige Eigentümlichkeit, daß es keineswegs immer die oberbewußren Vorstellungen nnd Gedanken sind, welche von den dazu befähigten Personen dem Seelenleben der andern entnommen, gleichsam abgelesen werden, sondern daß im Gegenteil vielleicht häufiger die unterbewußten, also die nicht im jeweils wachen Bewußtsein befindlichen Gedanken und Vorstellungen es sind, die hier eine entscheidende Rolle spielen.

Ein Beispiel aus eigener Erfahrung sei mir gestattet hier anzuführen. Vor etlichen Iahren wurde ich von einer adligen Dame aus Ostpreußen, die ich kurz vorher in einer süddeutschen Pension (wo ich mich bloß drei Tage aufgehalten) kennen gelernt hatte, bei einem Berliner Medium einoeführt. Wir setzten uns alsbald zu dritt an ein Tischchen. Ich bat, wie mir's der Augenblick gerade ein» gab, mir einen Iugendfreund zu nennen. Ich dachte dabei an niemand besonders, dz ich mehrere Iugendfreunde hatte. Fast sogleich wurde mit voller Sicherheit durch die Dnebstabiermethode der Name Rudolf Widmann gegeben. Dies war tarsächlicb mein liebster Freund gewesen, von dem ich aber seit meinem vierzehnten Lebensjahr nichts mehr weiß, an den ich so gnt wie nie denke; er soll irgendwo in Böbmen ein kleiner Beamter sein, wie ich viel später einmal zufällig in meiner Heimat erfuhr. Ich selbst lebte bis zu meinem dreiundzwanzigsten Iah.' ansschließlich in Prag, bloß meine dortigen Geschwister wissen etwas von

dieser Iugendfreundschaft, den Betreffenden kennen sie nicht mehr und denken so
wenig an ihn wie ich selbst. In Berlin war ich ganz unbekannt, in Ostpreußen
bin ich nie gewesen, hatte damals noch nichts geschrieben und selbstverständlich
den mir ganz gleichgültig gewordenen Namen Rudolf Widmann niemandem
gegenüber geänßert. Dem Spiritismus stand ich skeptisch gegenüber, die möglichen
T'iujchungsquellen waren mir nicht unbekannt; am Tischchen suchte ich mich ganz
passiv zu verhalten, ja ich wirkte vielleicht eher ein wenig irreführend, um ja
nachher kein Bedenken zu haben. — Noch manch anderes wurde ganz richtig an»
gegeben. Am wunderbarsten aber erscheint mir folgendes: ich ersuchte, mir einen
Freund meines frühverstorbenen Vaters zu nennen — es hatte sich nämlich mein
‚Vater' als unsichtbar anwesend gemeldet. Zwei seiner Freunde, die mir gut
bekannt waren, kamen für mich in Betracht. Keiner der beiden knrzen und nicht
gerade seltenen Namen wurde jedoch buchstabiert, statt denen ein meinem Emp-
finden nach unmöglicher: Ikorik Vidot. Wiederholt wurde dieser Name buch-
stabiert. Ich fragte nach der Stadt, wo der Betreffende mit meinem Vater be-
freundet gewesen sein soll. Erster Buchstabe: P. Ich war sofort überzeugt: das
muß Preßburg heißen, wo mein Vater sieben Iahre im Iustizdienst sich betätigt
hatte. Der zweite Buchstabe: I! Nun war ich sehr überrascht und konnte mir nicht
denken, was für ein Name das sein sollte. Erst als L und S kamen, wußte ich,
daß Pilsen gemeint war, wo mein Vater das Gymnasium (deutsch) absolviert
hatte. Niemandem hatte ich von diesen ganz privaten Dingen erzählt oder auch
nur die mir fern liegende Stadt erwähnt. Eine schriftliche Anfrage am Pilsner
Gymnasium nach dem seltsamen Namen blieb, wie ich von vornherein er-
wartet hatte, erfolglos. Nach einiger Zeit machte mich ein Verwandter darauf
aufmerksam, daß jener Name eine Verballhornung sein dürfte von Georg von
Stradiot, dem Namen meines Großvaters mütterlicherseits — ein bei uns kaum
vorkommender Name (aus den Niederlanden stammend). Die Deutung erscheint
mir nicht unwahrscheinlich. Das Ablesen dieses fremden Namens aus meinem
Unterbewußtsein verursachte dem Unterbewußtsein des Mediums ungewohnte
Schwierigkeiten. Das J scheint auf geschriebenes großes G zu deuten. Man
stellt ja Namen, die man oft geschrieben gesehen hat, in der Regel nicht bloß im
Gehörs-, fondern auch im Schriftbild vor. Von meinem ebenfalls verstorbenen
Großvater hatte ich meines Wissens niemandem in Berlin erzählt, hatte gar
keinen Anlaß dazu. Hätte ich es getan, Ho wäre der Name.vielleicht auch ver-
unstaltet wiedergegeben worden, aber dann wohl in anderer Weise: das Wörtchen
‚von< wäre kaum vergessen und das S kaum überhört worden. Auf jeden Fall ist
wohl anzunehmen: wenn ich selbst ober- oder unterbewußt die Bewegungen des
Tisches beeinflußt hätte, so wäre das Ergebnis ein anderes gewesen. —
Für Lodge's Erlebnisse, wie sie in seinem Buche berichtet werden, würde
sich also folgende Hypothese ergeben: Im Medium vollzieht sich während des
Traneezustandes, d. h. des Ausgeschaltetseins des normal bewußten Lebens, eine

mehrfache Spaltung der Persönlichkeit: eine Teilpersönlichkeit (der Frau Leonard), die sich Feda nennt und der Geist eines kleinen Ittdianermädchens zu sein behauptet und dementsprechend redet und sich gebärdet, und eine andere Teilpersönlienkeit, die der Geist des in Flandern gefallenen Raymond Lodge zu sein beansprucht. Diese beiden treten bald nacheinander bald nebeneinander als Wesen von selbständiger Intelligenz und Willensbetätigung auf, so unabhängig von einander, daß sie bisweilen einander nicht verstehen können, sich gegenseitig korrigieren, ja in Widerstreit geraten. So allemal, wenn in den Sitzungsprotokollen „leise" vermerkt ist; Feda redet dann zu einer andern Person, zu Raymond. Sie weiß z. B. nicht, daß Raymond Lodge und Christoph Sonnenschein in B'rmingham Studiengenossen gewesen sind und einander gekannt haben; sie hält Mr. Jackson für einen Menschen.

Der Leser wird wissen, daß auch im normalen Traume solche Personspaltungen und Dramatisierungen vorkommen: man debattiert mit seinem Traumgegnor, man ist überrascht über seine Einwände, die zunächst vielleicht unverständlich scheinen, dann aber mit einmal im Laufe des Gesprächs sich als sehr treffend herausstellen.

D>'e Schwierigkeit aber ist, daß das zweite dieser Spaltwesen, Raymond, D'nge weiß, die nicht nur dem Medium, sondern auch den Zirkelteilnehmern un» beke.l>nt sind: es weiß von Lieblingsliedern des lebenden Raymond, von Necknamen der Brüder untereinander, es gibt in Stichworten zu verstehen, daß es sich g.meinsamer Autofahrten erinnert, es weiß, daß im Landhause bei Birmingham das Wort Honolulu gewünscht wird, und bringt dieses Wort in London, obne Zusammenhang mit dem übrigen Gang der dortigen Sitzung; es ist unterrichtet über ein Lichtbild, das in Flandern aufgenommen wurde und der Familie Lodge noch unbekannt ist. In diesen Fällen auf Zufall oder Betrug zu erkennen, bin ich nicht imstande, umsoweniger, wenn ich an die Protokolle der Londoner Gesellschaft für Psychische Forschung und an die übrige einschlägige wissenschaftliche Literatur denke. Auch der Verfasser des .Raymond^ kommt von intensiven langjährigen Studien dieiser Art her — daher vielleicht auch die Vernachlässigung mancher Punkte, die ihm unwillkürlich als nebensächlich erscheinen, weil für ihn längst erledigt, während wir sie nicht als unwichtig betrachten können.

Woher kommen nun dem Medium beziehungsweise seinen Spaltpersönlichkeiten solche Kenntnisse? Offenbar muß es dieselben ohne Vermittlung der gewohnten Sinne, außerhalb der uns bekannten natürlichen Verkehrswege zu erlangen wissen, unmittelbar aus dem Bewußtsein, sei es dem Ober' oder dem Unterbewußtsein der Sitzungsteilnehmer, und, falls diesen selbst die betreffende Kenntnis abgeht, von andern lebenden Personen her, oft vielleicht aus räumlich weiter Ferne.

Diese Hypothese bedeutet freilich für das altgewohnte Denken und Ver'

stehen eine nicht geringe Zumutung und ich kann es gut begreifen, wenn jemand sagt: dann bekenne ich mich doch lieber gleich zur Annahme, daß die menschliche Persönlichkeit über den Tod hinaus forteristiert und unter gewissen Bedingungen sich auch weiterhin ihren Angehörigen und Freunden mitzuteilen weiß. Diese Annahme, wie der Spiritismus sie als sicher erwiesen hinnimmt, ist schlechthin nicht zu widerlegen; es kann ihr bloß entgegengehalten werden, daß sie den erperimentell wissenschaftlichen Beweis noch nicht einwandfrei erbracht habe, und daß man doch nicht erwarten könne, daß ein naturwissenschaftlich geschulter Denker von der ihm gleichsam zur zweiten Natur gewordenen Überzeugung sich lossagen werde, ehe ihm der gewünschte Beweis in aller Strenge vorliegt.

Eine Schlußfolgerung allerdings erscheint mir erlaubt: Hat ein Mensch, wie man es von den sogenannten Medien annehmen muß, die Fähigkeit, so souverän über die räumlich und zeitlich gebundene Welt des körperlichen Ich zu schalten, von ihren Schranken so weitgehend sich freizumachen, so spricht dies von einer Herrschaft des Seelischen über das Stoffliche, die mit der Schlußfolgerung Platons vertraut machen könnte, der Tod sei eher als eine Befreiung, denn ale Vernichtung aufzuifassen, er bedeute nicht eine Auflösung, sondern eine Umformung und Neugestaltung des seelischen Seins. —

Sollte das Buch .Raymond' auch nur zu den Kapiteln der metapsychischen Forschung „Telepathie und Gedankenübertragung" einen Beitrag liefern, so wäre e? schon der Aufmerksamkeit wert.

Solche Studien öffnen den Blick in künftige Möglichkeiten eines neuen Wissens und Erkennens und Erlebens, deren Tragweite wir zwar noch nicht zu ermessen vermögen, denen wir uns aber nicht verschließen wollen, wenn sie über kurz oder lang ihr Recht erweisen sollten.

R. Robert Steiner:

Gesang der Nacht.

Du dunkelblauer Vogel auf dem First
Des Himmelsdomes mit den Schattenschwingen:
Ich hör' aus deinem Schweigen stark ein Singen,
Wenn du durchs graue Schlafreich leise irrst.
Schon fühl' ich, wie sich meine Sinne weiten,
Durch meine Adern rinnt ein wildes Rauschen
Und meine Seele strebt hinauszulauschen
In deine klingenden Unendlichkeiten. —
Ich merke Leisgewüikschtes sich erfüllen,
Wenn du mich einsingst in dein Wunderland,
Und dunkel nur Geahntes sich enthüllen.
Nach dir, Nacht, streck' ich sehnend meine Hand,
Das Hoffen mir mit einem Traum zu stillen.
Den eines Nachtwinds Wehen mir erfand.

Sehnsucht.

Durch meine Träume weht ein Unbekanntes
Mit weißen, zartumflorten Nebelschwingen,
Und scheint doch etwas ferne Vorgeahntes.
Durch meine Träume tönt ein helles Klingen,
Wie Zittern einer angestrafften Saite,
Und strebt zu langem Schluchzen sich zu schlingen.
Durch meine Träume blickt aus blauer Weite
Ein Licht, das scheint im freien Raum zu schweben
^. Und zieht mich an sich. Willig folgend gleite
Ins Wachen ich — und dürste nach dem Leben.

Friedrich Freksa
Der Kamin
Friedrich Freksa:
Aer vNHlüill. Aus der Chronik eines Wosvredorfes.
Schluß.

Bei diesem Anblick verbarg Virginie ihr Gesicht in den zuckenden fetten Händen. „Ich will fort, ich will augenblicklich fort!" schrie sie und bäumte sich auf. Berthe umklammerte ihre Knie, ihr war's, als solle ihr eine sichere Beute entgehen. Zwei Soldaten faßten Virginie bei den Armen und Achseln und drückten sie nieder auf die Flaschen. Sie aber krümmte sich wie im Krampf, hielt sich die Ohren zu und verbarg ihren Kopf in Berthes Schoß. In dieser Stellung ver» harrte sie und schlief vor Nervenerschöpfung ein, als die Beschießung ein Ende genommen hatte.

Ein Sanitätsunteroffizier, der das irre Entsetzen der Frau beobachtet hatte, riet ihr am nächsten Tage dringend, den Ort zu verlassen, solange es noch mög- lich sei. Berthe bestürmte sie von neuem. Da endlich gab sie nach und verlangte nun selbst nach Verdun zu gehen zu ihrem Sohne.

Zitternd, auf Berthe sich stützend, stieg Virginie aus dem Keller. Als sie aus der Falltüre heraus in die Küche hinaufschritt, stöhnte sie tief auf. Eine Granate hatte den Raum durchquert. In der einen Wand schien der Himmel durch ein zackiges, dreieckiges Loch, in dem zerschmetterten Fensterstock war das Geschoß krepiert. Durch die Gewalt der Erplosion war alles, was an den Wänden hing, zu Boden geschleudert. Da mischten sich die Trümmer von Krügen, Tellern, Glasscherben und Zeugfetzen. Eine starke eiserne Pfanne war zerknüllt wie ein Stück Papier, in der Ecke lag die Katze tot auf dem Rücken und neben ihr ein blutberonnener Stiefel in einem wirren Knäuel einer Wickelgamasche, aus der braune Fleischfetzen hingen.

Berthe schob die keuchende schwere Frau in den großen Ranm, in dem der Kamin stand. „Ihr Kamin", wie ihn Berthe im stillen nannte. Die wenigen verkommenen Möbel, die in der gleichen, lothringischen Schreinerarbeit waren, wie sie in der ganzen Gegend üblich war, glichen den Mrardschen Möbeln so sehr, daß sie Berthe nicht befremdeten. Nur die beiden rot überzogenen Rips' sessel vor dem Kamine vermißte sie.

„Wir werden es bald wieder so haben, wie es vordem war," sagte sich Berthe mit der Traumsicherheit einer Besessenen. Dann suchte sie für Virginie die notwendigsten Kleidungsstücke und Wertsachen zusammen. Durch Vermittlung des Sanitätsoffiziers erhielten die beiden Franen Plätze auf einem leeren, zurück- laufenden Munitionswagen, und so gelangten sie gemach, von einer Hand zur anderen weiter gegeben, nach einer langen Wagenfahrt durch die dicken Wälder

der C«te hinüber ins Maastal und schauten herab auf die altertümliche Stadt, deren Kathedrale die zusammengedrängten Häuser bewachte, wie eine Glucke die Küchlein.
Auf der Fahrt vergaß Berthe keinen Augenblick ihr eigentliches Ziel. Sie malte der verängsteten Frau aus, wie das ganze Haus in Trümmer geschossen würde. Wieder und wieder fragte sie, ob Virginie dann noch Lust habe, in das Dorf zurückzukommen, und sie drang in sie, ihren Vorschlag anzunehmen, und ihr das Haus für den Materialwert zu überlassen.
Aber Virginie weinte still vor sich hin und seufzte immer und immer wieder: „Ich sage nichts zu, das muß mein Sohn für mich machen."
Endlich konnte Berthe die völlig Erschöpfte und Aufgelöste in das altertümliche Bürgerhaus mit den hohen schmalen Rokokofenstern führen, das der Notar Herr Turif^re innehatte.
Der junge Mann, dessen ganzes Personal eingezogen war, öffnete ihnen das Haustor selbst. Er war in der größten Erregung, da gerade ein Schreiben von der Behörde an ihn gelangt war, durch das er zum Heeresdienst einberufen wurde. Bisher war es ihm gelungen, als Einpeitscher des Abgeordneten für sein Departement sich der Dienstpflicht zu entziehen.
Als Berthe unter Geseufz und Geschluchz Virginies mit der größten Umständlichkeit von der Beschießung ihres Dorfes erzählte und sich endlich erbot, die Äcker für achtzigtausend Franken, das Haus zu seinem Materialwert für ein paar Hundert zu übernehmen, war der Notar sogleich damit einverstanden.
Virginie, die sich solange gesträubt hatte, ließ jetzt alles geschehen. Noch in der gleichen Stunde unterzeichnete sie die Verträge, nach denen Berthe ihr gesamtes Besitztum übernahm.
Die Mrard-Tochter wäre am liebsten sofort mit dem Vertrage in der Tasche wieder hinausgeeilt, um Besitz zu ergreifen. Allein ihr fehlte ein mili« tärischer Ausweis, und der Notar hatte andere Dinge zu tun, als sich jetzt noch länger um das alte Landweib zu kümmern.
Doch ihrer Zähigkeit glückte es, auch diesem Hemmnisse Herr zu werden.
In der Dunkelheit schlich sie sich hinaus ans der Stadt und den Verteidigungsanlagen. Dann schlug sie sich durch die Wälder wie eine alte schlaue Wölfin, ohne von den zahlreichen Soldatenkommandos erwischt zu werden. Erst in der Ebene wurde sie von einem Korporal festgehalten. Dem log sie vor, aus Angst über die Beschießung sei sie aus Buzantin davongelaufen und ein paar Tage umhergeirrt.
Um ihre Persönlichkeit festzustellen, wurde sie mit zwei Mann Bedeckung in das von ihr angegebene Dorf geschickt. Hier ward sie erkannt, und da sie nun einmal dort war, in Buzantin belassen.

Friedrich Freksa
Der Kamin
Sie zitterte vor Begier, nun endlich Besitz von ihrem Hause zu ergreifen.
Doch der ganze Ortsteil war wegen Einsturzgefahr abgesperrt. So umschlich die alte Frau die Stätte, nach der sie sich ein halbes Leben lang gesehnt und verzehrt hatte, wie eine ausgetriebene Katze.
Über Buzantin aber brach das Grauen des modernen Krieges mit voller Macht herein. Stunde um Stunde wütete das Artilleriefeuer, Ziegel um Ziegel, Stein um Stein, Balken um Balken ward von den Häusern abgetragen.
Ieden Mvrgen kroch Berthe aus dem Erdloch unter Chiles Hütte heraus, in dem sie ihre Kartoffeln aufbewahrte. Ängstlich spähte sie ans, was mit ihrem Besitztum geschehen sei. Und siehe da, trotzdem in der Nachbarschaft alles zu Schutt und Asche zermahlen ward, hielten die Mrardschen Ruinen noch stand. Zwar zeigten sich neue Löcher und Spalten, aber nicht umsonst hatte der alte napoleonische Sergeant ein festeres Material für seine Wände gewählt.
Eines Nachts wurden die letzten Reste der Bewohner, um ihr Leben zu sichern, fortgeschafft. Aber Berthe warf sich dem Ortskommandanten zu Füßen und bat so lange, so eigensinnig, so verzweifelt, daß der Offizier es nicht übers Herz brachte, die alte Frau gewaltsam fortzujagen, und sie aus Mitleid in all dem Schrecken, in all der Not ließ.
Allein Ende Februar kam eine Nacht, da alle Teufel der Hölle über das unglückselige Dorf losgelassen zu sein schienen. Die Ohren wurden taub durch die unaufhörliche dröhnende Erschütterung der Luft. Der Boden zitterte wie nervöses, gesporntes Fleisch.
Berthe saß in dem Erdloch unter Chiles Hütte auf ihren Kartoffeln und wartete ab. Nicht um sich selbst hatte sie Angst, aber bei jedem Einschlag zitterte sie um ihr Haus, um ihren Kamin. Wie schwere Peitschen knallten in der Nähe Gewehrschüsse, Pfeifen schrillten, Schreie gellten auf, wildes Brüllen mischte sich mit Zittern und Krachen.
Ein paar französische Infanteristen ließen sich zu Bertbe hinab und drückten sich in die andere Ecke des Loches. Derbe Stiefel stampften auf den Dielen über ihren Köpfen. Die Falltüre ward aufgezogen, eine raube Stimme schrie hinab.
Eine elektrische Blendlaterne sandte ihren Lichtschein ins Dunkel, Berthe sah, wie die beiden Infanteristen, zwei bartlose junge Burschen, im weißen Scheine sich auf den Knien zu der Holzleiter hinschleppten, bittend Hände und Gesichter emporreckten.
Die Laterne kam näher wie ein großes glühendes Auge. Hinter ihr gewahrte Berthe eine Gestalt, Umrisse einer Pickelhaube, ein Gewehr mit einem Bajonett.
Da ward lebendig in ihr die Erinnerung an jene Nacht, da Horaee und ihre Eltern füsiliert wurden. Mit einem gellenden Aufschrei sank sie auf den Kartoffelhaufen.

Sie fühlte sich durch eine Faust am Nacken ergriffen und zur Stiege ge-sä>leppt. Die beiden französischen Infanteristen riefen: „Laßt sie! Es ist eine arme alte Frau, habt Erbarmen mit ihr!"

Sie ward zurückgestoßen und blieb anf dem Boden liegen. Da schlief sie ein vor Hunger, Schrecken und Ermüdung.

H H H

Berthe erwachte durch unbekannte Stimmen, die sie über sich horte, Tritte, und Fegen eines Besens.

„Das sind die Deutschen," sagte sie sich. Aber der Durst besonders quälte sie sehr, daß sie die Holzleiter emportastete und an die Falltüre anklopfte.

Das Brett ward aufgezogen und sie blickte in das hagere, braune Gesicht eines schnurrbärtigen blonden Soldaten in grauer Uniform, der sie fragend anschaute. Da sie sah, daß der Mann den rechten Arm in einer Binde trug, wagte sie sich heraus.

Er half ihr und sprach mit gutmütiger Stimme einige franzosische Brocken.

Aus ihrem natürlichen Instinkt heraus machte sie sich schwächer und hilfsbedürftiger als sie war.

Ringsum auf dem Boden lagen auf Streu verbundene Soldaten. Ein Spalt klaffte in der Decke des Zimmers, durch den graues Morgenlicht hineindrang. In dem Kamine brannte ein Feuer, über dem Kochgeschirre hingen.

Der Mann, der Berthe geholfen hatte, gab ihr einen Becher mit einer heißen Suppe und ein Stück schwarzen Brotes, das sie mit Widerwillen betrachtete, aber aus Hunger aß. Als sie sich gestärkt hatte, geleitete der Soldat sie durch den Ort.

Manche Wand, die am Tage zuvor noch gestanden hatte, war in sich zusammengestürzt. Zu den Seiten neben den Häuserresteu lagen bie und da wie Bündel ausgestreckte oder zusammeugekrümmte Gestalten, deren Köpfe mit Mänteln oder braunen Zeltbahnen verhüllt waren. An Menschen gemahnten nur die nackten, wächsernen Hände, die in einer nnwahvscheinlichen letzten Stellung stehen geblieben waren.

Soldaten gingen mit Bahren hin nnd her, auf denen blutende, wimmernde Körper lagen. Durch die Lüfte aber schnitt noch das böse, scharfe Sausen der Geschosse, das zornige Kratzen zerplatzender Schrappnells.

Einem Offizier, dessen Kopf wie eine Kugel in weiße Binden gerollt war, ward Berthe übergeben. Er sprach freundlich mit ihr und fragte, warum sie als einzige Person der Zivilbevölkerung zurückgeblieben sei.

Sie antwortete wirr und hastig mit blitzenden Augen und weit ausgestreckten, hageren Armen, an denen die knochigen Hände wie Wesen mit eigenem Leben in der Luft zuckten.

Einige andere Offiziere kamen und betrachteten sie wie ein Wunder. Es
wurde ihr vorgeschlagen, sie nach Conflans zu bringen oder in einen anderen
Ort, der sicher wäre. Aber sie bat und flehte so herzbewegend, daß ihr Bleiben
geduldet ward. Als sie das Zimmer verlassen durfte, bemerkte sie noch, wie der
eine der Deutschen ihr nachsah und ein Kreuz auf die Stirn zeichnete.
Damit hatte sie ihr Stigma, ihren Ausweis erhalten. Ieder deutsche Soldat
sprach von der armen, alten Französin, die durch die Beschießung verrückt ge-
worden sei. Und nun hatte sie es gut. Die Leute nahmen an ihr Anteil, wie
an einem seltsamen, wilden Tier. Einige kamen, um sich mit ihr zu unterhalten.
Sie schenkten ihr Schokolade nnd Süßigkeiten.
Einer batte in einer zerschlagenen Kommode Frauenkleider gefunden und
brachte sie ihr. Sie aber sagte weder danke noch machte sie sich irgendwie nützlich.
Für sie waren das dieselben Soldaten, die ihren Horaee getötet hatten.
Gegen jeden Anspruch verschanzte sie sich hinter dem ihr angedichteten Irresein.
Erst als sie merkte, daß vor ihrem alten Hause Bretter aufgestapelt wurden,
als Wagen kamen mit Ziegeln und Kalk gerührt wurde, suchte sie den Anschluß
an die Soldaten, die in ihrer alten Hütte einquartiert waren. Mit Unruhe ver-
nahm sie, daß in dem Hause gebaut würde. Mit Schrecken hörte sie das für sie
unaussprechliche Wort „Erholungsheim".
Stundenlang saß sie jeden Tag auf dem Platze vor dem Hause. Sie sah, wie
die zerrissenen Wände wieder aufgefüllt wurden, wie das Haus langsam von
außen seine frühere Gestalt annahm. Das erfüllte sie mit Freude, es gab doch
noch eine Gerechtigkeit in der Welt! In ihren Gedanken hatten sich die Ereignisse
verschoben. Ienes schreckliche Iahr 70 mit seinem Kriege hatle ihr das Haus
genommen. Dieser neue Krieg war nur geschehen, um das Unrecht wieder gut zu
machen, um ihr das Haus und den Kamin wiederzugeben.
Eines Tages hörte sie von den Soldaten, das Erholungsheim wäre fertig.
Gar zu gerne wäre sie hineingegangen. Allein sie wagte es nicht, aus Besorgnis,
ob die Deutschen auch ihr Besprecht anerkennen würden.
Hatte sie so lange gewartet und sich ihrem Ziele mehr und mehr genähert,
so hrauchte sie jetzt nicht ungeduldig zu werden.
Wieder erwachte sie eines Nachts dnrch das ihr längst vertraute, böse, ge-
fährliche Brummen der Granaten und das Schwanken des Bodens. Am Morgen
machten die Deutschen ernste Gesichter, denn einigen ihrer Kameraden hatte es
das Leben gekostet.
In langsamen Abständen der Zeit, aber umso sicherer kamen die Granaten,
suchten und fanden ihr Ziel, den ganzen Tag über. Des Abends sagten die deut-
schen Soldaten zu Berthe: „Heute ist die letzte Nacht, daß wir bleiben. Wir

räumen! Mögen die Franzosen nur ihren eigenen Ort zusammenschießen. Komm' mit, alte Mutter!"

Sie aber schüttelte den Kopf. Schlaflos vor Freude blieb sie die ganze Nacht liegen. Nun kam ja die Stunde, auf die sie Iahrzehnte gewartet.

Als mit dem Morgengrauen die Soldaten fortmarschiert waren und der Ort leer geworden war, machte sie sich auf, um ihr Haus zu besichtigen. Allein noch immer stand der Posten mit der Pickelhaube und dem Gewehr im Arm vor der Türe und verwehrte ihr den Eintritt.

Sie wurde erregt. Sie weinte, sie drohte, aber der Mann, der sie für geistesgestört hielt, schüttelte nur den Kopf. Der Offizier, der sie vor Wochen verhört hatte, ging vorüber und fragte, was sie denn wolle.

Sie faßte sich ein Herz, zog ihren Kaufvertrag hervor und sagte, sie wolle endlich das Haus, das ihrem Vater gehört habe, und das sie zurückgekauft hätte, wieder in Besitz nehmen. Und sie erzählte durcheinander von ihrem Großvater, der das Haus gebaut habe, und von den bösen Menschen, die es ihr entrissen hätten.

Der Offizier hörte alles ruhig mit an, sah die Urkunde durch, befand sie für richtig und sagte: „Alte Mutter, Ihnen hat der Krieg Glück gebracht. Ihr Be» sitztum ist viel schöner geworden, als es war. Schauen Sie es sich nur einmal an."

Er ging mit ihr in das Haus hinein. Erstaunt blickte sie sich im ersten dunkelgebeizten Zimmer um. Aus Holz waren die Wände, Sitze liefen ringsum, Tische, mit blauem Tuch überzogen, waren durch den Raum verteilt. Ein aus Eisen geschmiedeter Kronleuchter hing von der Decke herab.

Beängstigt lief sie weiter in ihr Zimmer mit dem Kamin. Allein der hell austapezierte Raum mit weiß gestrichenen Möbeln und einem großen grünen Kachelofen war nicht der heimische Raum, nach dem sie sich Iahrzehnte verzehrt hatte.

Ihre Augen wurden irr, sie fletschte die starken gelben Zähne, sie krallte die Hände und sprang mit einem heiseren Wutschrei dem Offizier an die Gurgel.

„Oh, Ihr Verdammten!" schrie sie, „Ihr habt mir Alles gestohlen, Alles! Selbst meinen Kamin!"

Sie ward ergriffen, zurückgerissen und niedergezwungen.

„Laßt sie nur," sagte der Offizier, „ich sagte es gleich, die arme Alte ist verrückt."

Rund
schau

Rundschau der Kriegs' lireratur XXXVIII.

Von Dr. zur. Kurt Ed. Imberg.

Im Verlage von Karl Sigismund in Berlin hat der bekannte Volkswirtschaftler Professor Nr. Alfred Manes, der durch seine Schriften über den fünften Erdteil und insbesondere über Versicherungswissenschaft den meisten unserer Leser bekannt sein wird, ein neues Werk über „Staats» bankrotte" veröffentlicht. Die wirtschaftlichen und rechtlichen Betrachtungen, die Manes hier über die wichtige Frage des Staatsbankrottes gibt, sind außerordentlich lehrreich und lesenswert. Der Verfasser hat nicht beabsichtigt, ein grundlegendes Werk über den Staatsbankrvtt zu schreiben; er wollte nur einen Einblick in dieses Thema geben und einen Überblick über die verschiedenen Ansichten und Urteile in dieser Frage in der wirtschaftlichen und rechtlichen Literatur. Dies ist ihm denn auch in hervorragendem Maße gelungen. Die Fülle der geschichtlichen Beispiele, an denen er seine Ausführungen erläutert, erhöht zweifellos die Verständlichkeit nnd Anschaulichkeit des Stoffes. Gerade in der jetzigen Zeit, wo sich so mancher mit dieser volkswirtschaftlichen Frage in seinem Innersten beschäftigen dürfte, jetzt, wo es bereits so gut wie sicher ist, daß mancher der kriegführenden Staaten nach dem Kriege auf diese oder jene Weise dem Beispiele Rußlands folgen und zum Staatsbankrott als letztem Rettungeanker zur Sanierung seiner Schulden greifen wird, dürften die interessanten Ausführungen des Verfassers eine willkommene Handhabe geben, um sich liefer nnd besser ein Urteil bilden zu können über das Wesen und die Arten des Staatsbankrottes, seine Ursachen und seine Folgen.

Die Frage: „Wie finanzieren wir den Krieg?" behandelt Georg Bernhard im ö. Heft der vom Bund deutscher Gelehrter und Künstler bei Reimar Hobbing in Berlin heraus-' gegebenen Schriftenfolge: „Um Deutschlands Zukunft". Der Verfasser sucht in dieser kleinen Schrift eine Ant» wort auf die Frage zu geben, wie es, möglich fein wird, die ungeheuren finanziellen Lasten zu tragen, die der Weltkrieg uns auferlegt hat. Er bc-

spricht die finanzielle Mobilmachung, die Kriegsanleihen, die bisher stets zu einem alle Erwartungen übersteigenden Ergebnisse geführt haben, um in den letzten drei Abschnitten zu prüfen, lvie dieser im Kriege entstandene Mehrbedarf an Staatsschulden zu decken sein wird, wie die Finanzierung zu erfolgen haben wird, und wie wir am besten, gerechtesten und sichersten die unvermeidliche Mehrbelastung des ein--elnen Staatsbürgers zu verteilen biben, wobei Bernhard ?u dem Schlusse gelangt, daß die Finanzierung des Krieges derart sein mnp, daß „die Leistungsfähigkeit eines jeden einzelnen richtig ausgenutzt wird, indem der Reiche belastet und der Arme gleichfalls herangezogen wird. Denn wir können diesen Weltkrieg nur finanzieren, wenn jeder sein '!cherflein dazu beiträgt."

Von Arnold Rechberg liegen uus vier kleine Schriften vor, die im Verlage der Berliner Börsenzeitung erschienen sind. Unter dem Titel „Neu» Orientierung" behandelt Rechberg das bereits mehr als genug besprochene

Thema einer Reform des Auswärtigen Dienstes. Daß eine solche wünschend wert, ja dringend notwendig ist, darüber sind sich heute wohl alle einsichtigen Menschen klar. Nur die Frage des „Wie?" ist noch nicht beantwortet, und vergeblich sucht, man auch bei dem Rechbergfchen Beitrag eine Lösung, die in allen Punkten die Schäden beseitigt, die zurzeit vorhanden sind, ohne an ihre Stelle noch größere zu setzen. Auch Rechberg fordert eine bessere, auf breiterer Grundlage erfolgende Auswahl unserer Diplomaten, bessere Bezahlung und vor allem eine vollkommenere Einrichtung des Nachrichtendienstes. Neu in seinen Ausführungen erscheint uns seine Forderung, man solle versuchen, „für den auswärtigen D!enst auch Vertreter der Arbeiterschaft zu gewinnen". Wie sich der Verfasser dies vorstellt, und wie er die Arbeitervertreter mit dem „reichen Adel" unter eine Kappe bringen will, dessen Gesichtskreis nach Rechbergs Ansicht „naturgemäß an sich oft weitergezogen" ist als in anderen Kreisen — ob der Ver» fasser unter diese auch un'ere Großkaufmanns- und Großindustriellenfamilien mitzählt? —, das verrät er allerdings nicht. Im allgemeinen bietet die Schrift nicht viel Neues, was der Beachtung wert wäre.

Noch weniger beachtenswert sind seine beiden Schriften „Weltfragen" und „Bilderfolge". Letztere gibt Erinnerungen des Verfassero aus dem politischen Paris in der Zeit vor dem Weltkrieg, während in den erstgenannten der Verfasser die Frage erörtert, ob und unter welchen Umständen eine wirtschaftliche Einigung zwischen Deutschland und England möglich wäre. In beiden Schriften steint Rechberg auf dem Standpunkte zu stehen, daß aller Voraussicht nach der Weltkrieg hätte vermieden werden können, wenn es gelungen w^re, die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands, Englands und Frankreichs enger miteinander zu verknüpfen. Wir zweifeln nicht daran, daß das enge wirtschaftliche Band, das in der Neuzeit alle Nationen der Welt verbindet, einen wichtigen und starken Kriegshemmungsgrund bildet; d,iß aber dieses Band imstande sein sollte, Kriege überhaupt auszuschließen, ist viel zu weitgehend. Hier scheint sich Rechberg

dem Franzosen Comte de St. Mauriee
anzuschließen, der ebenfalls an „einer
fast krankhaften Überschätzung der
finanziellen Einflüsse auf die Welt-
geschichte" leidet, wie Manes in seinem
oben besprochenen Buche sagt.
Recht nett und interessant ist im
Gegensatz zu diesen drei Schriften die
vierte, die sich „Feldherren" betitelt.
In klaren, leicht für jedermann ver-
ständlichen Umrissen entwirft der Ver-
fasser ein Bild von der Feldherrn'unst
Friedrichs des Großen, Napoleons,
Molttes und — man ist versucht zu
sagen: den negativen Feldherrneigen-
schaften Kuropatkins, des ru'sischen
Oberbefehlshabers im russisch-japa-
nischen Kriege. Diese letzte Schrift
können wir unseren Lesern mit bestem
Gewissen empfehlen.
5 5 5
Unter dem Namen A. K. Viator
erscheint bei Otto Wigand in Leipzig
eine Schrift: „Deutschlands Anteil an
Indiens Schicksal". Über diese Frage
ist ja während des Krieges genügend
geschrieben worden von berufener und
— leider allzu oft unberufener Seite.
Was Indien für das britische Reich
bedeutet, weiß wohl jeder, und ebenso
ist sich wohl e'n jeder darüber klar,
welchen großen Nutzen England aus
dieser Kolonie zieht, und wie schön es
wäre, wenn unserem augenblicklichen
Feinde in Europa und Asien diese
reichen Hilfsquellen Ostindiens nicht
zur Verfügung ständen. Die Hoff-
nungen, die man vielfach bei uns auf

eine indische Empörung gesetzt hatte, sind nicht in Erfüllung gegangen; aber einsichtige Leute, die mit den Verhält» nissen des Landes vertraut waren, haben auch glücklicherweise niemals ernstlich damit gerechnet. Trotz der un» glaublichsten Grausamkeiten und Ge- waltmaßregeln kann England immer noch aus den reichen Quellen des Lan- des schöpfen und in Mesopotamien, Ostafrika, Palästina und an der West- front kämpfen indische Truppen im englischen Solde „für die Befreiung der unterdrückten Völker". Eine Ironie der Weltgeschichte! So ist es heute; aber ob es so bleiben wird, wer möchte das entscheiden! Schon macht sich auch in Indien immer stärker eine natio- nalistische Bewegung bemerkbar und die Kongresse der Nationalisten In- diens gewinnen immer mehr an Be- deutung. Noch ist jedoch die Saat nicht reif, noch ist es ein verschwin- dend geringer Bruchteil der Gesamt» bevölkerung, wenn auch fast vollständig der intellektuelle Teil der Bevölkerung, der sich dieser Bewegung angeschlossen hat, aber zweifellos wird sie rasch und ständig zunehmen. Daß dies in deut- schem Interesse liegt, hat der Verfasser — wie schon so viele andere vor ihm — richtig hervorgehoben. Aber er scheint uns doch etwas übers Ziel hinauszu- schießen und den Einfluß deutschen Geistes auf die indische Geisteswelt, seine Philosophie und Poesie zu über- schätzen. Die politische und strategische Bedeutung Indiens ist klar und deut- lich dargelegt, das Unrecht der bri- tischen Herrschaft in Indien und die Verelendung des Landes in wirtschaft- licher und kultureller Hinsicht richtig gewürdigt. So hat der Verfasser zwei- fellos das Verdienst, nochmals darauf hingewiesen zu haben, welches Interesse Deutschland an Indien und seiner Be- freiung hat. —

„Was muß Deutschland an Kol»» nien haben?" Diese für Deutschlands Zukunft so außerordentlich wichtige Frage behandeln Dr. Alb recht Wirth und Emil Zimmer» mann, zwei gründliche Kenner afri- kanischer Verhältnisse, die auch unseren Lesern keine Unbekannten sein dürften, in einer soeben bei. Ludwig Ravenstein (Frankfurt a. M.) erschienenen kleinen Broschüre. Auf Grund der deutschen Einfuhr vor dem Kriege und unter Be-

rücksichtigung der in Deutschland mög-
lichen Eigenerzeugung wird der Nach-
weis geliefert, daß wir außer auf
unsere früheren Kolonien berechtigten
Anspruch auf eine Erweiterung unseres
Kolonialbesitzes haben, die Deutschland
für die Zukunft von der Einfuhr aus
dem jetzt feindlichen Kolonialbesitz un-
abhängig macht. Das Hauptgewieht
wird hierbei auf genügende Einfuhr
von fett- und ölhaltigen Früchten zu
legen sein. Auch in sonstiger Hinsicht
geben die beiden Aufsätze wertvolle
Hinweise und Aufschlüsse.
, 5 «
Im Auftrage der Kommission für
christliches Völkerrecht wird bei der
Herderschen Verlagsbuchhandlung in
Freiburg i. Br. eine neue Schriften-
folge von dem Professor der Rechte in
Münster Godehard Ios. Ebers heraus-
gegeben unter dem Titel: „Das Völker»
recht. Beiträge zum Wiederaufbau der
Rechts- und Friedensordnung der Völ-
ker." Als 1. und 2. Heft dieser Samm-
lung liegt eine Arbeit des Dompropstes
und Universitätsprofessore Di'. Ioseph
Mansbach vor: „Naturrecht und
Völkerrecht". In wachsender Zahl wer-
den auch in Deutschland Stimmen
laut, die einen Hauptgrund für die
Mängel und Unklarheiten des heutigen
Völkerrechts und für die Willkürlichkeit
und den Schiffbruch der praktischen
Staatenpolitik unserer Zeit im Abf.'ll
vom Naturrecht erblicken, von jenem
Recht, dessen Normen im Wesen drs
Menschen, der Menschbeit und ihren

Einrichtungen und endlich im Wesen
Gottes wurzeln, daher aus sich bindend,
ewig und allgemeingültig sind. Nicht
nur von rein positivistischen Ethikern und
Rechtslehrern, sondern auch von einem
Teil der christlichen Denker wird heute
gegen das Naturrecht gekämpft und die
bekannten Einwände werden gegen
dieses aufrechterhalten und verteidigt.
Gegen diese Bekämpfer des Natur-
rechtes wendet sich der Verfasser, der
sich durch seine früheren ethischen
Schriften einen Namen erworben hat,
und der auf den Grundlagen der augu-
stinischen und thomistischen Sitten-
und Gesellschaftslehre fußend, in
methodisch-wissenschaftlicher, aber doch
für alle Gebildeten verständlicher Form
und unter Würdigung der Gedanken
neuerer Ethiker und Iuristen für das
Naturrecht und seinen Einfluß auf das
Völkerrecht eintritt. Wenn wir auch
in vielen Punkten dem Verfasser in
seinen geistreichen Ausführungen nicht
beizupflichten vermögen und vielfach
eine mehr realpolitisch denkende Auf»
fassung für richtiger halten, so bietet
diese Schrift manche Anregung und
auch viel Zutreffendes, so daß wir
nicht unterlassen wollen, sie unseren
Lesern warm zu empfehlen.

Professor H>'. Ad. Hofmeister
veröffentlicht im Verlage von I. F.
Lehmann (München) eine kleine Schrift
„England und das Völkerrecht in der
Geschichte". Wie schon so viele Kriegs-
schriften gibt auch diese einen kurzen
Überblick über die Entwicklung der
englischen Seemacht und sucht darzu-
tun, daß England schon in früheren
Iahrhunderten ebenso wie beute sich
berzlich wenig um Recht und Billigkeit
gekümmert hat, wenn diese nicht in
seinem und seiner Politik Interesse
waren. Etwas Neues bietet die Schrift
nicht.

s « «

Als 5. Heft der von Heile und
Schotte im Buchverlag der „Hilfe"
(Berlin) herausgegebenen Sammlung
„Der deutsche Volksstaat" ist eine ge-
meinsame Arbeit von Friedrich
Naumann und Wilhelm Heile
erschienen unter dem Titel: „Erziehung
zur Politik". In vier „Reden an junge
Freunde" faßt Naumann in anschau-
licher Weise das Problem der staats-
bürgerlichen Erziehung zusammen. Er
will nicht die Frage untersuchen, ob

Politik lehrbar sei, sondern ob sie
gleich anderen Künsten für die dazu
Befähigten lehrbar ist. Der Verfasser
wendet sich daher in diesen Reden an
die politisch Begabten und zeigt, daß
es in der Politik wie in jeder anderen
Kunst ist, daß die vorhandene Be-
gabung ausgebildet und gepflegt, daß
viel Kenntnis und Erfahrung erworben
werden muß, ehe man sie mit Nutzen
verwenden kann.
Im zweiten Teil der Schrift geht
Heile vom umgekehrten Standpunkte
aus, indem er betont, daß Staat und
Gesellschaft die Aufgabe und Pflicht
haben, für einen staatsbürgerlich er-
zogenen und empfindenden Nachwuchs
Sorge zu tragen. Er darf sich bei der
Erziehung der heranwachsenden Ge»
schlechter nicht ausschließlich auf Ver»
mittlung bloßer Kenntnisse beschränken,
sondern muß darüber hinaus für die
Ausbildung des staatsbürgerlichen Ver-
antwortlichkeitsgefühls sorgen. Dies
ist bisher weder vom Staat noch von
den politischen Parteien geschehen, und
so legen denn die beiden Verfasser ein
Arbeitsprogramm einer von ihnen im
Verein mit Angehörigen der Fortschritt-
lichen Volkspartei und mit National-
ökonomen unter dem Namen „Staats-
bürgerschule" gegründeten politischen
Volkshochschule dar. So begrüßens-
wert eine solche Einrichtung ist, so
darf man doch keineswegs über die
Mängel und Nachteile hinwegsehen,
die jeder solchen Einrichtung anhaften
müssen. —

Rundschau

Zum neuesten Stand des katholischen „Mischeherechts im Deutschen Reiche" äußert sich der Berliner Ordinarius Professor vi'. Ulrich Stutz in einer kleinen, äußerst interessanten und lesenswerten Schrift, die bei Ferdinand Enke in Stuttgart verlegt ist. Unter sorgfältiger Benutzung des neuen t^urini» znri» liinnuici wird diese wichtige Frage in klarer und übersichtlicher, leicht verständlicher Form dargelegt.

Nur gauz kurz sei für jetzt auf eine Arbeit von 1>i. Vietor Ritter von Bauer'Rohrfelden „Der Sinn des Krieges" hingewiesen, die im Verlage der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung in Wien erscheint. Bisher liegt nur das 1. Heft vor; aber schon jetzt kann man wohl sagen, daß es eine interessante Abhandlung zu werden verspricht. Wir werden deshalb auf sie zurüekkommen, sobald die übrigen Hefte vorliegen.

5 5 5

Eine recht gnte historische Arbeit, die gerade in der jetzigen Zeit warm zu begrüßen ist, stellen die „Kritischen Studien zur Geschichte des Dreibundes 1882—1915" dar, die den ungarischen Titnlarbischof Ni'. Wilhelm Fraknoi zum Verfasser haben und im Verlage der Budapester Uuiversitätsbuchhandlung, Friedr. Kilians Nachf. im vergangenen Iahre er» schienen sind. An der Hand zuverläs» siger Quellen, insbesondere auch unter Benutzung der währrnd des Krieges erschienenen Farbbücher gibt Fraknoi wertvolle Aufschlüsse über die Entstehung, Entwicklung und das Ende des Dreibundes. Die Lektüre dieser Darstellung wird jedem willkommen sein, der sich für unsere und unserer Bundesgenossen auswärtige Politik interessiert.

Literarische Rundschau.

Von Prof. r>r. Heinrich Broms e.

Graf Lavalette, der in hervorragender Stellung Napoleon dem Ersten gedient hat, wird unter Ludwig dem Achtzehnten zum Tode verurteilt, weil er angeblich Staatsgelder für den abgesetzten Kaiser zurückgehalten hat. Kurz vor der Hinrichtung verhilft die Gräfin ihrem Mann zur Flucht, indem sie im Gefängnis mit ihm die Kleider tauscht. Nach fünf Wochen eines entsetzlichen Daseins unter rohen, gierigen

Soldaten läßt man sie frei gehen, aber man tut es nur, um ihr zu folgen und den Zufluchtsort des Grafen zu entdecken. Zum zweitenmal opfert sie sied für den Gatten, indem sie wiederum in seiner Kleidung die Häscher täuscht und die tödliche Kugel für ihn empfängt. Die unmittelbar darauf folgende Rückkehr Napoleons nach Paris ver» hindert eine weitere Verfolgung des Grafen.

Diese Anekdote bildet den Rahmen von Georg Kaisers Schauspiel „Das Frauen opfer" (Berlin, S Fischer, 1918). Er ist ausgefüllt mit einem erschütternden Seelengemälde, wü man es in der dramatischen Literatur unserer Tage selten findet. Als Lavalette, ganz von Liebe, Dankbarkeit, Bewunderung durchdrungen, ans dem Munde der Heimgekehrten ihr grausames Schicksal er» fährt, scheint er zunächst keinen Vorwurf an ihr entdecken zu können, aber dann packt ihn Abschen vor ihr und vor sich selbst. Da bringt sie das größte Opfer. Sie opfert ihr Inneres. Sie erklärt ihm, daß sie ihn nie geliebt, daß sie durch die Verbindung mit ihm nur ihren Ehrgeiz, ihre Eitelkeit habe befriedigen wollen, daß sie Ekel vor ihm empfinde, der ihr die erhoffte Größe unterschlug. Sie schändet sich mit Lügen, damit der letzte Funke der

Leidenschaft in ihm erlöschen, damit der Graf sich selbst wiederfinden kann. Es läßt sich einwenden: dies Mittel, ihm das seelische Gleichgewicht wiederzugeben, ist nicht sehr zweckentsprechend gewählt, es mag wohl das Gefühl der Schande durch ein Gegengift unterdrücken, aber es ist mehr ein Betäubungs- als ein Heilmittel, das dauernde Wirkung versprechen könnte. Erst als die Lüge wieder der Wahrheit Platz gemacht hat, als die Gräfin vor ihrem Tode dem Grafen die letzte Aufklärung gibt: „Ich liebte dich — mehr als — Luft — Licht," ist er innerlich befreit. Oder ist er es doch vielleicht nur der Sterbenden, der Toten gegenüber? Würde dies neue Gefühl auch der Lebenden gegenüber standhalten?

Wieder — wie in den „Bürgern von Calais" ,— läßt der Dichter eine unlöslich scheinende Frage durch heldische Selbstverleugnung lösen. Wieder tut er es mit einer bohrenden Schärfe, die zuweilen haarspaltend wirkt, die ein Wort aus diesem Drama fast Hu dessen Losung macht: es klimmt „zur steilsten Spitze, wo alles sich verkehrt". Der Dichter macht es seinen Lesern und Hörern nicht leicht, sie mögen sogar an «nigen Stellen verwirrt werden, aber sie müssen bei gründlicher Versenkung in das Werk doch die innere Notwendigkeit, wenn auch nicht die Zweckmäßigkeit im Handeln dieser Menschen anerkennen. Bewunderns» wert ist der Reichtum an seelischen Feinheiten, die dem rohen Stoff abgewonnen sind, die sichere Darstellung der Charaktere, die Straffheit der Handlung, der wohl verteilte Wechsel von ahnungeschwüler Ruhe und atemloser Bewegung. Diese drei Aufzüge, die eigentlich nur einen einzigen Aufzug bilden und sich ehne Zeitlücke abspielen, sind ein Werk voll geistiger und dramatischer Kraft.

Wenn man nach der Eindringlichkeit urteilt, mit der in R e i n h a r d Goerings Schauspiel „D e r Erste" (Berlin, S. Fischer, 1918) immer wieder von der verderblichen Macht der Einbildung gesprochen wird, könnte man diese als den Leitgedanken des Werkes ansehen. Es wird aber doch schwer, damit für die Erklärung des Stückes auszukommen. Ein Priester tötet seine Geliebte, weil sie ihn in seinem innersten Wesen, seinen

Aufgaben und Fähigkeiten stört, weil sich die Liebe dem, was er seine Pflicht nennt, in den Weg stellt. Der Zufall will es, daß unmittelbar darauf der erste Liebhaber bei ihm eindringt, um beide zu töten. Der Priester überwäl» tigt und beschuldigt ihn, die Frau um- gehracht zu haben. Der Unschuldige wird gehängt; der Priester bekennt zu spät seine Schuld und will, da die Leute ihn nicht verstehen, sich selbst hängen. Das Werk hat einen unleug- baren Zug von Größe, scheint aber mehr der Entwurf eines Dramas als ein fertiges Drama zu sein. Es ist stark in einigen Stimmungsbildern, tief» sinnig in einigen Reden, aber im ganzen ohne festes Gefüge im Aufbau und trotz großer Bestimmtheit in der Sprache doch auch ohne so sichere und zwingende Charakrerzeichnung, daß diese für jenen Mangel entschädigen könnte. Es sind lyrische Auftritte, oft reizvoll und nachdenklich, voll Geist und Leidenschaft, aber es fehlt ihnen die abschließende dramatische Gestal- tung.

Werner Schendell veröffent- licht ein „Drama in fünfzehn Szenen" „Parteien" (Berlin, S. Fischer, l«18). Es sind fünfzehn Szenen voll von großen Worten, von Menschen- verachtung, Weltverbesierungsträumen und Ansätzen zu dramatischer Verkörpe- rung, aber es ist kein Drama. Im Mittelpunkt stehen die Schicksale der von einem sozialistischen Denker hinter' lassenen Handschrift eines Werkes, das als die Entdeckung eines Allheilmittels

gepriesen wird; Morde, Brandstiftungen, Zerrüttungen aller Art entspringen der ungeschickten Art, mit der es verwaltet wird. Eine traumhaft schwärmerische Geschichte von Liebe und Flammentod ist damit verknüpft.

Die Dramen von Herwarth Walden c„K i n d", Tragödie, „Trieb", eine bürgerliche Komitragödie, „M ensche n", Tragödie. Berlin, Verlag Der Sturm, 1918) sind traurig'lustige Schnurren, die mehr Eigensinn als Eigenart bekunden: Eigensinn in der Form, dem Mangel an Bühnenanweisungen, den kurzen, formelhaften, wortspielerischen Sätzchen, aus denen die Gespräche bestehen, den Satzzeichen und andern Kleinigkeiten, Eigensinn auch im Gebalt. Der gemeinsame Gegenstand ist etwa so zu bezeichnen: der Geschlechtstrieb als höchste, fast einzige Lebensmacht, dargestellt an verzwickt erklügelten Gruppenbildungen. Der alte Mann und die Fünfzehnjährige; die reife Frau und der knabenhafte Iüngling; die verschieden gearteten Freunde, der Zartsinnige und der Derbsinnliche, die sich gegenseitig ins Gehege kommen. Wo Geistiges hervortritt, wirkt es kläglich. Lebensbeobachtung verleugnet sich nicht, aber, von tief unten angestellt, schafft sie Zerrbilder. Der Scherz ist trübe, aber erträglich, das Tragische schier unerträglich und zum Teil von kaum beabsichtigter Lächerlichkeit. Das Ganze erscheint trotz einiger Kunstfertigkeit als leere Spielerei.

Im Verlag von Breitkopf und Härtel, Leipzig, erscheint eine Reihe von Heften, in denen „Deutsche Volksspiele des Mittelalters" erneuert werden. Die Erneuerung soll nicht nur Lesezwecken dienen, sondern die alten Stücke auch für die Bühne wiedergewinnen.

Mar Gümbel-Seiling, Leiter der künstlerischen Volksbühne in München, hat sich um dies dankenswerte Unternehmen besonders verdient gemacht, die meisten der vorliegenden Spiele herausgegeben und schon wieder» holt erfolgreiche Vorstellungen veranstaltet. Am wertvollsten erscheint mir das siebente Heft der Reihe, das eine Übertragung und bühuengemäße Bearbeitung des altberühmten RedentinerOsterspiels von 1464 enthält. Auf Grund einer genauen Ver-

gleichung mit dem Urtert läßt sich feststellen, daß die Übertragung, die sich durchweg eng an den ursprüngliehen Wortlaut anschließt, zwar nicht ganz frei von Übersetzungsfehlern, im allgemeinen aber getreu und geschmackvoll ist und einen guten Eindruck von der Würde wie von dem Humor des alten Spiels zu geben vermag. Die eingelegten Lieder treffen du chweg die Stimmung, nur das dem Wächter zugeteilte erscheint mir zu feierlich, ist er doch ein höchst aufgeräumt.'r Bursche, der mit den Rittern, die das Grab des .Herrn bewachen sollen, seinen Spaß treibt und — wie im Urtext — aue> ein sehr weltliches Tagelied singt. Für die Aufführung würde sich wohl manche Kürzung empfehlen; gerade die Stelle aber, die bei Gümbel-Seiling fast ganz weggefallen ist, die Unter» redung der Ritter mit den Priestern nach der Auferstehung, ein lebensfrischer, auch dramatisch wichtiger Auftritt, hätte erhalten werden sollen. Eher könnten die etwas schleppenden Auftritte zu Anfang des Stückes und etliche fromme Betrachtungen beschnitten werden. Für einen Mißgriff würde ich es halten, wenn der zweite Teil, das köstliche Tenfelsspiel, in dem Luzifer nach Christi Höllenfahrt sein Reich neu bevölkern will, in den ersten Teil eingefügt würde, wie es der Herausgeber als möglich vorschlägt.

Auch der Faust des Mittelalters, Theophilus, und das Spiel von Sankt Georg sind von Gümbel Seiling erneuert worden. Be-

sonders das Theophilus-Spiel, von bedeutendem Geistesgehalt, wenn auch als Drama stellenweise zu sprunghaft, wird gewiß noch heute packende Wirkung ausüben können. Zwei Volksstücke, die noch bis in die zweite Hälfte des vorigen Iahrhunderts von den Bewohnern des Dorfes Oberuser bei Preßburg gespielt wurden, ein „Spiel vom Sündenfall" und ein „ö h r i st g e b u rts sp i e l", beide von literarischer und kulturgeschichtlicher Merkwürdigkeit, werden nach den früheren Veröffentlichungen des Preßburger Germanisten Schröer mitgeteilt. Mehr den Tert zu lebenden Bildern als ein eigentlich dramatisches Gedicht bietet der in zwei Fassungen vorliegende „Totentan z", der nach Sprüchen mittelalterlicher Totentanzbilder zusammengestellt ist und sich bei Aufführungen bereits bewährt har. Nicht ganz fügen sich in den Rahmen der Sammlung ein Oratorium „Das Buch Ruth" nach Luthers Bibelübersetzung und eine eigene schwächere Dichtung von Gümbel-Seiling, „S e t h", in der Adams Tod und die Legende von der Verheißung neu dramatisiert und mit „modernen anthroposophischen Erkenntnissen" durchflochten wird. (Nebenbei bemerkt: warum versucht man nicht einmal als Weihefestspiel eine Aufführung von dem in seiner Art wundervollen Drama Klopstocks „Der Tod Adams?")

Als Seitenstück zu dieser Sammlung gibt Gümbel'Teiling eine Reihe „Deutscher M ä r ch e n s p i e l e" in demselben Verlage heraus. In engem Anschluß an die Überlieferung durch die Brüder Grimm liegen bisher vier Stücke vor, als bestes „Das tapfere Schneiderlein." Hübsche Verse und gefällige Bühnenbilder finden sich überall, aber im ganzen sind die Motive wenig dramatisch gestaltet und entwickelt. Daß andrerseits in unsern Märchen ein Reichtum an dramatisch wertvollen Zügen enthallen ist, wird auch durch diese Versuche bestätigt, 'nur muß der Dichter den Mut haben, wo es zweckentsprechend ist, das Gewebe aufzulösen und aus den Fäden Neues zu wirken, wie das die alten Märchenerzähler selbst immer wieder getan haben. Daß die hier vorliegenden Stücke in geeignetem Rahmen, namentlich in Auf'

führungen für jugendliche Zuschauer Beifall finden können, soll nicht bezweifelt werden.

« 5 «

Umsichtige und gründliche Erfassung der geistigen Zusammenhänge war das Hauptmerkmal und -verdienst des Werkes „Deutsche Romantik" von Oskar Walzel (Berlin, Leip» zig, B. G. Teubner, 1918); demgegenüber waren die einzelnen künstlerischen Erscheinungen weniger zu ihrem Recht gekommen. Nachdem dies Mißverhältnis schon in der zweiten und dritten Auflage geändert war, erscheint in der vorliegenden vierten Auflage beides in wohl abgemessenem Gleichgewicht. Das Werk ist auf zwei Bände verteilt, von denen der erste die Welt- und Kunsi-anschauung, der zweite die Dichtung behandelt. Neben zahlreichen Ergän» zungen im einzelnen wurde ein größerer Abschnitt eingefügt, der die romantische Spottdichtung würdigt. Als erste Einführung will das Werk nicht betracht?t und benutzt sein. Es setzt Kenntnisse in Philosophie und Literaturgeschichte voraus; vorbereiteten Lesern aber vermag es viel zu sagen. Es zieht nicht nur klare und zuweilen überraschende Verbindungslinien, es ist ein farbenreiches Gemälde voll von geistigem Gehalt und künstlerischer Stimmung.

Ernst Wasserzieher ver» öffentlicht ein sprachgeschichtliches Nachschlagewerk, das wie kaum ein anderes ähnlicher Art die Ergebnisse der Forschung in reizvoller Form weiteren Kreisen vermittelt. Es nennt

sich „Woher? Etymologisches
Wörterbuch der deutschen
Sprache" (Berlin, F. Dümmler,
4 918) und ist ein handliches, übersicht-
liches Buch, das im Hause eines jeden
gebildeten Deutschen einen Platz zu
fleißigem Gebrauch verdiente, auch
Leuten vom Fach auf viele Fragen be-
queme erste Antwort erteilen kann. Es
bietet zugleich etwas weniger und
etwas mehr, als sein Titel versprien.
Für die Etymologie bringt es zwar
viel Wissenswertes, doch hat hier sie
Rücksicht aus den Raum oft allzu große
Kürze veranlaßt, so daß die Herkunft
unklar bleibt. Andrerseits behandelt
das Werk weit über das etymologische
Gebiet hinaus die Bedeutungsge-
schichte der Wörter und erweitert sich
so zu einem kulturgeschichtlichen Nach-
schlagebuch vielseitiger Art. Dem
Wörterbuch ist eine ausgezeichnete Ein-
führung vorausgeschickt, durch die jenes
wertvoll ergänzt und auch manche ety-
mologische Unklarheit beseitigt wird,
man muß sich freilich die Mühe nehmen,
in solchem Fall vom einzelnen Stich-
wort auf die Listen zurückzugreifen, in
denen u. a. das indogermanische Erbe,
das germanische und deutsche Sprach-
gut, die Lehnwörter und zahlreiche
Proben der Fremdwörter zusammen-
gestellt sind. Gerne ' würde man in
diesen Vorbemerkungen auch eine kurze
Zusammenfassung der wichtigsten Laut-
gesetze sehen, die für die Entwicklung
unserer Sprache maßgebend gewesen
sind und ohne deren Kenntnis alles
etymologische Verknüpfen ein unver-
standenes Spiel bleibt. Auf Einzel-
heiten einzugehen, ist hier nicht der
Platz; nur als Beispiel dafür, daß Be-
richtigungen möglich sind, sei angeführt,
daß unter „geruhen" die mittelhoch-
deutsche Form „geruochen" durch einen
Druckfehler entstellt ist und daß unser
„Dienstag" nicht auf den Kriegsgott
Zin zurückgebt, sondern den altdeut-
schen Götternamen Tbinrns entbält.

Theaterrun dscha u.*)

Von Dr. Assaf Ciffrin.

Das Tbeater hat als Vorboten
dieses Iahres herbstlichen Wind vor»
ausgewebt. Und vorsah: iges Laub vor
sich hergetrieben. Vorerst alte, be-
währte Spiele. Das, was es an
Neuem gehracht hat, hat sich kaum be-
währt. Und dabei wartet man in-
brünstig auf Neues, Großes — daß

man am Iahresende die Empfindung
habe, das Gute verkümmere nicht unter
der Erde. Redliches Bemühen walke
vor. Bisher hat es nur hie und da ein
wenig geglüht — der Brand setzte
nicht ein.

I.

Reinhardt hat die Volksbühne
an Friedrich Kanßler, der Mimen
besten, abgetreten. Das Riesenhaus
erstand in Miniaturformat: das
„Kleine Schauspielhaus". Da läßt er
Kammerspiele geben. Zwischen kahlen,
kalten Wänden. Läßt sich da nicht
Wärme über die Wände gießen? Es
ist schwer, dieses Außengewand zu
überwinden.

Dort gab er das Stück eines jungen
Schweizers Giedion: „Arbeit".**)
Gregori führt Regie. Gute Schau'
spieler sind aufgeboten. Vergebens.
Die Menschen sind Begriffsprodukie
nur; ohne Blut im Geäder. Begriffe
des Autors, denen er kein inneres
Leben zu geben vermochte. Ein Kolleg
bestenfalls über Pflicht, Freiheit, Sein.
Selbst dir Begriffe sind einander nieht
so gegenübergestellt, daß synthetisch
etwas Besseres bervorginge.

Arbeit. Immerwährend kreisen
al'e Personen um diesen Begriff, mit
markiertem Ernst, Pathos, Inbrunst.
Markiert. Niemand glaubt daran. —

') Vgl. den Aussew >Bom TKeater", S. 19«.

"*) Berlag S. Fisch.'r, Berlin.

Es erinnert an Dramatik, die „Liebe" schuf. So viel Nachempfindung, daß jede Eigenregung erstickt wird. So etwas wie das Stelzen auf frühnaturalistischen Kothurnen.
Die Form zerrinnt, da Handlung notwendigerweise eine innere Beziehung zum Ganzen voraussetzt, während Kier ein äußerliches Auf- und Abtreten der Gestalten die Handlung markieren soll. — Die Sprache ist unnatürlich (was keine Schwäche bedeuten würde, erreichte sie zumindest höchste Formung).
Vielleicht hätte aktiveRegi e*), die Hauptstütze ähnlichen Kunstausdrucks, ein wenig Wärmeres geschaffen. Die gähnende Leere hat im vorhinein eine Kälte ausgestrahlt, die mit der „Arbeit" nicht verbunden sein kann.
Sinzig Pünkösdy als Zukunftsmädel ließ etwas von ihrem eigenen — nicht erborgten — Wesen schimmern und konnte einem leeren Kreis die peripherische Grenze ziehen.
Tiefen künstlerischen Genuß empfand man bei den Neuaufführungen von „Clavigo", von Srrindbergs „Scheiterhaufen" und von „Maria Stuart". Sie sind in ihrem Rahmen, den ihnen meisterhafte Regie gegeben, noch in Erinnerung. Von seltener Schönheit, Hingabe, reinstem Rhythmus war Moissis Kunstleistung als Clavigo und als Sohn im Scheiter» Kaufen. Die kann kein noch so starker Eindruck aus dem Gedächtnis spülen. Seine Reife steht im Zenith. Können und Empfindung hatten nie, so innig sich durchdringend, Triumphe gefeiert. — In „Maria Stuart" gilt der volle Gesamtklang überragenden Leistungen einer Heims (Maria) und einer Körner (Elisabeth). Selten sah man den Inbegriff des Stolzes, inneres Königtum, in so schöner, reiner Färbung, wie sie Heims darstellt. Das Menschliche in dieser Königinhülle trat

*) Vgl. S. 193.

in seinen elementarsten Regungen geadelt hervor, und das Gegenspiel zwischen Recht und Rechtanspruch zwischen beiden Königinnen bildete den Höhepunkt. Elisabeths schuldlose Schuld bildet den grandiosen Tiefklang, den Hermine Körner meisterhaft wiedergab. — Der Mortimer Deutschs ist nicht der Mortimer. Deutsch ist nicht ein hemmungsloser Held, kann durch seine modern'psychologische Belastung

keiner sein. Mortimer darf nur Wille,
Lebensbejahung, Sonne und Orkan,
Triebkraft sein. Deutsch ist das ge-
naue Gegenteil. Ein Lebensverneiner,
ein Kain, ein mit dem Intellekt Be-
lasteter. Kein Fehler des Schauspielers
— sondern der Regie.
Deutsch huldigt indessen noch einer
Unart, die zerstörend wirkt. Er zerhackt
selbst den kleinsten Satz durch Atem-
holen, fürchterlich asthmatisches, lautes
Atemholen. Dieses Keuchende mag zu-
weilen als Ersatz für Pathetik, Steige-
rung scheinen — ist es aber nicht. Heute
noch eine Unart — morgen eine
Schwache, die ihn unhörbar machen
wird. Nichts dawider! und Acht ge-
geben! Das empfand ein jeder.
In der „Volksbühne" weht neuern-
der Geist; ein bewußt neuer. Unter
der Leitung der Persönlichkeit Kayß -
l e r s.
Er begann mit Jmmermanns
Merlin. Nicht ohne zwingenden
Grund, der da heißt: morgige Selb-
ständigkeit in der Leitung, gestrige Per-
sönlichkeit in der Leistung. Er begann
mit Merlin, weil er „Faust" nicht neu
schaffen mochte (nach Reinhardts
schöpferischer Verlebendigung), und
Stuckens Artusdramen, die ihn in
seinem Glan; gezeigt; nur engerem
Bezirk eigen sind, weil Merlins Wesen
den ganzen Menschen Kayßler mit-
schwingen läßt. Hier empfand man
zum ersten Mal die Vertauschung von
Bübne und Raum: Die auf den Bret-
tern standen, schienen tief erschüttert,

die vor ihnen saßen, blieben kalt. —
Der Dualismus in der Dichtung allein
(Satan und Candida), die begriffliche
Klassifizierung, wenn sie noch so rein»
lich, die gute Wiedergabe, genügen
nicht, um das lebendige Organen zu
schaffen. Und hier war erstarrte, er-
starrende Didaktik, Epik — nichts von
der zeitlich differenzierten Dynamik
(Handlung). Bewegung bedeutet noch
immer nicht lebendige Lebendigkeit.
Ein verhaltener Menschenschrei ist
weit mehr als dröhnendes Gebläse aus
blechernen, metallen-glänzenden Lungen.
DasBlut fehlt diesen Gestalten. Die
Beziehnngslosigkeit, zwischen den Han-
delnden untereinander, der behandelten
Idee zu dem Zuschauer, ward mit
jedem Bild tiefklaffend offenbar. So
etwas wie Losgelöstheit, Entgleiten
jenseits des Gefühls, beschlich Auge und
Ohr.
Die Regie mühte sich vergebens, oft
ohne Geschick, die Materie zu bewäl-
tigen. Über die Kontinuität hat sich
der Regisseur kühl hinweggesetzt. Eine
Frage an ihn. Über einen Fall: Müßte
nicht Wind, Sturm über den Plan
fegen vor dem Bilde, da der Alte die
Lilie vom Sturm abgebrochen findet?
— Und das wäre billigste, darum nicht
minder notwendige Bindung gewesen.
Die ätherische Niniana Hofers
war irdisch lebendig. Sie hat einen
Wesenszug vom Spiegel, dessen Tiefe
nur die Quecksilberschicht zeugt. Es
wäre schade, verdeckte diese Iugend-
eigenheit all die schönen Züge, die man
an ihrer Kunst ahnen darf. Der Ein»
zige unter allen: Kanßlers Merlin.
„Ich fühle mich im anderen," müßte
Immermanns Gedankenprodukt Merlin,
auf Kanßler weisend, sagen, stünde er
neben, nicht in ihm. Dieser mensch-
lichste der Darsteller zeigt seine tiefe
Eigenheit mit jedem Zu«, ließ sein
menschliches Sein, seine Erdenfarbe
nicht begrifflich-ätberikch verwässern.
Und abermals in der Aufführnng von
„Maß für Maß" zeigte er seine
Größe als übermenschlich'Verzeihen-
der, seelisch-Freier, heiter-Überlegener.
Die selten gegebene Komödie, die hart
an die Grenze des Tragischen streifl,
aus der abgeklärten Urteiler-Zeit des
Giganten englischen Geistes, erfüllte
nicht, infolge eines einseitig gerichteten
Regieausdrucks, die Luft mit shake'
spearisch-göttlichem Fluidum. Das

Ewige des Rechts vor der Gewalt war
verzerrt; und es fehlte wenig, um das
„Zahn um Zahn", „Maß für Maß"
ins Verkehrte shakespeareschen Gedan-
kenganges, in die überlieferte, infernale
Auffassung zu wandeln. Und hier hatte
wiederum Regie, trotz lobenswerten
Mutes, alles zu vereinfachen, der Kon-
tinuität keinen Dienst leisten können.
Sie ist in ihrer Eigenart zu aktiv.
Dies ist eine Gefahr.
Vom „Einsamen" im „Kleinen
Theater", dem besten des Neuen, war
die Rede.*)
Und im „Lessing'Theater" spielt
man „M ein Nachbar Ameise"
von Georg H e r r m a n n. So nannte
Friedrich der Große seinen Nachbar,
Keith, der geschäftig, unablässig, an
Kultur- und sonstigen Dingen seiner
Zeil sammelte. (Nebenbei eine ansehn-
liche Zahl Taschenuhren, Perrücken,
Stöcke, Bücher, Schachteln, Weine,
Menschen besaß: einen Tibetaner, einen
Neger, einen Moslem, einen Hund).
Diese Tatsache ist die interessanteste,
packendste: die Schale. — Der Kern
war ausgeflogen.
Stäubt man etwas vom pots-
damilchen Geschichtshauch ab, so bleibt
ein dürres Geäst. Und dieses Ästleiu ge-
bärdet sich wie ein Wald. Noch ist eine
Parallele aus Shakespeare, Lear»Cor-
delia. hinzugefügt. Erst dadurch erbält
das Molluske des Stückes ein Rückgrat
,— das e n t l e h n t ist. Sterilität gäbnt
ans jedem Wortgedanken (der aus dem
') Z'gl. Seite

Novellenbezirk stammt). Form? — Es ist gezimmert. Wie man schnell elegant möbliert. Alles: Buntheit, die hinwegtäuschen soll. Das ist nicht viel. Das Intensivste im Stück war: der Kuß zweier sich liebender Mensscheu. Es kann unmöglich das Verdienst des Autors sein ... ,

Sieht man so wundervoll spielen — Dagny Servaes ist zu höchstem befähigt; trotz der Wüstenei ge» langte man zu ihrer Oasenkunst — so blutet das Herz. So viel — für so wenig! Sonst krankte man an umgekehrten Snmptomen.

Unechtheit, Filigran (Spinnweb-fZden), Fleiß, in die das bißchen echten Lebens im Lachen des Fahnenjunkers hineintappt, daß alle Fäden reißen. So wirkt echte Lauge auf unechte Farbe. — Es durfte reizen, daß der Weise von Sanssouei auftrat und sich — nachher vor den Klatschenden verbeugen durfte. War das alles? — Alles!

Reichtum an Erotik kann Armut an Innerlichkeit nicht übertünchen. Sollte es nicht, nichts geben?

Das „Lesssing-Theater" ist doch wert, besseres — weit weit besseres als das aufzuspüren.

II.

Und nun zur leichten Muse. Zwei Bühnen haben sich aufgetan; und mit mehr und minder großem Glück und Erfolg versuchen sie ihre Daseinsberechtigung zu erbringen. Dabei darf der „Erfolg" allein nicht die Wage senken.

Das „Theater in der Friedrichstadl" richtet ein luftig-lustiges Heim am „Kaiserplaö 3" auf. Engel und v. Körber haben ein Gerüst aufgebaut. Und der Komponist Leo Schottländer fügt einen musikalischen Kern darein. Das Gerüst ist dürftig — (leider das der Bühne auch). Die Musik immerhin ein Kern! Ein Kern., Und man empfindet um so mehr die divergierende Zweiheit in der Wirkung. Es fehlt gleichsam der Resonanzboden, weil die Umhüllung fast zerrinnt. Der Kern ist wert, — weil fähig — ein weit besseres Gehäuse zu füllen.

Die Idee kann dem Alltag entnommen sein: Irgend ein zwingender (!) Grund läßt eine Familie auf eine bestimmte (!) Zeit das Haus in der Stadt (Kaiserplatz 3) mit dem auf dem Lande vertauschen. Auf den

Zwang und die Bestimmtheit des Aufenthaltswechsels kommt es an. Darauf erst kann sich der Streich des Anverwandten, eines Studenten, und seines Busenfreundes, aufbauen. Aus Geld» mangel — muß es denn allemal und immer disse stereotype Krankheit sein? Der Trieb zu Streichen und Dummheiten ist weit stärker und hätte wesentlicher motiviert — beschließen die beiden einstimmig, das Haus zu vermieten. Das Plakat zieht magnetischmächtig eine bunte Gesellschaft Mietlustiger zur ersten Treppe herauf. Eine „Künstlerin". Ein Provinzlerterzett, Mutter-Drache, Vater-Schwerenöter, Tochter»Blondnaiva. Ein „Dichter-Genie" (als Parallelausfüllsel). Mitten darin die beiden Bürschchen. Dünne Fäden von „Liebe", dicke Seile der Abenteurerlust werden kreuz und quer gesponnen. Den alten Schwerenöter umsäuselt es. Von jungen Beinen ^ mochte er wobl träumen. Für alles muß er zahlen. Zahlt gern — und bestellt — anonym natürlich — sein „angetrautes, treues Weib" vor den Affenkäfig . . ., um in Ruhe daheim (am Kaiserplatz) den Gegendienst in Empfang zu nehmen. Allein — die Iugend hat das Wort. Die beiden sind genarrt. Und plötzlich platzt die vorzeitige Rückkehr der Familie wie zu Boden polterndes Geschirr hinein.
Ein harmloser Zug: Die Iugend triumphiert über das Alter; die Freude dröhnt hinaus. Das Alter erkennt, daß es älter geworden ist, streckt die Waffen

und zieht sich in seinen ältlichen, mit kärglichen Gefühlen ausgestatteten Bau zurück. — Und draußen dröhnt die Freude über die ewigjunge Tatsache, jung zu sein. Die Fäden waren wenig geschickt geknüpft, grob geknotet, und es wirkte bewußt operettenhaft — und einzig die Musik gab dem Ganzen Lebensfähigkeit (wie stets bei Operetten, meist gar bei Opern!)
Die Musik zeigt eine Ursprünglickkeit und namentlich eine Naivität, wie sie die beutige Operettenkomposition kaum besitzt. Die Werkstatt ist frei von Routine, wiederum auch frei von unbedingter Neuerungssucht. Naivität im besten Sinn des Wortes! Modulationen, die auf das Einfangen des musikalischen Ohrs auszugehen pflegen, — musikalische Bauernfängerei — fehlen ganz. Wir haben es hier mit einem ursprünglichen, durchaus eigen getönten Künstler zu tun, der seinen Ausdruck nicht nach moderner Kitzelsucht richtet, nicht zu richten braucht. Reiche, dabei so naive, geradlinige Erfindung in der Melodie (Mädel, ach Mädel . . .) bürgt für eine reiche Entfaltung. Der Künstler möge sich die Naivität wahren — und er hat den Schlüssel bleibenden Erfolges in der Hand. In der jetzigen musikalischen Periode ist vieles der Komposition ein fester Bestandteil singender Iugend. Nur die Übergänge scheinen mir ein wenig liebelos davongekommen zu sein.
Das schwache Orchester, das auch in der Ausführung sich zu sehr auf den rhythmischen Fluß des Melodiösen verließ, holte nicht alles restlos heraus. Und ihm hatte sich die Interpretation auf der Bühne angeschlossen. Der Dilettantismus, der sich da breitmachte, trat um so mehr durch den Gegensatz des frischen, unverwüstlichen Spiels des Hauptdarstellers (und Direktors) Möllendorf in die Erscheinung. Seine impulsive Freude am Spiel zeigte, wie erst die an gesunde Interpretation geknüpfte reiche Melodie der Komposition den Rhnthmus schafft. Und noch schwirrt der Rhytbmus leichtbeflügelt nach . . .
Nur künstlerische Naivität vermag Rhythmus zu schaffen. Und dieses Geradlinige im melodischen Kunstausdruck Schottländers weist nebenher auf ein ganz natür-

liches, bleibenderes Feld: das Lied
— das Volkslied ... Wär' die Weise
nicht schon ertönt?

Das „Palasttheater" hat sich neben
der Wiedergabe der leichten Kunst das
Literarische zum Ziel gesetzt. Es begann
mit dem altberliner „Stralauer Fisch-
zug" aus der Biedermeierzeit. Viel
Liebe in der Inszenierung seitens des
neuen Direktors Friedmann»
Frederich, Vehemenz im Spiel —
Alfred Abel, Tiedke — im Gesang
— Iulius Lieban — und im Tanz —
— Kieselhausen — erzeugte eine lustige
Sphäre.

Wir harren der literarischen Lich-
ter .. .

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn iknen nickt Rückporto beiliegt.

Herausgeber und IKesredalteur: Pros. vi,. Ludwig Stein in Berlin VV Ig, LüKonmser ,»>s. >TeIeson Am, «ursürll Nr «,««,) - Verantwortlicher Redakteur: Or. SnlviusBruck in Breslau, — AIIein.Venretung fürUngarn:
Grill'Iche K, K, Hofbuchhandlunn <J, BenKS. Budaxelt V, Doroitya<u,eza 2. — Verlag und Druck der Schleichen Buchdrucker« v, S, Schoitlaender, A,»lS„ Breslau III.

5 Inseraten >Vnnanme -
6urcK unsere (ZesonÃ¤ktsstells, IZsrlin W, l^iit7,o^vussi Ã¶s; Ã¤uri^K unsern
Verls^, Lreslsu III; lerner 6uioK die ^irrns: liudolk blosse und <jie
bekannten ^nnoi^,'N'k!xpe(Z!t,ionen.
lnsertianspreis: pro 4L mm I>,'Â«ite ^ei>s (Ii,i<IÂ«Il Rosse's Normst-
^eilenmesser XÂ«. 5) 70 ?k.

EMPTY

EMPTY

EmeöeuHeM,nalWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Buchdruckerei,«^W^Kunst5 und Verlagsaustalt
v. S. Schorrlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
« F. Steinacker, Berthold Sutt«, «rM'sche K, K, tzolduchhandl, Erslev S Saffelbalch,
Stockholm Christiania Konstantiiwpel
I. S Fritze. I,1dr»iri? «or»ie, Jaeob Dybmad «uchhdlg. Interna,, Buchhandl, Otto Keil,
iür die Provinzen in Schweden und In Dänemark: »eor« Sl,r. Urftnt Rachsolaer, «ovenliaaen.
für die Schweiz: «laden,, «ntiau. u. Buchhandlung Hern,. Vaur, Zürich l.
«enernivertrelnnq sür «oilano: «. P. van Stockum und Solln, Haaa, BuitenhosZS.
^.Jahrgang. Band 167. Heft 5z 1. Dezember 1918.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Das Ideal des ewigen Friedens.

Der „ewige Friede", den Kants Schrift vom Iahre 1895 in die Sphäre ruhiger philosophischer Durchleuchtung gerückt hat, ist vom Anbeginn der beglaubigten Geschichte das Ideal der Dichter und Denker der Blüte des Menschen» geschlechts. Hellenismus, Iudentum und einsetzendes Christentum wetteifern in der Verkündigung eines solchen Paradieses auf Erden. Ihren Niederschlag findet dieses ewige Ideal, dessen geschichtliche Verwirklichung jetzt angestrebt werden soll, in der über das ganze Erdenrund verbreiteten Legende vom „goldenen Zeitalter", das einst war. Indien, China nnd Persien, die ältesten Kulturstätten des Menschengeschlechts, kennen den Mythos vom goldenen Zeitalter ebenso wie die panbabylonische Eden-Sage und der griechische Roman, dessen Wesen und Ursprung uns Erwin Rohde meisterlich geschildert hat. Wie jedes große geistesgeschichtliche Problem nur dann einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden kann, wenn es in seiner geschichtlichen Wurzel erfaßt wird, se möchte ich hier auf Grund früherer Veröffentlichungen dos Ideal des ewigen Friedens im knappen geschichtlichen Umriß festhalten.

Ie mehr die alte Welt schon in ihren ersten Staatsgebilden einen Zustand des ewigen Krieges darstellte, um so lockender zauberte sich die Phantasie der Mythen bildenden Volksseele und die Poesie ihrer Dichter einen Idealzustand des ewigen Friedens zurecht, den sie indes nicht der Zukunft künden, sondern in die Längstvergangenheit, d. h. in den geträumten paradiesischen Urzustand zurückversetzen. Von Theopomp, Hekatäus von Abdera und Dikäarch von Messana, dem nachgewiesenen Vorläufer Rousseaus, an bis auf die Schilderung des „goldenen Zeitalters" seitens der römischen Dichter Ovid, Vergil und Tibull zieht sich in romanhafter Ausschmückung die Legende vom ewigen Frieden im Urs zustande der Menschbeit hindurch. Und dieser poetische Gedanke, wonach der Mensch aus engelgleicher Reinheit im Naturzustande zu satanartiger Bosheit im Kriegszustande herabgesunken ist, zittert noch nach in den gewaltigen Geistesschöpfungen von Dantes „göttlicher Komödie", in Tassos „Aminta", in Miltons „verlorenem Paradies" und Klopstocks „Messias". Anklänge an das „goldene Zeitalter" finden sich auch noch im Don Ouirote des Cervantes, im Silva moral

von Lope de Vega, sowie in Goethes Tasso. Kein Wunder, daß die von ihren größten Dichtern suggerierte Menschheit allgemach an die wundersame Mär zu glauben begann, daß der ewige Friede nur im verlorenen Paradiese möglich war, während der ewige Krieg den unentrinnbaren Zustand der durch Sündenfall verschuldeten Menschheit darstelle.

Und doch regten sich bereits im Altertum gewichtige Bedenken gegen die Rückwärtsprojizierung des ewigen Friedens in ein erträumtes Paradies nicht minder, denn gegen das fatalistische Verhängnis eines ewigen Kriegszustandes für alle Zukunft. So fehlt es im Altertum an Stimmen nicht, welche den Urmenschen verzweifelt prosaisch, aber leider wissenschaftlich zutreffend als einfachen Tierabkömmling, als zoologischen Parvenu behandeln. Der große, aller phantastischen Ausschmückung gründlich abholde, legendenzermalmende Aristoteles weiß dem Menschen nicht viel mehr nachzurühmen, als daß er ein 5<s>?" "^.'."^v, d. h. ein gleich den Ameisen, Bienen und Bibern auf gesellschaftliches Zusammenleben gestelltes Tier sei. Aber auch in bezug auf die Zukunft der Menschheit hält der den ständigen Kriegszustand kündende Fatalismus nicht lange vor. Aristoteles und nach ihm die Epikureer kündigen bereits der Menschheit einen geradlinigen Fortschritt vom barbarisch'rohen Kriegszustand der Urzeit zu immer friedlicher.n Formen sozialen Zusammenlebens nnd höherer Gesittung an. Der zymsch-stoische Kosmopolitismus, der eine bewußte Zurückbiegung in den hypostasierten Naturzustand der Menschheit fordert, die aufkeimende Richtung der Staatsromane, die sich vielfach in eine dithyrambische Schilderung eines künstigen Friedensidylls zuspitzen, die Begründung des ersten Weltreiches seitens Alexanders des Großen, welche der staunenden Menschheit die Perspektive eröffnet, wie bisher in ständigem Kriegszustande befindliche Staaten vor einander Ruhe haben könnten, sobald sie sich nur zu einem Weltreiche verbänden: das alles zusammengenommen läßt jenen großen Gedanken eines ewigen Friedens heranreifen, der später in der Lehre Iesu seinen glücklichen Ausdruck gefunden hat.

Das „Weltreich" Alexanders war wohl der entscheidende Anstoß zur Erfassung des kosmopolitischen Gedankens eines „Weltfriedens". Wenigstens waren die Stoiker, deren Philosophie dem „Weltreich" Alexanders zeitlich unmittelbar nachfolgte, die ersten, die vermittelst ihrer Logos-Lehre einen das Weltg,inz-,' durchdringenden Fortschritt gekündet und die Vereinigung der gesamten Menschheit zu einem einzigen „Weltstaat" gefordert haben, „dem keine andern Staaten gegenüberstehen, weil alle Grenzen der Völker in einer allgemeinen Verbrüderung aller Menschen sich aufheben". Dieses stoische Ideal des „ewigen Friedens" zu künden und in lebhaften Farben auszumalen, haben sich besonders Pbilo von Alexandrien und die späteren zynisch-stoischen Diatriben angelegen sein lassen.

Auf der semitischen Seite der Kultur gewahren wir ein gleiches, all» mähliches Hinauswachsen über jenen, den Urvölkern natürlichen enqberziaen Nationalismus, der in jedem Fremden ohne weiteres einen m vernichtenden

Feind sah. Dem aufkeimenden Kosmopolitismus, den Staatsromanen und Welt-
reichsgedanken bei den Griechen läuft parallel die Messiasidee der Iuden. Der
im Alten Testament Abraham erteilte Segen „und es werden durch dich alle
Familien der Erde gesegnet werden", ist der erste Markstein in der Idee eines
künftigen ewigen Völkerfriedens. Und wenn der Prophet Iesaias ausruft: „Gott
richtet zwischen den Völkern, entscheidet unter den Nationen; sie schmieden ihre
Schwerter zu Sicheln und ihre Spieße zu Winzermessern. Nicht mehr erhebt
Volk gegen Volk das Schwert und sie lernen nicht mehr den Krieg",
wenn Sacharja ausruft: „Gott verkündet den Frieden den Völkern und seine
Herrschaft reicht von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis ans Ende der
Erde", nnd wenn endlich wiede, Iesaias mit unvergleichlichem dichterischen
Pinsel den ewigen Frieden der Zuknnftsmenschheit in den weissagenden Worten
malt: „Gerechtigkeit wird sein Gurtband und Treue seine Waffe sein, und es
weidet der Wolf mit dem Lamme, der Leopard lagert beim Böcklein sich, Kalb
und Löwe nnd feister Stier in einer Herde und ein junger Knabe leitet sie", so
scheint es mir ausgemacht, daß in der Messiasidee des Prophetentums die Forde-
rung einer weltumspannenden Völkerverbrüderung, d. h. also eines ewigen
Friedens, ihren schärfsten und prägnantesten Ausdruck gefunden hat.
In der Lehre Iesu strömen nun die aus dem Griechentum kommenden
kosmopolitischen Ideen mit der dem Iudentum entsprungenen Messiasidee zu-
sammen. Und aus dieser Gedankenkreuzung erwächst im Urchristentum die Idee
eines sich mählich verwirklichenden religiösen Weltreiches. Was die Pro-
pheten traumhaft künden, das postuliert das Christentum als erfüllbare, mit aller
Energie durchzusetzende Forderung. Aus der Nationalreligion der Hebräer war
unversehens eine Weltreligion geworden, welche alle Nationen der damals be-
kannten Erde, d. h. die Umwohner des Mittelmeerbeckens, umschlingen sollte.
Das Imperium Romanum hat den Gedanken des Weltfriedens mächtig gefördert.
Innerhalb dieses imposanten Weltreichs entwickeln sich Völker verbindende,
internationale Beziehungen aller Art. Es bildet sich allgemach eine Kriegsrechts-
theorie, sowie ein Dündnisrecht heraus. Und so setzt das Imperium Romanum
an die Stelle sakraler Satzungen allmählich ein weltbürgerliches Recht. Ia, es
werden nach und nach förmliche internationale Friedensverträge
(5<>t»,l,i« und »i>lin»iu) geschaffen. Haben sich indes die politischen Welt-
reiche eines Alerander nicht minder, wie das Imperium Romanum auf die Dauer
als undurchführbare Utopien erwiesen, so machte das religiöse Weltreich
um so offensichtlichere Fortschritte. Schon der Name Katholizismus (aus
?).?v gebildet) zeigt die Grundtendenz des späteren Christentums, sich nicht auf
e i n Volkstum zu beschränken, sondern ganz im Sinne der Messiasidee alle
Völker der Erde — zunächst in einem religiösen Bruderbund — zu um-
spannen. Das innerliche Aufbäumen gegen den ständigen Kriegszustand der
Menschheit zieht sich als latente Tendenz schon durch das Nene Testament hin'

durch. Das Neue Testament ist ein lebendiger Protest gegen den kriegerischen Geist der Nationen. Zwar verlegt es den ewigen Frieden ins Reich Gottes, d. h. also ins Ienseits, aber auch fürs Diesseits gilt schon die Verheißung: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen", sowie der Segensspruch: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." Wie unkriegerisch das Urchristentum von Hause aus gerichtet war, ersieht man aus dem Vorwurf, den die heidnischen Römer gegen die Urchristen erhoben haben, daß diese sich aus religiösen Gründen den Heerespflichten entzögen. In Wirklichkeit hat es seit dem Bestande des Christentums niemals an Sekten gefehlt, welche die Menschentötung in jeder Form, auch in der des Krieges und Gesetzes, grundsätzlich verabscheuten. Die letzten Ausläufer dieser kriegsfeindlichen Richtung begegnen uns noch in den Quäkern, von denen die erste Anregung zur Begründung einer Friedensliga ausgegangen ist, sowie in den Mennoniten, dtzren kriegsfeindliche Tendenzen zwei Ritter des Geistes, Graf Leo Tolstoi und Ernst von Wildenbruch, dichterisch verklärt haben. Mit dem Kreuz, dem Symbol der Demut, sollte die Menschheit zur Weltreligion bekehrt werden, und nicht mit dem Schwert, wie es der Koran dem Mohammedaner vorschreibt. Es verschlägt dabei nichts, daß die mittelalterliche Kirche mit den Weltherrschaftsgelüsten des Papsttums der kriegsfeindlichen Tendenz des Urchristentums gründlich untreu geworden ist. Denn daß die Lcclesia militnn« den von ihr inaugurierten Glaubenskriegen den Titel „heiliger Krieg" beilegte, ändert doch wohl nichts an der Tatsache, daß sie entgegen der Grundtendenz des Neuen Testaments die Heilswahrheiten den Völkern mit der Schwertesspitze zum Bewußtsein zu bringen suchte. Nichtsdestoweniger gewahren wir neben den lodernden Scheiterhaufen und wild aufgestachelten Kriegsleidenschaften der Kreuzzüge ein ununterdrücktes Friedensflämmchen, wie es von der ehemaligen Messiasidee her — durch die sibnllinischen Gedichte und chiliastischen Träume lnndurch — mild und ver» klärend die hochgestimmten Naturen auch dieser Zeiten und Völker durchleuchtet. Aus dem wüsten Getümmel der Schlachtfelder rettet sich der Messiasgedanke des ewigen Friedens in jene tief sehnMchtige Stimmung hinein, aus welcher die chiliastischen Träumereien, die Hoffnungen auf das tausendjährige Reich des ewigen Friedens geboren wurden. Mag die kahle, rauhe Wirklichkeit die sanften Träumer vom ewigen Frieden noch so ungebärdig aufgerüttelt haben — einerlei! Aus der einstmaligen Messiasidee wurde ein untilgbarer Rest von chiliastisäen Hoffnungen auf den ewigen Frieden gerettet, der mit der unwiderstehlichen Naturgewalt des Instinkts immer wieder von neuem elementar losbricht — und mögen diese Hoffnungen sich auch noch so oft als trügerischer Sehein entpuppt haben.

Professor Dr. G. Türk, Breslau:

Weltgeltung, Weltmacht. Weltherrschaft').

Seit langer Zeit wird in Deutschland gestritten und geklügelt über die Stellung und Bedeutung, die uns in der Welt gebührt und, soweit sie uns fremde Mißgunst rauben will, erkämpft werden muß. Der gegenwärtige Krieg hat begreiflicherweise dieses Nachdenken besonders lebhaft erregt, leider aber nicht diejenige Klarheit nnd Einmütigkeit herbeigeführt, die uns nötig und nützlich wäre. So besteht schließlich die Gefahr, daß über dem Meinungsstreite, der dem gedachten Ziele gilt, im Kampfe mit dem Feinde uns das wirkliche Ziel entgeht, welches kaum anders als mit einmütiger Kraft zu erreichen ist.

In der Welt der Begriffe haben sich die Deutschen seit Iahrhunderten gern bewegt, und die Bezeichnung „Volk der Dichter und Denker" mag manchem unter uns eine hohe Anerkennung dünken, wenn es auch sehr fraglich ist, ob sie diesen Sinn haben soll. Es kann nicht scharf genug darauf hingewiesen werden, daß die Welt der Begriffe und die Welt der Dinge sich keineswegs decken. Das Leben auch des einzelnen ist mit Denken allein nicht zu führen und zu sichern, und das Völkerleben erst recht gehört in die harte und grobe Welt der Dinge, und hier muß die Knnst des Staatsmannes sich zurechtfinden. Nicht ein feiner Denker und Kenner von Begriffen, sondern ein scharfer Beobachter und ein en«schlossener Gestalter der Dinge muß er sein. Manche Begriffe lassen sich unterscheiden, wo die lebendige Welt keinen Unterschied macht und keinen braucht, ja ihn geradezu verachtet und aufhebt. Das gilt selbst von dem begrifflich und auch vielfach in der Wirklichkeit doch so schwerwiegenden Unterschiede zwischen Recht und Unrecht. Aus der Verehrung des bloßen Rechtsbegriffes heraus kann einem Fremden ein Zugeständnis gemacht werden, welches zu schwerer Benachteiligung des Stammesgenossen und des eigenen Volkes führt, also zum Unrechte gegen uns selbst, vergleiche Polen.

Die lebhaft umstrittene Begriffsreihe, welche für die Frage nach dem deutschen Ziele in Betracht kommt, lautet: Weltgeltung, Weltmacht, Weltherrschaft. Verfechter des einen Begriffes lehnen den anderen ab und werfen ihren vermeintlichen Gegnern vor, daß sie ausgesprochenermaßen oder wenigstens dem Sinne nach den anderen Begriff als Ziel aufstellen und dadurch alles verderben. Hat denn dieser Streit, haben diejse Vorwürfe eine innere Berechtigung? Das ist für uns eine sehr ernste Frage. Wenn es sich etwa bei unbefangener Betrach-

») Verfaßt Anfang Oktober 191«.

tung herausstellt, daß es ein nichtiger Streit ist, weil die Begriffe sich gar nicht
so scheiden lassen und sich nicht so ausschließen, wie manche annehmen, so könnte
das doch zu einem Einvernehmen führen, welches uns sehr förderlich wäre.
Was heißt deutsche Weltgeltung? Doch wohl, daß ein Deutscher auch außer-
halb des Deutschen Reiches leben und wirken kann, ohne eine beliebige rohe Ver-
gewaltigung befürchten zu müssen, daß sein Aufenthalt und seine Tätigkeit in der
Fremde geduldet und geachtet wird, daß er ebenso gedeihen und vorwärtskommen
und seinen Gewinn haben kann wie etwa ein Engländer, ein Franzose, ein
Amerikaner und andere mehr, daß nicht etwa seine Tätigkeit nnd !sein Gewerbe
besonderen Lasten und Einschränkungen unterliegt, oder wie das bekannte Wort
lautet: auch er hat wie die anderen überall seinen Platz an der Sonne. Das war
wohl auch im Frieden in den letzten Iahrzehnten der Fall, vielleicht in steigendem
Maße, oder wenigstens wurde die Möglichkeit, im Auslande wirtschaftlich empor-
zukommen, in steigendem Maße benutzt, entsprechend der wachsenden Volkszahl,
so daß sich das Deutschtum allenthalben immer mehr bemerklich machte. Das sah,
wohl eine Weile so aus, als sei es überhaupt nichts Besonderes, alo beruhe das
einfach auf allgemeiner menschlicher Gegenseitigkeit, als könne jeder in der Welt
hingehen, wohin er wolle, nnd seinem Berufe obliegen. Und wenn er dabei irgend
einen anderen überflügelt, so nimmt dieser es ihm nicht übel, sondern fügt sich
darein. Man nennt das „friedlichen Wettbewerb". Und der Gedanke liegt nahe:
warum soll nicht in der ganzen Welt hierin eine einheitliche Ordnung bestehen
und jeder sein Arbeitsfeld haben, wo er will, und Erfolg oder Mißerfolg je nach
Tüchtigkeit und Umständen? Schließlich, könnte man denken, ist dazu gar nicht
nötig, daß jemand sich auf ein bestimmtes Volkstum stützen kann. Man sieht ja
die großen wirtschaftlichen Erfolge der Iuden in allen möglichen Ländern; man
kann also auch emporkommen, ohne von der großen Gemeinschaft getragen zu
werden. In Wirklichkeit spricht das Beispiel der Iuden gegen diese Meinung.
Denn sie haben sich den Völkern, unter denen sie leben, an- und eingegliedert und
beanspruchen als Einheimische, nicht als Fremde den Schutz des Volksganzen und
des bei diesem bestehenden Rechtes. Im übrigen haben wir allerdings bereitwillig
bei uns jedem Ausländer das volle Lebensrecht gleich dem des Einheimischen
gewährt und haben das als ein allgemeines Menschenrecht angesehen. Die
Schranken des Volkstums sollten hier nicht trennend wirken. Dieser nnser Begriff
des allgemeinen Menschenrechtes ist aber von keinem anderen Volke der Welt an-
genommen worden, wie der allgemeine Krieg gegen uns beweist, nnd wir müssen
uns davor hüten, die tatsächlichen Zustände und Grundsätze in der Welt mit den
Begriffen zu verwechseln, die bei uns herrschen und uns selbstverständlich scheinen.
Wenn wir mit der Fähigkeit, uns über die Schranken des Volkstums hinweg;n'
setzen, allein stehen, so wird diese Fähigkeit nnser Verderben; denn sie führt dazu,
daß wir uns auflösen, während die anderen zusammenhalten. Nicht darauf
kommt es an, ob der Begriff des Volkstums der höchste Begriff ist, sondern was

das Volkstum sonst in der Welt bedeutet. Da es für alle anderen maßgebend ist und sich ihr Tun und Streben, ihr Lieben und Hassen danach richtet, so müssen wir uns entsprechend verhalten. Nicht menschheitliches Denken kann uns gegen fremdes Lvlksstreben schützen, sondern nur die Betonung des eigenen Volkstums. Gegen fremden Eigennutz können wir nur in unserem Eigennutz einen Halt haben. Un» eigennützigkeit schafft uns nur Schaden. Auch die Geltung, die wir bereits hatten, besaßen wir nicht durch fremde Uneigennützigkeit und freundliche Menschlichkeit, sondern die Welt hatte in dem Kriege von 1870/71 gewaltige Kraftbeweise und Erfolge des deutschen Volkes erlebt, und das reichte für längere Zeit hin, um den einzelnen Angehörigen dieses Volkes zu stützen. Die Macht des Deutschen Reiches hatte sich so überzeugend geoffenbart, daß weithin in der Welt keine Neigung bestand, ihr entgegenzutreten; Deutschland war wieder eine Weltmacht geworden, dae heißt eine Macht, die in der ganzen Welt beachtet wurde und einen Einfluß ausüben konnte. Auf dieser Macht beruhte in Wirklichkeit der scheinbar voraussetzungslose und auf Menschenrecht gestützte „friedliche Wettbewerb", in welchem sich unsere Landsleute betätigen konnten. Auf dieser Macht beruhte die Möglichkeit, in zunehmendem Maße Weltwirtschaft betreiben zu können. Immer höher steigende Einfuhr und Ausfuhr war bei wachsender Bevölkerung notwendig, und so entwickelte unsere Weltgeltung sich in solchem Maße, daß sie manchem Mitbewerber, namentlich England, unbequem wurde. Um den wirtschaftlichen Aufschwung des deutschen Volkes zu hemmen, sucht England mit Hilfe eines großen Bundes unsere Macht zu erschüttern. Die Duldung war nur Schein und dauerte nur so lange, als man sich noch nicht zutraute, mit Erfolg gegen uns auftreten zu können. Der Weltmarkt ist für Weltmächte. Und nur solange die gewonnene Weltmacht besteht, läßt sich auch Weltgeltung und Weltwirtschaft halten. Die Probe, ob wir in der Welt noch das bedeuten, was wir etwa im Iahre 1880 oder 1890 bedeuteten, ist noch im Gange. Selbst wenn wir an Menschenzahl und Heereskraft gewachsen sind, kann doch unsere Weltmacht zurückgegangen sein, denn sie ist keine für sich bestehende Größe, sie beruht auf dem Verhältnis zu den Gegenmächten. Wenn die gegen uns wirkenden Kräfte mehr zunehmen als unsere eigene Kraft, so hat unsere Macht gelitten. Englands Weltmacht ist viel stärker gewachsen als die unsere, ebenso die Macht Amerikas, anch diejenige Frankreichs, und nun gar mehrere solche Mächte gegen uns im Bunde, das ergibt für die Welt den Eindruck, daß Deutschlands Macht gesunken ist. Will also ein Volk sich auf der erreichten Machthöhe halten, so genügt es nicht zu bleiben, was man ist, sondern wenn andere wachsen, muß man es ihnen gleich und womöglich zuvortun. Hier zeigt sich, was hinter dem scheinbaren „friedlichen Wettbewerb" in Wirklichkeit steckt und — mögen auch jahrzehntelange Pausen eintreten — immer wieder einmal mit aller Gewalt durchbrechen muß, das wilde Ringen der Völker, nicht um Anerkennung und Lohn der Tüchtigkeit, sondern um Dasein und Macht. Aus diesem wilden Ringen besteht bisher die Weltgeschichte, und es ist keine

Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es plötzlich anders wird. Es war ein gutes
und großes Wort, das Bismarck sprach: das deutsche Volk ist gesättigt. Er gönnte
auch Frankreich, daß es sich sättigen sollte. Heute wissen wir, daß Frankreich sich
nicht sättigen, daß es unersättlich bleiben wollte. Und die anderen großen Mächte
desgleichen, jede suchte zu wachsen ins Unbegrenzte, wie es von jeher war. D.'s
Wort: „wir sind gesättigt" ist also, wie sich gezeigt hat, ein Wort von über-
irdischer Größe; und mit überirdischem Verhalten sind irdische Dinge nicht zu
meistern. Wenn alle anderen unersättlich sind, muß es auch derjenige sein, der es
eigentlich nicht wollte, um nicht von den anderen verzehrt zu werden. Das richtige
Verhalten eines Volkes und die richtigen Grundsätze des Staatsmannes ergeben
sich nicht aus der eigenen Neigung, sondern aus den allgemeinen Völkersitten.
,Hier muß der vielleicht geistig höher stehende, der Feinere das Beispiel des
Roheren nachahmen. So lange es kriegstüchtige und kriegslustige Völker gibt,
und das wird wohl nie aufhören, müssen auch die zu völliger Friedlichkeil ge-
neigten Völker Kriege führen, wenn sie selbständig bleiben wollen — anderen-
falls würde ein solches friedliches Volk von einem kriegerischen unterjocht und
zur Teilnahme an den Kriegen dieses Herrenvolkes gezwungen werden. Solange
es irgendwo noch Eroberungslust gibt, wird auch ein „gesättigles" Volk die Ge-
legenheit zu Eroberungen, wenn sie sich bietet, nicht verschmähen dürfen, sonst
kommt es anderen gegenüber zu kurz und bereitet sich selbst ohne Not Schaden
und Untergang. Wenn ein Krieg ausbricht, !so kann der Fall so liegen, daß auf
der einen Seite die Absicht loszuschlagen nicht bestand, daß von hier aus nur
die Verteidigung in Betracht kommt, während der Gegner von vornherein auf
Eroberungen ausging. Bleibt nun aber der Angegriffene Sieger, so entspriä t
es zunächst schon dem schlichten Gerechtigkeitsgefühl, daß er sich nicht mit der
gelungenen Abwehr begnügt, sondern dem besiegten Angreifer abnimmt, was sich
irgend abnehmen läßt, und ihn so bestraft, sonst braucht dieser ja eine Wieder-
holung seines Angriffs nicht zu scheuen und holt, so oft es ihm paßt, immer
wieder zu neuem Schlage aus. Es ist bloße Begriffsspalterei, wenn jemand in
diesem Falle, um das Wort Verteidigungskrieg und den Unterschied zwischen Ver»
teidigungs- und Eroberungskrieg aufrechtzuerhalten, auf den vom Schicksal dar-
gebotenen Vorteil verzichten will. Sieg ohne Gewinn ist kein Sieg, und der
Unterschied zwischen Verteidigungen und Eroberungskrieg bedeutet nicht, daß die
Kriegführung eine andere wäre. Alle Anstrengungen und Verluste sind dieselben.
Der Unterschied bezieht sich, richtig verstanden, nur auf die Haltung der Krieg-
führenden bei Ausbruch des Krieges. Die Verteidigung führt, wenn sie gelingt,
nicht zum Verzicht; und der Angriff, wenn er mißlingt, nicht zum Gewinn, ^st
einmal der Krieg da, dann sucht jeder soviel als möglich zu erreichen und läßt
sich, wenn er gesunden Menschenverstand hat, nicht durch Begriffe binden. Am
Widerstande des Gegners oder sonstigen Schwierigkeiten kann das eigene Vor-
dringen ein Hemmnis finden; ehne ein solches mir aus Bescheidenbeit und Ge<

uügsamkeit auf den eigenen Vorteil verzichten ist ein Übermaß von Gutmütigkeit, welches allgemein nur als Torheit angesehen werden und in seinen Folgen sich auch als solche erweisen wird. Es ist dem deutschen Volke vorbehalten geblieben, ein solches Beispiel von Gutmütigkeit und Uneigennützigkeit, also auch von Torheit zu geben; und es sieht ganz so aus, als ob sich das schon anfinge bitter zu rächen. Ia, sagen die Verfechter solcher verzichtenden und fremdnützigen Gutmütigkeit, wir wollen doch niemanden vergewaltigen. Und von einer Eroberung zur anderen schreiten, das heißt doch am Ende nach Weltherrschaft streben. Nun allerdings, wenn es einem Volke gelingt, einen Krieg nach dem anderen siegreich zu führen, so wird mit jedem Siege seine Macht wachsen, bis schließlich kein Mächtigerer mehr da ist. Und das mächtigste Volk kann sich dann rühmen, die Welt zu beherrschen. Fragen wir die Weltgeschichte, so zeigt sie uns, daß eben dieses Ziel fortwährend erstrebt und umrungen wird; sind die Ringenden gleich stark, so entsteht wohl auch einmal ein Gleichgewicht, aber nicht durch allgemeine Ruhe, sondern weil die gegeneinander arbeitenden Kräfte sich aufheben.

Betritt also ein großes Volk erst einmal die Bahn der Gewalt — und es bleibt ihm wohl, wenn es groß und sein eigen bleiben will, nichts anderes übrig — so darf es nicht davor zurückschrecken, auf dieser Bahn auch vorwärts zu gehen, und wenn es bis zum äußersten ginge. Denn freiwilliges Stillstehen, während die anderen vorwärts drängen, bedeutet Rückschritt und Unterordnung unter den rücksichtsloseren Mitbewerber. Wer Weltmacht sein will, darf vor dem Begriffe der Weltherrschaft nicht zurückschrecken, denn wenn große Mächte oder Weltmächte mit einander ringen, was dann und wann unvermeidlich ist, so entsteht doch beim Sieger ebenso unvermeidlich eine Weltübermachr oder Weltherrschaft. So war es und so wird es immer wieder sein. Es ist sonderbar, daß in Deutschland die „Weltherrschaft" als eine Art Schreckgespenst hingestellt wird, vor dem man sich nicht genug hüten könne, als ob der Besitz einer solchen Herrschaft höchst verderblich oder verwerflich wäre. Die Engländer, die gegen» wärtig seit längerer Zeit eine Art Weltherrschaft besitzen, fühlen sich augenscheinlich dabei gar nicht unglücklich und suchen im Gegenteil diese Herrschaft zu befestigen und zu erweitern, soviel sie nur können. Auch den Amerikanern gruselt nicht im mindesten vor einer maßlosen Ausdehnung ihrer Macht und ihres Einflusses, und man hört auch nicht, daß sonst in der Welt, abgesehen von uns, jemand den Engländer oder Amerikaner wegen dieses riesenhaften Ausdehnungsdranges abscheulich findet. Die Iapaner scheinen ebenfalls vor solchen Möglichkeiten gar keine Scheu zu haben. Für uns aber kann es verhängnisvoll werden, wenn wir einen Weltkrieg führen wollen und mit unseren Gedanken durchaus innerhalb der Zipfelmütze bleiben, ja das Verhängnis ist wohl schon da. Um nur ja nicht im entferntesten bei anderen oder bei uns selbst in den Verdacht zu kommen, als ob wir nach Weltherrschaft strebten, haben wir die handgreif» lichsten Vorteile aus der Hand gegeben, ohne zu bedenken, ob wir sie nicht zur

glücklichen Beendung des Krieges noch sehr brauchen könnten. Wir hatten Polen und Rumänien in der Hand. Welchen Nutzen haben wir daraus gezogen? Und werden wir diesen Nutzen dauernd entbehren können? Die Folgerungen ließen sich noch viel weiter treiben.

Im übrigen ist das Streben nach Weltherrschaft, welches in jedem großen Machtstreben inbegriffen ist und inbegriffen sein muß, noch lange nicht die Herrschaft selbst. Aber das Streben schafft einen großen Vorteil, weil es verhindert, daß errungener Gewinn achtlos aufgegeben wird. Dagegen führt die engherzige Einschränkung des Kriegszieles schließlich dahin, daß auch die engste Absicht — sich einigermaßen heil zu behaupten — am Ende nicht erreicht wird, weil eben zu viele Vorteile als vermeintlich überflüssig aufgegeben worden sind, die sich hinterher als unentbehrlich herausstellen. Die Vermeidung der eigenen Gewalt gegenüber einem Unterliegenden schafft nur die Möglichkeit, daß wir selbst vergewaltigt werden. Alsso Weltmacht sein und sein wollen mit gleickzeitiger Scheu vor dem Streben nach Weltherrschaft ist ein innerer Widerspruch. Und noch eine Erwägung drängt sich auf: wenn schon nach allen Erfahrungen der Geschichte immer wieder das Emporkommen einer Weltherrschaft unvermeidlich ist, liegt diese nicht am besten in einer recht vernünftigen Hand? Wer sagt denn, daß eine Herrschaft immer den Beherrschten unglücklich machen und im wahren Sinne des Wortes knechten muß? Ist nicht die Welt unter der gegenwärtigen englischen Herrschaft, wie sie gerade während des Krieges ausgeübt wird, aufs härteste geknechtet? Schließlich ist auch hier trotz aller unserer Scheu und Ablehnung nur ein Spiel mit Worten und Begriffen im Gange. Man spricht von Freiheit der Meere, uud diese Freiheit soll doch wohl das Gegenteil der gegenwärtigen englischen Seeherrschafr sein. Wer ist denn der nachdrücklichste Verfechter dieser Meeresfreiheit? Das sind doch wir; und es ist gar nicht abzusehen, wie diese Freiheit hergestellt werden soll, wenn wir nicht den Sieg über England erringen. Unterliegen wir,'so wird England auf dem Meere weiter schalten, wie es ihm paßt. Dann bleibt eben die englische Weltherrschaft bestehen und die Welt ist geknechtet. Siegen wir aber, dann setzen wir unseren Willen an Stelle des englischen Willens, dann hat unser Wille Geltung für die ganze Welt, und die Welt kann sich darüber freuen, denn wir wollen die Meere niemandem sperren und nicht künstlichen Hunger erzeugen. Aber diese allgemeine Freiheit würde doch auf unserem Siege und unserer Übermacht beruhen. Soll man vor einer solchen Weltherrschaft zurückscheuen? Auch ist es mit der einmaligen Erringung nicht abgetan, das Errungene muß erhalten bleiben und einen dauernden Schutz haben. Gerade wenn wir uns einbilden, das tüchtigste und vernünftigste Volk der Welt zu sein, dürften wir uns auch nicht scheuen, diese Eigenschaften in weitem Umfange herrschend zur Geltung zu bringen. Mögen die Dinge nun verlaufen, wie sie wollen, das eine ergibt sich doch wobl mit völliger Klarheit: es ist durchaus unnötig, daß mit den Schlaoworten „Weltmacht" und „Weltberrschaft" ein

innerer, noch dazu erbitterter Streit geführt wird, als ob das eine gut, das andere häßlich und verderblich wäre. Wer das eine will, sieht sich plötzlich auch dem anderen gegenüber, und der Streit kann begraben werden. Sehe nur jeder darauf, das deutsche Volk in die Höhe zu bringen.

» »»»» ^ ^

Hans Brecht:

Das Problem der Freiheit.

Schon oft und in vielfältiger Weise haben die Philosophen versucht, für die Freiheit des Einzelnen wie ganzer Verbände und Völker endgültige Normen aufzustellen, aber trotz dieser redlichen, mitunter auch unredlichen Bemühungen ist die Freiheit noch heutigen Tages ein Problem, dem jeder ernste Forscher seine Kräfte widmet. Erneut und mit größerer Lebendigkeit in den Vordergrund der allgemeinen Diskussion ist dieses Problem naturgemäß durch den Völkerkrieg und seine für die menschliche Gesellschaft mehr oder minder ungünstigen Folgen getreten. Kardinalfragen, wie zum Beispiel: Führt irgendeiner der Kämpfer in der Tat so, wie er beschuldigt, einen Eroberungskrieg, ungeachtet des Rechtes auf Freiheit, das heißt des Selbstbestimmungsrechtes der durch den Angriff des Gegners in den Krieg unfreiwillig hineingezogenen Völker, leiten ihn in seinem Handeln die extremen Lehren Nietzscheanischer Herrenmoral — der auffällige Widerspruch solcher Moral mit dem heutigen «Intu« der Gesellschaft liegt allein schon in der sozialen Art ihrer Verbreitung in ungezählten Eremplaren begründet; Ergebnis: unzählige „Herrenmenschen" ,— und kämpfen die übrigen Völker zweifellos nur für die Freiheit der Welt? Oder Fragen wie diese: Eristiert in Mitteleuropa nur eine Gemeinschaft hoher und niedriger Unfreier, Dienender, und haben Tradition, Erziehung und (anfechtbare) Begriffe von Ehre, Pflicht und Gewissen es verursacht, daß die Gesellschaft sich nunmehr, unter von Grund aus falschen Voraussetzungen, einem System der Versklavung unterworfen hat? — derartige und verwandte Fragen treten ständig an den Psychologen heran und heischen, im drängenden Tempo dieser Zeit, bestimmte, unzweideutige Antwort.

Mit der fortschreitenden Kultur, der allgemeinen Aufklärung und dem Überwiegen sozialistischer Strömungen wurde ein größeres Maß von Freiheit auch für die Massen zur zwingenden Notwendigkeit. Wo es trotzdem nicht gewährt wurde, erzwang es sich das Volk durch gewaltsame Erhebung, stürzte die Regierung nnd schaffte sich selbst sein Recht, in Frankreich zum Beispiel seit der Augustnacht von 1792 (Sturm auf die Tuilerien, der die Suspension Ludwigs XVI. zur Folge hatte). Seitdem ist mehr als ein Iahrhundert verflossen, und da wiederum die

Menschheit um viele Grade wissender und aufgeklärter geworden ist, da Irr-
tümer erkannt und neue Ziele gesetzt wurden, so ergibt sich als logische Folge
auch eine deutlichere, bewußtere Bestimmung des Freiheitsbegriffes. Es ist ein-
leuchtend, daß dieser Begriff identisch ist mit dem Begriffe des Demokratismus,
gedacht als Gegensatz zu einer (sehr begreiflichen) reaktionären Tendenz der
Herrscherkasten. Die mit den Adelspatenten eng verknüpften Privilegien der Ein-
zelnen wurden auf ein Mindestmaß beschränkt, wenn nicht ganz beseitigt, der neue
Geist (zum Beispiel die Lehren St. Simons und Comtes) beseelte die Völker
Europas, schuf günstige Bedingungen für die Entwicklung der Demokratie. Als
Zeichen ihres Sieges oder wenigstens ihres Vorherrschens gelten die Parlamente,
wie sie England, Frankreich und Nordamerika aufweisen. Übergehen wir jedoch
den historischen Werdegang all' dieser und ähnlicher Einrichtungen demokratischen
Ursprungs, der zweifellos die Völker der genannten Länder auf ein höheres Niveau
der Freiheit hob, und versuchen wir, nach letzten und höchsten Begriffen und ge»
wissermaßen von der Warte der Zukunft, das Freiheitsproblem zu lösen.
Setzen wir zunächst zwei Arten der Freiheit: absolute und bedingte (relative)
Freiheit. Der Anarchist strebt nach absoluter Freiheit, das Volk indes hat bisher^
normale Verhältnisse vorausgesetzt, unter allen nur denkbaren Formen der
bedingten Freiheit gelebt, zumal stets dort, wo ein nach herkömmlichen Begriffen
geordnetes und weises Staatswesen besteht, wo Obrigkeiten vorhanden sind, die
das Leben des Staatsbürgers regeln, ihm Gesetze vorschreiben und schon hierdurch
die Freiheit der Untertanen auf ein bestimmtes Maß reduzieren. Der Staat
nimmt die Stelle eines Erziehers ein, in dem Glauben, durch Ordnung, Disziplin
und Gesetze eine vorbildliche Untertanengemeinschaft zu schaffen; er ist überzeugt,
einzig auf diese Art ein erträgliches, friedliches Zusammenleben vieler verschieden-
artiger Individuen zu ermöglichen. Die Erfahrung hat jedoch gelehrt, daß, im
Verhältnis des Staates zu letzteren, vornehmlich den wissenschaftlich gebildeten,
fortschrittlichen Geistern, das Zeitmaß seiner Entwicklung zu träge ist; er bleibt
konstant, wo er in bestimmtem Grade beweglich, blind, wo er sehend sein sollte;
außerdem ist er häufig das gefügige Werkzeug in den Händen der Despoten: und
dies ist seine verwundbarste Stelle, der Punkt, wo sich die ersten Differenzen
zwischen ihm und dem nach größtmöglicher Freiheit strebenden Individuum er-
geben! Der höher entwickelte Mensch hat das unbestreitbare Recht, vom Staat,
dem er e« ipso und ans Gründen der Vernunft Zugeständnisse macht, jenes
Mindestmaß von Freiheit zu erhalten, das zu seinem relativen Glücke, der
ungehemmten Entwicklung seiner Persönlichkeit unbedingt erforderlich ist; denn
andernfalls nähme der Staat die Stelle eines Vormundes ein, der sein Mündel
zu übervorteilen sucht.
Der Grundsatz: Iil,o, t^, ^alit^, srnteinite mag ehrlichem Glauben an
ideale Zustände entsprungen sein, er ist jedoch unvereinbar mit den Verhältnissen
des wirklichen Lebens. Meinem Diener zum Beispiel gebührt keineswegs dasselbe

Maß der Freiheit wie mir; wohl aber ist er, wenn er sich in meine Dienste begibt, eine menschenfreundliche, gerechte Behandlung zu erwarten berechtigt. Hätte er dagegen denselben Freiheitsgenuß wie ich, so könnte er nicht Diener sein, da er als mein Angestellter oder Untergebener die Verpflichtung eingeht, innerhalb der Dienstzeit zu meiner Verfügung zu stehen; außerhalb dieser Zeit ist ihm meinerseits jede Handlungsfreiheit überlassen. Er hat, gleich der körperlich arbeitenden Masse, wiederum auch nicht das Verlangen zu herrschen, weil, wovon er selbst als normaler Mensch überzeugt ist, ihm hierzu die Vorbedingungen fehlen. Es besteht also zwischen mir und ihm lediglich ein vertragliches Verhältnis, auf Grund dessen er von mir, dem Brotgeber, gelöhnt und beköstigt wird. Wir bezeichnen es treffend als Abhängigkeitsverhältnis: mein Diener braucht mich, um seinen Zweck zu erfüllen, und ich ihn für meine eigenen Zwecke; wir sind demnach beide in gewissem Grade von einander abhängig. Die gesamte soziale Struktur weist dieses Verhältnis a u f u n d w i r d e s a n f w e i s e n, solange es Völker selbst mit den primitivsten Isozialen Einrichtungen gibt.

In dem Verhältnis des Dieners zum Herrn und des „höheren Menschen" zum Staate besteht eine gewisse Analogie: der höhere Mensch, das heißt derjenige, der im Besitze höherer geistiger Potenzen (Mächte) ist, anerkennt, aus Gründen der Vernunft, dem Staate gegenüber bestimmte Verpflichtungen seinerseits, stellt ihm Geldmittel zur Verfügung (zum Beispiel Steuern) oder ist selbst ein tätiges Mitglied im Staatskörper, und zwar unter der Voraussetzung, daß ihm vom Staate bestimmte Garantien für Freiheit und u n g e h e m m t e E n t w i ck l u n g gewährt werden. Ob ihm aber Freiheit in d e m Maße gewährt wurde, wie er es voraussetzte und forderte, will ich nicht unbedingt bejahen. Die Revolutionen seit 1789 reden eine zu deutliche Sprache. Es hat sich gezeigt, daß, wie oben erwälint, der jeweilige Staat oder das Staatsoberhaupt selten gleichen Schritt mit der Entwicklung des Volkes, aus dem auch der höhere Mensch hervorgeht, gehalten hat. So ging, im Banne neuer Freibeitsbegriffe, jedes Volk mit eherner Notwendigkeit der Revolution entgegen — bis über Ruinen und Menschenopfern das Morgenrot einer neuen Zeit anbrach. —

In jeder menschlichen Gemeinschaft, die wir, gemäß ihrer Organisation, als Staat bezeichnen können, ist nur relative Freibeit, das heißt Untertanenfreiheit möglich: soweit der Untertan frei sein darf, ohne die Gemeinschaft zu schädigen, ist er frei, und wo diese Freibeit aufhört, aufhören m u ß , da beginnt, im Interesse des Ganzen, die Machtsphäre, die souveräne Freiheit des Staates. „An sich" ist der Staat natürlich ein leerer Begriff, der erst durch seine Vertreter, die Verkörperer dieses Begriffs — Rechtswissenschaftler, Organisatoren, Autoritäten, Willensmenschen — Geltung erhält. Europa hätte nicht d i e Höhe der Kultur erreicht, die es (vor dem Kriege)

zweifellos erreicht hat, wenn es kein staatliches System gehabt hätte; die Entwicklung der Menschheit zu immer größerer Vollkommenheit ist ohnedem aus» geschlossen. Die Revolutionen verfolgten auch niemals den Zweck, den „Staat an sich" zu stürzen, sondern richteten sich stets gegen die Verkörperer des Staalswillens, denen in ihren Funktionen egoistische Motive, eigensüchtige Handlungsweise, Skrupellosigkeit und Unterdrückung der Untertanenfreiheit vorgeworfen wurde.

Ein mehr oder minder bewußter Freiheitsdrang wohnt jedem Menschen, sogar der vielgeschmähten „Masse" inne. Größere (politische) Freiheit! — diese an sich nicht unberechtigte Forderung stellt heute die Mehrzahl des Volkes. Ich sehe in dieser durchaus zeitgemäßen Erscheinung nur die notwendige Folge der Aufklärung durch Presse, demokratische Führer, Schule und Literatur. Ein Faktor, mit dem der Staat zu rechnen hat! Man setze nur, weniger geringschätzig, für Masse Volk, und es wird offenbar, daß hier ein gewaltiger Strom im Gange ist, den rechtzeitig in ruhige Bahnen zu lenke« höchste Pflicht jedes Staatsmannes sein sollte. Mit anderen Worten: Die Heraufkunft der Demokratie ist Tatsache geworden! Der demokratische Geist fordert Anerkennung vom Staate, er will, daß „in ihm", in seinem Sinne regiert werde, da er, wie seine Vorkämpfer lehren, eine weitgehendere, angemessenere Freiheit jedem Untertan gewährleistet als seine Gegner. Und da es vergebliches Beginnen wäre, eine der Zahl und dem Impulse nach so gewaltige Entwicklung rücksichtslos hemmen zu wollen, so ist es, wenn nicht anderes, schon ein Gebot der Klugheit, rechtzeitig zu einer Verständigung zu gelangen. Leider halten jedoch viele, sozial schlecht orientierte Politiker an dem Grundirrlume fest, die „Herrschaft der Masse" absorbiere die Persönlichkeit, die höheren Werte und die Intelligenz. Zunächst ist „Herrschaft der Masse" nichts als ein törichtes Schlagwort; es liegt in der Natur der Masse, daß sie von besonnenen, erprobten Männern geführt und beherrscht sein will, und überdies verlangt sie nur, auf Grund einiger durch den Krieg gemachten Erfahrungen, weitgehendere Rechte und Freiheiten als bisher, ohne den Staat „vergewaltigen" zu wollen. Ein wenig weiter in die Zukunft geblickt, erscheint mir sogar, jedem Tüchtigen, jedem Genie, jedem zukünftigen großen Manne werde dereinst ein noch größerer Spielraum für den Kampf um die Macht, die Entfaltung seiner Eigenheit gegeben. Die Staatsverfassungen mögen sein, wie sie wollen — die großen, mit dem Glanze ihres Genius alles überstrahlenden Männer werden nicht aufhören, als Lichtpunkte in der Geschichte der Menschheit zu erscheinen, trotz aller Hindernisse, die ihnen diese oder jene Staatsverfassung in den Weg legt. Mir bietet der geniale Mensch ungleich mehr als irgendein unbedeutendes soziales Individuum, aber da ich mir manchen (nicht persönlichen) Vorteil von dem verspreche, was sich gegenwärtig in Deutschland vorbereitet, so sage ich nicht nein und gehe mit; oder spiele, bei ungünstigen Auspizien, den Zuschauer, wie es sich für einen guten Philosophen

geziemt . . . Bakunin bereits hat die Herrschaft der Masse für Fiktion erklärt:
I^a souveiainetS öu peuple, — ruot que nous ö^testous ö'nilleurs p«rl,e
qu'ö, n«8 ^eux tonte 8«uveraiiiet6 est ö6testudle — le ^nuverueinent eles
W«8«e« elles uiöuies, 5 est ^aleinent une kix tiou.
?«ute 8«uveruivet6 est ü^testable — der Anarchist hat, nach diesem
Glaubenssatz, seine Konsequenzen zu ziehen gewußt, zumal in Rußland, wo ein
Herrscher Thron und Leben verlor, der Offiziersstand so gut wie beseitigt wurde
und die gebildete Welt (auf wie lange noch?) von der Gnade des Proletariers
lebt. „Vielleicht ist der Anarchist ein Problem der Zukunft," würden die An-
hänger der Dekadenztheorie sagen. „Möglich, daß n ach der Demokratie, ,in einem
Zeitalter des tiefsten europäischen Niedergangs, aus einer Auflösung des Staates
als letztes soziales Individuum der Anarchist, ein Monstrum aus Gleichheitsideen
und Selbstherrschertum, hervorgeht" — möglich, doch nicht wahrscheinlich und
noch weniger wünschenswert, falls uns, ganz abgesehen vom Anarchismus,
Gesundheit und Aufstieg des Volkes am Herzen liegt. Ich will nicht
bestreiten, daß die Mehrzahl der Anarchisten an die Realisierung ihrer Träume
von Umsturz, Gleichheit und Herrschaftslosigkeit glaubt. Woher sonst dieser töt»
liche Fanatismus, dieses selbstgewählte Schattenlebeir im Exil und diese be-
harrliche Entsagung eines geordneten, gesetzlichen Lebens?
Der Anarchist betrachtet den Staat als seinen Feind: weil letzterer eine
Willensmacht darstellt, der sich der Untertan in vielen Punkten zu fügen hat, der
Anarchist hingegen nur den eigenen Willen betont, das heißt, absolut frei und
fessellos sein will. Er ist demzufolge auch der Feind der Bourgeoisie, die ein
Grundpfeiler des Staates ist und mit dem Adel das Kapital in Händen hat.
Einzig der Besitzlose, der Arbeiter und Proletarier bildet die Macht, kraft welcher
der Anarchist sein Ziel zu erreichen hofft: siegt die Revolution, sind Besitz und
Kapital aufgeteilt und „herrscht" nichts als Gleichheit, dann triumphiert der
Anarchismus. Iede von einem Menschen auf einen andern ausgeübte (weltliche)
Herrschaft empfindet der Anarchist als einen unerträglichen Druck, als eine Un-
gerechtigkeit, Arroganz und Kränkung — solange diese Herrschaft über ihm ist.
Sobald er aber selbst zur Herrschaft gelangt, ist er der verbissenste, rücksichts-
loseste Despot, seinem — Ideal zuliebe; ist, jüngst noch ein Feind alles Gesetz-
mäßigen, nun selbst Gesetzgeber, „anarchistischer" Gesetzgeber, willentlich, alle
etwa widerstrebenden Elemente gewaltsam zu unterwerfen (Lenin, Trotzki und die
übrigen „Größen"!). Er erklärt, dieses Verfahren sei ein Gebot der Stunde und
werde nach dem endgültigen Siege des Anarchismus, auch Bolschewikismus, auf-
hören . . . Man schweigt und harrt, mehr oder weniger geduldig, des Kom-
menden.
Der in die Tat umgesetzte Anarchismus ist stets eine zeitlich bedingte Be-
gleiterscheinung der Revolution gewesen. Dessen ungeachtet glaubt der Anarevist
16"

an einen permanenten herrschaftslosen Zustand der von ihm — Beherrschten.
Wer aber mit der Psychologie der Massen gut vertraut ist, kennt vor allem ihre
Schwächen: der Zustand völliger Anarchie verleitet sie zur Zügellosigkeit, zu
Raub, Mord, Brutalität und Vergewaltigung. Ich bin keineswegs Imperialist
und glaube, für soziale Vorgänge das richtige „Auge" zu haben, hier aber er-
schrickt sogar der „gute Europäer" in mir und fragt sich, nach vielerlei Äreuz-
und Querzügen der Verteidigung, ob, besten Falls, wohl noch irgendwo ein Rest
von Billigung für derartige Vorgänge gefunden werden kann? Billigung kaum;
nur erlaubte mir die Psychoanalyse problematischer Naturen, die Hohen, Tiefen
und Unterwelten der menschlichen Seele nach vielen Richtungen zu ergründen,
und so begegnete mir hier und da auch eine Art von mephistophelischem Geist,
eine Art Bluthund und Fürsprecher des Lasters, dem alle Schrecken der Revo-
lution gerade recht sind, der das, was ein gutes Gewissen „Hölle" nennt, als sein
ureigentliches Element bezeichnet und im Hochgefühl seiner düsteren Seele rings
Tod und Verderben um sich breitet. (Verwandte Typen: Marat, Danton, Robes-
pierre, die aber wiederum für politische Ideale kämpften und untergingen.) Aus
dem Vorangegangenen zu schließen, ist der Anarchist — trotz des Widerspruchs,
der im Worte liegt — ein verkappter Herrenmensch, ein auf Umsturz be-
dachter Rächer, mit dem glühenden Verlangen, selbst einmal über die
triumphieren zu können, die sonst über ihn triumphieren konnten; mit dem Ver-
langen, seinen Fuß auf den Nacken derer zu setzen, die ihn vordem nur allzu stolz
trugen. Und im Grunde doch ein Verächter der niederen Menschen, mit denen
er, als dem Mittel zum Zweck, einen Pakt zu schließen gezwungen ist. Der
Anarchist ist fast immer ein intelligenter Mensch, doch macht' und mittellos, und
sein sozialer Notstand erscheint ihm als eine von der Gesellschaft, vom Staate
wissentlich verschuldete Ungerechtigkeit — ihr Egoismus verschuldete es. Während
aber der Durchschnittsmensch mit seinem sozialen Lose zufrieden ist, empört sich
im Anarchisten das (scheinbar) verletzte Gerechtigkeitsgefühl, er will, als
intelligenter, befähigter Mensch, a u ch herrschen, wo andere herrschen, und
erblickt die einzige Möglichkeit hierzu im Umstur; des Staates, in der Revolution.
Einen von dieser Auffassung etwas abweichenden Typ stellt der mit philo-
sophischen Ideen erfüllte Kommunist dar. Wenn auch nicht frei von Egoismus
— wer ist davon übrigens ganz frei? — so ist er immerhin ein gemäßigterer
Anarchist. „Umstürzler" muß er wohl oder übel sein, falls er sein Ziel um jeden
Preis zu erreichen trachtet. Beseitigung der privilegierten Klasse, gleiche Ver-
teilung der Güter unter alle, Verteilung aller Güter unter die Gleichen, kurz, die
Menschheit eine riesige Kommune, und in ihr der Anarchist als „Anwalt" des
kommunistischen Gedankens — da haben wir ein weiteres Programm mit sach-
licherem Inhalt nnd weniger ertremer Richtung. —
Der bisher vornehmlich politische Charakter revolutionärer wie anar»
chistischer Katastrophen wird für einige Iahrhunderte vorherrschend sein. So-

lange bleiben Anarchie und Revolution vorübergehende, zeitlich bedingte Er-
scheinungen. Entartung, Zügellosigkeit, Bestialität, erst durch sie begünstigt,
weichen zuletzt doch jenen anderen, höheren Mächten, und durch die Tore des
Friedens halten Ordnung, Gesittung, Kultur und Bildung ihren Einzug, am
Gängelbande den mutwilligen Knaben Freiheit, der inzwischen sichtlich gewachsen
ist und nun sogar volkstümlich zu werden droht. Auch heißt es, der neugebildete
Staat sei einsichtsvoller denn je, beseitige alte Schranken, überflüssige Gesetze
und beginne sich westeuropäisch zu orientieren. —, —
Der geniale Mensch — zum Beispiel der Künstler, Philosoph, Religions-
srifter — hat unter der sogenannten Untertanenfreiheit immer am schwersten ge-
litten; man denke an Christus, Giordano Bruno und Dante, deren tragisches
Schicksal teils politische, teils kirchliche Interessen bedingten. Man glaubte, auch
ihn die Wohltat des Gesetzes fühlen zu lassen, an ihn denselben Maßstab legen zu
mussen, mit dem man sonst, und hier mit Recht, den „braven Bürger" maß. Da
is aber, wie ein Philosoph lehrt, Sinn und Zweck der Geschichte ist, als Merk-
blatt für das Erscheinen und Wirken überragender Persönlichkeiten zu dienen,
warum dann soziale Beschränkung gerade an denen zu üben, die ihrem Iahr-
hundert so weit voraus sind? Warum den Flug zur Sonne mit Paragraphen,
konventionellen Regeln und polizeilichen Bestimmungen hemmen zu wollen, wo
doch ein höheres Ethos waltet? Schafft ein Gesetz der stillschweigenden Duldung
und eins der Förderung des genialen Menschen, des „Tüchtigen"! Versucht nicht,
ihn in den Rock des Staatsbürgers zu kleiden, wenn ihn der Purpur besser kleidet!
Das Genie ist nur körperlich, nicht geistig mit euch verwandt! Es bedarf einer
Köderen Freiheit, als ihr sie genießt, es muß, als der Menschheit Vorbild und
Leitstern, frei, fessellos sein, soweit gewiß, als es nicht „Schaden an seiner
Seele" nimmt. Schon Stirner, der vielgeschmähte Sophist, hat diese Freiheit, mehr
cder minder bewußt, gefordert: der höhere Mensch, der „Einzige" soll Herr über
die „Macht der Verhältnisse" sein, soll im Kampf ums Dasein machtvoll, rück-
sichtslos, also egoistisch sein Recht behaupten, sofern es anders nicht möglich
das Recht des Genies, vor dem die (ach, so selbstlosen!) Bestrebungen der
lieben Mit» und Nebenmensch^n vielleicht ein wenig nachstehen können. —
Die Harmonie der Völker bedingt gegenseitige Unabhängigkeit, das Recht
der Freiheit und Selbstbestimmung ihrer Handlungen innerhalb ihrer Befugnisse.
Es wäre töricht, hierüber zu streiten. Würde etwa ein Besitzer einen räuberischen
Eindringling willkommen heißen, sich Abgaben erpressen lassen usw., ohne nicht
stets von neuem zu versuchen, diesen Eindringling unschädlich zu machen?
Bielleicht glaubt der Eindringling, „in der Not" gehandelt zu haben, aber wie
auch die Auffassungen sein mögen, die kriegerische Natur des Menschen hat wieder
einmal die Lehren der Kultur und Humanität vergessen und zum Schwert
gegriffen.

Hans Brecht Das Problem der Freiheit
Der europäische Krieg ist ein Krieg um die Sicherung der Völkerfreiheit wie um die Verwirklichung von Gedanken, die Ideale sein sollen, es aber nicht sind; Gedanken, die jedem Einsichtigen als reaktionär, als mittelalterlich erscheinen, und Ideale, die sonderbar anmuten in einer Zeit, einer Welt, die für durchaus entgegengesetzte Ideale käimpft. Der Krieg beweist täglich von neuem, wie machtvoll das Verlangen nach Freiheit nnd Unabhängigkeit in den Völkern sein kann, wie sie willig die schwersten Leiden ertragen, nur um sich nicht unter das Ioch des Eroberers beugen zu müssen. — Wenn ich an anderer Stelle sagte, der gegenwärtige Krieg sei ein Krieg um die H e g e m o n i e in Europa, so verstehe man darunter die Hegemonie der Völkerfreiheit — eine Oberherrschaft, der wir uns freudig unterwerfen werden! Des weiteren über Gut und Böse der kriegführenden Staaten zu richten oder zu beweisen, daß hier Recht, dort Unrecht waltet, wäre unbedacht; gegenwärtig — September 1918 — vertreten Kanonen und Bajonette die verschiedenen Auffassungen und werden es voraussichtlich noch einige Zeit tun. —
Wir unterscheiden also drei Arten der Freiheit: 1. Relative oder bedingte Freiheit; der Untertan, selbst ein Wesen, das einer höheren Führung bedarf r— das Wort vom „beschränkten Untertanenverstande" wird sich stets bewahrheiten —) kann nur eines bestimmten Maßes von Freiheit (im höchsten Sinne) teilhaftig werden; andernfalls, bei absoluter Freiheit, herrscht Anarchie.
2. Freiheit des genialen Menschen. Das Iahrhundert ist arm an ihm. Wo aber ein neuer Stern am Himmel der Geister erscheint, dort ebnet ihm seine Bahn, neiget euch ehrfürchtig vor seiner Größe, die euch ein leuchtendes Vorbild sein möge! 3. Freiheit der Völker. Der Geist des zwanzigsten Iahrhunderts ist an und für sich ein Freigeist — im Verhältnis zu früheren Epochen! — dessen Gerechtigkeitssinn die Unterjochung fremder Völkerschaften nicht mehr dulden wird. Gelingt es, ein Weltschiedsgericht, größer und einflußreicher als jenes im Haag, zu schaffen, dann erscheint die Möglichkeit zu neuen Kriegen, neuen Unterwerfungen um vieles verringert. Die Konzessionen an Freiheit, an ungehemmtem Aufstieg der Tüchtigsten werden — kleine tyrannische Zwischen» spiele nicht ausgeschlossen — von Iahrhundert zu Iahrhundert großzügiger werden. Vergessen wir aber nicht, daß Auf- und Niedergang der Völker beinahe eine Notwendigkeit im Rhythmus des Lebens darstellt, und Niedergang wäre os, mißbrauchte ein Volk das köstliche Geschenk der Freiheit!

Arnold Rechberg:
Die Grundlagen des Volkerbundes.
In der wirtschaftlichen Entwicklung der vergangenen Iahrzehnte ist der auf Interessenverflechtung beruhende Zusammenschluß wirtschaftlicher, insbesondere industrieller Unternehmen eine immer wiederkehrende Erscheinung gewesen. Derartige Zusammenschlüsse wurden meist nach vorhergehendem heftigem Konkurrenzkampf der betreffenden Werke getätigt. Dem Wirtschaftsleben vergangener Zeiten waren derartige Bildungen fast unbekannt. Das kam daher, weil fast überall die Landwirtschaft überwog, ehe die auf den Erfindungen des 1«. Iahrhunderts be» ruhende Entwickelung der Weltindustrie einsetzte. In der Landwirtschaft bieten Zusammenschlüsse nicht entfernt die gleichen großen Vorteile wie in der Industrie und werden darum auch selten getätigt. In den Zeiten, in denen die Landwirtschaft für fast alle Völker von hauptsächlicher Wichtigkeit war, konnte man die Staaten gewissermaßen als Grundherrschaften großen Maßstabes ansehen. Ie mehr die Industrie gegenüber der Landwirtschaft in einem Staate an Wichtigkeit gewonnen hat, um >so mehr werden für diesen Gesamtstaat auch industrielle Grundsätze anwendbar und bestimmend. Der Gedanke des Zusammenschlusses auf Grund wirtschaftlicher Interessenverflechtung, der sich in der Industrie mit so augenscheinlichem Erfolg für die Gesamtentwickelung durchgesetzt hat, wird sich folgerechter' weise daher um so mehr auf das Verhältnis zu den Staaten untereinander übertragen lassen, je ausgesprochener sie zu Industriestaaten geworden sind.
Es ist nun eine in der Industrie bekannte Erscheinung, daß sich der Zusammenschluß einer Anzahl von Werken im wesentlichen auf zwei Wegen erreichen läßt. Der eine Weg ist, daß zunächst die beiden stärksten dieser Werke sich unter Beseitigung der Interessengegensätze zwischen ihnen die Hand reichen und daß sich die andern Werke dann um diesen Kern kristallisieren. Der zweite Weg ist der, daß es einem der beiden stärksten Werke gelingt, systematisch die größere Anzahl Werke auf seine Seite zu ziehen, um schließlich den mehr oder weniger isolierten .stärksten Gegner zum Eintritt in den Zusammenschluß zu veranlassen oder völlig schachmatt zu setzen. Dazu muß bemerkt werden, daß es sich in der Industrie immer als vorteilhafter erwiesen hat, einen auch isolierten starken Gegner in den Zusammenschluß aufzunehmen, anstatt ihn bis auf das äußerste zu bekämpfen, denn ein solcher Kampf kostet erfahrungsgemäß mehr eigne Kraft, als selbst durch seine erfolgreiche Beendigung meist wieder ausgeglichen werden kann. Er wird allerdings zuweilen unvermeidlich, wenn sich der betreffende Gegner dem Beitritt zu dem Zusammenschluß dauernd widersetzt. Es muß schließlich betont werden, daß auch industrielle Zusammenschlüsse sich nur dann auf die Dauer als haltbar erwiesen haben, wenn alle daran beteiligten Werke fanden, daß ihre Interessen

durch den dem Zusammenschluß zu Grunde gelegten Vertrag gefördert und ihre Erträgnisse gesteigert wurden.
Wenn man diese einfachen und bekannten industriellen Grundsätze auf die Staaten anwendet, so kann nicht verkannt werden, daß die deutsche Politik vor dem Kriege versäumt hat, sowohl den ersten wie den zweiten Weg einzuschlagen, daß sie hätte sich sagen müssen, daß der wirtschaftliche Konkurrenzkampf, in den Deutschland eingetreten war, nach irgendeiner Seite zu weitergehenden Lösungen führen müsse. Die deutsche Politik hätte entweder unter Beseitigung des wirtschaftlichen Interessengegensatzes, der zwischen Großbritannien und Deutschland gegeben war, versuchen müssen, diese beiden Staaten zu einem Bund zusammenzufügen, nm den sich die übrigen Nationen kristallisiert hätten. Das wäre allerdinge nur denkbar gewesen durch den Abschluß einer sehr weitreichenden auf gegenseitigem Industriewerteaustausch beruhenden Interessengemeinschaft zwischen Großbritannien und Deutschland. Oder aber die deutsche Politik hätte versuchen müssen, die übrigen Nationen auf die Seite Deutschlands zu ziehen, um so gegenüber England einen Konzern zu bilden. Auch das wäre denkbar gewesen, wenn man vielleicht zunächst dem französischen Kapital eine sehr weitreichende konsolidierte Beteiligung an der deutschen Industrie eingeräumt hätte. Denn die deutsche Industrie war und ist noch heute das vielleicht begehrteste Objekt der Welt. Allerdings wäre gegenüber der geschickten englischen Diplomatie der Erfolg derartiger Versuche nicht sicher gewesen, und wenn man auf diesem Wege weitergehen wollte, dann konnte es auf die Dauer nicht leicht sein, Rußland zu gewinnen und zuverlässig an eine solche Konstellation zu fesseln, denn die Interessen Rußlands waren weniger industriell-wirtschaftlicher, sondern mehr agrarischer Natur, und aus diesem Grunde wohnte Rußland das den Agrarstaaten besonders eigentümliche Streben nach territorialer Erpansion inne. Mau hätte höchstens Rußlands im Interesse seiner Agraransfnhr erklärlichen Zug nach dem offenen Meere in der Richtung anf den Indischen Ozean ablenken und unterstützen können.
Dagegen hat England auf Grund der gegebenen Bedrohung seiner wirtschaftlichen Grundlagen durch den Wettbewerb Deutschlands und in der vor dem Kriege auch von englischen Politikern geäußerten Voraussetzung, daß Deutschland damals auf eine hinreichend weitgehende Interessenverflechtung zwischen England» und Deutschland nicht eingehen werde, den zweiten Weg mit großer Konsequenz eingeschlagen. Die englische Politik hat selbst unter Aufgabe wichtiger englischer Interessen gegenüber manchen anderen Staaten eine große Anzahl von Nationen auf ihre Seite gezogen. Dagegen wäre es nicht undenkbar, daß sich nunmehr auch England und Deutschland die Hand reichen können, was allerdings mir bei einer Beseitigung des zwischen den beiden Völkern bestehenden Interessen-Gegensatzes durch Abschluß einer staatsvertraglich sichergestellten weitgehenden Interessenverflechtung möglich wäre. Wenn nämlich England den Kampf bis zur Beseitigung der deutschen Wirtschaftskraft weiterführen wollte, dann würde dieser

Kampf, selbst wenn sein Erfolg denkbar wäre, England noch so gewaltige Opfer kosten, daß es sich letzten Endes um die Früchte dieses Erfolges selbst betrogen haben würde. Dagegen sind die Vorteile einer solchen Interessenverflechtung für Deutschland und England und für alle anderen Staaten der Welt sehr große, wie ich in einer besonderen Schrift „Weltfragen" auszuführen versucht habe.

Geheimer Negierungsrat o. Professor Dr.
Max Gg. Zimmermann:

Deutsches Wesen.

Welches sind die hervorstechendsten Eigenschaften des deutschen Wesens, und wie runden sie sich den fremden Völkern gegenüber zu einem Charakterbild? Eine gute Antwort darauf kann uns die bildende Kunst geben, denn in ihr spiegelt sich das Wesen eines Volkes sehr bezeichnend wider. Da gewahren wir bei den Deutschen zu allen Zeiten ein überaus reich entwickeltes Gefühlsleben. Das zeigt uns als eins von vielen schon ein Beispiel aus dem Mittelalter. Gegen die Mitte des 13. Iahrhunderts, als die deutsche Plastik teilweise unter starkem französischen Einfluß stand, wurde in einem Relief am Südportal des Straß-burger Münsters mit dem Tod der Maria eine Arbeit gleichen Gegenstandes an der Kathedrale von Chartres nachgeahmt. Sehr bezeichnend aber ist es für den deutschen Meister, daß er eine Figur hinzutat, indem er eine der drei reinen Iungfrauen, die nach der Legende Maria in ihr Hans aufnahm, als Wehklagende vor das Sterbebett setzte und so, auf Barmherzigkeit von der einen und Dank-barkeit von der anderen Seite weisend, einen starken Gefühlston mehr in die Darstellung brachte. Ebenso voll entfaltet sich der Unterschied im Renaissanee' Zeitalter. Der sich geißelnde Hieronymus, ein häufiger Darstellungsgegenstand venezianischer Bilder, erscheint selbst bei Tizian äußerlich gegenüber der tiefen Zerknirschung, die Dürer einem sich geißelnden, vor einem Altar knienden Manne auf seinem bescheidenen Holzschnitt von 1510 verleiht. Alle Völker aber übertrifft das deutsche in der tiefen Erfassung der Gestalt Christi, und da ist es im Unter-schied zu anderen Völkern in der Hauptsache das Leiden des Herrn, das geschildert wird, weil durch das Mitgefühl die Seele der Andächtigen am meisten ergriffen wird, und sie dadurch veranlaßt werden können, von ihren Sünden, der Ursache der Qual Christi, zu lassen. Welche philosophische Tiefe die Künstler dabei selbst in einfache Holzschnitte zu legen wußten, zeigt Holbeins d. I. kreuztragender Christus. Nicht ist, wie gewöhnlich bei dieser Szene, der Dulder von zahlreichem Volk umgeben, sondern in tiefer Einsamkeit trägt er das schwere Kreuz durch eine öde Steinwüste, unter der Last zusammenbrechend und mit unsäglicher Mübe

vorwärts kriechend. So erhält die Figur eine über den historischen Vorgang hinausreichende symbolische Bedeutung, als müßte der Heiland durch alle Zeiten das Kreuz schleppen, so lange die Menschheit sündig bleibt. So reicht denn auch die Kunst keines Volkes an die deutschen Darstellungen des Erlösers am Kreuze heran, seien sie naturalistisch oder idealistisch. Der Christus einer Kreuzigungsgruppe vom Anfang des 16. Iahrhunderts in der Marienkirche zu Danzig ist, der ersteren Auffassung folgend, ein „Bauer" wie nach Brunelleseos Ausspruch der Holzkruzifirus von Donatello, aber während dieser im Kopf äußerlich bleibt, ist in dem Danziger Werk der gewaltsame Tod unter furchtbaren, aber standhaft getragenen Qualen erschütternd zur Anschauung gebracht. Dem ideal aufgefaßten berühmten Holzkruzifir von Giovanni Pisano zu Pistoja von 1301 ist das eines deutschen Meisters gegen 1500 in der Hauptkirche zu Nördlingen zu vergleichen. Nur dieses ist ein wirkliches Seelenbild edlen Duldens von demselben Empfindungs- und Ewigkeitsgehalt wie der deutsche Choral „O Haupt voll Blut und Wunden". Nur unserem Albrecht Dürer ist es gelungen, in einer Handstudie für den Hellerischen Altar das Gebet bis in die Fingerspitzen fortzusetzen und die zusammengelegten, naturalistisch gezeichneten greisen Hände in einem Grade zu beseelen, daß selbst die berühmte Händesprache auf Lionardos Abendmahl demgegenüber äußerlich erscheint.

Dieselbe Tiefe findet sich in dem Gefühl für das eigene Heim, die heimatliche Stadt und die deutsche Landsschaft. Bis in die religiösen Darstellungen hinein werden das deutsche Haus und das Glück des Familienlebens bei Dürer und seinen Zeitgenossen verherrlicht, und dieselbe Empfindung tritt uns im 19. Iahrhundert bei Ludwig Richters Schilderungen aus dem täglichen Leben des deutschen Bürgertums entgegen. Die enggebauten altdeutschen Städte mit ihren winkligen Straßen und kleinen Plätzen wirken intim wie Innenräume, und das Heimatsgefühl von Generationen, das daran haftet, hat häufig in Bildern, z. B. von Schwind, wärmsten Ausdruck gefunden. Deutsche Künstler haben es verstanden, die innerste Seele selbst der einfachsten Landschaft zu erfassen, wie Leistikow auf seinen Bildern aus dem Grunewald.

Das geht nicht ohne poetisches Empfinden, und so zeigt es sich denn von den mittelalterlichen Miniaturen an, daß wir das Volk der Dichter sind. Feinsinnig werden die hergebrachten religiösen Darstellungen ausgestaltet wie u. a. auf einem wahrscheinlich mittelrheinischen Bilde von etwa 1420, auf dem in einem traulichen Gärtlein die Muttergottes und Heilige unschuldige Sommerfreuden genießen. Das setzt sich durch die Kunstentwickelung fort bis zu den romantischen Bildern eines Kaspar David Friedrich und Ludwig Richter, bis zu den Märchenbildern Schwinds.

Trotz dieser zarten Poesie aber ist die deutsche Kunst voller individuellen Charakters, wie es bei einem Volk, das einen so beispiellosen Reichtum an untereinander verschiedenen Stämmen aufweist, gar nicht anders sein kann. Welche

Fülle provinzieller Verschiedenheiten die deutsche Kunst enthält, lehrt ein Blick auf die Vielgestaltigkeit romanischer Kirchen, je nach dem, wo sie stehen, auf die Malerei und Plastik des Renaissanee-Zeitalters oder auf neuere Künstler wie den phantastischen süddeutschen Träumer Böcklin und den norddeutschen fanatischen Wahrheitssucher Menzel. Die Verschiedenheit der einzelnen Individuen beginnt in deutschen Darstellungen schon früh: Schon im 13. Iahrhundert erscheint auf den Chorschranken des Bamberger Doms ein Charakterkopf von der Kraft eines Donatello. Die ganze deutsche Renaissanee'Kunst ist von Köpfen erfüllt, die die berühmten Bildnisbüsten des Florentiner Quattroeento noch übertreffen, indem sie durch tiefere und reichere Beseelung lebenswärmer sind. Obgleich im Ganzen die Deutschen für Malerei mehr begabt sind als für Plastik, können sich deutsche Renaissanee-Skulpturen kühnlich neben gleichzeitige hochgefeierte italienische Werke stellen, ja sind ihnen zum Teil im tiefsten Innern überlegen. Welch klaffende Dissonanz ist zwischen dem strolchhaften Auftreten und überhäßlichen Kopf des sog. Zueeone von Donatello und seiner Bedeutung als Prophet. So etwas ließ die deutsche Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit nicht zu. Der Apostel Iaeobus z. B. vom Hochaltar der St. Iaeobskirche zu Rothenburg ob der Tauber von 1466 ist trotz nicht geringerer Naturwahrheit und künstlerischer Größe ganz und gar ein Verkünder von Gottes Wort, im Denken und Fühlen dem Bürger von damals verwandt, und daher geeignet zu seinem Seelsorger und Tröster. Oder eine Stufe höher hinauf: Michelangelo glaubte bei seinem Moses den gewollten Ausdruck der Kraft und Willensstärke nur durch meist unmögliche Übertreibungen der Natur erreichen zu können, durch Verkleinerung des Kopfes, damit der Körper um so mächtiger erscheine, durch überlangen Oberkörper, der imposant wirken soll. Die Hauptholzfigur vom Isenheimer Altar zu Colmar dagegen erreicht den gewollten, nicht weniger bedeutenden Eindruck durch schlichte Naturwahrheit. Nicht ist das Motiv der Statue wie beim Moses eine wenig edle menschliche Eigenschaft, der Zorn, sondern väterliche Güte und Hilfsbereitschaft, die in der ruhigen und sicheren Würde, in jedem Fältchen des alten langbärtigen Gesichtes dieses weisen und gerechten Patriarchen liegen. Die Zeitgenossen haben es nicht für nötig befunden, uns die Namen dieser und anderer deutscher Künstler, die es mit ihren weltberühmten italienischen Zeitgenossen aufnehmen können, zu überliefern. Welche Bescheidenheit bei gewaltigem Können!

Mit diöser Bescheidenheit hängt es auch zusammen, daß der Deutsche wie überhaupt so auch in der bildenden Kunst so leicht fremden Beeinflussungen zu» gänglich ist. Freilich ist noch eine andere, sehr schätzenswerte Triebfeder dabei: das Bedürfnis, so viel als möglich zu lernen. Es hat ganze Zeitalter gegeben, in denen die deutsche Kunst völlig im Fahrwasser einer ausländischen schwamm, ja selbst zu einer Blütezeit wie die um 1500 nahm die deutsche Malerei mehr oder weniger starke Anregungen aus den Niederlanden und aus Italien auf.

Dieses Lernenwollen hat uns auf vielen Gebieten hochbringen helfen.
Andererseits aber ist das Ausländern auch eine deutsche Schwäche. Die Bewunderung des Fremden namentlich bei den im Auslande lebenden Deutschen hat dazu beigetragen, den Weltkrieg zu entfesseln, weil die Ausländer uns in einer natürlichen Schlußfolgerung deshalb niedrig einschätzten. Selbst mitten im Weltkriege hat es sich gezeigt, daß viele von uns über die Grenze hinausschielten, daß Ansichten und Forderungen, die zu unserem Schaden zu uns herübergerufen wurden, leicht Aufnahme fanden. Der Völkerbund mag an sich ein guter Gedanke sein, er ist aber nur unter sittlich gleichwertigen Völkern für alle von Vorteil, von unseren Feinden ist er erfunden, um uns darin zu majorisieren. Wir müssen uns also die festesten Sicherungen darin verschaffen. Auch auf unsere staatliche Gestaltung im Innern hat das Ausland im Kriege einen erschreckend großen Einfluß gewonnen. Ihm ist zum guten Teil die Umänderung unserer Staatsform zuzuschreiben, deren Plötzlichkeit uns so verhängnisvoll geworden ist. Die Feinde haben leider voll erreicht, was sie wollten: uns durch Beunruhigung im Innern zu schädigen. Was weiter entwickelt werden mußte, hätte von uns selber aus geschehen müssen, und zwar erst nach Beendigung des Krieges, der unsere einzige Aufgabe hätte fein müssen. Wann werden wir uns endlich auf uns selbst besinnen? Unter anderem zeigt uns die Kunst, welch herrlicher Gehalt in unserem Volke steckt. Hätten wir nur in stolzem Nationalbewußtsein den Mut gehabt, ganz wir selber zu sein! Das allein imponiert der Welt.
Iener wundervolle Individualismus, sei es nach Stämmen oder nach einzelnen Persönlichkeiten, den wir in der bildenden Kunst erkennen, hat uns leider nur zu oft dazu geführt, untereinander uneinig zu sein. Solange aber das Vaterland in Gefahr ist, hätten alle Sonderwünsche unterdrückt werden müssen. Wie unser Volk als Ganzes in der Kunst ein fest umrissener Charakter ist, so hätte es auch im Kriege und in den Friedensverhandlungen, die noch ein Teil des Krieges sind, nach außenhin völlig einig sein müssen. Wie uns früher die Uneinigkeit der einzelnen Stämme im Äußern kraftlos machte, so hat uns jetzt nach vier Iahren unerhörter Erfolge die Uneinigkeit der politischen Parteien, der Machthunger einzelner von ihnen geschwächt. Auch jenes tiefe und reiche Gefühlsleben, das die deutsche K^inst spiegelt, ist gleichzeitig unsere Kraft und Schwäche. Es machte die Mehrheit unseres Volkes weich augenblicklichen Erfolgen der Feinde gegenüber. Aus solchen Stimmungen heraus ist der Reichstagsbeschluß vom 19. Iuli 1917 über den Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen, ist das schicksalsschwere Friedensangebot vom 5. Oktober 1918 und seine Folgen entstanden. Erinnern wir uns, daß jenes Gefühl in der deutschen Kunst nicht nur lnrisch, sondern auch von dramatischer Stärke ist, und welche Liebe für die Heimat aus jenen Werken spricht; das wird unser vaterländisches Gefühl auf Grund unserer tiefsten Beanlagung in allen, auch den schwersten Schicksalslagen, auf der Höhe erhalten. Unsere eigene in

Kunst und Leben gleiche Ehrlichkeit läßt uns gar zu leicht übersehen, daß unsere Gegner die Verlogenheit alA berechtigtes Kriegsmittel betrachten. So gab es leider immer Deutsche, die meinten, daß die Feinde wirklich nicht, wie sie vorgaben, an die Ehrlichkeit unseres Friedenswillens glaubten. Ihr Ruf nach noch deutlicherer Bekundung und weiterem Entgegenkommen ist uns im Ausland immer als Mangel an Stärke ausgelegt worden.

Nicht umsonst hat die deutsche Kunst eine besondere Vorliebe dafür, den Erlöser im Leiden groß zu zeigen. Auch das deutsche Volk hat sich schon mehrmals in der Geschichte im Dulden groß erwiesen und im Weltkrieg darin fast übermenschliches geleistet. Das wird auf ewige Zeiten ein Ruhmesblatt bleiben. Retten wir jetzt durch Standhaftigkeit und fortdauernde Kampfbereitschaft bei den Verhandlungen mit den Feinden, was noch zu retten ist. Es kann noch viel erreicht werden, wenn wir das Schwert immer scharf halten. Erinnern wir uns, daß Friedrich der Große im Hubertusburger Frieden auch nichts weiter erlangte, als seinen Besitzstand zu wahren, und daß sich daran doch die aufsteigende Größe Preußens knüpfte, weil, gerade wie bei uns, eine Zeit gewaltiger Großtaten vorausgegangen war, die der Welt den innern Wert und die innere Stärke seines Staates gezeigt hatten. Möge die ungeheuere Kraft, die sich bei unsern Kämpfen und unserm Dnlden im Weltkrieg offenbart hat, uns in den kommenden Friedensjahren zu derselben Arbeitsleistung auf allen wirtschaftlichen und kulturellen Gebieten ansporonen, durch die wir in den letzten Iahrzehnten alle andern Völker überflügelten.

Dr. Richard Müller-Freienfels:

Die kulturellen Wirkungen des Krieges.

Viele waren zu Beginn des Krieges der Meinung, er werde einen scharfen Wendepunkt unserer gesamten Kulturentwicklung bilden. Manche erwarteten eine Rückkehr zu älteren, einfacheren Lebensformen, eine Abkehr von der übersteigerten Kultur der letzten Iahrzehnte. Andere befürchteten einen radikalen Zusammenbruch aller Kultur. Beides ist nicht eingetreten. Wohl aber läßt sich heute, nach mehr als vierjähriger Kriegsdauer feststellen, daß der Krieg in der Hauptsache ein beschleunigtes Fortschreiten in der bisherigen Richtung des Kulturgangs bedeutet. Und ferner zeigt sich immer deutlicher, daß das, wasderKrieganNeuent wicklungen gezeitigt hat, im Guten wie im Schlimmen in ganz anderer Richtung liegt als in der zu größerer Einfachheit. —

Die Tatsache, daß der Krieg eine Fortsetzung, ja eine beschleunigte Fort-
setzung der bisherigen Kulturentwicklung ist, wird verständlich, wenn man in ihm
nicht sowohl — was meistens geschieht — einen Gegensatz zur letzten
Friedenszeit sieht, als vielmehr — was mindestens ebenso richtig ist — das n o t -
wendige Ergebnis der voraufgehenden Entwicklung.
Alles beinahe, was für die Zeit vor 1914 bezeichnend war, kehrt verstärkt
und vergrößert im Kriege wieder. Die leidenschaftliche Konkurrenz der Völker,
ihr Streben nach Prestige und Weltherrschaft bedingte schon vor dem Kriege
einen latenten Kriegszustand. Der Krieg ist nur das Offenbarwerden eines schon
lange bestehenden Prozesses. Demgemäß sind auch die Lebensformen, die er
zeitigt, nur scharfe Ausprägungen der bisher bestehenden.
Das gilt im Guten wie im Bösen. Es sind vor allem auch die imponierenden
Züge der Vorkriegszeit, die im Kriege noch verstärkt zur Geltung gelangen. Die
hochgespannte Energieentfaltung, das komplizierte Zusammenarbeiten der mannig-
fachsten Bestrebungen, die Konzentration aller Kräfte zu einheitlichen Zweck-
setzungen haben, nachdem sie im Frieden bereits vorgebildet waren, im Kriege die
höchsten Triumphe gefeiert. Die opferwillige Unterordnung des Einzelnen unter
einen Gesamtwillen, die rastlose Hingabe an Arbeit und Pflicht sind nicht etwa
erst Errungenschaften der Kriegszeit. Auch die so oft gepriesene Organisations-
fähigkeit, die finanzielle Leistungskraft, die Geschmeidigkeit des Kapitals sind
Früchte der Verhältnisse vor dem Kriege. — Was schon im Frieden das Wirt-
schaftsleben charakterisiert: Kapitalismus auf der einen, Proletarisierung der
Massen auf der andern Seite, tritt noch schärfer heraus. Der schon lange not'
leidende Mittelstand wird vollends zermalmt. Ungeheure Vermögen bilden sich.
Die Verarmung der Mehrzahl nimmt schroffste Formen an, wenn auch hohe
Löhne in einzelnen Erwerbszweigen das noch verhüllen. Die schon vor dem
Kriege vorhandene, wenn auch infolge zahlreicher Übergangsstufen nicht so sicht-
bare Kluft zwischen Arm und Reich klafft heute noch weiter. Sie wird in ihrer
ganzen Schroffheit erst nach dem Kriege empfunden werden, am meisten von
denen, die der Krieg erst zum Proletariat hinabgedrückt hat.
Die Lockerung der Familie, ebenfalls in der Vorkriegszeit vorbereitet, macht
reißende Fortschritte. Die Überzahl der Frauen vergrößert sich, in vielen Häusern
fehlt der Gatte oder der Vater, viele Männer werden unfähig zur Begründung
eigner Hausstände. Dafür finden sie bei der Heimkehr in allen Berufszweigen
die Frauen eingenistet, was weiter die Einkommen herabdrückt und die Familien-
gründung erschwert.
Noch andere Erscheinungen kommen hinzu. Die Qualitätsleistung wird
immer mehr durch die Quantitätsleistung verdrängt; die Industrialisierung der
gesamten Produktion verschärft sich. Die Notwendigkeit, durch Beschaffung von
Massenartikeln die Lücken des Wirtschaftbetriebes, die der Krieg gerissen, zu ver-
stopfen, läßt die Erzeugung billigen Schundes ins Ungeheuerliche steigen. Für

Qualitätsarbeit wird nach dem Kriege weder Zeit noch Geld vorhanden sein.
Das aber bedeutet: Sieg des Industrialismus über die persönliche Leistung!
Bürokratismus, Überorganisation, Gebundenheit des Einzelnen durch be-
hördlichen Zwang — zunächst durch die Notwendigkeiten des Krieges vermehrt —
werden sich in den Frieden hinein fortsetzen. Daraus folgt ebenfalls Herabsetzung
der Persönlichkeit im Werte, Mechanisierung und Schematisierung des ganzen
Daseins, Unterordnung unter geistig minderwertige Zwecksetzungen. Alles das
war schon vor dem Kriege angebahnt, hat sich jedoch in seinem Verlauf unheimlich
verschärft. Der moderne Krieg ist nicht, wie Schillers Soldatenlied pries, eine
Schule der Freiheit und Selbständigkeit; er ist mindestens ebensosehr eine Schule
willenloser Unterordnung, der Mechanisierung alles Lebens, worauf schon die
letzten Friedensjahrzehnte hingedrängt hatten.
Vielleicht aber ist's nur mit dem äußeren Leben so? Vielleicht ist auf
geistigem Gebiete ein Umschwung eingetreten?
Wir müssen auch das verneinen. Vergleichen wir die Spielpläne unserer
Theater, unserer Opernbühnen mit denen vor dem Kriege, so zeigt sich kein
wesentlicher Unterschied. Nach einigen Versuchen im Anfang, die Ausländerei zu
verbannen, Sinn für nationale Kunst großen Stiles beim Volke zu erwecken, ist
man längst wieder in die alten Bahnen eingelenkt. Man spielt statt französischer
Stücke die Stücke französelnder Ungarn, man sucht in Skandinavien statt in
Rußland nach Sensationen, aber im Grund ist alles beim Alten geblieben. Auch
die deutsche Dichtung hat keineswegs eine Wendung zum Einfachen genommen.
Außer der meist gut gemeinten, aber künstlerisch mit wenigen Ausnahmen belang-
losen Kriegsliteratur ist als charakteristischer Stil der schon vor dem Kriege
keimende Erpressionismus zu weithin spürbarem Einfluß gelangt. Die Riesen-
erfolge des späten Strindberg, Meyrinks, H. Manns, Sternheims mögen zwar
in ästhetischer Hinsicht z. T. verdient sein, ob sie jedoch auf eine geistige Neu-
orientierung des Volkes schließen lassen, ist eine andere Frage. Im Gegenteil, sie
zeigen, daß das Bedürfnis nach Sensationen eher gewachsen als geschwunden ist.
Die Religiosität hat ebenfalls kaum zugenommen. Die Kirchen, die sich in
den ersten Kriegswochen plötzlich füllten, sind vielleicht leerer als je. Es scheint,
daß diesmal die Not nicht beten gelehrt hat. Selbst in den Schützengräben hat
der Verfasser das Elend des Krieges meist gerade zum Beweis des Nichtdaseins
Gottes spekulativ verwenden hören. Wiederholt ist ihm von einfachen Soldaten
die Frage hingeworfen worden, wie man an einen Gott glauben könne, der soviel
Unglück zulasse! Gewiß hat die Sehnsucht nach Religion hier und da stark zu-
genommen: die Kluft zwischen den traditionellen Kirchenlehren und dem Geist
der Zeit ist jedoch nur fühlbarer geworden.

Und überhaupt, hat uns der Krieg nach der oft beklagten Ideallosigkeit der Vorkriegszeit neue geistige Ideale gebracht? Vielleicht weist jemand auf gewisse Parteigründungen hin und sagt, hier hätten wir die neuen Ideale. Aber diese „Ideale" sind recht materieller Natur. Landerwerb, Erpansionsmöglichkeit, Bestrafung der Feinde und andere sehr materielle Dinge kommen da unverhüllt hervor. Geistige Ideale im Sinne Goethes oder Kants sind das gewiß nicht! Es soll hier nicht über die praktische Bedeutsamkeit dieser Dinge abgesprochen werden; nur daß sie zur Begründung eines neuen Idealismus dienen könnten, muß entschieden bestritten werden.

Ich schreibe hier keine Fastenpredigt, ich konstatiere bloß. Auch diese Tatsachen stellen sich durchaus als Verlängerungen der Tendenzen der Vorkriegszeit dar. Die nervöse Reizsamkeit (um mit Lamprecht zu reden), die sich in den Künsten offenbart, war schon vor dem Kriege ein Zeichen der Zeit, hat jedoch während des Krieges in allen Schichten der Bevölkerung noch eine Steigerung erfahren. Andrerseits hängt auch die Ideallosigkeit, die sich während des Krieges zeigt, mit dem erhöhten Wirklichkeitssinn zusammen, der schon im Frieden auf allen Kultur» gebieten hervortrat und im Kriege, der rauhsten der Realitäten, sich erst recht ausprägen mußte.

So kommen wir zu dem Ergebnis, daß zunächst wenigstens der Krieg keine Rückkehr zu einfacheren Lebensverhältnissen bedeutet.

Diejenigen, die das erhofften, übersahen zweierlei: erstens, daß die Kultur nicht zurückgeht, zweitens aber, daß kulturelle Umbildungen nicht mit einem Schlage geschehen. Die kulturelle Wirkung des Krieges wird sich erst im Frieden, vielleicht erst nach Iahren ganz entfalten.

Dann allerdings dürften sich die durch den Krieg geschaffenen Umwälzungen in der Folgezeit als tiefer ergeben, als heute vielfach angenommen wird. Der Friedenszustand nach dem Kriege wird dem vor 1914 sehr unähnlich sein. Gerade dadurch, daß der Krieg die Beschleunigung und äußerste Zuspitzung der bisherigen Entwicklung erbracht hat, wird er auch ihr Ende bedeuten. Die (hegelisch geredet) ins Extrem zugespitzte Thesis muß in ihr Gegenteil umschlagen.

Das dürfte sich zunächst und am deutlichsten auf wirtschaftlichem Gebiete zeigen. Ein Ausgleich wird notwendig werden zwischen Plutokratie einerseits und Proletarismns andererseits. An Stelle des bourgeoisen Kapitalismus der letzten Iahrhunderte wird eine Sozialisierung Platz greifen. Hoffentlich bewahrt nns Rußlands abschreckendes Beispiel vor einer Sozialisierung von unten. Aber auch die Sozialisierung von oben, ein weitgetriebener Staatssozialiomus, wird einen tiefgehenden Umsturz bedeuten. Wieviel Vermögensabgaben, Steuern, Verstaatlichungen erreichen werden und erreichen müssen, ist noch nicht abzusehen. Aber die neue Richtung der Entwicklung beginnt bereits sich abzuzeichnen. Die bis-

herigen Kennzeichen der Wirtschaft: Freiheit der Unternehmung und des Kapitals werden eingeschränkt werden.

Ähnliche Erscheinungen dürften sich auf sozialem Gebiet ergeben. Die Familie wird nicht mehr wie bisher Privatsache sein. Der Staat wird eine Kontrolle übernehmen. Besonders die Kinderzeugung wird mehr als bisher das Staatsinteresse beschäftigen. Daß für die zahlreichen, von der Ehe ausgeschlossenen Frauen neue soziale Möglichkeiten geschaffen werden, wird sich ebenfalls als Notwendigkeit heransstellen.

Schwieriger noch als für das wirtjschaftliche Leben ist eine Prognose für das geistige. Sollte die durch die entfesselte Konkurrenz der bisherigen kapitalistischen Kultur bedingte Nervosität zurückgehen, so wird sich das auch in der Kunst stark bemerkbar machen. Die Nervenkunst der letzten Iahrzehnte war jedenfalls mit der kapitalistischen Kultur eng verknüpft und würde mit deren Einschränkung eine sehr wesentliche Umbildung erfahren. Es kann das zu einem Zurückebben der „Reizsamkeit" führen, es kann aber auch ein weitgehendes Erlöschen künstlerischer Interessen überhaupt mit sich bringen.

Mag also auch der Krieg an sich keine wesentliche Umgestaltung bedeuten, inse inen Folgen kann er doch die ganze Kulturentwicklung so tiefgreifend beeinflussen, daß er später als die Schwelle eines ganz neuen Zeitalters erscheinen dürfte.

» »»»» — «

vr. Paul Ostwald, Berlin:

Japan und das revolutionäre Rußland.

Ostasien wird unzweifelhaft für uns nach dem Kriege eine andere Rolle spielen als bisher. Denn die zukünftige Stellung Iapans zu uns wird, was leider immer noch nicht tief genug in das Bewußtsein unseres Volkes eingedrungen ist, nicht nur entscheidend sein für unsere ostasiatischen Interessen, sondern auch für unsere ganze Weltpolitik. Die Zukunft wird von uns fordern, daß wir unsere ostasiatische Politik mit unserer Gesamtpolitik inniger verknüpfen und darin fester verankern, als es bisher der Fall war. Eben darum aber gilt es auch, daß wir den ostasiatischen Vorgängen die nötige Beachtung schenken. Wir müssen versuchen, uns trotz des Mangels an ausführlichen Nachrichten ein klares Bild von allem zu machen, was den fernen Osten angeht. Ganz besonders ist es nötig, Iapan auf seinen oft recht dunklen und verborgenen politischen Pfaden nachzuspüren. In dieser Beziehung scheint mir nun das Verhältnis Iapans zu dem neuen Rußland im allgemeinen noch recht wenig geklärt, und es lohnt des-

halb wohl einmal der Mühe, den Dingen etwas tiefer auf den Grund zu gehen.
Es ist das ja jetzt auch um so besser möglich, als mit der sibirischen Intervention
Japans und der anderen Ententemächte ein gewisser Abschluß erreicht ist.
Wollen wir die richtige Grundlage zur Beantwortung der Frage, wie wir
sie uns gestellt haben, finden, so müssen wir uns unbedingt über den Gegensatz
Iapans zum Angloamerikanertum im klaren lein. Ist an eine Versöhnung
zwischen den genannten Mächten zu denken, oder nicht, ist die Kluft, die sich
zwischen Iapan und England-Amerika aufgetan hat, zu überbrücken oder nicht,
das ist die Frage, die wir uns zu allererst vorzulegen haben. Erwägen wir nun,
was sich als ein trennender Keil zwischen die genannten Mächte geschoben hat,
so sind es nicht einfache Interessengegensätze, sondern es sind Macht- und
Prestigefragen. Es handelt sich um nicht weniger als um die Herrschaft irn
Stillen Ozean, um den entscheidenden Einfluß in China und in Rußland. Wer
hier an ein Nachgeben, an ein Zurückweichen ohne Zwang glaubt, verkennt die
in der Geschichte der Völker arbeitenden Kräfte. Denn wir haben es bei allen
drei Staaten mit solchen Völkern zu tun, die innerlich noch gesund und daher
lebenskräftig sind, die sich in keiner Weise etwa wie Frankreich oder Italien
schon überlebt haben. An eine Versöhnung der Gegensätze ist also nicht zu
denken. Gewiß, es ist nicht nötig, daß die Dinge sofort zu einem offenen Konflikt
treiben, der Gegensatz kann durch eine geschickte Politik latent und für einen
unbefangenen Beobachter nnbemerkbar gemacht werden, aber er ist darum nickt
beseitigt. Irgend ein nnvorhergesehener Zufall, irgend ein unerwarteter Anlaß
kann kommen nnd die Entfesselung der sich feindlichen Kräfte bewirken. Der
Weltkrieg ist uns ja Beispiel genug. Erhärtet wird unsere Annahme von der
Unversöhnbarkeit des Gegensatzes zwischen Iapan und England-Amerika ja
schließlich auch dadurch, daß in letzter Zeit in den Zeitungen Nachrichten über
den Abschluß eines englisch-amerikanischen Schutz- und Trntzbündnisses gegen
Iapan zu lesen waren.

In Tokio wird man nun die Dinge, wie sie zwischen Iapan und dem
Anglo-Amerikanertnm liegen, nicht weniger klar und deutlich erfaßt haben. Wir
werden darum auf keinen Fall annehmen können, daß Rußland nach dem Ausbruch der Revolution völlig als Faktor in seinen politischen Berechnungen ausgeschieden sein wird, nachdem es vor der Revolution in dieser Beziehung und
gerade in Hinsicht auf die Abwehr England'Amerikas eine so bedeutende Rolle
spielte. Noch im Iuli 1916 schloß Iapan mit Rußland ein Bündnis, das seine
deutliche Spitze gegen das Angelsachsentum hatte, ein deutliches Zeichen für uns,
daß man in Iapan genau erkannt hatte, woher in der Zukunft die eigentliche
Gefahr droht. Im Frübjahr 19l7 brach nun in Rußland die Revolution aus,
die für die japanischen Staatsmänner nnd ihre weitausschauenden Pläne störend
wirken, sie aber bei der ?age der Dinge unmöglich zu einem Fallenlassen Rußlands veranlassen konnte. Daß Rußland bei der jungen Kraft seines Volkes sich

selbst einst wieder finden und innerlich erstarken würde, war von vornherein anzunehmen. Nur für den Augenblick, für die nächste Zukunft verlangte die russische Revolution von den Politikern in Tokio, daß. sie den angelsächsischen Gegnern gegenüber etwas vorsichtiger wurden. Der russischen Stütze vorläufig beraubt, befand sich Iapan vor die üble Tatsache gestellt, daß es isoliert war, und so war es ein Gebot der Stunde, die daraus entspringende Gefahr nach Möglichkeit zu verringern. Diese Erwägungen haben wir bei dem Isshiiunternehmen in Betracht zu ziehen, das ja eine Besserung der japanisch'amerikanischen Beziehungen zum Zwecke hatte. Im übrigen darf nicht vergessen werden, daß es Iapan auch deshalb auf das Wohlwollen Amerikas ankam, weil es die amerikanischen Stahllieferungen nicht entbehren kann. Es ist also falsch, in den Verhandlungen des Barons Isshii, die sich vom Iuli bis zum November 1917 hinzogen, mehr sehen zu wollen als eine ganz dem Augenblick angepaßte politische Handlung. Ein Kurswechsel war es nicht, denn man legte in Tokio Wert darauf, die guten Beziehungen mit Rußland aufrecht zu erhalten. Die Anerkennung der neuen Regierung von feiten Iapans war nicht nur eine leere Förmlichkeit, es war das Bekenntnis, nach Kräften festzuhalten an der freundschaftlichen Politik dem westlichen Nachbar gegenüber und ihn auch weiterhin fest an sich zu binden.
Mit diesem Festhalten an dem auf Rußland eingestellten Kurs steht nun das energischere Vorgehen der Iapaner in der Mandschurei nach dem Ausbruch der Revolution nicht in Widerspruch. Es ist das begründet einmal in der Furcht, das in dem allgemeinen Wirrwar zu verlieren, was Iapan sich im Vertrage vom 3. Iuli 1916 bereits gesichert hatte, und zugleich in dem Wunsche, die Dinge, wie sie nun einmal gekommen sind, dazu zu benutzen, um in der Mandschurei auch die letzten Reste der russischen Herrschaft zu beseitigen. Man hofft das alles in Formen tun zu können, die für die Räteregierung nichts Beleidigendes und Herausforderndes hat. Wie es die veröffentlichten Geheimtelegramme ergeben, wahrte man auf japanischer Seite den Russen gegenüber durchaus das Gesicht und versprach Abhilfe gegen allzu scharfes Vorgehen der japanischen Konsuln in der Mandschurei, während man in aller Ruhe sich in den Besitz der Eisenbahnen, der Telegraphen, der Post sowie überhaupt der gesamten Verwaltung setzte. In höflichster Weise werden die Russen belehrt, daß die Kreuzer, die den Hafen von Wladiwostok öfter anlaufen, nur japanische Schulschiffe sind. So verfolgt man japanischerseits unentwegt seine festen Ziele, vermeidet dabei aber doch alles, was das russische Volk gegen Iapan in Zorn und Aufwallung bringen kann.
In diesem ruhigen und abwartenden Verhalten Rußland gegenüber wurde Iapan nun durch seinen Feind Amerika gestört. Der Vertreter der russischen Räte» regierung weiß schon am 13. Iuli 1917 folgendes nach Petersburg zu berichten: „Die in den hiesigen Blättern aufgetauchte Nachricht, daß die russische Regierung angeblich amerikanischen Unternehmern die Ausbeutung der Erdschätze in

Sibirien und in Nord-Sachalin überlassen habe, hat in japanischen Geschäfts-
kreisen einen großen Eindruck hervorgerufen, und in beiden Häusern des Parla-
ments sind aus diesem Anlaß Anfragen gestellt worden, worauf die japanische
Regierung geantwortet hat, daß sie entsprechende Nachforschungen zur Klar»
stellung dieses Gerüchtes anstellen werde." Die Zeilen Krnpenskns spiegeln deut-
lich genug die Aufregung wieder, die sich Iapans bemächtigte, als Amerika An-
stalten machte, die russische Revolution in seinem Sinne auszunutzen. Schon
während des ganzen Krieges war Iapan immer in Rußland auf den amerika-
nischen Konkurrenten gestoßen, und bei dem Mangel an Geldmitteln, bei seiner
doch noch sehr in den Anfängen steckenden Industrie vermochte es nicht immer das
Feld siegreich zu behaupten. Amerika vermochte es infolge seiner wirtschaftlichen
und finanziellen Kräfte auf dem russischen Markte zu überflügeln. Daß Iapan
seinem Gegner nicht gerade gern nachstand, ist ohne weiteres zuzugeben, und jetzt
sollte der Amerikaner sich auch noch auf Sachalin und in Sibirien festsetzen!
Iapan konnte da unmöglich ruhig zusehen, denn es drohte ja dann die Gefahr
für die Zukunft, daß es von drei Seiten von Amerika eingeschlossen werden
konnte. Nur eine Macht durfte sich in den in Frage kommenden Gebieten fest-
setzen, und das durfte einzig und allein Iapan sein! Dazu kamen die verlockenden
wirtschaftlichen Aussichten. Gerade während des Krieges hatten die Iapaner mit
aller Ruhe eine friedliche wirtschaftliche Durchdringung Sibiriens betrieben.
Sowehl wegen des Erwerbs von Bergwerken in Sibirien wie von Bohrrechten
auf Sachalin hatten japanische Gesellschaften Verhandlungen mit der russischen
Regierung schon lange angeknüpft. Iapanische Gesellschaften hatten bereits in
sibirischen Städten die elektrischen Straßenbahnen und die elektrische Beleuchtung
übernommen. Das alles sollte nun wieder durch Amerika gefährdet werden. So
mußten die amerikanischen PläKe Unter allen Umständen durchkreuzt werden.
Nur galt es den richtigen Weg zu finden. Denn weder durfte Rußland hierbei
allzu nahe getreten werden, noch durften die auf jede Vergrößerung von Iapans
Machtstellung eifersüchtig blickenden Angelsachsen dadurch in ihrem Mißtrauen
noch bestärkt werden. Die sich durch den Weltkrieg in einem besonders schnellen
Wechsel befindlichen politischen Verhältnisse sollten Iapan bald zu Hilfe kommen.
Es war der Abschluß des Friedens zwischen Deutschland und Rußland.
Es ist nun aber durchaus falsch, behaupten zu wollen, der Frieden zu Brest-
Litowsk, der die westlichen Randvölker von Rußland losriß, habe Iapan veran-
laßt, eine Loslösung Sibiriens von seinem Nachbarreiche zu bewirken. Es ist
irrig, weiter daraus schließen zu wollen, wie es von gewissen Seiten aus, z. B.
von der „Vossischen Zeitung", immer wieder geschieht, daß Iapans Vorgeben in
Sibirien ein deutlicher Beweis dafür sei, wie der Ostfrieden das ostasiatische
Inselreich von Rußland fort und zu England-Amerika hin getrieben habe. Gewiß
bängen der Ostfrieden und die sibirische Intervention zusammen, doch nur inso»
fern, als dieser, wie wir oben schon sagten, die rein äußere Veranlassung für

Japan bot. Denn mit dem Plan, in Sibirien einzuschreiten, wollte Iapan nicht Rußland, sondern Amerika treffen. Der Frieden von Brest-Litowsk löste sowohl in England wie auch in Frankreich den Wunsch aus, durch Gewaltmaßregeln Rußland von neuem in den Krieg gegen uns zu treiben, und das machte sich Japan zu nutze. An der Seine nnd an der Themse war man daher für die japanische Intervention zu haben. Man ging sogar soweit, zu erklären, daß man sich in der Frage der Oberleitung eines gemeinsamen Ententeunternehmens in Sibirien zugunsten Iapans als uninteressiert erklärte. Alle anderen Bedenken wurden besonders von selten Englands mit Rücksicht auf den Kampf in den Hintergrund gerückt. Wenn Blätter wie z. B. der „Manchester Guardian" u. a. vor einer solchen Intervention in Sibirien warnen zu müssen glaubten, weil damit nur Iapans schon zu gewaltig gewordene Machtstellung noch verstärkt würde, so blieben diejse Stimmen ungehört. Man kennt eben in England nur ein Ziel: die völlige Niederkämpfung Deutschlands. Ablehnend verhielt sich nun aber auch von Anfang an Amerika. Selbstverständlich geschah das aus Feindschaft gegen Iapan. Man fühlte in Washington wohl nur zu genau, was Iapan mit einer Intervention bezweckte. Sie konnte nur gegen die Beseitigung des amerikanischen Einflusses in Rußland gerichtet sein. Wilson hoffte zudem gerade dadurch die russische Regierung für Amerika zu gewinnen, daß er jede Gewalttat vermied. Er meinte, durch alle möglichen Freundschaftsbeweise sowohl im Interesse Amerikas wie auch der Entente in Rußland weiter zu kommen als die anderen. Diesen Weg verfolgte nun Wilson mit besonderer Energie, als Iapan den Plan einer Intervention aufgeworfen hatte. Noch im Mai 1918 wurde die „Liga amerikanischer und russischer Politiker" gegründet, im gleichen Monat wurde die amerikanische Bank in Moskau gegründet u. a. m. Mit allen Mitteln also versuchte Wilson die japanische Politik in Rußland zu diskreditieren.

Von japanischer Seite hielt man unterdessen an dem einmal gefaßten Plane einer Einmischung in Sibirien fest, doch tat man nichts mit Übereilung. Rußland durfte in keiner Weise dadurch so vor den Kopf gestoßen werden, daß spätere freundschaftliche Beziebungen unmöglich gemacht wurden. An eine Einmischung war also nur zu denken, wenn Iapan von der gesamten Entente dazu beaustragt worden war, auch von Amerika. So blieb denn Iapan abwartend und zurück' haltend, bis die Verhältnisse auch einen Wilson auf den Standpunkt der anderen Ententemächte gebracht hatten. Daß das kommen würde, damit hat man in Tokio sicherlich gerechnet. Enttäuscht darüber, daß alle seine Bemühungen umsonst waren, daß Rußland auf freundschaftliche Weise nicht d^zu zu brinoen war, von neuem gegen Deutschland eine Front aufzustellen, hat Wilson dann seine Zustimmung zur Intervention in Sibirien gegeben.

Selbstverständlich versucht Iapan nun, die sibirische Intervention so sünstig wie möglich für sich zu gestalten und bei dieser einmal geschaffenen Gelegenheit sich zu bolen, was zu holen ist. Seine Absichten, endgültig Wladiwostok,

Sachalin und das Amurland seinem Reiche einzuverleiben, sind unverkennbar.
Es glaubt das wieder ohne allzu schwere Verletzung des russischen Nationalstolzes tun zu können, da dieses auf diese Gebiete mehr oder weniger freiwillig verzichten wird. Das russische Ultimatum an Iapan zeigt übrigens, daß man in Tokio richtig gerechnet hat, denn es heißt dort ausdrücklich, daß es der Räteregierung auf eine Gebietsabtretung nicht ankommt. In gleicher Weise ist das chinesisch'japanische Militärabkommen zu beurteilen. Hiermit will Iapan nicht nur auf seinem Wege der Suprematie in China weiterkommen, sondern es hat sich damit auch zugleich ein Mittel schaffen wollen, um sein Vorgehen gegen Rußland abzuschwächen. Chinesische Truppen sind an die Grenze der Mandschurei geschafft worden, damit sie einen Teil des Kampfes für die Iapaner übernehmen, und diese selbst sich mehr zurückhalten können.
So sehen wir, daß wir von einer Zickzackpolitik Iapans in der Tat nicht reden können. Iapan hat nach wie vor seine Front gegen das Angelsachsentnm und hofft von Rußland hierin Unterstützung zu erhalten. Es ist heute noch derselbe Kurs, der seit 1910 deutlich erkennbar wird. Iapan hat an ihm trotz der Revolution festgehalten, und es ist gezwungen, an ihm festzuhalten; der Unter» schied ist nur, daß es das einmal mehr und ein andermal weniger versteckt tut.
Diöse Tatsache aber gibt uns nicht ungünstige Aussichten für unsere Znkunft. Es wird nur gelten, aus der Sachlage der Dinge besseren Nutzen zu ziehen, als es bisher geschehen ist. Wir machten den Fehler, uns vor dem Weltkrieg um den Nachbarn unseres Nachbarn zu wenig zu kümmern. Wir überfallen die Bedeutung der neuen Großmacht Iapan für unsere gesamte Politik. Iapan war für uns eine „quuntit«^ n^li^«bl<.", und wir büßten diesen Mangel an politischer Erkenntnis und diese politische Gleichgültigkeit nicht nur mit dem Verlust von Kiautschou. Der Krieg wird uns ja wohl in dieser Beziehung die Binde von den Augen gerissen haben, er wird nns auch gezeigt haben, daß in der Politik, vor allem wenn es gilt, so skrupellose Feinde wie England und Amerika zu be» kämpfen, ideelle Momente, wie es die bei uns auch vorhandenen Rassebedenken waren, nichts zu suchen haben. Wir und Iapan haben ein gemeinsames Interesse an der Neugestaltung eines uns befreundeten Rußland, wir haben mit Iavan dieses Interesse aus dem gleichen Grunde, wegen des Kampfes gegen das Angelsachsentnm. Der Weg ist für unsere Politik gegeben. Es muß ihr möglich sein, mit dem besiegten Rußland und , mit Iapan einen osteuropäisch-asiat'schen Block zu schaffen als ein Bollwerk des Friedens und der Abwehr des Angelsachsentume.

Wilhelm Meridies:

Das Wesen der Weltmachte und die Demokratie.

In jedem Denkenden unter uns wächst mit den Schrecknissen dieses Krieges, aber auch mit dem Reifen seiner Ergebnisse, das Bedürfnis, eine tiefere Begründung seiner Entstehung und seines Aushruchs zu finden und für unsere Vernunft und auch für unser Herz gleichsam ein Äquivalent für die gebrachten Opfer zu erhalten. Heute genügt es uns längst nicht mehr, diese Fragen einfach mit der Anklage abzutun, der und jener feindliche Staatsmann habe den Krieg ruchlos heraufbeschworen. Vielmehr suchen wir den Verlauf der Geschichte zu erkennen, der an gewisse Voraussetzungen gebunden ist, die wir festzustellen und zu deuten imstande sind. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der Ablauf der Geschichte gleichwie in der Natur unter dem Zwang bestimmter Gesetze erfolge. Das Völkerringen, das wir miterleben, ist — wie überhaupt jeder moderne Krieg — im Grunde das gleiche, was ein Eramen im bürgerlichen Leben ist; es ist ein Ringen um den Befähigungsnachweis. Nur darum erlangte dieser Krieg seine Gewalt, weil sich nach und nach sämtliche Großmächte des Erdenrunds an ihm beteiligten. Alle fühlten ihre Geltung von seinem Verlauf abhängig. „Woher kommt es, daß es überhaupt Großmächte gibt? Warum und inwieweit übertreffen einige unter den vielen Staaten der Welt die anderen wesentlich an Einfluß? Und lassen sich gar Zusammenhänge zwischen diesen auserkorenen Staaten erkennen, kraft deren sie ihr Ansehen gegenseitig bedingen und das Schicksal der Menschheit gemeinsam bestimmen?" Diese Fragen stellt Prof. Martin Spahn in der Einleitung zu seinem neuesten Buch „Die Großmächte"*) und gibt damit im voraus das darin behandelte Thema seinen Grundzügen nach an. Es ist geradezu ein Gegenstück zu Rudolf KjeWns erfolgreicher Schrift: „Die Großmächte der Gegenwart" und dürfte zum mindesten dieselbe Beachtung bean» spruchen. Im Gegensatz zu Kjell^ns Schrift, die mehr eine Ausbeute staatswissenschaftlicher Literatur ist, und auch im Gegensatz zu der bisher üblichen — von einigen Ausnahmen abgesehen — Art der deutschen Geschichtswissenschaft, die sich zu ausschließlich nur nationalen Fragen und der Erforschung unserer Kulturzustände zugewandt hatte, geht Spahn nach dem Beispiel von Karl Ritter, Friedrich Ratzel, Franz Liszt und zuletzt Paul Rohrbach von geographischen Grundlagen aus. Es ist höcbst erfreulich zu sehen, daß sich allmählich die Überzeugung von der Notwendigkeit der politischen Geographie bei uns in Dentschland immer mehr Bahn bricht, und kein Staatsbürger, der sich ein sicheres Urteil über

*) M. Spahn: Die Großmächte. Richtlinien ihrer Geschichte. Maßstöbe ihres Wesens. Ullstein 1918. Mit 6 fnrb. Karten. 5,5 > M.

die auswärtige Politik seines Vaterlandes zu bilden wünscht, sollte an diesem ausgezeichneten Werk Spahns vorübergehen.

Besonders interessant und in mancher Hinsicht auch zum Nachdenken anregend ist der Teil seines Buches, in dem er über das Wesen der Weltmächte und den Widerspruch der Demokratie gegen sie spricht, und ich kann es mir nicht ver' sagen, einiges daraus für die Allgemeinheit zu wiederholen oder dem Sinne nach wiederzugeben.

Zum besseren Verständnis möchte ich noch einige Bemerkungen vorausschicken. Durch das vergangene Iahrhundert geht deutlich ein Schnitt. Ienseits liegt alte Zeit, altmodische Kultur, geschichtliche Vergangenheit; diesseits sind unsere Väter und wir, Neuzeit, Gegenwart. Diesen Schnitt kann man auf ein paar Iahre genau natürlich nicht bestimmen. Man kann aber ruhig sagen, daß wir vorn Iahre 1878 an als dem Iahre des Berliner Kongresses das neue Zeitalter zu rechnen haben. Gerade die Aufhellung dieser wenigen Iahrzehnte unserer jüngsten Vergangenheit wird auf lange hinaus zu den anziehendsten Aufgaben der Staatengeschichte gehören. Die Völker selbst fühlten merkwürdig frühe, daß zwei Zeitalter in diesen bedeutungsvollen Iahrzehnten einander ablösten. Spahn vertieft sich nun in dem erwähnten Abschnitt seines Buches in die Untersuchung der Fragen: Wie kam es, daß in diesen Iahren ein völliger Wechsel in den räumlichen Voraussetzungen der Großmachtbildung eintrat, und in welcher Richtung ging dieser Wechsel vor sich?

Folgende Überlegungen führen zur Beantwortung der Fragen.

Nachdem im Laufe der Iahrhunderte allmählich alle Erdteile durch die abendländische Kultur befruchtet worden waren, erwuchsen überall Staaten nach abendländischem Vorbilde, von denen nicht nur die europäischen Mächte, die vordem bloß bedingt an der Großmachtentwicklung teilnehmen konnten, die Möglichkeit voller Entfaltung erhielten, sondern auch einzelne, ganz außerhalb Innereuropas gelegene sich ebenso fähig zu echter Großmachtbildung zeigten, wie die großen innereuropäischen Staaten. Während bisher dem festländisch-innereuropäischen Bereich der Großmachtbildung ein bemerkenswerter Umfang nur an abendländischen Bodenmaßen gemessen eigentümlich gewesen war, verpflanzte sich jetzt die Wirksamkeit dieser Mächte auf die Ozeane und über sie hinaus. „Ietzt wurde das ganze Erdenrund zum Schauplatz großmächtlicher Kämpfe. Die Völker redeten treffend von Welt' und nicht mehr von Großmächten, wenn sie die führenden Staaten kennzeichnen wollten."

Hierbei darf jedoch nicht übersehen werden, daß der geographische Schwerpunkt der Weltmächte zunächst noch nach wie vor auf derselben, nur verlängerten geographischen Linie liegt,, in der die Entwicklung des voraufgegangenen Zeitalters verlief. Spahn knüpft hier eine geschichtlich-geographische, nicht uninteressante Betrachtung an. Er zeigt, wie sich seit dem Altertum, in dem das Mittelmeeraebiet der Träger des großstaatlichen Lebens war, bis auf die Gegenwart

eine stetig von Süden nach Norden gerichtete Tendenz der Verlegung des groß-
staatlichen Lebens bemerkbar gemacht hat. Unwillkürlich steigt da die Frage auf:
Wird auch in Zukunft eine den früheren Zeitabschnitten ähnliche Entwicklung vor
sich gehen, oder wird das Großstaatsleben auch nach seiner Ausbreitung über dao
ganze Erdenrund nn die gemäßigte Zone der nordlichen Erdhälfte gebunden
bleiben?

Gleichzeitig mit der eben erwähnten Großmachtentwicklung über alle Erd'
teile haben sich auch die Ausmaße der einzelnen Großmächte geändert. Hundert»
tausende von <>><n, hatten die innereuropäischen Großmächte gezählt; die Welt-
mächte zählen deren nach Millionen. Es war von vornherein nicht anzunehmen,
daß jede alte Großmacht solche Ausmaße würde erreichen können. Sollte tatsäch-
lich diese oder jene Großmacht der Vergangenheit nicht zur Weltmacht aufrücken
können, so wird man in Zukunft eine Staffelung von drei Staatengruppen zu
verzeichnen haben:

1. Weltmächte.
2. Großmächte, d. h. Mächte geringeren Gewichtes, aber dennoch mit einem
geschichtlichen oder kulturellen Einfluß, der sie über die Masse der ohnmächtigen
Staaten erhebt.
3. Zum Selbstschutz nicht fähige Mächte.

Zugleich mit den außereuropäischen Großmachtbildungen tritt eine ungeheure
Steigerung der wirtschaftlichen Leistungen aller Staaten ein. Wie es im Rahmen
der bisherigen innereuropäischen Großmachtpolitik lag, die dem Staate dienenden
Kräfte gleichmäßig weit zu entfalten, war auch dem kapitalistischen Aufstieg ihrer
Völker naturgemäß nur ein enger Spielraum gelassen. Ietzt jedoch entfielen diese
Rücksichten; der Umlauf des Geldes und der Kredit entwickelten sich sprungweise
und das bisher unausgeglichene Nebeneinander von Großmächten, die wesentlich
auf Bodengewalt beruhten, und wenigstens einer Großmacht — England —, die
sich auf die ungemeine Blüte ihrer Volkswirtschaft gründete, hörte auf. Spahn
drückt dies aus mit den Worten: „Als das Wesen der Weltmächte der Zukunft
stellte sich deutlich eine Kreuzung zwischen dem ökonomischen Großmachttvpus des
englischen Staates und dem territorialen Tnpus der innereuropäischen Groß-
mächte heraus." Einen Anteil an der Weltwirtschaft zu gewinnen, S:e- und Land-
verkehr den neuen Bedürfnissen entsprechend anszubanen, das war jetzt die Losung
für alle Weltmächte. „Das staatliche Dasein der Menschheit schien seiner höchsten
Entfaltung nahe zu sein, die Entwicklung der Großmächte ihrem Gipfel zuzu-
streben. Zur selben Stunde aber erhob sich die Gefahr, d,iß den ganzen stolzen
Wuchs durch innere Bewegungen der Staatenwelt der Arthieb treffe."

Diese Gefahr, von der hier Spahn spricht, liegt begründet in dem Drang
nach Demokratisierung, der sich bei fast allen innereuropäischen Nationen immer
mehr geltend machte; begründet in dem Wunsch nach Abschaffung des Absolutis-
mus; nicht zuletzt auch in dem Widerspruch zwischen dem Wesen der Weltmächte

und der Demokratie. Der Einfluß, den die zeitgenössische Demokratie auf und für die Massen verlangt, verträgt sich schon von Natur aus kaum mit der auswärtigen Politik der Großmächte; denn während im Wollen und Denken der Massen das Irrationelle, das Triebhafte vorwaltet, blieb die auswärtige Politik der Großmächte nach wie vor rationalisiert. Zugleich wurde die dem Absolutismus eigentümliche straffe und zielbewußte Zusammenordnung aller staatlichen Kräfte fortan mit dem Durchbruch der demokratischen Bewegung, dem Auseinanderstreben der Kräfte, nahezu illusorisch. Es entstand eine völlig anders geartete Staatsanschau« ung, die die bisherigen absolutistischen Grundsätze der auswärtigen Politik nicht verstand, ja sie zum Teil geradezu verwarf.

Es würde zu weit führen, in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes weiter darauf einzugehen, in welcher Weise und welchem Maße dieser Umschwung vor sich ging. Ich verweise auch hier wieder jeden, der sich näher mit diesen Fragen beschäftigen will, auf das Buch Spahns. Für uns möge die Feststellung der Tatsache genügen: Durch das Eindringen der neuen demokratischen Anschauungen in das bisherige, fast vorherrschend absolutistische Staatensystem Inner- und auch Außereuropas erhielt die politische Lage ein zwiespältiges und rätselvolles Antlitz. Die geschichtliche Entwickelung mußte eine Klärung der Zage bringen. Den ersten Anstoß dazu und also auch zum Durchbruch des neuen Zeitalters gab dann der Berliner Kongreß, dessen Bedeutung gerade in dieser Hinsicht man erst in der letzten Zeit immer mehr zu erkennen begonnen hat.

- »»»» «.

Professor Dr. Moritz Benedikt:

Der geisteskranke Jude. Emd«.

In einem Vortrage in Zürich hat vi'. Rafael Becker die Frage der Nervosität und besonders der Geistesstörung bei den Iuden behandelt. Die offizielle Statistik seit 1871 hat in DeuVschland und Dänemark, in Italien und Rußland nicht nur eine Überzahl von Geisteskranken bei den Iuden nachgewiesen, sondern seitdem auch eine unverhältnismäßige Steigerung.

Einen wichtigen Beitrag kann ich aus London liefern; derselbe ist wohl am Kontinent nicht weiter beachtet worden. Ums Iahr 1901 brach in den Elends quartieren an der Themse eine Endemie von Geistesstörung, besonders Paralyse, unter den dort ansässigen tausenden von Schneidern, die sich aus Rußland geflüchtet hatten, aus. Dabei war der Prozentsatz der Frauen auffallend größer, als er sonst bei der Paralyse ist. Was die englischen Kollegen frappierte, war, daß

Lues und Alkoholismus als Ursachen völlig wegfielen. Dr. Beadles berichtet dar-
über im Archiv der britischen psychiatrischen Gesellschaft. Da ich auswärtiges
Ehrenmitglied dieser hochgeachteten Gesellschaft bin und ich seit Iahren die all-
gemein Mode gewordene Anschauung auch in England bekämpfte, daß Lues die
ausschließliche Ursache der Paralyse sei, wandte man sich an mich zur Aufklärung.
Gerade durch die Beobachtung in meiner ostjüdischen, zumal der strenggläubigen
Klientel hatte ich die Sicherheit gewonnen, daß die allgemeine Annahme von
Lues als die gewöhnliche Ursache der Paralyse — so wie z. B. auch der Tabes
— zum Teile irrig sei. In diesen Kreisen ist eben Lues sowie Alkoholismus
äußerst selten. Da es eine Erfahrung ist, daß viele Luetische ihre vorausgegangene
manifeste Krankheit verleugnen, so nahm man in der vorhandenen Voreingenom-
menheit an, daß Lues vorhanden war, und die Kranken wurden zu einer schäd-
lichen Parforee-Kur verurteilt. Es wurde ein Schuldspruch auch bei Mangel an
Beweisen ausgesprochen.*)

Da, wie wir sehen werden, die Ursache auch der Londoner Endemie zum
großen Teile auf allgemeinen jüdischen Schicksalsschlagen beruht, so möge die
Darlegung der historischen Ursache des speziellen Elends, das zur Krankheit in
diesem Falle führte, Platz finden. Die Vertreibung der Inden aus vielen
Aufenthaltsorten in Rußland, in denen sie bisher ihre Eriltenz fanden, beim
Regierungsantritte des Zaren Alerander III. war die Ursache. Dieser Akt des
Kaisers ist von großem psychologisch-historischen Interesse. Ich bin nun in der
Lage, ihn aufzuklären.

Ich war durch meine Beziehungen zu allen Schichten der russischen Gesell'
schaft über den Kaiser, als er noch Kronprinz war, orientiert. Er hatte einen
glühenden Haß gegen die Korruption, besonders angefacht durch die ungeheuren
Malversationen, die sein Onkel, der ältere Nikolaj Nikolajewitsch, wäbrend des
türkisch-russischen Krieges vollführte. Er war übrigens ein Mann von geringem
geistigen Schwunge und aus diesem Grunde konservativ. Von ihm konnte man
nicht erwarten, daß er auf die Verfassungsidee von Miljutin eingehen werde.
Unerwartet bald kam er zur Herrschaft.**) Er wollte sofort den Ausrottungskrieg
gegen die Korruption beginnen. Der Naive hatte keinen so klugen Ratgeber
wie der neuernannte Gouverneur in Gogols Roman: „Tote Seelen" an einem
alten Kaufmann (Kupetz). Dieser widerriet dem Gouverneur den Kampf wider
die Korruption, weil er bei der Verschmitztheit und allgemeinen Verbrüderung der

*) Taß auch die modernen Blutproben irreführen sonnen, bin ich überzeugt: ich kann dies hier
aber nicht weiter auseinandersetzen.

5 ") Dies erfolgte durch die unerwartete greuliche Hinschlachtung Alexanders II. Vielseitig habe
ich aus russischen Kreisen erfahren, daß dieses Attentat von der Hofpartei angestiftet wurde, weil der
Zar seine zweite Frau, die Dolgoruka, krönen lassen wollte, und wegen drohender Verleihung einer
Verfassung. Dadurch hatte die terroristische Partei mehr als freie Hand.

zahllosen Korrupten nichts ausrichten werde und im Kampfe zu Fall kommen
würde. Er beruhigte sein Gewissen und das des Würdenträgers mit dem für
einen rechtgläubigen Russen charakteristischen Worte: Wir sind alle Sünder. Be-
kanntlich hat der energischste Lehrer unter den großen Denkern, der große Kirchen-
vater Augustinus, seine Lehre vom Determinismus (der Lehre von der Unfreiheit
des menschlichen Willens) scholastisch aus der Lehre von der Erbsünde abgeleitet.
Praktisch uneingeweiht begann der Zar wirklich sofort den Kampf gegen die
millionenköpfige Schlange der Korruption, welche Köpfe von Großfürsten, von
Ministern und Senatoren, von Zivil- und Militärfunktionären aller Grade bis
hinab zu den Gendarmen und niedersten Bediensteten besaß. Das ganze Leben
der Bevölkerung war aktiv und passiv auf die Korruption eingegliedert.
Da zischelte ein schlauer Schlangenkopf dem Selbstherrscher aller Reußen
ins Ohr, daß Beamtenbestechung die Ursache sei, daß Iuden an zahlreichen Orten
leben und arbeiten ohne Niederlassungsrechte, und der Zar begann seinen
tragischen Don Quirote-Feldzug mit der furchtbaren Vertreibung zahlloser armer
Teufel aus ihren Wohnsitzen, wo sie mühselig ihre Existenz fristeten.
Aus diesen Elenden rekrutierten sich die Tausende von Emigranten in
London — meist arme Schneider —, bei denen die Qualen der Verfolgung, die
Pein der Fremdheit der neuen Heimat und die elende materielle Existenz die
Endemie der Geistesstörung hervorrief. In der Ursachenerkenntnis (Ätiologie)
spielt also der geschilderte politische Vorgang die erste Rolle,
In meinem „Offenen Briefe" an O. Beadles (Iuliheft des „Iournal of
Mental Seienee"), der unter demselben Titel: „l'^« insnne .1?^" wie der
Artikel des englischen Kollegen erschien, ging ich ausführlicher auf die Prä-
disposition (Veranlagung) ein, mit welcher die Iuden und Iüdinnen überbaupt
für Nervenkrankheiten: Paralyse, Tabes, Epilepsie, Hysterie usw. behaftet sind
und die Veranlassung des Ausbruches der Krankheit war.
Die Iuden sind überhaupt für Kopfarbeit prädisponiert, sonst hätte Moses
nicht seinem Volke den Monotheismus aufgebürdet, der bei den Ägyptern,
Babyloniern und Indern eine Geheimlehre der Priester war. Viele Iahrhunderte-
lang rang Iehova mit den Götzen in den Köpfen des Volkes in oft tragischer
Weiset
Diese Anlage für vorwaltende Kopfarbeit kam noch mehr zur Geltung seit
der Epoche der ersten Diaspora (Zerstreuung) in den Tagen von Nebukadnezar,
und als die nervenkrafterhaltende Beschäftigung mit dem Ackerbau und die Land'
wirtschaft aufhörte und dann auch der Ausschluß vom Gewerbe eintrat und aus
religiösen Gründen keine Beziehung zu den Künsten der Malerei, Plastik und
auch zur Technik vorhanden war. Die spanisch-jüdischen Gelehrten vermittelten
besonders auf Betreiben Friedrichs II. von Hohenstaufen und seines großen
Kanzlers Tbomas a Vineis die Kenntnis der Christenheit mit der griechischen

und arabischen Philosophie. Die Vorliebe für Kopfarbeit bei der Berufswahl dauert bis heute an, was natürlich die Entwicklung der Paralyse und anderer degenerativer Krankheiten erhöht. Ganz besonders gesteigert muß der Widersinn wirken, daß in überfrommen Kreisen fast im Kindesalter die Beschäftigung mit der scholastischen Dialektik des Talmud foreiert wird, wodurch bei fähigen und unfähigen Gehirnen die Paralyse geradezu gezüchtet wird. Dazu kommt in neuerer Zeit bei den Weibern die überspannte feministische Bewegung mit ihren perversen Zölibatsbestrebungen und Überanstrengungen geistiger und physischer Natur, welche zur Degeneration führen.

Die gewaltsame Entfernung von der Natur und der gemütlichen ruhigen Gewerbstätigkeit bat die jüdische Volksseele energisch in ein sozusagen überintensives Familienleben hineingedrängt mit einem exzessiven ehelichen Geschlechtsleben, das besonders bei den Weibern zu schweren Nervenleiden führte. Vom Beginne der Geschlechtsreife bis zu dessen Erlöschen wurden den Weibern die Lasten der Mutterschaft aufgebürdet und über diese hinaus galten Anrecht und Verpflichtung.

Die vielen Katastrophen in der Geschichte der Iuden haben den Keim zu schweren Neurosen gelegt und deren Ausbruch gezeitigt. Daß Elend und Mißhandlung eine katastrophal gesteigerte Ausbreitung der Geistesstörung hervor» rufen kann, zeigt drastisch die Londoner Episode. Auch die Erschwerung des sozialen Existenzkampfes gerade bei geistig vollentwickelten Teilen der Iuden in intoleranten Ländern hat viel zur Erhöhung der Anzahl Geisteskranker beigetragen. (Ich habe diese Momente in der zitierten Abhandlung in englischer Sprache erörtert; auf die dort gegebene anthropologische Erörterung der Rassenmischung im antiken Palästina und ihre Konsequenzen kann ich hier nicht eingehen.)

Herr Dr. Becker erwartet in seinem Vortrage eine rassenhygienische Besserung vom Zionismus. Dieser hat viel zu einer männlichen Haltung beigetragen und an die Stelle allgemeiner Zerfahrenheit einen gesunden Sinn für Disziplin gezeugt. Sein Ziel einer nationalen Wiedergeburt stößt auf große Schwierigkeit. Diese Wiedergeburt ist vorzugsweise eine ostjüdische Frage. Da steht vor allem die jiddische Sprache im Wege. Diese ist wohl die größte Mißgeburt der Kulturgeschichte. Sie hat viel Unheil gestiftet. In Italien, Frankreich und der angelsächsischen Welt, sowie in der germanisch-skandinavischen und anch in einem Teil der slawischen haben sich die Iuden kulturell, national und staatspolitisch adaptiert und mit der Bevölkerung amalgamiert. Schroffe Körperformen, Sonderheiten der Körperhaltung usw. sind in den nächsten Generationen meist verschwunden. Die ostjüdische Emigration in England und in den Vereinigten Staaten ist an ihrer monströsen Sprache hängen geblieben. Die genannten Länder sind in ihrer Toleranz so weit gegangen, diese sogenannte Sprache sogar

offiziell anzuerkennen. Während des Krieges zeigte sich aber, daß diese Elemente nicht anpassungsfähig seien, und man ist zur EntNaturalisierung geschritten.
Der Zionismus fühlt diesen sprachlichen Schaden, obwohl Viele sonderbarer Weise mit ihm kokettieren. Man will eine vollendete Nationalsprache und sie wurde geschaffen. Es sind wohl 40 Iahre her, daß mir ein gelehrter Patient aus Petersburg sein Werk in 3 Bänden zeigte. Diese enthielten Lehrbücher der Physik, Chemie, Naturgeschichte und Philosophie in der neu ausgebauten hebräischen Sprache. Seitdem ist der Ausbau ein vollständiger geworden und steht, soweit ein Außenstehender beurteilen kann, in bezug auf Allseitigkeit auf der Höhe des Neugriechischen. Ich höre von glänzenden Rednern in dieser Sprache und einem großen Kreise, der sie versteht.
Ich habe diese Bewegung mit Interesse und regem Anteile verfolgt und muß sagen, von praktischem Nutzen kann diese gewiß große Leistung nur werden, wenn es gelingt, eine kompakte — autonome, wenn auch allenfalls nicht souveräne — Kolonisation von Millionen zu schaffen. Eine erste Bedingung für eine solche ist aber eine sehr breite agrikole und gewerb-
liche Volksunterlage.
Aber auch der Wahnwitz müßte von der Oberfläche verschwinden, in Palästina eine Art von Nationalstaat zu schaffen. Eine mehrtausendjährige Er-
fahrung lehrt, daß dieses Land immer eine Reibungsfläche zwischen afrikanischen und asiatischen und auch europäischen Großmächten ist, wobei die staatliche Selbständigkeit zerrieben wird. Heute streiten sich schon England und die Türkei, wer bei diesem an und für sich schwächlichen, noch dazu ungeborenen Kinde Paten» stelle vertreten solle. Zweitens sind Konflikte mit der einheimischen arabischen Bevölkerung unausweichlich, die ein fortwährendes Einschreiten nötig maehen werden.
Drittens scheint das Land für eine genügende allseitige Bodenwirtschaft gar nicht geeignet.
Der Zionismus muß auf eine große staatsmännische Organisationskraft warten und die Massen sich für eine solche vorbereiten. Dann kann aus einem großen Gsschehen die relativ kleine Frucht einer rassrnhngienischen Besserung erhofft werden.

Menander
W. Kroll
Professor Dr. W. Kroll:
Menander.
Menander ist im Altertum ein großer Name gewesen. Kannten die Ge-
bildeten seine Stücke, so waren dem Volke die schönen Sentenzen geläufig, die
man aus ihnen ausgezogen hatte: auf Flaschen gezogene Lebensweisheit findet
immer ihre Abnehmer, und so tiefe Sätze, wie daß unrecht Gut nicht gedeiht und
Reichtum allein nicht glücklich macht, erhalten neue Kraft, wenn sie von einem
berühmten Namen gedeckt werden. Plutarch verglich ihn in einer besonderen
Schrift mit Aristophanes und stellte seine moralische und sprachliche Korrektheit
weit über die ungezügelte Regellosigkeit des älteren Dichters. Trotzdem waren
durch eine Laune des Schicksals alle Handschriften seiner Dramen untergegangen,
und die Neuzeit mußte sich, um einen Begriff von seiner Kunst zu gewinnen, an
die römischen Übersetzer halten; hatte doch Plautus mindestens zwei, Terenz sicher
vier Stücke aus ihm übertragen. Aber man mißtraute der Treue dieser Bearbei-
tungen und neigte dazu, den römischen Dichtern eine starke Selbständigkeit zuzu-
trauen. Da kamen die ägyptischen Papyrusfunde, die uns etwa anderthalb»
tausend Verse bescherten und uns die Handlung von etwa 10 Stücken mehr oder
weniger genau erkennen ließen, die aber auch die schon vorher gewonnene Ein-
sicht befestigten, daß die römischen Komiker ihre Originale im ganzen getreu
wiedergeben; Plautus freilich vergröbert den Ton, aber Terenz bemüht sich mit
Erfolg, auch den Feinheiten seiner Vorlage gerecht zu werden. Halten wir alle
verschiedenen Quellen unserer Kenntnis des Dichters zusammen, so können wir
den Versuch einer Würdigung wohl wagen und werden ihn um so lieber unter-
nehmen, als wir trotz aller Lücken die Entwicklung der Komödie in einem Zeit'
raum von etwa 150 Iahren überschauen und hoffen können, etwas von den
Gesetzen literarhistorischen Werdens zu erfahren.
Am Anfange der attischen Komödie steht für uns in heller Beleuchtung
Aristophanes, der alle Merkzeichen des Genies trägt und der aus einem unvoll-
kommenen Instrument alles herausholte, was eben möglich war. Denn die alte
Komödie war als Drama betrachtet unvollkommen, schon wegen der überragen-
den Rolle des Chores, die sich aus dem Zusammenhang mit dem Dionysoskultus
herschrieb; aber Aristophanes benutzte diesen Chor in genialer Weise und machte
ihn seinen politischen und sozialen Tendenzen dienstbar. Seine Komödie war in
einer politisch reichbewegten Zeit ein Sprachrohr der Minderheit, das der Dichter
ohne jede Rücksicht anf Personen und Zustände benutzte. Als Athen seine Be-
deutung verlor und die Wogen der politischen Erregung sich legten, konnte man
diese unerhört scharfe Kritik nicht mehr dulden, und was davon blieb, waren
ziemlich harmlose Anspielungen auf stadtbekannte Persönlichkeiten, die sich auch

bei Menander noch fanden: so wird in der „Samia" der Parasit Chairephon
und der vielgeschäftige Androkles durchgehechelt, beides Leute, gegen die sich der
Spott auch anderer Dichter richtete. Auch der Chor wurde besehränkt, weil seine
Ausrüstung zu teuer wurde, und diente bei Menander nur noch dazu, die
Zwischenakte durch musikalische Vortrage auszufüllen; von der Handlung war er
so gut wie ganz losgelöst. Für das Verlorene Ersatz zu schaffen war nicht leicht.
Die alte Komödie hatte es noch nicht verstanden, eine selbsterfundene Handlung von
Anfang bis zu Ende durchzuführen; wohl war irgendeine Idee, oft von genialer
Zugkraft, vorhanden, aber sie reichte für das Stück nicht aus, war nicht imstande,
es zu tragen: das Ziel der Handlung ist in der Mitte des Dramas erreicht, und
was nun folgt, sind lockere Szenen, von Chorliedern eingerabmt, meist sehr lustig,
aber für die Handlung entbehrlich. Immerhin dienen sie oft der Tendenz; in
den „Acharnern" z. B. hat der attische Bauer, dem der Krieg mit Sparta durch-
aus zuwider ist, seinen Separatfrieden bald abgeschlossen, auf den das Stück
angelegt ist; aber nun folgen episodenhafte Szenen, in denen er von einem
Megarer Ferkel, von einem Boioter fette Aale einhandelt nnd sich am ländlichen
Tionysienfest einen kräftigen Mansch antrinkt, während einer der Führer der
Kriegspartei verwundet und zerschunden auf die Bühne kommt. Das alles unter-
streicht in einer nicht mißzuverstehenden Weise die Tendenz, das Publikum für
die Friedensidee zu gewinnen: nun aber war die Tendenz weggefallen, und wie
sollte man jetzt das Stück ausfüllen?
Die Tragödie war in dieser Hinsicht viel besser daran; ihr lieferte das
Epos eine feste Handlung, und der Dichter brauchte sie nur ins Gerüst des Dramas
einzuspannen, im schlimmsten Falle sie etwas abzuändern. Auch hier fehlt es
uicht an Episoden, aber im Ganzen verstanden es die Tragiker, eine Handlung
allmählich abzurollen. Es ergab sich von selbst, daß die Komödie hier Anschluß
suchte, nicht bloß mit solchen Stücken, die Parodien der Tragödie waren, sondern
überhaupt, und daß ihr Führer der Tragiker wurde, der das Theater beherrschte,
Euripides. Das hatte aber einen noch tieferen Grund. Der Tragödie, und
gerade der Tragödie des Euripides, war allmählich das Kleid, in das sie gebannt
war, zu eng geworden, und sie strebte hinaus; sie wellte ein Sprachrohr der
modernen Ethik werden, die sich unter dem Einfluß der Aufklärungspbilosophie
gestaltete, aber sie mußte einem Orest oder einer Melanippe diese neue Lebens-
weisheit in den Mund legen, und das ergab schließlich eine unerträgliche Span-
nung. Schon die Zeitgenossen empfanden, daß manche Stücke des Euripides besser
wirken würden, wenn sie nicht in der Heroenwelt, sonderu in der bürgerlichen
Gesellschaft spielten; aber die Tragödie konnte diesen Schritt nicht tun, schon nm
des Chores willen — ein Chor von attischen Spießbürgeru oder Hetären ist ein
Gedanke, den man nur auszusprechen braucht, um ihn zu verwerfen. Die
Komödie war besser daran; ihr war die Umwelt, in der sie spielte, nicht vor-
gezeichnet, und sie bewegte sich mit gleicher Freiheit in Himme', Unterwelt nnd

Erde. Sie konnte auch der modernen Lebensanschauung Ausdruck geben, nur war sie bisher dazu zu ungebärdig gewesen und hatte das Leben nicht ernsthaft genug genommen. So wollte die Entwicklung auf eine Vereinigung der beiden Gattungen hinaus, und etwas Ähnliches ist schließlich auch entstanden; aber dazu bedurfte es wiederholter Versuche und längerer Zeit, und man kann sagen, daß erst Menander die endgültige Verschmelzung vollzogen hat.

Euripides hatte der Tragödie das große Gebiet der Wirkungen erschlossen, die mit der Liebe zusammenhängen: die Eifersucht des betrogenen Gatten oder der Gattin, die Rachsucht der vom Stiefsohn verschmähten Stiefmutter, die Verzweiflung des verführten Mädchens, ja sogar die Blutschande hatte er auf die Bühne zu bringen gewagt. Schon der alternde Aristophanes, der die Blüte der alten Komödie beträchtlich überlebte und die Entwicklung zur mittleren einleiten Half, hatte die Verführung einer Iungfrau behandelt; bei Menander ist sie die Voraussetzung vieler Stücke. Bei dem eingezogenen Leben, das die attische Bürgerstochter führte, war eine Verfehlung so gut wie ausgeschlossen — Tugend war auch hier Mangel an Gelegenheit —, und da die Götterfeste fast die einzige Möglichkeit dazu boten, so wird meist vorausgesetzt, daß ein Nachbarssohn sie bei einer Nachtfeier vergewaltigt hat. Das Kind wird dann ausgesetzt oder untergeschoben und findet erst nach allerlei Fährlichkeiten und Wirrnissen seine Eltern wieder, der dramatische Knoten wird durch Anagnorismvs, d. h. Wiedererkennung, gelöst. Diese Komödienhandlung, die vielen Stücken Menanders zugrunde liegt, hat ihr tragisches Vorbild bei Euripides, dessen Ion z. B. fast aus allen den angegebenen Motiven zusammengesetzt ist. Wie hier eine Sterbliche aus der Umarmung eines Gottes ein Kind gebiert nnd es, nm ihre Schande zu verbergen, aussetzt, so auch in anderen Stücken (Alope, Melanippe, ähnlich Auge), die dann naturgemäß in der Wiederauffindung der Verlorenen gipfeln; der Anagnorismos war daher eines der wichtigsten technischen Mittel der euripideischen Tragödie und ist in seiner Bedeutung schon von Aristoteles in der Poetik gewürdigt worden. Bei Menander spielt er eine noch größere Rolle, und man kann den engen Anschluß an Euripides namentlich in den Epitrepontes (dem „Schiedsgericht") bemerken. In diesem Stücke bricht wegen der wertvollen Schmuckstücke, die bei dem ausgesetzten Kinde gefunden sind, zwisä>en zwei Sklaven ein Streit aus^ es wird ein Schiedsrichter angerufen, und das führt zur Aufhellung der Herkunft des Kindes; diese Handlung ist aus der Alope des Euripides entnommen, in der es sich um Poseidons Sohn Hippothoon handelt. Schon ein antiker Kritiker hat gesagt, daß das treibende Motiv in allen Stücken Menanders die Liebe sei, und eben darin dürfen wir den Einfluß des Euripides erkennen; von den neugefundenen Stücken behandeln zwei, die Perikeiromene nnd die Samia, die Eifersucht, und wenn in letzterem Drama der Vater den Sohn in Verdacht hat, mit seinem Kebsweibe Umgang zu haben, so lehnt sich das deutlich an den Phoinir des Euripides an. Aber die Abhängigkeit ist mit diesen stoff-

lichen Entlehnungen nicht erschöpft; auch die Sprache Menanders ist mit euripideischen Zutaten durchsetzt, und die Neigung zum Gnomilchen, zur ethischen Reflexion hat er ebenfalls von dem großen Tragiker.

Die Geschichte der antiken Literatur lehrt uns, daß die Gattungen im all» gemeinen stärker sind als die Individuen, daß diese sich der Macht der lite- rarischen Tradition nur schwer entziehen können. So wäre es wunderbar, wenn Menander einen völligen Bruch mit der Tradition der Komödie vollzöge, um so wunderbarer, als Aleris, einer der erfolgreichsten Dichter der mittleren Komödie, sein Oheim war. Gerade hier hat die Vermehrung des Materials unsere Kennt- nis bereichert; wir dürfen sagen, was sich eigentlich von selbst verstand, daß Menander in seiner Frühzeit stark unter der Tradition der mittleren Komödie gestanden hat, daß er aber allmählich sicherer wurde und — zum Teil eben unter dem Einfluß des Euripides — die seinem Wesen adäquate Kunstform fand und im bürgerlichen Lustspiel ein Gebilde schuf, das trotz alles Zusammenhanges mit älteren Erscheinungen in seiner Art doch etwas Neues war.

Das Erbteil von der Seite der mittleren Komödie her war rein literarisch betrachtet nicht sonderlich erfreulich, und doch hätte der Dichter ohne dasselbe seine Aufgabe nicht lösen können. Die attische Komödie hat ihre Herkunft aus der Volksposse nie verleugnen können und daher immer die Neigung zu derben Wir- kungen und Augenblickserfolgen in sich getragen; daher waren ihre Stücke voll von Witzeleien nnd Kalauern, z. T. niedrigster Sorte, ja, eine ganze Anzahl von Rollen diente nur diesem Bestreben und konnte ohne Schaden der Handlung ge- strichen werden. Es war nicht selten, daß eine Person, meist ein Sklave, nur in einer Szene auftrat, die Zuschauer mit einer Reihe von schlechten Witzen über- schütt>'te, und ehe sie Zeit hatten, darüber nachzudenken, ob er noch einen anderen Zweck verfolge, wieder verschwand. Ganz und gar gehören hierher die Köche, die deshalb oft auf die Bühne kamen, weil nicht selten ein Schmaus — oft ein Hochzeitsschmaus — zubereitet wird und man sich nach athenischer Gewohnheit dazu einen Koch auf dem Markte mietete. Nun standen diese Leute in dem Rufe, geschwätzig, diebisch, aufgeblasen und brotneidig zu sein; darüber ist in hunderten von Stücken gewitzelt worden, nnd das Publikum hörte das immer wieder gern; auch Menander hat diesem niederen Instinkt in seinen Iugendstücken gewisse Kon- zessionen gemacht, anscheinend aber auch später nicht ganz auf die dankbare und beliebte Figur des Koches verzichtet. Namentlich aber spielt der Sklave die Rolle des Clowns und verrät das schon durch seine grotesk gestaltete Maske, zu der ein derb chargiertes, namentlich durch komische Körperhaltung unterstütztes Spiel hinzukam. Gewiß ist ein großer Teil der Sklaven unentbebrlich, da sie die Träger der Intrige und die eigentlichen Triebfedern der Handlung sind; aber auch sie haben immer Zeit zu deu albernsten SpäPen und scheinen bisweilen völlig vergessen zu haben, wozu sie eigentlich da sind. Ähnlich sieht es um die

hungrigen Parasiten, die sich um einer Einladung zum Essen willen die schlechteste Behandlung gefallen lassen und häufig trotz aller Bemühungen mit hungrigem Magen abziehen müssen; darüber lachte das Publikum immer wieder, ebenso wie über die Betrunkenen und die Prügeleien, besondere wenn ein schurkischer Kuppler davon betroffen wurde, gar nicht zu reden von dem großen, unerschöpf- lichen Gebiet der Zoten; auch der Phallos, dieses alte Requisit des Dionysos- kultes, war noch keineswegs ganz verschwunden. Auf solche Wirkungen kam es den Dichtern der mittleren Komödie an, nicht darauf, ein Bild des Lebens zu zeigen. Allerdings war der Stoffkreis ziemlich groß gewesen, aber es scheint — hier sehen wir am wenigsten klar —, daß er sich immer mehr verengte. Auch das attische Leben verarmte ja, was das äußere Erleben anbetraf, immer mehr, seit Makedonien die Vorherrschaft an sich gerissen hatte; und seit Demetrios von Phaleron (I. 317—307), eben während Menanders Wirksamkeit, die Stadt als makedonischer Statthalter verwaltet hatte, mußte der einzelne Bürger es sich völlig abgewöhnen, Weltgeschichte zu machen, sank Athen zu der Stellung einer stillen Musenstadt herab. Der Handel spielte noch eine gewisse Rolle, und die Kaufleute fuhren noch nach den Inseln und Kleinasien, um Waren einzutauschen; noch gab es eine Reihe von Patrizierfamilien, die ihre Stadthäuser und ihre Güter vor den Toren hatten und ängstlich darauf hielten, daß ihre Kinder sich standesgemäß verheirateten, d. h. daß Geld zu Gelde kam, im übrigen aber keine Spielverderber und einem kleinen Seitensprung nicht abhold waren. Fremdartig wirkten in dieser ruhigen Welt die Offiziere, die mit vollen Taschen ans den Diensten eines Fürsten heimkehrten, eine ganz neue Erscheinung am Horizont der Spießbürger; manchmal waren es wohl Söhne aus gutem Hause, die wegen einer Iugendtorheit oder eines Zwistes der Heimat den Rücken gekehrt, und ihr Glück im Osten gesucht hatten, so wie man es heute in Amerika sucht; nun gingen sie säbelklirrend durch die engen Gassen Athens, verpraßten ihr Geld in zweifelhafter Gesellschaft und suchten Händel, wenn sie schlechter Laune waren. Aber allzu häufig werden sie nicht gewesen sein. So ist es nicht verwunderlich, wenn die ganze Atmosphäre der neueren Komödie stark spießbürgerlich riecht. In vielen Stücken dreht sich alles nm die Familie; über die Beziehungen zwischen Mann und Frau wird lang und breit geredet; der Pantoffelheld klagt über seine Ehehälfte, die auf ihre Mitgift pocht und ihn dadurch zum Sklaven macht. Die Gedanken der Männer kreisen nms liebe Geld; wenn der Sohn leichtsinnige Streiche macht, so bekümmert den Vater nicht die Verletzung der Moral, sondern das weggeworfene Geld. Prozesse und Handelsreisen sind so ziemlich die auf» regendsten Ereignisse, die die ruhige Oberfläche eines solchen Lebens kräuseln; die Wellen der welthistorischen Geschehnisse im fernen Osten erreichen diesen stillen Teich kaum noch.

Die Stücke der neueren Komödie ergeben sich nun daraus, daß vor diesen athenischen Hintergrund eine Handlung gestellt wird, die aus den romantischen

Motiven der Tragödie und den possenhaften der mittleren Komödie gemischt ist.
Da die meisten dieser Dichter ungemein fruchtbar waren — der um I. 350
blühende Antiphanes hat nach der geringsten Angabe 260, nach der höchsten
365 Dramen aufgeführt —, so lag ein großer Schatz von Motiven ausgebildet
vor, die nun immer wieder kaleidoskopartig durcheinander geschüttelt wurden.
Will man die Masse sichten, so kann man etwa zwei Arten von Handlungen
scheiden. In der einen steht der A n a g n o r i s m o s im Mittelpunkt, dem viel-
leicht erst Menander seine große Bedeutung für die Komödie gegeben hat: ein
Kind ist von seiner Mutter, die es vor der Ehe geboren hat, oder von seinen
Eltern, denen es unbequem war, ausgesetzt worden oder verloren gegangen oder
Räubern in die Hemde gefallen oder endlich untergeschoben worden; meist ist es
ein Mädchen, das in die Hände eines Kupplers gerät, von einem Iüngling aus
guter Familie geliebt wird, aber ihn wegen des Standesunterschiedes nicht
heiraten kann; aber nun finden sich die Eltern, ein vermöglicher Vater, der sie
gut ausstattet, so daß sie den Geliebten heiraten kann. Manchmal handelt es
sich auch nur darum, daß ein Mädchen von einem Iüngling, den es nicht erkannt
hat, bei einem Feste vergewaltigt worden ist und sich Mutter fühlt; die Ver-
wicklung wird etwa dadurch gesteigert, daß es den unerkannten Verführer
heiratet und ihm ihren Zustand verbirgt oder das geborene Kind aussetzt, bis sich
schließlich herausstellt, daß er der Vater ist, und alles mit Frieden und Eintracht
endet. Das ist eine an sich ernste Handlung, in die erst durch Nebenmotive, be-
sonders durch die Sklavenrollen, ein Strom von Komik geleitet wird; oft ist auch
der Ton tragisch, und einmal wendet Menander auch das eurirideische Mittel
der Stichomythie an, das uns sonst in der Komödie nicht begegnet; hier gelangt
das tiefe Wort Platons zu seinem Rechte, daß es Sache desselben Mannes sei,
Tragödien und Komödien zu dichten. Auch auf eine gewisse Weichheit und
Sentimentalität hat man mit Recht hingewiesen.

Die andere Handlung hat ihr Rückgrat in der Intrige, die von einem
verschlagenen, gewöhnlich auch mit glücklichstem Übermut ausgerüsteten Sklaven
geleitet wird. Meist handelt es sich um die Liebschaft eines jungen Herrn mit
einer Hetäre, die sich in den Hcmden eines geldgierigen Kupplers befindet und
in deren dauernden oder vorübergehenden Besitz er nur vermittelst einer größeren
Geldsumme gelangen kann; entweder kommt es nun darauf an, dem Vater oder
einer anderen geeigneten Person das Geld abzuluchsen, oder den Kuppler zu
prellen. Das gelingt immer, und wenn der Betrug auch zuletzt herauskommt, so
geht der Intrigant doch straffrei aus, ja, wird oft mit der Freiheit beschenkt.
Diese Handlung ist nicht nur durchaus lustig, sie ladet auch zu allerlei Possen-
sprüngen ein; aber indem sie sich mit Vorwürfen der zuerst geschilderten Art
kreuzt, nimmt sie auch ernste Motive auf.

Menander hat es auffallender Weise nicht darauf angelegt, diesen ziemlich
engen Stoffkreis zu erweitern, und wo er es versuchte, da haben diese Dramen

nicht so stark gewirkt, wie die sich im gewohnten Fahrwasser bewegenden.*) In
seiner ersten Periode hat er auch drastische Wirkungen nicht verschmäht; das be-
weisen außer anderen Anzeichen die Baechides des Plautus, die aus Menanders
„Doppelbetrug" übersetzt sind; die sehr lustige Handlung gipfelt darin, daß dem
nicht eben gescheiten Vater die Summe, die der hoffnungsvolle Sprößling
braucht, zweimal abgenommen wird, und daß die Väter, die ihre leichtsinnigen
Iungen aus einem lockeren Hause abholen wollen, es dort sehr nett finden und
den Reizen der schönen Mädchen erliegen. Gehoben wird diese Wirkung durch
breit ausgeführte Vergleiche, z. B. vergleicht der Intrigant die von ihm einge-
fädelte List in launiger Weise mit dem Trojanischen Kriege. Trotz mancher Fein-
heiten soll das Stück doch hauptsächlich auf die Lachmuskeln wirken und erreicht
das mit den üblichen Mitteln. Wäre es unter dem Namen des Philemon oder
Diphilos überliefert, so müßten wir das schließlich gläubig hinnehmen.**)
Aber Menander hat nach solchen Anfängen den Mut gehabt, auf diese Art
von Erfolgen zu verzichten und ein bürgerliches Lustspiel zu schaffen, das eine
künstlerische Einheit darstellt. Er bleibt auch hier im Rahmen der Tradition und
verwendet nur die uns bekannten Motive, aber mit weiser Beschränkung; die für
die Handlung entbehrlichen Possen werden unbarmherzig gestrichen. Was übrig
blieb, war Kaviar fürs Volk, das sich in den üblichen Burlesken besser unterhielt;
die Folge war, daß Menander mit seinen 105—108 Stücken nur achtmal den
Preis erhielt. Eine Anekdote ließ ihn zu seinem erfolgreichen Rivalen Philemon
sagen: Wirst du nicht rot, wenn d» mich besiegst?
Die Handlung dieser Stücke gleicht sich häufig aufs Haar.***) Im „Heros"
wie im „Landmann" wird ein Mädchen von einem Iüngling vergewaltigt und schenkt
Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen, das Leben. Der Sohn dient als
Sklave im Hause seines unerkannten Vaters, das Mädchen wird von einem
Nachbar verführt. Das stellt sich dadurch heraus, daß der Vater sie anderweitig
«erheiraten will; schließlich findet eine allgemeine Wiedererkennung statt, und
die zusammengehörigen Paare werden vereint. Hier entnahm der Dichter von
sich selbst gewissermaßen ein fertiges Klischee, aber er trug in anderen Fällen

*) Eine abweichende Handlung hatte die „Priesterin", von der wir die Znlialtsaugabe zum
Drogen Teile besitzen. Hier handelte es sich um eineu der Pricsterin untergeschobenen Solm, dem
sein wahrer Vater auf der Spur ist. Ein schlauer Sklave stellt sich besessen und begiebt sich zu der
Priesterin, angeblich um sich heilen zu lassen, in Wahrheit, um die Familienverhältnisse auszukuud-
schuften. Das gelingt, und das Stüek schlicht mit einer dreifachen Heirat. Tie Verdoppelung der
Liebespaare findet sich auch sonst bei ihm: die Toppelhandlung bietet einen irrsny für die Einförmig-
keit der Erfindung.

"> Tas Siück ist, wie manche andere hier erwähnte, gut übersetzt von C. Bardt, Römische
Komödien (Berlin, Weidmann).

"*) Einem amerikanischen Gelehrten ist es vorbehalten geblieben, sie auf eine mathematisch: Formel
zu bringen, die ich der Kuriosität wegen abdrueke: xv ^ — x v.

auch kein Bedenken, es von einem anderen zu entlehnen; jene Zeit hatte eben andere Begriffe von literarischem Eigentum als wir und sah nicht in der Er» findung des Stoffes das Wesentliche. Die Grammatiker, die literarischen Dieb- stählen nachspürten, fanden an ihm ein fruchtbares Feld der Betätigung, nur daß es sich eben nach den Vorstellungen jener Zeit nicht um Diebstahl handelte. Der Dichter machte auch dadurch das Fremde zu seinem Eigentum, daß er der Hand- lung einen konsequenten und geradlinigen Verlauf gab, den sie bei seinen Vor» gängern selten hatte, und daß er alle Sorgfalt auf die Zeichnung der Charaktere verwandte. Schon ein alter Kritiker hat das Wort geprägt, Menander und das Leben glichen einander so sehr, daß man nicht wisse, was Original und was Kopie sei. Das bezieht sich nicht auf die Fabeln seiner Stücke, in denen eben wegen des Zusammenhanges mit der Tragödie oft eine wilde Romantik herrschte; sehr mit Unrecht hat man gemeint, daß Verführung, Entführung durch Räuber, Aussetzung und Unterschiebung im damaligen Athen so häufig gewesen seien wie in der Komödie. Der Realismus liegt vielmehr in der feinen Beobachtung des menschlichen Herzens; hier hat Menander Großes geleistet und bahnbrechend gewirkt. Aus den neuen Stücken hat Körte in seinem trefflichen Büchlein über die griechische Komödie Beispiele gebracht (Aus Natur und Geisteswelr. 400. Bändchen); ich wöhle einige aus den von Terenz übersetzten. In der Andria ist der Vater des leichtsinnigen Pamphilus ganz ausnahmsweise klug und glaubt vor einem Betrug durch den Helfershelfer seines Sohnes, den schlauen Davos, ganz sicher zu sein. Der Iunge hat ein Bürgermädchen verführt, diese wird von einem Knaben entbunden und der Alte kommt dazu, wie Davos mit der Dienerin des Mädchens über dieses Ereignis spricht; aber da er sich vor- genommen hat, ihm nichts zu glauben, so erklärt er die ganze Entbindung für eine Finte und ergreift verkehrte Maßregeln. Das Mädchen stellt sich dann als eine attische Bürgerstochter heraus, und der Alte hört wiederum durch den Sklaven davon, hält aber auch dieses — tatsächlich wahre — Gerücht für einen Betrug und bekommt einen Wutanfall, ja er erklärt den braven Bürger aus Andres, der die Wiedererkennung bewirkt hat, für einen Schwindler. Alles das in einem ungemein beweglichen und lebenswahren Dialog mit kluger Steigerung des Affektes. — Im „Selbstquäler" stehen zwei alte Herren neben einander; Menedemus, der den abgöttisch geliebten Sohn in die Fremde getrieben hat und sich keine Freude gönnt, ehe er ihn nicht wieder hat; als die — übrigens falsche — Nachricht kommt, der Sohn sei mit einer sehr anspruchsvollen und kost- spieligen Kurtisane heimgekehrt, will er ihm ganz gegen die sonstige Art der Komödienväter jeden Aufwand gestatten, wenn er ibn nur behält. Der andere ist der Polypragmon, der Geschäftshuber, der die Angelegenheiten seines Nach- bars so vortrefflich besorgt, daß er in seinen eigenen die größten Torheiten begeht. Als sich das herausstellt, sagt Menedemus in einer köstlichen Szene von ihm:

Ich weiß, ich bin nicht eben allzu klug.
Iedoch mein Helfer Chremes, der mit Rat
Und guten Lehren um sich wirft, ist mir
Noch über. Alle Ehrentitel, die
Man einem Dummkopf zu verleihen pflegt,
Als: Trottel, Esel, Tölpel, Schafekopf, Roß,
Sie passen wohl auf mich, doch nicht auf ihn;
Denn seine Dummheit drücken sie nicht aus.

Auf die wundervolle Kontrastwirkung der Charaktere in den „Brüdern" brauche ich nur hinzuweisen; davon hat schon Lessing mit gebührender Anerkennung gesprochen.

In diesen Stücken der Reifezeit fehlt auch ein Element, das sich sonst oft recht störend bemerkbar macht: die langen und matten Monologe, in denen entweder ein Charakter in undramatischer Weise sich selbst erponiert, oder in denen breitspurig über den Lauf der Welt philosophiert wird. Aber an verstreuten Sentenzen fehlt es nicht, sie nehmen sogar, wenn man sie zusammenhält, großen Raum ein und haben den Dichter zu einem Liebling der Moralisten und Florilegisten gemacht. Man kann auch hier seinen sicheren künstlerischen Takt bewundern. Er war der Freund des Theophrast und Epikur, und seine Neigung zu objektiver Charakterschilderung hängt mit peripatetischen Bestrebungen zusammen, wie wir sie aus den erhaltenen „Charakteren" Theophrasts kennen. Die Gefahr lag nahe, daß er seine Personen zu Trägern philosophischer Weisheit machte und ihnen superkluge Vorträge in den Mund legte, wie es Euripides getan hatte. Aber nichts davon: was er gelegentlich vortragen läßt, sind z. T. feine und feinste Beobachtungen, und manche seiner Gnomen sind heute noch berühmt — ich brauche nur an das durch Goethe allgemein bekannt gewordene 5 ^7, 8«x.si? « H'pcaTnz M.?sÜTi«'. zu erinnern, oder an das schöne Wort aus dem „Selbst» qualer": Kttino »um, lnimkni niliil n me alieuum i,ut<i. Aber es ist kaum etwas darunter, was ein attischer Bürger nicht in der vom Dichter geschilderten Situation sagen könnte, und vieles ist platte Lebensweisheit, wie sie der Philister gern mit wichtiger Miene von sich gibt: daß die Sorge den Menschen nie verläßt, d>e Weiber (von denen in der Komödie überhaupt nicht liebevoll geredet wird) ein notwendiges llbel sind, daß man Schickungen mannhaft ertragen muß und ein böses Gewissen ein schlechtes Ruhekissen ist — um solche Wahrheiten zu finden, brauchte man nicht Philosophie studiert zu haben. Oft unterstützt das gnomische Element die komische Wirkung in der glücklichsten Weise. Zu Beginn des Heros unterhalten sich zwei Sklaven, Geta und Daos; Daos klagt, es gehe ihm schlecht, und schließlich gesteht er, er sei verliebt. Darauf Geta: „Der Herr gibt dir mehr als zwei Scheffel Deputat; das taugt nichts, Daos, du bist überfüttert." Allerdings hatten Philosophen die Liebe als eine Ausgeburt der

Schwelgerei und des Müßigganges hingestellt, und Menander wußte das; aber in Getas Worten ist Nichts, was ein Sklave nicht sagen könnte.

Eine köstliche und rasch berühmt gewordene Szene ist die, nach der dae. „Schiedsgericht" seinen Namen hat: Davs, der Finder des ausgesetzten, Kindes, hat dieses dem Svriskos abgetreten, aber die mitgefundenen Schmuckstüeke behalten; über diese kommt es zum Streit, die Beiden rufen einen des Weges kommenden Bürger zum Schiedsrichter an und entfalten ihre Redekünste» in denen namentlich Snriskos Meister ist; nachdem er aufgezählt hat, wieviel Unheil schon durch solchen Kinderschmuck verhütet worden ist, fährt er fort:

Ach, es gibt so viel
Fallstricke fast in jedem Menschenleben; drum
Heißt es mit Vorsicht vorgehn, jede Möglichkeit
Voraus erwägen, mein verehrungswürdiger Herr.

Seine philosophische Bildung hat Menander auch nicht etwa dazu verleitet, es auf moralische Wirkungen anzulegen. Gewiß weht in seinen Stücken die reine Luft einer schönen Menschlichkeit, echtes attisches Hellenentum findet hier zum letzten Male künstlerischen Ausdruck; aber der Träger dieser edlen Humanität ist im allgemeinen der Dichter selber, der für alle menschlichen Schwächen verzeihende Milde bereit hat, nicht seine Personen; am ehesten wird man geneigt sein, in dem Mieio der „Brüder" die Lebensanschauung des Dichters verkörpert zu finden, aber auch er treibt es in liebenswürdiger Nachgiebigkeit zu we.it, d. h. der Dichter hat es vermieden, einen Tugendspiegel ans ihm zu machen. Wir sehen keine Musterknaben vor uns, sondern Menschen von Fleisch und Blut, die mit allerlei Mängeln behaftet sind; ans den Charakteren und ein wenig naturlich auch aus dem Zufall ergibt sich die Handlung, nicht aus rem Wunsche des Dichters, zu erziehen nnd zu bessern. Gewiß entsprach das übliche Kuppler- und Hetärenmilieu seinem gereiften und durch die Philosophie geläuterten Geschmack nicht sonderlich, und er ist ihm ziemlich aus dem Wege gegangen oder hat in seiner späteren Zeit als ein Vorläufer von Prevost und Dumas gern die edelmütige Hetäre auf die Bühne gebracht; aber wenn im Eunuch der Vater das Verhältnis des Sohnes zu Thais gutheißt und dieser einem zahlungsfähigen Offizier einen Anteil abtritt, damit die Sache für ihn nicht zu teuer wird, so zeugt das von großer moralischer Unbedenklichkeit oder, wenn man will, von gesundem hellenischen Empfinden, das eben anders war als das unsrige. Gewiß konnte der tiefer veranlagte Zuschauer sich seine Lehre auch aus diesen Stücken ziehen, aber das war seine Sache; der Dichter hatte nichts davon angedeutet.

Da das Urteil des späteren Altertums meist rhetorisch eingestellt ist, so kann man sicher sein, daß die einem Schriftsteller gespendeten Lobsprüche sich in erster Linie auf die Form beziehen. Das trifft auch auf Menander zu. Plutarch lobt die Einheit seiner Sprache bei aller Verschiedenheit im Einzelnen: sie werde allen

Affekten, Stimmungen und Personen gerecht und erreiche so das ästhetische Ideal
jener Zeit, das Prepon (das Angemessene, d. h. etwa die Harmonie von Form und
Inhalt), sei aber doch wie aus einem Guß. Wie verdient dieses Lob ist, können
wir jetzt nach den neuesten Funden bestätigen; noch niemals war die attische
Umgangssprache mit solcher Anmut und Beweglichkeit künstlerisch verwendet
worden, noch nie innerhalb eines Literaturwerkes eine so gleichmäßige Abtönung
erreicht. Nur ganz selten hat die Anlehnung an die Tragödie eine Steigerung
des Tones bewirkt; im Ganzen hält sich der Dichter durchaus an das, was in
der Sprache seiner Zeit lebte. Die Kritik späterer verknöcherter Grammatiker, die
ihm unattische Ausdrücke nachweisen wollten und ihn deshalb nicht als Vertreter
des reinen Attisch gelten ließen, ist ein Schlag ins Wasser; und wenn sie vielleicht
auch dazu beigetragen hat, daß seine Werke für die Byzantiner verloren gingen,
so sollte man sie heute doch nicht mehr ernst nehmen. Terenz hat ihn hierin aufs
Glücklichste kopiert. Künstliche Wortfiguren, die bei Aristophanes und Plautus
eine große Rolle spielen, hat er ebenso gemieden wie unedle Ausdrücke; es ist
charakteristisch, daß man ihm ein neugefundenes namenloses Fragment deshalb
nicht zusprechen mag, weil das Wort A"eZv darin vorkommt. Die Ungebundenheit
der Umgangssprache ist meisterhaft getroffen; die Sätze folgen mit der größten
Leichtigkeit aufeinander, meist ohne Bindeworte, und es blieb dem Vortrage über-
lassen, durch angemessene Betonung die richtige Beziehung herzustellen. Schon
ein antiker Kunsirichter hat bemerkt, daß Menanders Stil eben wegen dieser
Lockerheit echt dramatisch sei. Wenn die Dramen aus Menanders Blütezeit den
Eindruck von Kunstwerken machen, die auf einen Ton abgestimmt sind, so trägt
die feine und bei aller Feinheit doch natürliche Sprache dazu wesentlich bei.
Als Beleg gebe ich zunächst ein Stück aus der Erposition des Georgos.
(Myrrhine tritt mit Philimia m,s ihrem Hause.l
Mh. Philinna. alles das erzähl' ich dir, Du, Svrus, trag' die mitgebrachten Sachen
Weil ich auf deine Freundschaft bauen kann. Ins Haus: 's ist für die Hochzeit. Mnrrhine.
Du kennst mm meine Lage. PH. Bei den Göttern, Sei mir gegrüßt. Mh. Auch du sei mir gegrüßt.
Hör' ich dir m. so fallt mir's wirklich schwer, Da. Du edle, zücht'ge Dame, nimm's nicht übel.
Nicht an die Tür zu laufen und den Windhund Tag ich dich nicht bemerkte, als ich kam.
Herauszurufen, daß ich meine Meimmg Wie geht's dir? d''ine gute Nachricht hab' ich
Ihm gründlich sage. Mh. Tn' das lieber nicht: Z?ür dich bereit, die für die Zukunft dir
Lass' ihn nur laufen I PH. Was, ihn laufen lassen! Viel Bess'res noch verivricht, wenn's Gott gefällt,
Eintränken soll man's ihm, dem Schuft, der erst Und will sie dir als Erster jetzt berichten,
Tie Tochter dir verführt nnd eine andre Der Alte, wo dein Totm auf Arbeit ist.
Heut heimführt, seiner Eide — Mh. Da komint Hat neulich sich im Weinberg init der Hacke
eben Am Bein verleizt: die Wunde war recht schlimm.
Der Sklave Daos Ker vom Landgut. Laß uns Mh. O weh! Da. Sei rukiq, hör' mich bis zum
Beiseite treten! PH. W^s geht er uus nn? Schluß'.
Mh. Bielleicht ist's doch nicht ohne jeden Aweck. Am dritten Tage trat Verichlimm'rung ein,
Da. Kein frömmerer Bo>en als nn? unserm Gut! Das Bein schwoll heftig an, auch Hieber kam
Denn Mnrthe, Evhen, alles trägt er reichlich, Hinzu: der alte Herr befand sich sch'echt.
Woraus man Kränze für die Götter flicht. Ph. Das nennst du eine Freudenbotschaft? Geh'
Vertraut man aber andre Saat ihm an, Damit zum Henker! Mh. linterbrich ihn nicht!
So gibt er brav und redlich eben nur Da. In dieser Lage braucht' er einen Pfleger.
Die Aussaat wieder und kein Bißchen niehr. — Iedoch die Dienerschaft aus fremdem Stamm,

Tie er im Hause hat, benahm sich schlecht
Und ließ ihn liegen. Toch dein Iunge tat,
Als wär's der eigne Vater, holte Salben,
Drückt' ihm die Wunde aus, rieb ein und wusch,
Bracht' ihm zu Essen, war mit Trost zur Hand.
Durch diese Pflege stellte er den Herrn,
Ter sich schon aufgab, wieder auf die Beine.
My. Ter liebe Iunge! Da. Ia, er ist recht brav.
Der Alte hatie sich indes erholt.
Und da er graben nicht noch schuften konnte
(Denn sonst hat er nur für die Arbeit Sinn),
Forscht' er den Iungen über seine Lage
Und Herkunft aus — er hatte wchl auch vorher
Schon Witterung davon. Ter junge Mensch
Erzählte nun und sprach von seiner Schwester
Und dir und deiner Armut. Alles das
Rührte den Alten, und weil er zu Dank
Sich für die Pflege ihm verpflichtet hielt,
Und weil er einsam ist und schon bejahrt,
So kam er zu verständigem Entschluß:
Zur Iran will er das Madchen nehmen. Das
Ist meiner langen Nede kurzer Sinn,
sie kommen beide gleich vom Gut herein,
Tann nimmt er deine Tochter mit auf's Land.
Ihr braucht nun mit de,u widerwnrt'gen Schema!.
Armut geheißen, langer nicht zn kämpfen,
Tazu noch in der Stadt! Entweder muß
Man nnmlich reich sein oder dort sein Zell
Aufschlagen, wo man wenige Zengen nur
Für seine Armut hat! und dazu ist
Tie Einsamkeit des Landes eben recht. —
Ties war das Glück, ras ich dir melden wollte.
Nun lebe wohl! Mh. Auch du leb' wohl! PH. WaK
ist
Dir, Liebste? Warum gehst du hin und her
Und ringst dieHände? Mh. Ach warum. Philinna?
Was soll ich jetzt blos, tun? Tmn wessen Kind
Tas Mädchen ist, muß ich dir jetzt erzählen.

Als Beispiel für die Kunst der Gesprächsführung gebe ich eine Szene aus dem „Selbstquäler", der uns in der ziemlich getreuen Bearbeitung des Teren; vorliegt. Es ist eine Unterhaltung zwischen einem sich weise dünkenden Herrn und einem noch klügeren Sklaven. Der alte Chremes hat einen Sohn, den er für brav hält, der sich aber eine kostspielige Geliebte angeschafft und sogar ins eigne Haus gebracht hat unter dem Vorgeben, sie gehöre nicht ihm, sondern dem Sohne des Nachbars. Dieser hatte einer Liebschaft wegen die Heimat verlassen und ist eben wiedergekehrt. Snrus, der Sklave, tritt aus dem Hause auf die Straße, ohne seinen draußen stehenden Herrn zu bemerken, und spricht zu dem jungen Herrn ins Haus hinein:

Lauf' in der ganzen Stadt herum und sieh.
Wie du das Geld auftreibst und den Alten prellst.
Eh. Ich Hab' ihre Absicht gleich durckischaut; der
Diener
Des jungen Mannes ist ein wenig blöd';
Drum springt der unsrige jetzt für ihn ein.
Gh. Wer redet dort? O weh! Ob er mich gehört?
«h. Tu, Syruö! Gh. Ia. Ch. Was treibst du
dort? Gh. Ach, nichts —
Toch, Chremes, meine Hochachtung: so früh

Schon auf, nachdem du gestern scharf gezecht!
Eh. Das war doch nicht arg. Gh. Tu nennst es freilich nicht arg,
Doch von den Iungen macht's dir keiner nach.
Eh. Ie nun —. Gh. Die Dirne ist recht nett und gut
Zu leiden. Ch. Ia, so ziemlich Gh. Meinst dn nicht?
Und hübsch gebaut ist sie. Eh. Nun ja, es geht.
Gh. Zu deiner Zeit gab's freilich schönere.
Toch ist sie iür jetzige Zeiten so übel nicht.
Kein Wunder, daß Elim« sie von Herzen liebt.
Toch ist sein Vater ein harter znher Filz,
Ter Alte von nebenan — du kennst ihn doch? —:
Der hat Geld in Scheffeln, und dennoch mußte der Sohn
Ans Geldnot fort aus der Heimat Ist's nicht io?
Eh. Gewiß ist'S so. In die Mühle gehört der Bursch!
Gh. Wer denn? Eh. Nun, doch der Diener des jungen Manns,
Gh. (Syms, dir geht's an den Kragen!) Eh. der'S dahin kommen ließ.
Gh. Was sollt' er denn tun? Eh. Ich meine, das ist klar:
Einm Ausweg mußt' er finden, eine feine Lisi.
Damit der Iunge Geld hatte für seinen Schatz.
Ta hätte der Alte wider seinen Willen
Ten Sohn behalten und könnte ihm dankbar sein.
Gh. Tu scherzest. Eh. Nein, im Emst; das war seine Pflicht
Gh. Du lobst es, wenn ein Tiener den Herrn betrügt?
Eh. Unter Umständen lob' ich's. Gh. Daran tust dn recht.
Ch. Oft kann man großes Unheil so verhüten.
In diesem Falle hätte der einzige Sohn
Tie Heimat nicht verlassen. Gh. Ob im Sckzerz.
Ob er im Ernst spricht, das erkenn' ich nicht;
Toch flößt er Mut mir ein zn meinem Plan.
Eh. Und worauf wartet er jetzt? Daß der junge Herr

Noch einmal fortgeht, weil da? Mädchen zu teuer Vergiß nicht, was soeben wir besprochen,
wird? Wenn einmal dein Sohn ähnliche Streiche macht:
Warum betrügt er den Alten nicht? LH. Er ist Er ist auch nur ein Mensch. Eh. Das, hoff ich,
zu dnmm. wird
Eh. So hilf ihm um des Iünglings willen doch. Niemals passieren. Th. Hoffen will ich's auch
Sh. Wenn du es willst, so kann das leicht ge- lind habe bisher auch Nichts derart bemerkt:
schehen: Doch sichern wolll' ich für alle Falle mich.
Denn ich oersteh' au solche Sachen mich. Er ist noch jung, und tritt der ?M mal ein,
Eh. Um so besser. Sh. Ich mach' mich nicht So könnt' ich in «rohem Stil dich hintergehu.
besser als ich bin. Eh. Tazu ist immer noch ^>jeir, meun's soweit
Eh. Also ans Werk! Sh. Doch laß mich eins kommt:
noch sagen. Ietzt nimm dich jener andern Sache an.

Die an sich komische Situation fand Menander bei seinen Vorgängern, und
diese hatten sie wohl ins Burleske gesteigert, aber einen so feinen und beweg-
lichen Dialog hatten sie nicht daraus zu machen verstanden.

Menander steht an der Grenzscheide zweier literarischer Epochen. Poesie
und Prosa hatten die höchste Höhe bereits erklommen und es ging nun bergab in
die Täler, wo sich die griechische Wissenschaft mächtige Wohnstätten erbaute und
wo die schöne Literatur sich zwar in die Breite ausdehnen konnte, aber nicht die
für starke Wirkungen nötige Höhenluft vorfand. Von den alten Gattungen war
die Komödie diejenige, die sich noch am besten behauptet hatte; sie war von ihrem
Heimatsboden nicht losgelöst und sog Kraft aus ihm; es ist kein Zufall, daß die
Dramen fast immer in Athen spielen, daß sie durch viele Einzelheiten ihre attische
Herkunft verraten. Diese lokale Bedingtheit verbindet sie mit der älteren Poesie,
die durchaus landschaftlich differenziert ist. Auf der anderen Seite ist der darin
herrschende Geist schon von der kosmopolitischen Stimmung berührt, die uns aus
der nacharistotelischen Philosophie entgegentritt; das Attische ist »uk Speele
«eternitnti» geschaut und in die Sphäre des allgemein Menschlichen entrückt.
Das befähigte die Dramen Menanders zu ihrer Wirkung auf die Iahrhunderte
und das sichert ihnen auch heute noch ihren Erfolg. Gewiß hat Aischylos das
Herz und Aristophanes das Zwerchfell mehr erschüttert, Shakespeare seinen Geist
in glänzenderen Farben spielen lassen: Menander hat sich ähnlich wie Möllere
seine Ziele etwas niedriger gesteckt, aber eben durch diese Beschränkung kunstvolle
Kabinettstücke geschaffen, die in ihrer Art etwas Großes und Einziges sind.

Studienanstalts-Direktor W. Kannegießer:
Die Werkleute auf Haus Nyland und ver-
wandte neuere Dichter.
Wer sind die Werkleute auf Nyland? werden manehe Leser erstaunt fragen.
Nyland bedeutet Neuland. Es sind Dichter und Graphiker, die auf neuem Boden
säen wollen, die neue Gedanken schriftsteller'sch und dichterisch darstellen. Der
Name „Werkleute" besagt, daß sie mitten im praktischen Leben sieben und selbst
Hand anlegen, um das Gebäude der deutschen Kultur weiter zu fördern. Der
Werkleiter ist der Bürgermeister Rody in Niederlahnste'n, der Syndikus ein König!.
Notar Kirfe in Homberg. So bilden sie als praktische Menschen eine wirkliche
Kunstgenossenschoft mit sozialen Zielen und haben in einer Zeitschrift „Die
Quadriga" ihre Dichtungen und literarischen Arbeiten veröffentlicht. Merkwürdiger^
weise geschah die Veröffentlichung ohne Namensnennung. Das bedeutet, daß e?
den Werkleuten nicht auf eigenen Ruhm, sondern auf die Sache ankam. Erst später
gaben sie ihre Werke in Buchform und aus buchhändlerischen Gründen mit ihrem
Namen heraus. So können auch wir ihre Namen nennen. Es sind: Eber-
hard Isch immer mit seiner „Philosophie der Technik", Wilhelm
Wershofen mit den Büchern „Der Fenriswolf, eine Finanznovelle", „Da?
Weltreich und sein Kanzler" und „Amerika, drei Kapitel der Rechtfertigung",
Josef Win'ckler „Eiserne Sonette", „Mitten im Weltkrieg", „Ozean" und
Jakob Kneip „Bekenntnis", dazu von den letzten Drei „Das brennende Voll"
und die Gedichte von drei Arbeitern Engelke, Lörsch und Ielke unter dem
Namen „Schulter an Schulter". Damit sind die Veröffentlichungen noch niebi
abgeschlossen. Aber es würde ihre Aufzählung ermüden, und der wißbegierige
Leser kann in jeder Buchhandlung die bei Eugen Diederichs oder Bernhard Vopeliu?
in Iena und im Inselverlage erschienenen Bücher der schon genannten und ihnen
verwandten Dichter Earl Bröger*), Alfons P e tz o I d t **), M a r
Barthel***), Hans Fr. Bluncks) uttd Hermann Wetteff'
einsehen und bestellen.
Es ist ein gutes Zeichen für diesen Kreis, daß so namhafte Verlagsansialt>,i,
ihre Werke angenommen haben, aber angewiesen sind unsere Werkleute nicht auf
die Gunst der Verleger. Denn sie haben eine feste Stellung im Leben: ? schim«

*) Kamerad, als wir marschiert.
") Volk, mein Volk.
Verse ans den Argonnen.
f) Sturm überm Land, und „Freiheit".
ff> Westfälisehe Kriegsgedichte, alle erschienen bei E. Diederichs, Jena,

und verwandte neuere Dichter
W« Kannegießer
m e r ist Direktor der Schottschen Glaswerke in Iena, auch bekannt geworden
durch das Werk „Die Glasindustrie in Iena"; Wilhelm Vershofen ist Syndikus
einer Handelsgesellschaft, andere haben andere Ämter inne. Alle sind unabhängig
und können unbesorgt um die Zuneigung des Publikums aussprechen, was ihr
Herz ihnen eingibt.
Ihr Gebiet ist nicht der Liebe Leid und Lust, auch nicht die epische Verherr-
lichung vergangener Großtaten. Vielmehr behandeln sie in Wort und Graphik die
Probleme der Technik und deS Kapitalismus, der Weltwirtschaft und des Welt-
krieges und endlich das Ringen des Volkes und des Einzelnen um die Gottesidee
und den Glauben.
Eberhard Zschimmer gibt seinem Buche „Philosophie der Technik" (verlegt
bei E. Diederichs in Iena, broschiert 2,50 Mark) den Untertitel „Vom Sinn der
Technik und Kritik des Unsinns über die Technik". Bei der Auseinandersetzung über
das Ziel der Technik stößt er auf heftigen Widerspruch. Er selbst sieht ihr Ziel in
der Idee der materiellen Freiheit, und wir erkennen mit ihm, daß die vielen tech-
nischen Erfindungen des letzten Iahrhunderts, von den Eisenbahnen bis zum
Flugzeug, uns allerdings frei von der Materie und ihrem Widerstande, frei von
Raum und Zeit zu machen beginnen. Ischimmer behauptet daher, „es ist der eigene
Selbstzweck der Technik, den Götterzustand des Menschen, als das in seiner un-
endlichen Vollkommenheit zur Idee erhobene Endziel der organischen Entwicklung,
in der bewußten Freiheit des schöpferischen Gedankens zu vollenden".
Seine Gegner läßt er ausführlich zu Worte kommen. Sie weisen darauf hin,
daß gerade im Gegenteil die hochgetriebene Technik die Menschen selbst zur Maschine
macht, ihre Entseelung und Verameisung herbeiführt und sie geradezu an der
Technik zugrunde gehen läßt. Ganze Gegenden werden durch die Technik ihres
landschaftlichen Reizes und ihrer gesunden Luft beraubt, die Wohn- und Arbeits-
stätten sind menschenunwürdig und neben der Entgeistigung ist auch die körperliche
Verelendung zu befürchten. Dazu kommt noch eine ruhelose, vorwärtstreibende
Hast in den technischen Unternehmungen und Verbesserungen, der kapitalistische
Ausbeutehunger und die alle persönliche Freiheit hemmende Iwangsorgnnisalion.
Es sind zwei Lager: die Kulturoptimisten und -Pessimisten. Erstere erwidern,
daß jedes neue Zeitalter, so auch das jetzige der Maschinen, Krankheiten zu über-
stehen habe. Auch im Altertum ist auf der einen Seite der höchste Glanz von
Kunst und Wissenschaft, auf der anderen die gesetzmäßige Einrichtung der Sklaverei,
so daß zu Perikles'Zeiten auf jeden freien Athener die zwanzigfache Zabl von Sklaven
kamen. Die athenischen Sklaven hatten es nicht schlecht, doch würde heutzutage
kein Proletarier mit ihnen tauschen wollen.
Es ist also doch schon erheblich vorwärts gegangen, und es wird immer weiter
an der Uberwindung der Mißstände des technischen Zeitalters gearbeitet. Die
Wohnungen der Fabrikarbeiter, ihre hellen Fnbrikräume, die vielen Hilfsgesetze

und -lassen, die Bildungs« und Erholungsstätten reden doch eine vernehmliche und überzeugende Sprache. Diese Entwicklung zeigt, wie Professor Dr. Kammerer in einem Vortrage nachweist, daß der Mensch nicht mehr als Handlanger der Maschinen, sondern als ihr Steuermann wirken soll, daß er nicht als stumpfsinnige Muskelmaschine, sondern als hochwertiger Arbeiter verwendet werden wird. Deshalb behauptet auch Ischimmer.' „Unser technisches Zeitalter wird in einer genialen Periode gipfeln, herrlicher und großzügiger, kühner und tiefgründiger, als jemals eine auf Erden dagewesen ist."

Bei der Frage, durch was für Menschen diese geniale Periode herbeigeführt werden wird, spricht sich Zschimmer recht scharf und bitter über die Schulen der Gegenwart aus. Er zieht gegen die doppelte Ungerechtigkeit des elterlichen Geld» sacks und des staatlichen Berechtigungswesens zu Felde. Auch die Lehrer „in ihren philologischen Schlafröcken", die immer noch der Iugend den verstaubten Bücheridealismus zum Schrecken und Abscheu machen, greift er wegen ihrer über» lebten Ziele heftig an. Statt der geistigen Schlappheit und Interesselosigkeit bei den durch Genüsse aller Art verwöhnten Söhnen der oberen Zehntausend blickt er auf die vielen Tausende unter den kleinen Handwerkern und Fabrikarbeitern und hofft, daß aus ihrem Kreise frische, lebensstarke und empfängliche Geister, „Kraft» naturen", das goldene Zeitalter, den Höhepunkt der Technik herbeiführen werden. Sicherlich kommt der Fortschritt auf keinem Gebiete von den Durchschnitts» menschen, sondern von Führerpersönlichkeiten — aus welchem Stande es immer sei. Auch Professor E. Matschoß führt in einem Vortrage aus, daß im industriellen Leben die Charaktereigenschaften eine ausschlaggebende Rolle spielen werden. „Im Wettkampf der Völker nach dem Weltkriege werde das Volk siegen, das über die größten Persönlichkeitswerte seiner Volksgenossen verfüge." Das Be» rechtigungswesen d^r jetzigen Schulen wird ja vielfach angefeindet. Sicherlich ist es zu verwerfen, ^'nn die Berechtigung nicht mehr erarbeitet, sondern „ersessen" werden kann. Auch der Zorn gegen die Lehrer wird vielleicht, wie so oft bei ahn» lichen Angriffen, auf die Belästigungen und den Zwang zurückzuführen sein, den die Schule auf das Familienleben ausübte. Denn Zschimmer wird doch unmöglich den hohen Wert leugnen wollen, den die gründliche Beschäftigung mit den hervor» ragendsten Männern und Zeiten der Vergangenheit mit sich bringt. Mögen immerhin manche, ja sogar viele Abiturienten ihre Bücher in die Ecke werfen, sie werden ihren Homer und Schiller, ihren Shakespeare und Sophokles, ihren Hora; und Goethe später wieder hervorholen und aus ihnen von neuem Lebenslust und Seelenkraft gewinnen, wenn das nie rastende Triebwerk der Technik ihr inneres Leben zu verkümmern droht.

Darin liegt ja die Gefahr der Technik, daß das Leben der Seele, die eigent» liche Kultur zu kurz kommt. Denn alle Errungenschaften der Technik beziehen sich doch nur auf die Verbesserungen der äußeren Lebenslage, während die Befreiung

Don der Materie für den inneren Menschen nicht von ausschlaggebender Bedeutung
ist. „I n dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist", und das Ar-
beitszimmer Goethes und Schillers zeigt, wie frei diese beiden Geistesheroen
von jedem materiellen Zwang waren, nicht wegen der Höhe der Technik, sondern
,wegen der Größe ihrer Seele. Der Gegensatz zwischen den Kultur-Optimisten
und -Pessimisten setzt sich auch bei den Dichtern fort, die in ihren Werken die Technik
behandelt haben. Heinrich Lersch*) vertritt die düstere Seite und zeigt uns
in seinem Gedichte „An die Arbeiter" den Schmerz des Proleten über die Un-
persönlichkeit seiner Tätigkeit. Er beginnt mit der Frage: Was schafft dir deinen
Schmerz, Prolet? und führt nun aus, daß der Arbeiter sich zwar ganz seiner
Arbeit hingegeben hat, daß „Brücke, Haus und Garn und Tuch dein Blut trank
und der Seele Schmerzen", aber „daß nichts von dir darin aufersteht, das schafft
dir deinen Schmerz, Prolet!" Lersch bleibt bei diesem wehmütigen Gedanken nicht
stehen. Einst wird die Ieit kommen, in der die Welt dich und dein Tun versteht.
Dann bleibst du nicht mehr entpersönlicht, dann bist du vom Fluche der Namen-
losigkeit erlöst. Es fragt sich mir allerdings, ob Lersch hier nicht über das Ziel hinaus-
schießt. Ist es wirklich zur eigenen Zufriedenheit nötig, daß jedes Werk mit dem
DZamen seines Täters verknüpft bleibt? Gibt es nicht eine große Menge Arbeiten,
die einander so gleichen, daß ihre Verfertiger als Persönlichkeiten nicht in Frage
kommen? Von jeher sind nur die hervorragendsten Taten von des Sängers Mund
mit dem Namen ihres Helden verbunden; für den Durchschnittsarbeiter genügt
das Bewußtsein, treu das Seinige zum Gelingen des Werkes beigetragen zu haben.
Diesem Standpunkt tritt Iosef Winckler in dem Gedichtband „Eiserne
Sonette" (Inselbücherei Nr. 134) bei. Er verherrlicht die Technik, die am gewaltigen
Strom, in den Fabriken der Stadt, im Bergwerk, in den Maschinen auf und unter
und über der Erde ihre Triumphe feiert. Und er preist esonders die kühnen,
«agemutigen Erfinder, Pfadfinder und königlichen Kaufherren, die neue Betriebe
gründen, neue Mittel ersinnen, Millionen in Umlauf fetzen u,,^ Hunderttausenden
Arbeit geben. Von ihnen heißt eS:

Wir sind die Tat, wir sind die Leidenschaft!
Wir woll'n gewappnet ins Geschwader treten.
Wir Eisernen! Wir Hansaleute! Wir
Maschinenmenschen! Wir Welt-Pionier',
Des Volks Ernährer und des Volks Propheten!

Den Arbeitern mißt Winckler an diesem Erfolge der Erfinder und Kaufleute
nur geringen Anteil bei. Von einer „Allgleichheit" kann keine Rede sein, sie ist ihm
«in „schöner Pöbeltraum, alter Schwärmer Trost und trübe Narrenlust". Wenn der

*) Heinrich Lersch, Herz aufglühe dein Blut! Gedichte im Kriege. 14. bis 1?. T. Verlag
bei E. Diederichs, Iena 1917.

Arbeiter folgsam ist, wird er mit den Herren groß. Doch gleich? Niemals. Man
kann es beklagen, daß die einen auf ihrer Muskeln Arbeit angewiesen bleiben:

„In Bundschuhn und das Kleid wie eine Haut
Geklebt am Leib, im Nacken einen Sack,
Und hoch im Korb gehäuft den Kohlenpack
Gehn auf und ab die Träger, ohne Laut."
(Eiserne Sonette.)

Es ist an dieser Arbeitsteilung nichts zu ändern. Die ungeheure Ausdehnung
der Werkstätten, die musterhafte Ordnung bei den gefahrvollen Arbeiten mit dem
glühenden Metall und die großartigen Erfolge müssen auch den gewöhnlichen Ar-
beiter für seine Mühen entschädigen. Wenn sein Name mit der fertigen Maschme
auch nicht verbunden bleibt, so sieht er doch das fertige Werk und ahnt, daß er hier
oder dort selbst die Feile angesetzt hat. Und der vollendete, gleichsam Leben at-
mende Wunderbau begeistert Gerrit Engelke, einen der Arbeiter-Dichter, zu dem
Hymnus auf die Lokomotive:

„Da liegt das zwanzigmeterlnnge Tier,
Die Dampfmaschine
Auf blankgeschliffner Schiene
Voll heißer Wut und sprungbereiter Gier . . ."
(Aus „Schulter an Schulter". VopeliuS, Iena.)

Uber die Technik hinaus behandeln die Werkleute auch die Fragen des Wirt-
schaftslebens und des Weltkrieges. Wilhelm Wershofen nimmt in seinen
drei Büchern (Fenriswolf, Das Weltreich und sein Kanzler, Amerika, alle bei
E. Diederichs in Iena verlegt) seinen Stoff aus den Fragen der Weltwirtschaft
und verarbeitet ihn in ungewöhnlicher und für die meisten neuartiger Form. Der
Fenriswolf ist ein ungeheures Untier aus der Edda. Im Weltuntergangskampf
reitet Odin selbst gegen ihn an, aber fein Speer versagt, und der Fenriswolf ver-
schlingt den obersten Gott und wird erst von dessen Sohn erlegt.

Diesem Scheusal gleicht nun die Macht, die auch unfern jetzigen Feinden den
Rücken stärkt, die mit Strömen von Gold nur immer neue Meere von Blut hervor-
bringt: der internationale Kapitalismus. Seine Macht über ein ganzes Land
will Wershofens Finanznovelle schildern. Es ist aber keine zusammenhängende
Schilderung, sondern einzelne Mitteilungen, Drahtnachrichten, Briefe, Geschäfts-
berichte, Zeitungsnotizen werden uuverbunden aneinander gereiht, um den Leser
nur durch die Tatsachen, ohne jedes novellistische Beiwerk, zu überführen. Es
soll gezeigt werden, wie ein ganzes Land, hier Norwegen, seiner größten Landes-
schätze, seiner ungeheuren Wasserfälle durch auswärtiges Kapital beraubt wird.*)

*) Bgl. die Zeitungsnachrichten über Amerikas angebliche Bestrebungen bei den Wa>se>kmfren
der Schweiz.

Ein Berliner Großfinanzmann versieht durch geschickte Gewinnung der Presse
und einflußreicher Männer des. öffentlichen Lebens seine Gegner matt zu setzen.
Diese gehören der national-norwegischen Gruppe an mit der Losung: Norwegens
Wasserfälle gehören den Norwegern und sind durch Norweger und ihr Kapital
industriell zu verwerten. Es wird im Storthing ein Gesetz darüber vorbereitet.
Aber im Kampf dafür und dawider siegt der Berliner Geldmann; Norwegens
Reichtum fällt dem Fenriswolf zur Beute. Das Buch ist mehr wert als die meisten
Novellen, in denen zum 1000. Male Glück und Pein der Liebe geschildert wird.
Es ist Neuland. Und es ist nötig, daß auch auf neuartige novellistische Weise der
Leser auf die großen Gefahren hingewiesen wird, die dem Volkstum durch fremde
Geldmacht droht. Die angeregten Fragen lassen sich leicht weiterspinnen. Iede
Uberspannung ist zu vermeiden. Handelt es sich doch nicht um den Ausschluß
fremden Kapitals von jedem Lande, dann wären ja Kolonialunternehmungen
unmöglich. Vielmehr gilt es, Verständnis dafür zu verbreiten, daß gewisse Unter-
nehmungen unsittlich sind und daher bekämpft und gebrandmarkt werden müssen.
Aus dem Fenriswolf spricht großer sittlicher Ernst zu uns. Deshalb verdient das
Buch weiteste Verbreitung.
Das Buch „Deis Weltreich und sein Kanzler" versucht die Frage zu lösen, ob
nicht Kriege in der Zukunft vermieden werden können. Die Antwort glaubt ein
junger amerikanischer Advokat gefunden zu haben. Sie weicht völlig von den
bisherigen Lösungen mittels Friedenskonferenzen und Schiedsgerichten ab. Eelwn
in diesem Kriege kann sie angewandt werden. Es kommt nur darauf an, daß
Amerika, damals noch nicht am Weltkriege beteiligt, alles Geld der Welt an sich
zieht und dann keinem Volke mebr Kredit gewährt. Dazu muß allerdings vorläufig
der Krieg durch Lieferung von Munition und sonstigem Heeresbedarf verlängert
werden, bis die Kriegführenden aller Geldmittel entblößt sind.*) Der neue Prophet
findet mit seiner Lehre Eingang bei einem Multimillionär, dem Kupferkönig
Vanburgh, der ihn zu seinem Beauftragten ernennt. Er soll in großen Volks-
versammlungen die Masse auf seine Seite bringen und besonders der Friedensliga,
die sich mit allen Kräften der Verlängerung des Krieges widersetzt, entgegentreten.
Der Konflikt entsteht teils dadurch, daß sich im Herzen des Advokaten, der des
Weltkriegs Kanzler zu sein glaubt. Bedenken über die moralische Zulässigkeit seines
Planes geltend machen, teils dadurch, daß Vanburgh den ganzen Plan seines Kanz-
lers nur zur selbstsüchtigen Erweiterung seiner eigenen Geldmacht verwendet.
Durch das geschickte Vorgehen der Friedensliga wird der Advokat als Werkzeug
der Kriegspartei entlarvt und Vanburgh kann sich selbst nur dadurch rein-
waschen, daß er seinen Kanzler fallen läßt und ihn sogar in eine Nerven-
anstalt einsperrt, um ihn gänzlich unschädlich zu machen. Der ameri-

*) Vgl. ähnliche Gedanken bei Prof. vr Albrecht Pemk. II. S. Amerika. Stuttgart,
Engelhorn 1«17.

konische Charakter wird in diesem Buche treffend gekennzeichnet: grenzenlose Planmacherei, unbeschränkte Profitsucht, vollständiger Mangel an Treu und Glauben, auch bei denen, die sich am nächsten stehen. Wir wissen, daß dies Bild nicht zu schwarz gezeichnet ist, weil wir Amerikas Falschheit und Heuchelei am eigenen Volke erfahren haben.

Im dritten Buche, „Amerika, drei Kapitel der Rechtfertigung," gibt Vers-hofen die Selbstbekenntnisse eines reich gewordenen Amerikaners heraus. Mit der Herausgabe ist allerdings „ein schwerer Vertrauensbruch verbunden." Aber der „Übersetzer" nimmt ihn gelassen auf sich, weil nach seiner Überzeugung jeder Beitrag zur Erkenntnis des gesegneten Landes jenseits des Atlantischen für d^S deutsche Volk von größtem Werte ist. Dem ironischen Vorwort entspricht die schein-bar ernst gemeinte Kasuistik und Moralistik in den drei Erzählungen. Immer, wenn der Verfasser in seinen Erinnerungen auf ganz besonders niederträchtige Handlungen zu sprechen kommt, für die es kein moralisches Mäntelchen mehr gibt, dreht er die ganze ethische Auffassung um. Dann ist er der Vollstrecker eines neuen Gotteswillens, krnft dessen die ganz erbärmliche Weltordnung umgestoßen und neu aufgebaut werden muß. In der zweiten Kapitel-Geschichte herrscht in Amerika große ArbeitSnot. Taufende von Arbeitern müssen feiern, verzehren ihren letzten Notgroschen und wissen keinen Rat. Nur wenige sind in ihren Stellungen geblieben, und im Gespräche Hort unser Gewährsmann sagen, warum denn nicht einmal die jetzigen Hungerleider in die Stelle der wohlbezahlten Stellungsinhaber treten könnten. „Das Wort war mir ein Fingerzeig, eine Offenbarung," sagt der Verfasser der Selbsterlebnisse. Ich besorgte mir auf Grund des Retainment-Gesetzes eine große Anzahl Retain-Vertragsscheine. Solcher Retain-Vertrag verpflichtet Arbeitgeber und -nehmer zu gegenseitigen Leistungen während eines Iahres. Ersterer hat zu bezahlen, was ausgemacht ist, letzterer hat zu arbeiten und wird gefangengesetzt, wenn er etwa streiken will. Ich erfuhr, daß in der größten Herrenschneider-Firma gegen 2500 tüchtige Schneider für 19 Dollar arbeiteten. Mein Plan war sehr einfach. Ich berief eine Versammlung aller ausgezeichneten arbeitslosen Herrenschneider, um ihnen meine Retain-Verträge vorzulegen. Die Versammlung gestaltet sich sehr lebhaft, weil jeder zu den 2500 AuSerwählten gehören wollte. Schließlich gelingt es wirklich, 2500 Hungerleider für 2,50 Dollar zu „retainen". Die Herrenschneiderfirma nimmt umgehend diese retainten Schneider an, entläßt die bisherigen, mit 10 Dollar bezahlten Arbeiter und teilt den Gewinn mit unserem Gewährsmann, der seinen Scheck über 285 000 Dollar mit dem besten Gewissen der Welt einsteckt. Er hat doch den Gedanken aufgegriffen und durch-geführt, er hat 2 500 hungernden Schneidern das Leben gerettet. „Sollte ich für meine Arbeit unentschödigt bleiben? Gibt es einen Menschen, der das zu fordern wagt?" Leider versucht er die 2500 entlassenen Schneider nach derselben Methode glücklich zu machen. Das gelang nicht. Erst nach längerer Ieit konnte er (infolge der Prügel) aus dem Krankenhause entlassen werden.

Die Amerika-Kapitel sind Satiren auf die Selbstsucht, deren Humor nur in der Lektüre der Erzählungen selbst zu Tage tritt. Es sind übrigens wirkliche Erzählungen, nicht aneinander gereihte Briefe,^Drahtnachrichten und Zeitungsausschnitte wie in den ersten beiden Büchern.
Von der Weltwirtschaft wenden wir uns zum Weltkrieg. IosefWinckler läßt in scharf beleuchteten Momentbildern die aufregendsten Stimmungen und Szenen des Krieges vor uns wieder erstehen. In knappen, klirrenden Überschriften braust das erste Gedicht „Alarm" einher. „In Petersburg unser Botschaftshaus / In Brand gesteckt! / Pöbel auf dem Newski-Prospekt:/"Haut die deutschen Hunde! Treibt die Deutschen aus!" / Bahn-Postverkehr stockt! Die Grenze fiel! / Kosacken in Ostpreußen! Brand! Mord! / Der Zar, der Zar brach sein Ehrenwort: / Sibirien, Kaukasien, halb Asien ist mobil." (Mitten im Weltkrieg, Inselverlag.) Demgegenüber das schwermütige, volksliedmäßige „Es geht eine Trommel in Osterreich / Trum, dum, dum / Die bunten Völker der Donau lauschen zugleich... / Trum, dum, dum / Der tote Erzherzog geht um." Die Tschechen, Kroaten, Slowaken, Ruthenen horchen auf, die Ungarn, Serben, Polen und Böhmen sehn sein furchtbar blutrot Mal, alle sammeln sich um des toten Erzherzogs Fahne.
In Deutschland ist solch Gotteszeichen nicht nötig. Aus allen Berufen strömen die Männer zusammen.

„Aus Walzwerk und Hochofen und Häfen und Schacht
Wälzt es heran mit furchtbarer Macht . . .
Aus Kaufläden und Hörsaal, Amt, Klinik, Kontor,
Aus Palast und Hütten bricht es hervor . . .
Das Schicksal will's, das Schicksal sprach.
Nun, schrecklich Schicksal, lauf —
Es kracht Europens heiliges Dach,
Deutschland steht auf!"

Alle diese Völker stehen unter dem Bann der Schicksalsidee. Das führt Winckler im Gedicht von den beiden Stimmen noch weiter aus. Die eine Stimme, hoch in den Lüften, ruft in allen das Höchste, Letzte wach; die andere,tief im Abgrund, das Tiefste, Letzte; die erste ruft die himmlischen Brüder, um Liebe zu säen und zu suchen; die andere ruft die dämonischen Freunde, um Haß zu säen und zu fluchen. So erscheint ihm der ganze Weltkrieg als ein Kampf für das Gute und das Böse; es wird sich entscheiden, wer untergeht: Gott oder Belial.
In diesem Streit gesellen sich zu den beiden Hauptstimmen noch viele Nebenstimmen. Der Dichter hört die Stimme der Väter und Mütter, der Universitäten und Kanzeln, er singt „sein schönstes Lied dem deutschen Proletariat", ein Lied der Liebe, in Tränen beglückt! . . . Denn in euch. Enterbte, durch alle Not / Brach es mit Wunderflammen empor, / In euch wie Frühling auferstand, / Als es sich längst

in Haß verlor: / Vaterland! Mancher wird sich dabei an einen Weggenossen der Nylandmänner erinnern, an Karl Brögers Bekenntnis, mit dem er seinen Gedichtband „Kamerad, als wir marschiert" einleitet. Es beginnt: Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt, / bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt. / Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort, / Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort: / Deutschland.

Winckler ist noch manches Gedicht gelungen; am meisten hat mich sein Hymnus gepackt: „Dem Kommenden." Der Auserwählte ist noch nicht erschienen, aber er muß kommen. „In dieser Stunde wird er auch uns, auch uns gesandt! Unter gewaltigen Naturerscheinungen sieht er die größten Helden Deutschlands von Sternenfahrten nahn. Er nennt Karl den Großen, Barbarossa, Bismarck, Bonifazius, Luther.

Ich zünd die Fackel am Olympos an.
Die Schwerter klirren, die Musen warten:
Hervor! Hervor! Du großer Mann!

Ich finde, daß dies Gedicht echte Poesie ist, denn es besingt nicht die Heldengroße Hindenburgs, sondern es ersehnt ihn, es ist überzeugt, daß er gesandt werden wird, es versetzt uns unter das erhebende Gefühl, daß unser Schicksal, das Schicksal des ganzen deutschen Volkes, von höherer Warte aus gelenkt wird.

Ich kann nicht den ganzen Band „Mitten im Weltkrieg" ausschreiben. Hinweisen möchte ich noch auf die „Deutsche Messe" mit den Bittversen: O Gott, vor deinem Angesicht / Verstoß uns arme Krieger nicht, Verstoß uns nicht, / Verstoß uns Soldaten nicht! und mit der Litanei an Sankt Michael: „O Himmelsfürft, siegreicher Held / Sankt Michael! komm uns zu Hilf, zieh mit uns zu Feld! / O hilf uns ringen, den Feind bezwingen, Sankt Michael!" und mit dem Hymnus an die „wunderschön prächtige, / hohe und mächtige, / liebreich holdselige, himmlische Frau."

Will das nun jemand katholisch-konfessionell nennen? Zeigt sich nicht in diesen Versen das allgemein menschliche Gefühl der Sehnsucht nach überirdisch gewaltigen, hilfreichen Wesen, die im Auftrage des Höchsten uns zu Schutz und Veredlung gesandt werden? Auch in seiner Sammlung „Die mythische Zeit" benutzt Winckler gern Gestalten von Heiligen und Märtyrern. Wer sie auch nicht als Wundertäter der römischen Kirche verebren will, kann sich doch in Ehrfurcht und Liebe zu ihnen gesellen und die hohen Ideen, denen sie Ausdruck gaben, in ihnen dankbar und sehnsuchtsvoll anerkennen.

Auf Karl Brögers Kriegsgedichte (verlegt bei E. Diederichs, Iena 1917> möchte ich noch einmal hinweisen. Er hat eine Reihe fein gezeichneter Stimmungsbilder aus dem Kriege gedichtet, die voll konkreten Lebens und zugleich voller Gedanken sind. Die „Soldatenfrau", „Vier Männer und ein Held", „Die Fahnengafse",

„Der Schützengraben" und „Der Tod von Arleur" gehören zu dieser Gruppe. Ein besonders tief empfundenes Gedicht ist „die begrabene Madonna", das — recht vorgetragen — überall tiefen Eindruck hinterlassen wird. Es ist überhaupt nötig, daß diese Gedichte laut vorgetragen oder vorgelesen werden, nachdem man auf die Situation, die Idee, den Gang der Handlung etwas hingewiesen hat. Auch bei 7>er Darbietung in Lazaretten ist eine solche Einführung in die Stimmung durchaus erforderlich.

Ein Krieg, der in solch frommer Weise geführt wird, bei dem Volk und Heer in ihren besten Augenblicken immer wieder auf Ubersinnliche Helfer vertrauen und deshalb vor Siegesübermut und Verblendung bewahrt werden, ein solcher Krieg muß ein hohes, weittragendes Ziel haben. Dies Ziel stellt Iakob Kneip auf in feiner Sammlung „Ein deutsches Testament". Es ist psalmenartige Poesie, die den ersten Teil des Buches „Das brennende Volk" bildet und als Kriegsgabe der Werkleute auf Haus Nyland bei Eugen Diederichs in Jena 1916 verlegt ist.

Auf Seite 32/3 bezeichnet Iakob Kneip als Ziel des Krieges den Besitz der Erde. Die wutschäumenden Gegner haben recht. „Unser Geist, mit steter Glut und Drang genährt vom göttlichen Mittelpunkt / tastete, fühlte, reckte sich und flog über die Erde hin von Küste zu Küste, von Land zu Land. Und einmal schritt ein Riese über eure Felder . . . von Gott zur Ernte bestellt." Aber der Besitz der Erde soll nur dazu dienen, sie zu erlösen aus Tierheit und Knechtschaft. . . . Herrschen wird doch der Geist, der allmächtige, und nicht eure Gier. Und die Völker werden erkennen, / die Stunde ist nahe, / wer dieser Welt Heiland ist.

Die religiöse Stimmung, die wir schon bei verschiedenen Gedichten gefunden Haben, steht nicht im Widerspruch zu dem Wirklichkeitssinn der Werkleute. Die Jeit des Materialismus ist längst überwunden. Ieder innerlich Starke weiß heut-zutage, daß seine Stärke ihm durch den Zusammenhang mit der höheren Welt zu Teil geworden ist. Es kommt für alle, die nach diesem Zusammenhang streben, nur auf den gerade für sie richtigen Weg an. Auch hier weisen uns die Werkleute, ihren verschiedenen Geistesrichtungen entsprechend, besondere Wege. Gerrit Engelke, vormals Tüncher, ist ein Mann der Sehnsucht. Das freie Land, der zum Himmel strebende Baum erweckt sein Verlangen. Wie der Saft im Baum empor-fteigt, so möchte auch er bis hinauf in den Wipfel steigen und seine Blattfinger durchgluten lassen von der würzigen Luft und dem wärmenden Sonnenstrahl. Auch seine Ohren lauschen feiner und vernehmen hinter dem Lärm der Straße den verborgenen Gottesrhythmus, der das irdische und himmlische Leben erhält. Vor allem vernimmt er diesen Rhythmus in sich und erkennt daraus, daß Gott selbst in ihm wohnt. Am mächtigsten gewinnt das Gottschöpfer-Bewußtsein in ihm Raum, als er die gewaltige Schöpfungshymne des 1. Buches Mose nachdichtet. Da war zuerst

W. Kannegießer Die Werkleute auf Haus Nyland
Nicht Raum, nicht Zeit, nur Nacht und Nacht.
Nur Nacht, von Nacht noch überdacht.
Ein trächtig Sausen wogend schwoll —
Da! plötzlich groß ein donnernd „Ich" erscholl —
Von ihm werden nun Sonnen und Monde erschaffen, zuletzt der Mensch, der
den All« Gebärer selber nicht schauen konnte. Aber das große Leuchten sah er und
bog davor sein Knie, und aus seinem Munde brach ein Sang von nie gehörtem
Urweltklang „Hinauf! Hinauf! Zum ersten Tag! Zum Ewig-Tag! Zum Tag
der Welt!" (Schulter an Schulter. 2. Auflage. B. Vopelius, Iena 1916.)
An dem Buche „Das brennende Volk, Kriegsgabe der Werkleute" hat auch
Josef Winckler seinen Anteil. Er faßt seine Gedichte unter der Bezeichnung
„Die mythische Zeit" zusammen, weil er die gewaltigen Ideen und Kräfte des
Krieges in Gestalten und Gesichten aus längst vergangenen Tagen verkörpert schaut.
„Und als der Schrecken und das Unerhörte nun wirklich aufstieg, da nahm alles
Gestalt an." Vergebens stürmt der furchtbare Feind im Westen an, denn „Erz-
engel stehn mit glühendem Gesicht / in steilen Reihen, triefend von Licht / Und
Stärke, unerschütterlich hehr / Von den Alpen zum Meer eine himmlische Wehr."
Der Gegensatz der Konfessionen ist ausgelöscht. „St. Bonifatius und Luther
schränkten heiß schwörend die Hand." In Kampf und Tod helfen den Streitern
die Lichtgestalten ihrer Kirche oder wehklagen über die grauenhafte Vernichtung
ringsum. Der Tod selbst wird von einem Cherub zur Rede gestellt, zu wem die in
der Schlacht gefällten Soldaten gehören. Und er gesteht, „tote Soldaten zehn
stracks vom Feld in den Himmel ein". Da begibt sich das Wunderbare: „Es stand das
ganze Dorf in Tränendankbarkeit gottglaubensfroh,. . . der goldne Cherub und der
dunkle Tod / Gingen Arm an Arm ins Abendrot." Der Tod war nicht mehr der
Würger, sondern der Befreier, der Führer zum höheren Dasein. In symbolischer
Art sucht Winckler auch Hindenburgs Größe zu verstehen. Kein Genie ohne gött-
lichen Funken! Hier kommen der zwölf Apostel gülden umschimmerte Gestalten
und schweben ungesehen um ihn und „stärkten ihn mit Gnade, Weisheit, Sieg-
vertraun / Erleuchteten ihn mit hellsehendem Wunder-Taten-Mut / Und hoben,
Gottes Hilfe lobpreisend, seine Seele, / und all die schweren Werke gingen gut."
„Wir atmen alle Ewigkeit," sagt er an anderer Stelle und beweist damil aufs neue,
wie fest er von dem Hineinragen der höheren Welt in unsere Gedanken und Taten
überzeugt ist.
Einen tiefen Eindruck vom Werden einer religiösen Persönlichkeit der Gegen-
wart habe ich beim Lesen der beiden Dichtungen Kneips erhalten, dem
„Deutschen Testament," abgedruckt im „Brennenden Volk", und dem „Bekenntnis",
das 1917 im Inselverlag erschienen ist. Im Anfang des letzteren, als ein Sinnspruch
für das ganze Buch stehen die Verse:

und verwandte neuere Dichter
W. Kannegießer
Du stehst am Anfang aller Zeit,
Du stehst am Ende der Ewigkeit.
Strömt ein Meer von dir zu mir,
Tönt ein Meer von mir zu dir!
Dieser Gegenseitigkeits-Rhythmus, dies Empfangen und Wiederzurückgeben bildet das Ergebnis einer langen Entwicklung. Wir sehen aus seinen Gedichten, daß er anfangs, noch als Knabe, schon nach Gott verlangte. „Auf der alten Truhe kniet ich nachts,/Zitterte und rang zu Dir hinauf. Deine Stimme drohte fern / Wie eine rauhe Bauernstimme." Und auch am Morgen und am Mittag war meine Seele von Dir erfüllt und „ich weihte meinen Leib / meine törichtwilde Knaben-seele / Deinem Dienst auf ewig."
Aber nachdem Abschied vom bäuerlichen Vaterhaus,von den im engen Uber-lieferungsglauben befangenen Eltern trat im Gewirr der großen Stadt eine Wand-lung ein. Der Kameraden Zweifel, Spott und Sinnen verdrängte den alten Glauben aus seiner Seele. Mit leerem Herzen kehrte er heim, den Seinen ein Fremder. Es kommt zu einer scharfen Auseinandersetzung, die mit völliger Tren-nung endet. „Und hast du Gott vergessen, / Bleibe da draus, / Meide dies Haus. / Mit uns soll kein Verfluchter essen!" — Aber er ist kein Ungläubiger, Gottloser geworden. Das alte augustinische Wort „Mein Herz ist in Unruhe, bis daß es Ruhe findet in Dir" kennzeichnet sein Inneres. Er selbst bekennt den großen Unbe-kannten „flammender als alle Bauern in der Pfarrei, / als alle Büßer, Priester, Kardinäle, / Als Deine himmlische Heerschar." Und doch ist die Seele tief in Zwie-tracht aufgewühlt / Voll Trotz, Weltunruh, Weh und Leidenschaft. Vergebens bricht seine Bitte hervor: „Laß mir doch Frieden, Du — dort oben!" Aber der Frieden kommt nicht sofort. In der Kirche findet er ihn nicht, auch nicht durch die Erinnerung an die arbeitende, sorgende, sterbende Mutter, an das Marienbild, das ihm „in müder Trauer nachträumt".
„Schweigend treibt ihn fort die Zeit," und er lauscht welteinsam im Wald-gehöft auf die geheimnisvollen Stimmen, „die Urahnengeister aus Feld und Wald". Aber der Friede kommt nicht. Da findet er tiefes Glück in der Liebe und im frohen Genuß der guten Gaben von Korn und Wein. Aber es ist seiner Seele nicht genug. Selbst die Geliebte kann die drängenden Gedanken nicht beschwichtigen. „Ich fahre derweilen / Viel tausend Meilen / Auf dunklem Meere der Ewigkeit zu / Ohne Ruh — ohne Ruh." Wieviele werden unserm Dichter dies unruhvolle Sinnen und Verlangen nach dem höchsten Gut nachfühlen können! Wieviele werden in seinem Innenleben das eigene wiederfinden! Gerade in unserer tränenreichen, sorgenschweren Zeit voller Gegensätze wird sein Erlebnis das Erlebnis vieler sein. Wie kommt es nun zur Lösung? Nicht durch Worte der Schrift, nicht durch Worte von Menschen, sondern durch „die Stimme des Weltalls selbst". Die Nacht und der Morgen reißen seine Seele zum Lobe des Schöpfers fort.

In der heilgen Sonntagsfrühe: / Wie ich saß am Himmel droben, / hat die große Welt zu Füßen / Sich im Glanz emporgehoben. / Und vom Dufte ganz umflossen / hielt die Augen ich geschlossen —/Plötzlich fühlt ich tausend Wonnen /Meinen Menschenleib durchsonnen / Und erkannte wunderbar / Wie mir Gott hier nahe war.

Von diesem NaturerlebniS dringt seine Seele zu dem ethischen Gott empor. Er wird ihm der „Allsichtige und Richtende". „Aus dem Dunkel führst du die Völker hinan, und fegst hinweg die stolzen Nationen; / Doch deinem Volk für tausend und tausend Jahre / Zeichnest du seinen Weg,/Daß es ihn nach deinem Willen fahre."

Und von dieser Ausschau in das Schicksal der Völker vertieft er sich in seine eigene Bestimmung. Schon in seiner Frage:

„Willst du mich läutern in Not und Leid,
Daß du mich schufest in diese Zeit?
Soll ich von dir dem Volke wieder singen?"

liegt die Antwort, der er sich dann tief innerlich als Gottes Befehl gewiß wird. „Sprich zum Volk, sprich freudig und mit Inbrunst, dein Volk bedarf des Worts und der Fülle aus der Seele seiner Iugend ..." Wie das Erlebnis eines nlttestamenr» lichen Propheten war es über ihn gekommen: „In der Nacht trat Gott zu mir / Aus tobenden Schlachten rauschte er mich an." Seine ganze innerlichste Überzeugung spricht er dann in den markigen Worten des deutschen Testamentes aus: Aller Gewalten gewaltigste ist aber der Glaube, mein Volk! . . . Der Glaube ist dein heiliges Erbgut, seit du ein Volk bist und eine Welt. Ich muß euch beschwören, Brüder, bewahrt euer Erbe: Es nährt eure Heere, es erleuchtet alles Volk in Stadt und Land . . ., es ist deinen Feldern Tau und deinen Kindern Luft und Sonnen» schein. Aller Gewalten gewaltigste ist der Glaube mein Volk! —

Alle weiteren Worte sind überflüssig! Wir wünschen den Werkleuten auf Haus Nyland, daß sie als rechte Sänger und Propheten, als tätige Männer der Gegenwart vielen taufenden ihrer Volksgenossen die Freudigkeit in der irdischen Arbeit trotz aller Hemmnisse und den stärkenden Glauben an den Gott, der sich in Natur, Völkerschicksal und eigenem Erlebnis offenbart, zeigen und wiedergeben mögen.

Das Briefgeheimnis
Felix Freudenthal
Dr. Felix Freudenthal, Amtsgerichtsrata.D.:

Das Briefgeheimnis.

Daß unsere schriftlichen verschlossenen Mitteilungen, die an eine bestimmte Persönlichkeit gerichtet sind, nicht von unberufener Seite geöffnet und gelesen werden, liegt im wohlverstandenen Interesse nicht nur der Beteiligten, sondern auch der Allgemeinheit. Welches Unheil durch geheimes und unbefugtes Öffnen von Briefen und Kenntnisnahme ihres Inhalts angerichtet werden kann, weiß wohl ein jeder; und wer so naiv sein sollte, daran zu zweifeln, braucht nur Geschichtsbücher und Romane zu lesen oder Theater- und Kinovorstellungen zu besuchen, in denen so oft hinterrücks geöffnete Korrespondenzstücke die Katastrophe herbeiführen. Dergleichen Vorgänge entspringen nicht etwa ausschließlich dem Kopfe der Dichter, wie dies tägliche Erfahrungen nur zu deutlich beweisen.
Ganze Familientragödien, schwere eheliche Konflikte, tiefgehende Schädigung ge» werblicher und kaufmännischer Interessen, bis hinauf zu diplomatischen Häkeleien, Auflösung von Bündnissen und blutigen Kriegen, verdanken ihren Ursprung der unbefugten Öffnung wichtiger Briefe, die durch allerlei unlautere Machenschaften in fremde Häinde gelangt sind. Wie besonders die Gegenwart lehrt, ist im Wege der Spionage von den heimtückischen Feinden unseres Vaterlandes kein Mittel gescheut worden, um Staatsschriften zu erbrechen und sie in eigennützigster Weise zum Schaden Deutschlands auszubeuten. Der Staat besitzt leider nicht immer die Macht, die in- und ausländischen Täter und Spione, namentlich wenn sie sich in weiter Entfernung und auf feindlichem Gebiet aufhalten, zu fassen und zur Verantwortung zu ziehen, wohl aber h«t er die Pflicht und das Recht, innerhalb seiner Grenzen für die möglichste Wahrung jenes wichtigen Kulturguts einzutreten. Sind doch die Zeiten des übel' berüchtigten schwarzen Kabinetts ein für allemal glücklich überwunden, als noch von Amtswegen Briefe verdächtiger Persönlichkeiten im geheimen geöffnet, gelesen, und soweit sie nicht verschwanden, kunstgerecht von neuem verschlossen und, als ob nichts geschehen, zur Beförderung der Post übergeben wurden. Gegen solchen Mißbrauch der Amtsgewalt sind wir seit mehr als einem halben Iahrhundert Gottlob geschützt! Denn schon die preußische Verfassung schreibt ausdrücklich vor, daß das Briefgeheimnis unverletzlich ist und daß die naturgemäß bei strafgerichtlichen Untersuchungen und in Kriegsfällen notwendigen Beschränkungen lediglich durch die Gesetzgebung festgestellt werden. Während unsere Reichsverfassung über diese Dinge nichts enthält, sichert das Postgesetz vom 28. Oktober 1871 die gleiche Unverletzlichkeit zu und läßt neben den soeben angeführten Ausnahmen nur noch solche in Konkurs' und zivilprozessualischen Fällen gelten,.die jedoch durch Reichsgesetz festzustellen sind.

Im Zivilprvzeß hat sich ein derartiges Eingreifen bisher nicht als notwendig, ergeben, dagegen haben im Konkursverfahren auf Anordnung des Konkurs-gerichts die Postanstalten alle für den Gemeinschuldner eingehenden Briefe dem Verwalter auszuhändigen, der zu ihrer Eröffnung berechtigt, aber nicht ver-pflichtet ist. Immerhin ist der Gemeinschuldner befugt, die Einsicht und, wenn der Briefinhalt die Masse nicht betrifft, dessen Herausgabe zu verlangen. Auch kann das Gericht auf seinen Antrag nach Anhörung des Verwalters je nach Lage der Sache die getroffenen Maßregeln aufheben oder beschränken. Die wichtigste Bestimmung für den Briefschutz bietet unser Kriminalrecht. Denn Geldstrafe bis zu 300 Mark oder Gefängnis bis zu drei Monaten droht das deutsche Straf» gesetzbuch jedem an, der einen verschlossenen Brief oder eine andere verschlossene Urkunde, die nicht zu seiner Kenntnisnahme bestimmt ist, vorsätzlich und unbefugterweise' eröffnet. Die Verfolgung soll nur auf Antrag,
also binnen drei Monaten, beginnend mit dem Tage, seit welchem der zum An-trage Berechtigte von der Handlung und "von der Person des Täters Kenntnis gehabt, eintreten und verjährt der Regel nach in drei Iahren seit dem Tage, an dem der Brief geöffnet ist. Zum Strafantrag zugelassen ist lediglich der Eigentümer des Briefes, also nach dem gewöhnlichen Lauf d^r Dinge der Absender so lange, bis das Eigentum dem Adressaten zusteht. Mann
dieser Zeitpunkt eintritt, ist nicht unbestritten. Es wird wohl im Anschluß an K 929ff. B.G.B, jener sein, in dem die Übergabe an ihn oder an den sonst für ihn zur Annahme Berechtigten erfolgt, bei gleichzeitigem ausdrücklichem oder stillschweigendem Einverständnis aller Beteiligten, daß das Eigentum übergehen soll. Der einmal gestellte Strafantrag — nebenher ist in Gemäßheit der §§ 823, 839, 848 B.G.B, noch eine vermögensrechtliche Schadensersatzklage denkbar — kann freilich nicht zurückgenommen werden. Weder Eltern noch Kinder, weder Ehegatten noch Verlobte haben eine gelindere Strafe oder gar Straffreiheit ge-gebenenfalls zu erwarten. Es kann sonach der eigentümliche Fall eintreten, daß ein Vater, der einen an seine zu Liebesabenteuern neigende volljährige Tochter gerichteten verschlossenen Brief entwendet oder unterschlägt, kraft gesetzlicher Vor-schrift nicht bestraft wird, wohl aber, wenn er ihn vorsätzlich und ohne Befugnis „eröffne t". Er braucht also nicht einmal von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen, denn das Vergehen ist schon mit der bloßen „Eröffnung" vollendet. Darunter ist jede Tätigkeit zu verstehen, die den Verschluß, welcher Art er auch sei, beseitigt oder unwirksam macht, insbesondere jede Behandlung eines verschlossenen Um-schlags, welche dessen Inhalt ohne Verletzung der schützenden Umhüllung zutage fördert. Das Wiederverschließen oder die sonstige Wiederherstellung des früheren Zustandes kann selbstredend den vorhergegangenen unerlaubten Vorgang nicht mehr aus der Welt schaffen. Die Voraussetzung eines vorsätzlichen Er-öffnens liegt in jenen zahlreichen Fällen nicht vor, wenn jemand im Drange der Geschäfte unter vielen eingegangenen Postsachen einen mitabgegebenen für

andere bestimmten Brief öffnet oder bei gleichen oder ähnlich lautenden Adressen in dieser Hinsicht fehlgreift. Was das „u n b e f u g t e r w e i s e" anlangt, so wird sich über die Befugnis im Einzelnen mitunter streiten lassen. Soweit nicht darüber genaue postalische Erlasse gegeben sind, hat man im Zweifel wieder auf das bürgerliche Recht zurückzugehen und die Vorschriften über die gesetzliche Vertretung, namentlich über elterliche Gewalt und Vormundschaft zu berücksichtigen. Doch dürfen die hiernach den Eltern, Vormündern oder sonstigen Vertretern eingeräumten Rechte nicht aus Schikane, nicht nach Willkür und Laune, sondern lediglich nach billigem Ermessen und unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände ausgeübt werden. Danach werden Briefe an nicht erwachsene oder geistig unreife oder moralisch minderwertige Personen mit Recht von den ihnen gesetzten Vertretern geöffnet werden dürfen, dagegen könnte wohl jeder Haussohn und jede Haustochter, gegen die keinerlei Bedenken vorliegen, nach vollendetem 16. Lebensjahr verlangen, an sie' gerichtete Briefschaften, vorbehalt» lich etwaigen Widerrufs, selbst zu öffnen. Doch, wie gesagt, über diese ganz persönlichen Vorgänge läßt sich keine allgemeine Regel aufstellen und der Strafrichter wird sich ohne Zweifel, so lange Adressaten nicht erwachsen, ohne rechte Einsicht oder gar geschäftsunfähig sind, mehr auf Seite der gesetzlichen Vertretung in deren Korrespondenzsachen stellen.

Eine weit nachdrücklichere Ahndung trifft Postbeamte, welche die der Post anvertrauten Briefe oder Pakete in anderen als den gesetzlichen Ausnahmsfällen eröffnen oder unterdrücken oder auch nur Anderen wissentlich solche Handlungen gestatten oder ihnen dabei wissentlich Hilfe leisten. Sie erwartet, ohne daß es eines Strafantrages bedarf, und ohne Unterschied, ob es sich dabei um männliche oder weibliche Delinquenten handelt, eine Gefängnisstrafe nicht unter drei Monaten. Zugleich kann auf Verlust der Fähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Amter auf die Dauer von einem bis zu fünf Iahren erkannt werden.

Allgemein zulässig ist die Beschlagnahme der an einen Beschuldigten gerichteten Briefe und Sendungen auf der Post, sowie solcher Briefe und Sendungen, inbetreff deren Tatsachen vorliegen, die darauf schließen lassen, daß sie von dem Beschuldigten herrühren oder für ihn bestimmt sind, und daß der Inhalt für die Untersuchung Bedeutung habe.

Zu solcher Beschlagnahme ist jedoch nur der Richter, bei Gefahr im Verzug und bei Vergehen oder Verbrechen auch die Staatsanwaltschaft befugt. Letztere muß jedoch stets Briefe und andere Postsendungen uneröffnet dem Richter vor» legen.

Von den getroffenen Maßregeln sind die Beteiligten, sobald der Untersuchungszweck es zuläßt, zu benachrichtigen, auch sind ihnen Sendungen, deren Eröffnung nicht angeordnet worden, sofort auszuantworten. Das gleiche gilt, soweit nach der Eröffnung die Zurückbehaltung nicht mehr nötig ist; derjenige

Teil eines zurückbehaltenen Briefes, dessen Vorenthaltung nicht geboten erscheint,
ist dem Empfangsberechtigten in Abschrift mitzuteilen. —

Briefe, die an Straf- oder Kriegsgefangene gerichtet sind, werden regel-
mäßig auf Grund der hierüber ergangenen Bestimmungen von der zuständigen
Behörde eröffnet und, soweit keine Bedenken vorliegen, dem Adressaten behändigt.
Sendungen an Militärpersonen, soweit sie nicht Offiziere, sind nach besonderem
Abkommen mit der zuständigen Behörde an Beauftragte auszuhändigen, die sie
dann dem Empfangsberechtigten in uneröffnetem Zustande übermitteln. Es hat
also weder der Hauptmann noch ein anderer Vorgesetzter das Recht, an Soldaten
oder Unteroffiziere gerichtete verschlossene Briefe ohne deren Zustimmung zu
öffnen. Nur wenn es sich um strafbare Handlungen oder einen begründeten Ver-
dacht handelt, ist die militärische Beschlagnahme oder Durchsuchung zulässig,
worüber die M 229—242 der Militärstrafgerichtsvrdnung vom 1. Dezember 1898
sehr eingehende Weisungen enthalten. Eine weitere Ausnahme tritt allgemein,
also sowohl für die Zivilbevölkerung wie für die Angehörigen des Soldaten'
standes ein, wenn über einen Teil des Deutschen Reiches der Belagerungszustand
verhängt ist.

In solchen Zeiten ist die Beschlagnahme von Briefen und Papieren nicht
bloß in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen erlaubt, und die zu ergreifen-
den Maßregeln hängen bis zur Wiederaufhebung des Ausnahmezustandes von
dem pflichtmäßigen Ermessen der höheren Befehlshaber in den von der Ver-
ordnung betroffenen Gebieten ab.

Iedenfalls muß dann die Bestimmung, daß Haussuchungen, Eindringen in
di>, Wohnung, Beschlagnahme von Briefen usw. ohne weiteres gestattet sind,
also die Suspension des Artikels 6 der Preußischen Verfassung, ausdrücklich in
die Bekanntmachung über die Erklärung des Belagerungszustandes aufgenommen
oder in einer besonderen den Erstvorschriften des 8 3 des Pr. Ges. vom
4. Iuni 48S1 folgenden Verordnung verkündet werden.

Ganz interessant ist die Frage nach dem Briefgeheimnis zwischen Eheleuten,
ob also der Mann die an seine Frau gerichteten Briefe — und ebenso umgekehrt
— im Hinblick auf das geltende bürgerliche Recht öffnen darf.

In Anbetracht der engen ehelichen Lebensgemeinschaft und des gegenseitigen
Vertrauens wird es regelmäßig nicht viel auf sich haben, wenn hier der eine
Teil gelegentlich die Briefe des anderen aufmacht; Herkommen und Gewohnheit,
auch Beruf, Stand, Tätigkeit und Takt der Gatten, ebenso die Art der Korre-
spondenz, ob es sich um Geschäfts-, Amts', Geld- oder Privatbriefe handelt,
werden dabei keine unwesentliche Rolle spielen.

Anders liegt die Sache, wenn Mißtrauen oder Zwiespalt oder gar Ebe'
irrungen vorliegen und nur die wirkliche Rechtsfrage aufgeworfen wird. Hier
dürfte dem Manne als Haupt der Familie, dem die Entscheidung in allen wich-

tigen Angelegenheiten zusteht, zunächst eine vorteilhaftere Stellung einzuräumen sein als der vom Gesetzgeber nicht ebenso begünstigten Gattin.
Gilt zwischen ihnen das gesetzliche Güterrecht, steht also dem Manne Verwaltung und Nutznießung an dem Vermögen der Frau zu, ohne daß in einem Ehevertrag etwaige Vorbehalte bezüglich der. Briefe gemacht sind, so greift man kaum fehl, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß der Mann dann auch das Öffnungsrecht bezüglich der an seine Frau gerichteten Briefe besitzt. Das gleiche ist bei den verschiedenen Arten der Gütergemeinschaft der Fall, weil Briefe, insofern kein ausdrücklicher Vorbehalt nachweisbar, zum Gesamtgut gehören, das ja dem Besitz- und Verfügungsrechr des Mannes unterliegt.
Nur bei Gütertrennung und ferner, wenn die Gattin eine selbständige Ge» schäftsfrau ist, liegt die Sache anders und kann sich dann das schöne Geschlecht die eigenmächtige Brieföffnung durch die Herren der Schöpfung verbitten.
Iedoch ist im übrigen die Frau auch sonst nicht schntzlos. Denn der Ehemann darf sein Recht nicht mißbrauchen (8 1354 Abs. 2. B.G.B.) und Briefe nicht öffnen, wenn seine Handlungsweise lediglich bezweckt, seiner Gattin Kränkungen und Schaden, wenn auch nur indeellen, zuzufügen (§ 226 das.).
Umgekehrt ist die Frau nach dem Vorhergesagten nicht in gleichem Umfange befugt, die an ihren Mann gerichteten verschlossenen Briefe zu öffnen, mag man selbst der weiblichen Neugierde und Eifersucht — selbstredend trifft dieser Vorwurf keine meiner Leserinnen — die weitesten Zugeständnisse machen.
Die Zustimmung des Mannes, soweit seinerseits nicht ein ausdrückliches Verbot vorliegt, ist ohne weiteres anzunehmen, wenn er durch Krankheit oder durch Abwesenheit an der eigenen Betätigung verhindert und mit dem Aufschube Gefahr verbunden ist, auch das öffnen und die Kenntnisnahme der Korrespondenz zu den durch die ordnungsmäßige Verwaltung gebotenen Geschäften gehört.
Schlimmstenfalls stehen jedem Ehegatten die Vorschriften über die Geschäftsführung ohne Auftrag zur Seite, denn Mann und Frau haben in erster Reihe, selbst ohne Auftrag, die beiderseitigen Interessen in vollstem Umfange zu wahren.
— Kommt es zu ernsten Ehestreitigkeiten, zur Aufhebung der ehelichen Gemein» schaft und zum Scheidungsprozeß, so kann im Notfall durch einstweilige richterliche Verfügung über das beiderseitige Briefgeheimnis und dessen Wahrung Entscheidung getroffen werden.
Im Hinblick auf die unzähligen Millionen von Briefen, die den modernen Verkehrsverhältnissen ihr Dasein verdanken, dürfte noch manche Frage über das Briefgeheimnis teils internationaler teils privater Natur zu beantworten sein.
Das übersteigt indessen den Rahmen unserer Aufgabe, die sich mit der Prüfung der nächstliegenden und für das Rechtsleben bedeutsamsten Fälle zu bescheiden hat. —

Hans Franke

Hans Franke:

Der Fluß.

Mit dir, o Fluß, möcht' ich zum Meere wandern.
Du bist mir das, was ich zu sein gedenke:
ein Wallender, ein stündlich froh Erneuter,
verschwenderisch im Geben der Geschenke.
So möcht' auch ich mich um die Länder schmiegen —
durch Städte rauschen — mich um Felsen wiegen —
so möcht' auch ich die Fluren keusch durchträumen
und Seen bilden und in Wehren schäumen!
, O, Fluß, o ewig, ewig Wallender,
in stetem Gleichmaß meerwärts Fallender:
Du Sinnbild aller Töne meines Seins!
Ich bitte Gott! mach mich dem Strome eins!,
damit ich mich (er fließt und faßt das Meer!)
dem Ewigen verbinde — ganz wie er!

Bitte an die Nacht.

O, Nacht: Erbarmerin. Du Königliche,
komm neu zu mir nach jedes Tages Troß.
Sei mir die Mutter! Sei die Segnende!
Sei meiner Seele tröstender Genoß!
Ich bin in dir, wie Kinder in den Kirchen:
aufschauend zu den Pfeilern, die sich finden —
zum Altar — zu der Kanzel — zu den blinden
und bunten Scheiben — und zum Orgelstuhl.
So wandle ich durch deine Heiligkeit.
Ganz Kind. Ganz Schauender und stumm Belehrter.
Dein Blau umdacht mich. Sterne: deine Fenster
zur Ewigkeit. Und Stimmen, heil'ge Töne
sind stets in dir und fallen in mich ein.
O, sieh mich wandern: Hände hingesunken,
den Blick erhoben und die Stirne heiß,
noch erdenhaft gefesselt, dennoch trunken —
so trnnknen Muts, da ich dich liebend weiß!

Die fremde Stadt
Anna Behnisch-Kapvstein

Anna Behnisch-Kappstein:

Die fremde Stadt.

Ich gehe durch die kleine Stadt, in der ich geboren bin. Sie ist mir eine fremde Stadt geworden. Wundervolle Fremde! Immer reizt die Fremde; doch es ist ein anderes, ob ich voll Ungeduld ins Unbekannte strebe und fieberhaft mich sehne, um die nächste Ecke zu gucken, den Berggipfel zu erklimmen, um ins Land zu lugen, die Felsenklamm zu durchschreiten, um zu erfahren, ob Rebentäler oder Geröllschründe hinter ihr liegen, oder ohne Neugier, voll Ruhe, ja voll Harmonie vertraute Wege zu wandern, die mir nur soweit fremd wurden, daß sie nicht mehr alltäglich sind. Am Alltäglichen sieht man vorbei; das abgestumpfte Auge nimmt nicht mehr wahr, was selbstverständlicher Eindruck wurde. Das Schauen beginnt erst mit der Überraschung. So fremd bin ich geworden, daß ich wieder schauen kann auf diesen Wegen, die ich als Kind wohl Tag um Tag gegangen bin. Nicht sie wurden fremd, doch ich wurde fremd; das ist der Unterschied.

Das ist es auch, was mich so köstlich frei macht. Noch vor zehn Iahren war <s anders. In jeder Straße, jedem Park traf ich bekannte Menschen oder doch Halbbekannte. Erst sprachen wir miteinander, später grüßten wir uns nur noch, allmählich hörte auch das auf und endlich verschwanden die Menschen, die ich 'einmal gekannt, aus den Straßen der Stadt.

Seitdem fing die Landschaft an zu mir zu reden. Wohl hatte ich sie lieb gehabt, wie man das Land seiner Kindheit liebt. Ietzt aber kam das unbefangene Erkennen. Ich sah, warum sie schön ist, schön vor vielen anderen. Ich habe prüfen und vergleichen gelernt. Im weiten Heimatland« und in fremden Ländern. Die Liebe, die einst blind war, wurde sehend. Und ich glaube, nun bin ich reicher als die Ortseingesessenen, die nie herauskamen; nun sehe ich mehr und weiß, wie wenig es selbstverständlich ist, daß mein Heimatsiädtchen auf karger Scholle in soviel Anmut blüht.

Gehe ich in der großen Fremde, so falle ich selbst als Fremde auf, irgendwie durch Kleidung oder Gesichtsschnitt, durch die Art des neugierigen Umblickens; — immer erkennt man den Fremden, nicht nur im fremden Lande, auch in der fremden Stadt. Nur in der Weltstadt verliert sich der zugereiste Weltstädter rest-los im Bilde. Allerdings nur, solange man ihm nicht in die Augen sieht. In den Augen des Zugereisten lebt immer ein Befragen.

Der heimlichen Fragen wegen, auf die sein ganzes Wesen eingestellt ist, wird der Ortsfremde überall bemerkt, auch wenn man's ihn nicht merken lassen will. Zu fragen brauche ich nicht, wenn ich durch meine Heimatstadt gehe. Ich schaue, doch ich frage nicht. Denn ich kenne ja ihre Seele.

Anna Behnisch-Kavvstein

Die fremde Stadt

Die Seele einer Stadt zu kennen, ist mehr als einige Dutzend Menschen zu Freunden zu haben. Die einzelnen Menschen sind etwas zufälliges, die Seele der Stadt bleibt über sie hinaus. Auch passen sich die Menschen unwillkürlich der Seele einer Stadt an. Auch die nicht in ihr Aufgewachsenen. Manche versuchen es wohl mit ihrem Widerspruch. Sehr starke Eigenarten, wenn sie sich erhalten wollen, bleiben abseits, siedeln sich draußen vor den Toren an. Wer sich aber der Stadt in die Arme wirft, den umschlingt sie. Manchen verschlingt sie auch.

Manche Städte sind Raubtiere und trinken das Blut ihrer Kinder. Andere sind wie Spinnen, die in ihrem Netz die Fliegen fangen. Sie töteu, indem sie ersticken. Es gibt graue Städte, in denen alle Menschen grane Seelen baben, und gestorbene Städte, in denen die Menschen wie Gespenster herumschleichen. Auch Städte sind, in denen die Geister Gestorbener umgehen, selige Geister nnd verfluchte; das sind Städte, deren Seele, oft schon in alten Tagen purpurn entbrannt, nech beut in Leidenschaft lodert.

Meine kleine Stadt hat nichts spukhaftes; vielleicht, daß einige die weiße Frau dort umgehen sahen, wie das in Hofluft vorkommt. Denn meine Stadt ist sehr vornehm und sehr ehrwürdig. Ein großer König hat sie geweiht. Ein König, der zugleich ein Ketzer war. Das gibt den merkwürdigen Widerspruch in ihr Bild. Rokokoheiterkeit lächelt in die Strenge der Kirchen Und Kasernen.

Weil ich selber in dem Städtchen groß wurde, trug ich ein Teilchen seiner Seele in mir fort. Darum gehöre ich ins Bild, auch wenn ich, fremd geworden, durch die Straßen und Gärten schreite; darum verschmelze ich mit dem Bilde, sodaß mich niemand verwundert ansieht.

Dieses Unbeachtetsein genieße ich als Glück. Der Seele der Stadt bin ich dadurch ganz nahe gekommen. Solange ich die Menschen noch kannte und mit ihnen Frage und Antwort tauschte, lenkte mich ihr und mein persönliches Schicksal vom Lauschen ans die tiefen Stimmen ab, die in der Stille rauschen. Die ge» schichtliche Vergangenheit erhebt sich wie ein silbergrauer Hintergrund, von dem die sonnigen Farben der Gegenwart sich umso lichter abzeiehnen. Das Verflochten-sein in die menschlichen Beziehungen gewährt nicht Abstand genug, den Hinter-grund zu erschauen.

Wohl aber, wenn ich, den Flüster' wie den Orgelstimmen uralter Tage hin-gegeben, allein durch die Straßen schlendere, ist mir's oft, als sähe ich hinter den Fenstern Menschenseelen schweben, die ich kannte. Das hat einen schwermütigen Reiz, ohne eigentlich traurig zu machen. Denn ich stehe in neuen, blutvoll pulsen-den Lebenskreisen und vermisse niemand von denen, die meiner Jugend nahe waren. Es war einmal ... Ich grüße vom andern Ufer. Und wenn ein Mädchen mit blondem Zopf an mir vorüberhuscht, so erinnere ich mich lächelnd, wie wir Mädels einst mit fliegenden Zöpfen, kurzen Kleidern, die Schnlmappe unterm Arm auf dem „Bonbonsieg" promenierten, wo die winterliche Tanzstunde'

in flüchtigen Begegnungen und Begrüßungen der höheren Töchter und der Herren Primaner sich sommerlich fortsetzte. Und denke, ob der hübsche Backfisch wohl die Tochter jener Grete oder Frida oder Lotte sein mag, mit der ich die Schulbank drückte. Aber ich denke es mit der Anteilnahme, die man einem lebenswarmen Buch zollt. Mich fesselt die Geschichte fremder Leute, ohne daß in meinem Daseinsumkreis dadurch etwas anders wird.

Das seltsamste ist, daß mein eigenes Kindheitserleben mich wie die Geschichte eines fremden Menschen anspricht. Dort ist noch der Buchbinderladen, in dem ich meine ersten Hefte kaufte. Der Buchbindermeister nannte uns Sechsjährige „Fräulein"; damit hatte er die Kundschaft sämtlicher nnteren Klassen gewonnen. Gegenüber der Kaufmann, zu dem ich geschickt wurde, Salz und Pfeffer und Korinthen zu kaufen, und immer hieß es: paß auf, wenn du über den Damm läufst, daß dich kein Branerwagen überfährt. Brauerwagen galten damals als das blind daherbrausende Ungefähr. Von Autos wußte die geruhige Welt noch nichts. Ein altes Weiblein sitzt vor dem Marktstand bei Gemüse- und Obstkörben. Sie sieht aus wie neunzig. Ich kenne sie bestimmt. Sie muß schon damals neunzig Jahre alt gewesen sein. Dort die Leihbibliothek, da ging ich Bücher auswechseln für die längst verstorbene Großmutter. Am Tor liegt noch die Gärtnerei, dort holte mau zu Pfingsten Fliederstränße nnd Narzissen. Die Namen haben sich geändert, die Betriebe sind erhalten. Hie und da noch ein alter Name; doch die Menschen, die ihn tragen, wuchsen neu. Es ist gut, daß man nicht von alten Zeiten mit ihnen sprechen kann. Das würde wehmütig machen. Und ich will ja genießen, — den Reiz der fremden, doch vertrauten Stadt.

Irgendwo treffe ich auf einen Namen, den ich erst kürzlich hörte. Wo doch mag das gewesen sein? Ich höre Geschütze rollen, Flngzeuge brummen, wie ich über den Namen nachdenke. In Rußland war's. Dicht hinter den Schützen' gräben. Im Offiziersheim, das uns Frauen auf unserer Kriegsreise gastlich aufnahm, saß mir eiu Oberleutnant gegenüber, der diesen Namen trng. Nächsten Tages sollte er wieder an die Front. Er hat mir erzählt, daß er ans meiner kleinen Stadt stammt. Nun lese ich den Namen seines Vaters an einem Firmenschild. Minutenlang treibt mich etwas, in den Laden zu gehen und einen Gruß zu bestellen. Eine Mutter wird in der Stube sitzen und sich gern erzählen lassen, wie es dem Sohn im fremden Land ergeht. Doch die Anwandlung verfliegt. Das wäre, wie wenn aus einem gemalten Bilde die Personen leibhaftig treten und zu reden beginnen. Es wäre stillos. Vielleicht daß der Sohn der alten Frau in der Wohnung hinterm Laden inzwischen auf Urlaub zu Hause war; vielleicht, daß gar keine alte Mutter mehr lebt; vielleicht . . . Ach, dies ewige Vielleicht, mit dem man aus törichter Scheu eine rein menschliche Regung unterdrückt.

Doch indem die Kriegsfanfaren mich nmdonnern und die wilde Gegenwart mit der bewegten Geschichte der Stadt und ihrer Soldaten zusammenklingt, wird

mir alles eigentümlich zeitlos. Ganz zum Buch, in dem ich lese, ganz zum Bilde, das ich betrachte. Und ich lerne die Vergangenheit aus der Gegenwart verstehen. In der Garnisonkirche hängen erbeutete Fahnen aus dem 70er Krieg, Denkmäler reden von den Freiheitskriegen und von den Helden des Siebenjährigen Krieges, in dem das kleine Preußen unterm Großen Friedrich durchhielt. Das hat man so in der Schule gelernt, und an den Malen ging man gleichgültig vorüber, eben weil der „Geschichtskram" allzusehr an Schule erinnerte. Nun man selber in den Nöten einer neuen eisernen Zeit auszuharren hat, füllt sich mit Leben, was angelernt war, und weil wir selber Weltgeschichte erleben, erhält der Begriff Weltgeschichte, der uns jungen Menschen das Verstaubteste vom Verstaubten schien, Farbe und Glut.

Die Seele der Stadt ersteht mir neu, indem ich ihre Wurzelfäden begreifen lerne.

Heimlich werde ich stolz darauf, di«se preußenechteste von allen Städten meine Heimat nennen zu dürfen. Die Stadt der Langeweile, schalt man sie früher, als man noch Gesellschaften gab und besuchte. Gewiß, man lebte langsam dort und war mißtrauisch gegen alles Neue. Inzwischen brach das Schicksal in ungezählte Häuser ein, in denen man vielleicht nie mehr tafeln und tanzen, lachen und singen wird, riß auch die Bedächtigen zu rasend schnellem Erleben fort.

Die Fremden aber sind seltener geworden, die meine Stadt an Sonntagen überschwemmten. Das Reisen wurde eine unbequeme Angelegenheit. Übrigens ist das Stadtbild weitaus lieblicher ohne die Engländer und Amerikaner, die in ihren „Maileoachs" an den Parks vorbeisausten und in den Schlössern die Ahnenbilder der Hohenzollern lorgnettierten.

Unsagbar traulich ward die Stadt, seit der Fremdenverkehr stockt. Nur Ans» flügler kommen noch. Manchmal sprechen sie mich an, fragen nach dem Wege. Dann ist es mein besonderes Vergnügen, stets Bescheid zu wissen Ich bin ja groß geworden in der kleinen Stadt, bin wieder fremd geworden und habe die Menschen vergessen. Doch vieles ist, was ich mir andächtig merkte und mein Lebelang nicht vergessen werde: die Stellen, wo die ersten Veilchen blühen, die von Weidrnhaaren tief verhängten Wege, über denen die Nachtigallen singen, die Wiese, wo im Mai der Kuckuck ruft, den Punkt, wo über ein Meer von Wipfeln der Blick zur sagenumsponnenen Mühle schweift. Den Liebeshof der allerschönstcn Rosen weiß ich und eine Laube, die im hohen Sommer unter tiefdunklen Klematissiernen wie unter einem Baldachin aus violettem Samt steht, einen Garten, um den der Herbst mit Purpurwein prangende Ehrenpforten baut, — sie nennen ihn den „Paradiesgarten" —, und Abkürzungewege, die kein Schwarm der Wanderer je berührte. Doch von dem allen verrate ich nur wenig und sehe mir die Menschen sehr genau an, die ich zu den Nachtigallen und den Veilchen

schicke. Sie müssen Sonntagsaugen haben. Und meine allerstillsten Geheimnisse vom Waldweben und Wasserflirren behalt' ich doch für mich. Sie sind es, die mir die Vertrautheit zu der fremdgewordenen alten kleinen Stadt bewahren. Wie Slügelrauschen streicht es über mich hin, wenn ich auf Pfaden der Einsamkeit wandle. Die Seele der Stadt hat mich gegrüßt.

» »»»» «

Dr. ineä. Eugen Guttmann:

Pflicht und Neigung.

Es gibt ein Etwas in des Menschen Leben,
Das, unergründlich tief, er niemals lösen kann.
Das in ihm schlummert wie ein neugeborenes Wesen,
Als zarter Keim sich regend wächst heran.

Es irrt der Mensch im Weltenstrome
Umher in unbewußtem Lauf,
Er leidet Freuden, leidet Schmerzen —
Doch einmal hält er selbst sich auf.

Dann wagt er wohl die bange Frage:
Hab' ich erreicht, was ich gesucht?
Hab' ich umsonst gekämpft nicht und gerungen?
Was ist der schweren Tage süße Frucht?

Schlägt's nicht wie einst noch mir im Innern,
Spricht nicht wie einst die Stimme, die mir sprach,
Der Sehnsucht Reinheit, die ich einst empfunden.
Und deren Wunderweben selbst ich brach?

Ich hab' so viel von dem genossen,
Was eine Welt wohl bieten mag,
Mehr noch der Arbeit Müh' gekostet,
Man schuf mir manchen Ehrentag.

Doch eines hab' ich wohl vergessen.
Das Eine, das tief in mir ist,
Als hütt' den Schlüssel ich verloren,
Der meiner Seele Grund erschließt.
Was hat mein Kämpfen mir gegeben,
Was stritt um Ruhm und Ehre ich so heiß,
Dieweil die Seele starb in Qualen
Und nichts von Liebe, nichts von Liebe weiß.
Glück.
Was ist Glück?
Wer kann mir's sagen?
Unersättlich im gierigen Zug —
Wenn die Glieder und Sinne ermatten.
Fühlt man's erst: es waren Schatten.
Was ist Glück? Ein Selbstbetrug.
Ruhloses Hasten,
Ruhloses Iagen,
Vorbei.
Verrauscht sind die Lieder
In alle Winde
Tönet die Weise,
Säuselt in alle
Winkel und Gassen,
Läßt sich nie wie einst mehr fassen.
Nur zitternd und leise
Klingen die Saiten
In schwebendem Kreise,
Hierhin und dorthin.

Der Deserteur
Robert Salinger
Robert Salinger:
Der Deserteur.
Novelle.
Die Fa. C. F. Helmstedt war eine der angesehensten in Bremen. Schon der Urgroßvater und Begründer der Familie und des Hauses C. F. Helmstedt war Senator und Konsul gewesen; und auch der jetzige Inhaber hatte seit vielen Jahren die konsularische Vertretung finer der größten südamerikanischen Re» publiken und man wußte, daß auch er in absehbarer Zeit Senator werden würde. Ja, man sprach mit Achtung von diesem stolzen Hanseatengeschlecht, und wenn ein Fremder in die Stadt kam, verfehlte man nicht, bei der Aufzählung aller Sehenswürdigkeiten hinzuzufügen: „Und dann vergessen Sie nicht, sich die Werft von C. F. Helmstedt anzusehen."
Dann war plötzlich das Unglück über das Haus Helmstedt gekommen. Verständige Männer, die zum ersten Mal davon hörten, schüttelten dann wohl den Kopf. „Helmstedts Sohn?! Nein, das konnte nicht sein!" Aber das Gerücht ging immer lebhafter in der Stadt herum und verdichtete sich endlich zur Wahrheit. Konsul Helmstedts einziger Sohn war von einer Urlaubsreise nicht an die Front zurückgekehrt, sondern hatte sich als Deserteur in das neutrale Holland beaeben.
Der größte finanzielle Zusammenbruch hätte den Konsul nicht schlimmer treffen können, wie dieses Unglück. Die Leute, die ihn in diesen Tagen trafen, sahen sich erstaunt nach ihm um, so war der Konsul in diesen Tagen gealtert. Seit jenem Tage, da die Unglücksbotschaft ihn erreicht hatte, trug er auch wieder das schwarz-weiße Band, das er sich 1870 vor Paris geholt hatte. Es war wie eine stille Ableugnung seines Sohnes, aber es hätte dessen nicht bedurft. Mit unverminderter Hochachtung kamen ihm die Leute entgegen: es war, als senkten sich die Hüte bei seinem Anblick noch tiefer wie sonst, aber es war ein wenig Mitleid dabei und sie mochten denken, du bist ein armer Mann, aber wir sind froh, daß es uns nicht betroffen hat. Unbeirrt aber ging der Konsul seinen Weg. Eifriger denn je widmete er sich seinen Arbeiten, ihm war, als müßte er des Sohnes Pflichten auch noch übernehmen, damit nicht eine einzige Kraft in dieser schweren Zeit dem Vaterland verloren ging.
Konsul Helmstedt saß in seinem Arbeitszimmer. Vor sich hatte er einen Brief liegen, dessen Handschrift er kannte, und die er doch nicht mehr kennen wollte, nicht kennen durfte. Der Schreiber dieser Zeilen war tot für ihn, er mußte tot bleiben. Nichts konnte ihn mehr ins Leben zurückrufen. Und dennoch zog ein unbeschreibliches Gefühl die Augen stets von neuem auf den Brief zurück. Ach, warum gab es Kinder, die man nicht lieben durfte, es war ja gar nicht lange her, da hatte er mit seiner Seele ganzen Kraft an diesem Sohn gehangen.

Vorbei! vorbei! Was konnten Worte nunmehr nützen, da die verbrecherische Tat das Band für alle Zeit zerschnitten hatte. Zurück mit diesem Brief! Aber immer wieder blieb sein Auge auf dem Umschlag haften und endlich sah er es ganz deutlich, das rote Kreuz aus Genf hatte vermittelnd ihm den Brief zugestellt. Da öffnete er den Brief, die Blätter fielen zu Boden, er hob sie auf und las:

Toulon, 4. Oktober 1917.
Militärgefängnis.

, Meine Eltern!

Noch einmal will ich die Bilder der Vergangenheit heraufbeschwören, noch einmal will ich mich selbst vergessen und alles, was mich umgibt. Ich war Euer Sohn und ich fühle, nein, ich weiß es, ich bin es nicht mehr. Wißt Ihr, was das bedeutet, am Leben zu sein, lebende Eltern zu besitzen und doch elternlos zu sein? Aber ich will mich nicht beklagen, ganz stille will ich sein, denn ich habe mein Schicksal ja tausendfach verdient.

In kurzer Zeit werde ich sterben müssen. Meine Stunden sind gezählt. Und letzten Endes habe ich nun doch freiwillig den Tod gesucht, vor dem ich einst geflohen bin. Tausende daheim erzählen es, hunderte schreiben das gleiche, der Kampf in Frankreich sei ein Kampf in der Hölle, und Ihr sitzt daheim am sicheren Kaffeetisch und lest das mit ein wenig Mitgefühl und dem behaglichen Gruseln, das Eure Sicherheit Euch eingibt.

Aber was wißt Ihr von uns, die wir dort vorne in unseren Erdhöhlen sitzen, in Dreck und Schlamm, wo uns die Stunden zu qualvollen Ewigkeiten werden. Ia, zu Anfang geht es, wenn man mit frischen, unverbrauchten Kräften in die Stellung kommt; man hat noch die Kraft des Berechnens, man beobachtet dir Batterieeinschläge und man versucht, sich vor der heranrasenden Vernichtung zu retten. Aber wenn Tag an Tag, Woche an Woche sich reiht, dann lassen die Kräfte nach, man wird müde und matt und man verzweifelt. Dann sitzt man vor einem zerschossenen Unterstand und starrt dumpf vor sich hin. Fieber durchschüttelt den Körper und man hat nur noch den einen Gedanken — schlafen können, nichts mehr merken von all dem Grausen und so das barmherzige Blei erwarten, das aus diesem Schlaf einen ewigen macht. Aber so mitleidig ist das Schicksal nicht. Kein Schlaf senkt sich auf die ermatteten Lider, dagegen steigert sich das Grausen und Entsetzen. Zerfetzte Glieder, schreiende und stöhnende Menschen, wohin man blickt. O, glücklich, wer an diesem Ort der Qual nichts anderes kennt als stummes Resignieren, o, glücklich, wer in Gefahr nur auf den Führer blickt und stumm gehorcht den schwierigsten Befehlen. Weh aber, wenn Verstand besiegt die schwankende Moral, weh, wenn Verstand zum herrischen Versucher wird, und dann vereint mit Schlachtenlärm stets die eine Frage in die Seele

brennt: Weißt du, daß jedem nur ein Leben ist geschenkt! Und diese Frage wächst und wächst, wird riesengroß, mit jedem Einschlag donnert's dir's ins Ohr: Ein Leben nur! — Ein Leben nur! — Ein Leben nur! Entsetzen packt einen vor sich selbst, wenn die Versuchung alles übertönt, wenn man das Vaterland und alle Liebe von daheim vergißt, wenn süße Friedensbilder von jenen Ländern, in denen frei man lebt von Krieg und Morden, dem Schwachen vor die brennend heißen Augen treten. Man kämpft und ringt, ach, ist's erst mal soweit, wird wenigen wohl der Sieg. Auch ich ward schwach und ward besiegt: Der Egoismus meiner Iugend, begierig drängte er nach Recht. Der Becher Leids schien übervoll zu sein, der Freudenbecher ausgetrocknet. An neuen Wassern wollt' ich neues Leben suchen, alles, was teuer mir gewesen, vergaß ich über Nacht, der Schrei nach Leben war so riesenhaft, daß alles andere er übertönte. Kurzum, ich floh, — ich wollte leben.

Nicht eine stumme Bitte um Verzeihung soll dies sein, noch ein Versuch, mich rein zu waschen. Ich selbst habe niemals mir vergeben können. Wo immer ich lebte, wo ich auch war, immer begleitete mich meines Gewissens Qual. Zum Teufel mit allem Selbstbetrug — was sind denn alle Worte, wie Nervenschwäche, Überreizung des Gehirns, vorübergehende Verrücktheit anderes denn Betrug? Hinter all diesen Worten grinst doch stets die Larve eines innerlich angefaulten, eklen Kerls hervor. Heute weiß ich das, aber damals betrog ich mich und versuchte an diesen Betrug zu glauben, und darum schreibe ich Euch alles, — wie es kam und warum es so kommen mußte.

Ich rühmte mich einst ein Intellektueller zu sein, kein Alltagsmensch und glaubte doch, man könne die Heimat wechseln, wie man einen Rock vertauscht. Glaubte, daß Luft,—Luft, Sprache — Sprache sei, und wußte nicht, daß in der Muttersprache wir allein das wiedergeben können, was wir fühlen. Tor, der ich war, unseliger Tor! Bleibt man nicht stets der gleiche, wo immer man auch ist? Des Lebens Sinn bleibt doch, als ehrlicher Mensch ehrliche Arbeit schaffen.

Ia, nun lebte ich also in Holland, aber ein ehrlicher Mensch konnte ich niemals wieder werden. Laßt mich davrn schweigen, w i e ich in Holland lebte. Laßt mich schweigen von all den Nöten und Demütigungen, die jeder neue Tag neu brachte. Ich ging nach Amsterdam! In Hafenstädten versammelt sich viel lichtscheues Gesindel, nur gar zu schnell war ich in diese Schar geraten. Vergeblich suchte ich nach einer Anstellung, die mir ein Fortkommen ermöglicht hätte. Was nützte mir der gutgefälschte Paß, was meine Kenntnisse der Landessprache, wenn ich nicht Auskunft geben konnte über mein Woher?! Als aber mein Geld zur Neige ging, da nahm ich Arbeit, wo immer ich sie fand, und bald sah jeder Morgen mich am Hafen stehen, wo Schulter ich an Schulter mit lichtscheuem Gesindel arbeitete.

Französische und deutsche Soldaten, die gleich mir die Front verlassen hatten, gab es viel in Amsterdam, und wer nur einen Funken anständiger Gesinnung in

sich trug, vertrank am Abend seinen Tageslohn, um wenigstens auf Stunden sein armseliges Ich vergessen zu können. Wohl kannten sie alle einander, an einem eigentümlich scheuen Blick verrieten sie sich, aber das Mißtrauen ihres Herzens verbot den meisten, sich erkennen zu geben. Nun war ich also in der „Freiheit", nun „lebte" ich.
Ietzt war das Gewissen wach, und redete eine laute eindringliche Spruche, hingegen schwieg die Versuchung, und alle Bilder, die sie mir vorgegaukelt hatte, waren ein Blendwerk der Holle gewesen. Ach, wie mühte ich mich, das Gewesene zu vergessen, wie mühte ich mich, ganz ein Holländer zu werden, aber wie immer ich auch sann und sann, mir eine Iugend zu erträumen, die ich in Holland hätte leben können, die schöne Wahrheit meiner deutschen Iugend verdrängte stets die schönsten Bilder meiner Phantasie. Das Brot der Verbannung war hart und bitter, und es wurde nicht süßer durch das Bewußtsein, daß es für mich kein anderes mehr gab. Ietzt erst begriff ich ganz, wie sehr der Mensch mit seiner ' Heimatsscholle verwachsen ist, und blutige Tränen weinte ich, als die Erkenntnis in mir reifte, daß ich für immer heimatlos nun war.
So rann die Zeit dahin, und meine Lage war nicht besser geworden. Da las ich eines Tages in der Zeitung, daß ein Anwalt einen Schreiber suche. Mit wenig Hoffnung ging ich hin, aber ich hatte Glück, ich bekam die Stelle.
Wenn ich jemandem im fremden Lande Dank schuldig bin, so ist es der Anwalt Groonvelde; wenn es Stunden gegeben hat, die ein wenig Sonnenschein in mein trauriges Leben brachten, so danke ich es ihm, und wenn es ein Haus im ganzen Lande gab, wo das verletzte und verwundete Ehrgefühl eines reumütigen Menschen sich wieder aufrichten konnte, so war es Anwalt Groonveldes Haus. Mvnherr Groonvelde war ein Mann etwa im Anfang der Sechziger, und obwohl er merkte, daß es in meinem Leben etwas gab, was das helle Licht der Wahrheit nicht vertragen konnte, wurde er mir ein väterlicher Freund. Über viele Dinge sprach er mit mir, und eines schönen Tages lud er mich Nim folgenden Sonntag in sein Haus.
Ach, könnte ich Euch doch die Empfindungen schildern, die mein Herz nach dieser Einladung bestürmten. Wie war mein Herz mit heißer Dankbarkeit erfüllt, und doch wie unwürdig kam ich mir dieser Güte vor. Ich wollte vor Anwalt Groonvelde hintreten, ibm sagen, daß ich seines Vertrauens nicht würdig sei, ihm alles gestehen. Aber welcher Ertrinkende läßt denn die Planke, die ihn hält, los, lediglich darum, weil er sich der Rettung nicht für würdig hält?!
Anwalt Groonveldes Haus lag in einem kleineu hübschen Vorort. Dmt lebte er mit seiner Tochter, die ihn pflegte und eifrig bemüht war, die inniggeliebte, vor wenigen Iahren verstorbene Gattin zu ersetzen. Ter Sonntag kam heran und ich ging hin. Ich kann Euch den Frieden nicht schildern, der über

Anwalt Groonveldes Haus lag. Es würde zu weit führen und meine Zeit ist gemessen. Aber es war, als wenn alle Dinge, die mit dem Hause Groonveldes in Verbindung standen, sprächen: „Hier fühlen wir uns wohl, hier wollen wir bleiben." Und wie mit den Dingen, so ging es auch mit den Menschen. Warm war der Händedruck, mit dem mich der Hausherr begrüßte, freundlich und ungezwungen kam mir die Tochter entgegen.
Lilly hieß ^le, und da ich ihren Namen niederschreibe, fühle ich, wie sich mir das Herz zusammenkrampft, und ich muß die Zähne aufeinanderbeißen, um meine Not nicht hinauszuschreien, daß die Gefängnismauern auseinanderbersten.
Lillys Mntter war eine Deutsche gewesen und sie selber, braun mit dunklen Augen, war das Ebenbild ihrer Mutter. War es nicht natürlich, daß das Gespräch auf Deutschland kam? Ach, noch heute erröte ich, wenn ich daran denke, wie sie mich fragte, ob ich schon in Deutschland gewesen wäre. Da verriet ich mein Vaterland zum zweiten Mal und leugnete, leugnete, daß ich je in Deutschland gewesen wäre. Und die Worte Iesu fielen mir ein, die er an seinen Iünger richtete: „Ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen." Ist Verrat am Vaterland nicht nahezu ebenso schlimm wie eine Ableugnung Gottes? Und wieder stürzte die Nene auf mein Herz und zerfleischte es.
Niemals war meine Sehnsucht nach Deutschland großer, wie an dem Abend, an dem ich Anwalt Groonveldes Haus verließ. Mir war so weh, so bang ums Herz, tausend Kindheitserinnerungen traten mir vor die Seele, und ich sprach deutsche Gedichte halblaut vor mich hin, nur um wieder den Klang deutscher Laute zu hören. An jenem Abend faßte ich einen Plan: ich wollte, ich mußte Deutschland wiedersehen und kostete es das Leben. Und wenn es auf Stundrn nur war, ich mußte hin, denn ich wußte, die deutsche Luft würde Balsam für meine arme, zerrissene Seele sein!
Mein Plan glückte! An einem Sonnabend Abend fuhr ich bis dicht an die Grenze und in der darauffolgenden Nacht gelang es mir, die Grenze zu überschreiten. Ach, ich kannte diesen Weg ja noch von meiner Flucht. Nun war ich also in Deutschland in einem herrlichen, deutschen Wald! Die großen, dicken Eichen schüttelten trutzig ihre dicken Äste gen Westen und ihr Rauschen klang, als wenn sie sagten, solange noch Eichen wachsen auf diesem Grund, solange leben auch Deutsche hier! Ia, die Eiche ist Deutschlands kraftvollstes Symbol. Aber wer nicht an sie glaubt, wer nicht, wie sie, fest im Heimatsboden verankert ist, den schüttelt sie ab, als Lästigen, der darf nicht Deutscher sein, nicht deutsch sich fühlen. Und ich ging durch den Wald und ward nicht müde, — und ging den ganzen folgenden Tag — und feierte den Sonnentag meiner Seele und ward und ward nicht müde. Als dann die Nacht von neuem niedersank, nahm ich wieder Abschied von Deutschlands Wald und ging zurück ins andere Land ein Ausgestoßener, ein Geächteter!

Von Euch, meine Eltern, habe ich noch gar nicht gesprochen. Ob ich an
Euch gedacht habe? Kann man denn je die vergessen, die einem das Leben
gaben, und denen ich dadurch dankte, daß ich den Tod in ihre Seelen senkte?!
Denn ich weiß, die Schande, die ich über Euch gehracht, kürzt Euer Leben.
War's wirklich möglich denn, daß ich dereinst an Deiner treuen Brust gelegen,
Mutter, war's Wahrheit denn, daß ich an Deiner treuen Hand die ersten Schritte
tat ins Leben, Vater? Das alles konnte ich vergessen, herzlos und roh könnt' ich
an Euern Herzen reißen, um nur das liebe Ich zu retten aus Gefahr?! Wie
war es möglich nur, daß ich als Euer Sohn so sinken konnte, daß ich, hoch»
herziger Menschen Kind, so elende und jämmerliche Tat beging! Was nützt die
späte Reue nun, da nichts mehr zu retten war!
Doch laßt nun weiter mich berichten. Die Zeit verrann und jeden Monat
kam ich häufiger in Groonveldes Haus. Wenn es, wie viele glauben, ein Buch des
Schicksals gibt, in welchem jede Tat in unserem Leben vorherbestimmt und un»
vermeidlich ist, dann hass' ich diesen Gott, der soviel Trauriges geschehen lSßr?
Warum denn mußt' ich lieben lernen zu einer Zeit, da ich auf Glück das Anrecht
schon verloren hatte, warum fand meine Liebe denn Erhörung und brachte Trauer
in ein Haus des Friedens? Nur gar zu schnell fühlt' ich meiu Herz entflammt, und
wenn sich auch Verstand dagegen sträubte, das Herz verriet mir, daß es Lilly
liebte. Wo immer ich auch ging, ihr leuchtend Bild war stets mir treu zur
Seite, und jedes Treffen war ein neu.'s Fest.
An einem Herbsttage geschah's! Im Garten saßen wir und schwiegen und
unsere Blicke trafen sich bei einem Rosenstrauch, dess' üpp'ge Pracht uns oft
erfreute, jetzt lagen einige Blätter wie blutige Tränen eines frühen Sterbens am
Boden als Zeichen der Vergänglichkeit. Und Lilly nahm die Blätter in die Hand
und rief: „Er stirbt, er war zu schön, und Schönes währet stets nur kurze Zeit.
Doch finde ich das Sterben der Natur nicht traurig. Im ew'gen Kreislauf
gibt's ein dauernd Wiedersehen. Das neue Iahr bringt wieder Rosen." Und als
ich davon sprach, daß mit dem Guten leider auch das Schlechte immer wieder-
kehre, da stritten wir uns über Gut und Böse, und wie das Böse wieder Gutes
schüfe, und endlich kamen wir zum Schluß, daß wir uns beide für gut ^befanden.
Und von der Güte bis zur Liebe ist der Schritt nicht weit. Ach, selig, wer ein
liebend Herz gefunden und auch sich selber reinen Herzens weiß, doch wehe, wen
die Schuld der Liebe reines Glück nicht fühlen läßt. Wie durfte ich, der ich der
Sünde größte fast in meinem Herzen trug, ein reines Mädchenherz mit meinem
Schicksal binden und verknüpfen. Das höchste Glück noch kaum errungen, opferte
ich am nächsten Tag der Pflicht. Zuviel schon war's, daß gütiges Vertrauen ich
soweit getäuscht. So mühsam hatte ich ein wenig Herzensruhe mir errungen,
wollt' ich nicht eine neue Schuld der alten zugesellen, dann hieß es, öffne dein
Panier, zeige, wer du bist, und kehr' zurück ins alte Leid, Der Weg ins neue

Land war hart und schwer gewesen und grausam stieß das Schicksal mich zurück ins Nichts.
Am andern Tag ging ich zu meinem Chef und bat ihn um Gehör. Glaubt mir's, ich schonte mich nicht, ich sprach von meiner Schuld mit all dem Haß, den ich jetzt gegen sie empfand, doch er, dem meine Worte galten, war gütig wie ein Gott, — begriff — verzieh.
„Mein lieber junger Freund", so etwa waren seine Worte, „daß Ihre Seele eine Schuld bedrückt, das wußt' ich längst, doch sah ich auch Ihr Ringen und Ihr Streben nach einer neuen Position. Und weil ich stets und immer an das Gute glaube, nahm ich Sie in mein Haus, der heutige Tag sagt mir, daß richtig ich gehandelt habe. Aber auf dem rechten Wege sind Sie dennoch nicht, mein Freund. Seien Sie heut wiederum mein Gast, wir wollen dann zu Dritt beraten, wie wir zu gutem Ende alles führen können, denn Lilly hat ja auch ein Anrecht drauf, Ihr ganzes Schicksal zu erfahren."
Am Nachmittag kam Lilly mir entgegen, und wenn auch Tränen perlen' gleich ihr aus den Augen stürzten, so war es dennoch wärmste Liebe nur, die mir entgegenstrahlte. Ein Schuldiger, so stand ich Lilly gegenüber. Doch Liebe geht nur nach des Herzens Stimme und Lillys Herz, das sprach mich frei.
Anwalt Groonvelde entwickelte nun seinen Plan. Nach Deutschland sollte ich zurück, um dort in ehrlicher Weise meine Schuld zu sühnen. Milder würde meine Strafe sein, wenn ich den Mut zur Rückkehr in die Heimat fände und freiwillig mich den dortigen Behörden stellte. War ich dann frei, dann sollte ich nach Holland wiederkommen, um dann ein neues Leben von Grund auf zu beginnen. Ich war sofort bereit. Im tiefsten Innern fühlte ich wohl, daß erst, wenn meine Schuld gesühnt, ich an ein neues Leben denken konnte. Anders aber dachte Lilly, unmöglich war es ihr, den hinter Zuchthausmauern sich zu denken, dem ihr Herz gehörte, und was Vernunft ihr auch zum Tröste bot, das Herz blieb doch bei seinem eignen Willen.
Am anderen Tage fuhr Lillys Vater nach dem Haag, um aus dem Munde des Gesandten Deutschlands zu erfahren, was mein Schicksal war. Mit welcher Ungeduld, mit welchem Zagen erwarteten wir seine Rückkehr. Im Geiste sah ich schon das Kriegsgericht und Zuchthaus meiner harren, schon hörte ich den rauhen Ton der Unteroffiziere und Gefängniswärter, sah auf dem Kopf die Mütze ohne die Kokarde, das Zeichen für Entehrte, für Entgleiste. Da ward ich recht verzagt und mutlos in der Tiefe meiner Seele und ich fragte mich, wie kann ein Mensch das überleben. Wer Iahre solch ein Leben hat ertragen können, und dann noch lebt, in dem ist jeder Sinn für Frohsinn tot. Gestempelt nnd gezeichnet trägt er die Bürde seines Lebens weiter, doch allein. Denn wäre es nicht dem Verbrechen gleich zu achten, wenn der, dem jede Schwungkraft seiner Seele fehlt, ein Weib sich nimmt und mit ihm Kinder zeugt. In jener Stunde, da man Gott am

nächsten ist, wo man in edlem Schöpferdrang ein neues Leben zeugt, muß Licht und Sonne in unserer Seele wohnen. Wo das aber fehlt, begeht man eine Sünde an dem Kinde, das man zeugt; denn jene dunkle Nacht, die unsere Seele dann umschlossen hält, wirft ihre düsteren Schatten auch in des Kindes Herz.
Diese Zweifel beschlichen mein Herz und peinigten mich sehr, als wir in Groon-veldes Garten dessen Rückkehr harrten. Wohl empfand Lilly den Druck, der auf mir lastete, und wenn auch ihre Worte so süß und tröstend waren wie Musik, so konnten dennoch sie den Spuk nicht bannen.
Am Spätnachmittag kam Anwalt Groenvelde wieder heim, und schon von weitem sahen wir an seiner Miene, daß vieles besser stand, als wir befürchteten. Wir eilten ihm entgegen, bestürmten ihn mit Fragen und konnten es kaum fassen, was er uns erzählte.
Es gab ein Wiedergutmachen, es gab eine Sühne. Gewiß, das Kriegsgeriebt würde mir nicht erspart bleiben, aber strafmildernd würde meine freiwillige Stel-lung wirken, ja selbst Aufschub meiner Strafe könnt' ich erlangen, wenn frei-willig ich an die Front mich wieder meldete, und selbst Aufhebung meiner Strafe war bei großer Auszeichnung vor dem Feind nicht ausgeschlossen. Welch' eine herrliche Aussicht war dies, die Sonne eines neuen Lebens warf ihre ersten Strahlen warm mir in das Herz. Ich dachte an Tod nicht mehr, nicht an Ver-derben, ich glaubte fest ans neue Leben.
Am andern Tage stellte ich mich dem Gesandten vor. Der Hochflug meiner jubelnden Gedanken war über Nacht verweht, ich war recht klein und zaghaft, als ich dem mächtigen Manne gegenüberstand. Zuerst befahl er, ihm meine Flucht zu schildern, dann fing er an zu fragen. Zum ersten Mal seit beinahe einem Iahr stand ich als Deutscher einem Deutschen gegenüber, und wenn ich anfangs auch befangen war, so legte sich das bald, freier wurden meine Antworten und ich empfand, daß wärmer auch der Tonfall meines Fragestellers wurde. Endlich bot er mir die Hand und hieß mich setzen.
Ans meinen Worten muß er wohl empfunden haben, wie tief ich meine Tat bereute, denn nun entwickelte er einen Plan, der mit Seligkeit mein Herz erfüllte. Ich darf Euch Näheres nicht schreiben, da dieser Brief durch Feindeshand zu Euch gelangt, nur soviel sei gesagt, daß schon vom fremden Lande aus ich meinem Vaterlande dienen sollte. Zum Schlusse händigte der Gesandte mir Adressen aus, an die ich mich zu wenden hätte, dann durfte ich gehen.
Es war nur wenige Tage danach, daß ich verkleidet über Frankreichs Grenze ging. Gefahr begleitete mich, wo immer ich auch ging und stand, aber meine Seele war angefüllt mit Glück, der deutschen Sache wieder dienen zu können. Nach dr> l Wochen kehrte ieb nach Holland zurück, die mir gestellten Aufgaben batte ich gelöst. Mit offenen Armen wurde ich empfangen, und wie errötete Lilln in

freudigen Stolz, als ich ihr von dem Lob erzählte, das der Gesandte meiner Tat gezollt.

Nun ward mir der Befehl zuteil, nach Deutschland zurückzukehren, doch ich, der ich Gefallen an dem aufregenden Leben gefunden hatte, bat, noch einmal nach Frankreich gehen zu dürfen. Der Wunsch ward mir gewährt, er hat mich bis hierher gebracht. Wie schwer war der Abschied dieses Mal von Lilly, mit Tränen in den Augen bat sie mich, nach Deutschland zurückzukehren; wäre ich doch dieser Stimme nur gefolgt, ich säße jetzt nicht hier.

Was nun geschah, ist bald erzählt. Ich ging in Feindesland und wurde bald gefangen. Der Prozeß ward mir gemacht, das Urteil war, wie man in Deutschland es in gleicher Lage fällen würde.

Das junge Morgenrot, das ich vom Fenster meiner Zelle im fernen Ost in diesen Tagen hinauf zum Himmel steigen sah, wird in wenigen Stunden mir zum letzten Male leuchten. War es mein Schicksal, das so mich enden ließ, war es vorher bestimmt? Doch eines weiß ich nunmehr ganz gewiß, kein Mensch vermag dem Fluch der schlechten Tat zu entgehen. Ich sterbe an der Tat, die ich beging. Das größte Recht spricht die Natur, auch wenn wir es in unserer Blindheit nicht erkennen wollen.

Der Tod ist um mich herum, er ist die Schildwach', die vor meiner Türe steht, er grinst aus jeder Ecke mir entgegen, er packt mich an, daß mir das Mark im Innersten erfriert. In weniger denn einem halben Tag bin ich im Nichts ein Nichts, ein Stückchen Aas, das Erde werden will, und trage jetzt in mir noch eine ganze Welt; was wird aus ihr, wenn ich den Atem ausgehaucht? Wie grausam ist doch die Natur, wenn sie uns sterben läßt, bevor in einem Kind wir unsere Welt von Neuem leben sehen. Wenn vieles in mir schlecht, gab es nicht manches doch, was wert gewesen wäre, weiter noch zu existieren? Zu spät, zu spät! Was einzig mir noch übrig bleibt, ist auf den Tod zu warten, und ich will wie ein Mann des letzten Augenblickes harren.

Die letzten Stunden aber sollten Euer sein. Ich habe Euch geschrieben, wie ich konnte, vielleicht empfindet Ihr, daß ich gelitten und bereut. Vielleicht war ich vom Schicksal ausersehen, daß ich durch meine Sühne viele deutsche Kame» raden, aus besserem Stoff als ich, vom Tode konnte bewahren. Sie werden Deutschlands Ruhm bis an die Sterne tragen, dieweil ich selbst vermodert und verfault in irgendeinem Winkel eines fremden Landes ruhe.

Ein Sohn ging Euch verloren, ich bringe eine Tochter Euch dafür. Macht Lilly zu Eurer Tochter und sie wird's Euch lohnen, gebt Liebe ihr, und schönste Liebe wird Euch werden, und wenn Ihr Stunden habt, in denen Ihr ein stilles ruhiges Glück empfindet, dann denkt an den, der nicht mehr ist, nnd den Ihr doch einst liebtet. Ach, wäre ich doch dieser Liebe würdiger gewesen, um wieviel leichter würde mir das Sterben.

Ein lichter Schein fällt auf das Papier. Es dämmert. Vom fernen Osten
naht mir der letzte Tag. Lebt wohl, wenn ich am Pfahl nun stehe, wird der letzte
Gedanke meines Hirns nur, nur bei Euch, geliebte Eltern, sein.
Verzeiht, — verzeiht! Zum letzten Mal gebt mir das höchste Glück, mich
nennen zu dürfen, was ich einst Euch war,
nämlich
Euer Sohn.
Der Konsul ließ die Blätter sinken und erhob sich. Er ging in das Zimmer
seiner Frau und gab ihr wortlos den Brief. Er wußte, der Schmerz würde ihr
eine neue Wunde reißen, aber die Zeit würde sie heilen, und dieses Mal würden
keine entstellenden Narben zurückbleiben, die ihr Inneres vergifteten, dieses
Mal nicht.
Dann ging er, um Anordnungen für die Reise zu treffen. Sie würden sofort
nach Holland reisen, um das Vermächtnis ihres Sohnes, um ihre Tochter Lilly an
ihre liebenden, trostreichen Herzen zu drücken, und bei allem, was er auch unter-
nahm, ging er aufrecht und kerzengerade, wie ein Mann, von dem eine große
Last genommen ist, und voll heiligem Stolz dachte er:
Du herrliches, mächtiges, deutsches Land, groß bist du über alle Maßen,
aber wachsen wird dein Ruhm und deine Größe bis in die Ewigkeit hinein, so-
lange du Männer dein eigen nennst, die, im Bewußtsein einer Schuld, durch eine
gute, tapfere Mannestat von ihrem Fehl sich zu befreien wissen.

Rundschau
Kriegs'Rundschau.
Von C. Loog.
Der Weltkrieg und Nostra-
damus.
Mancher Vaterlandsfreund, der im
Juniheft dieser Zeitschrift*) die Zusam-
menstellung von Vierzeilern des Nostra-
damus gelesen hat, wird die Über-
zeugung gewonnen haben, daß von
Nostradamus nichts zu hal>
ten sei. Es war zu verführerisch, die
eigenen Hoffnungen in die durchaus
doppelsinnig und zweideutig gehaltenen
Vierzeiler des dunklen Nostra-
damus hineinzulegen. Der Verfasser
hatte es freilich unterlassen, darauf
hinzuweisen, daß Nostradamus in der
Vorrede zu seinen Zenturien selbst ge-
sagt hat, er habe die Vierzeiler absicht-
lich dunkel gehobelt. An anderen
Stellen dieser Vorrede hat er es mittel-
nnd unmittelbar zum Ausdruck ge-
bracht, daß die Menschheit gar nicht
ihre Zukunft wissen solle, vielmehr erst
nach Eintritt der Tatsachen an den
Vierzeilern erkennen, daß das Schicksal
oder — besser gesagt — die Gottheit
über ihr walte.
Dennoch ist eine gewisse Zahl Vier-
zeiler vorhanden, deren Übereinstim-
mung mit den Tatsachen verblüffend ist
und bleiben wird — ohne Ziehen und
Zerren, ohne Recken und Strecken.
S. 27« ff. iE. Looq: Wns ein Frainose
..im Iahre 15S8" über den Weltkrieg sagte.)
Auch die sieben Monate hef»
tigen Krieges (von April ab bis
jetzt) haben verschiedene Vier-
zeiler dieser Art klargestellt. Einer von
ihnen lautet:
„Im 45. Grad wird der Himmel
brennen, Feuer nähert sich der neuen,
großen Stadt. Plötzlich wird die groß:
Flamme sich weit ausdehnen, wenn
man einen Versuch zugunsten
der Fürsten aus dem Hause
Orleans macht."
Es ist bekannt, daß Anfang Iuni
die deutsche Offensive bei Noyon vor-
getragen wurde, daß Mitte Iuni die
Österreicher die Piave überschritten
(Oberitalien liegt unter dem 45. Grade)
und daß vom 16. Iuli ab der große
Brand vom Meere bis zum Elsaß auf-
flammte, der noch andauert. Was
aber die meisten Zeitungsleser wohl
übersehen haben, ist die folgende Nach-
richt, die sich in Nr. 334 der „Deut-
schen Tageszeitung" vom 3. Iuli findet:

Zürich, 2. Iuli. Die Propaganda
für die Wiederherstellung der Mon-
archie tritt immer mehr hervor. Die
„Züricher Morgenzeitung" meldet, daß
augenblicklich eine Massenverbreitung
von Flugschriften für den monar-
chischen Gedanken in Frankreich be-
trieben wird. Den Schriften liegen
Formulare für die Zustimmung bei.
Herzog von Orleans soll
nach diesen Schriften zum
König ausersehen sein.
Dann der folgende Vierzeiler (II,
319

76), der in der Zusammenstellung nicht enthalten ist. Um seinetwillen werden diese Zeilen geschrieben, weil sich u. U. durch ihn mathematisch nachweisen lassen wird, daß Nostradamus für seine Erfüllung keine größere Wahrscheinlichkeit hatte als die, mit der man heutzutage das sogenannte große Los der preußischen Klassenlotterie gewinnen kann.

„Blitze schleudert in Burgund ein
Ungetüm. Niemals dürfte man das
mit einer Maschine machen können!
In ihrer Behörde (Senat) benachrichtigt ein lahm gewordener
Priester die Feinde über die Angelegenheit."

Es ist bekannt, daß die Langrohrgeschütze, die das „Feuer vom Himmel" auf Paris warfen, irgendwo bei St. Gobain (im alten Burgund) standen. Wiederum wird der Zeitungsleser folgende Nachricht, die sich in der „Deutschen Tageszeitung" vom 16. Iuni fandet, vergessen haben:

Genf, 15. Iuni. Gegen die „Aetion fran?aise". Renaudel veröffentlicht in der „Humanit^" ein Schriftstück, aus dem hervorgeht, daß bei der Zensurbebörde angestellte Priester Briefe zugunsten der „Aetion fran?aise" unterschlagen haben. Ein Abb<^ habe mit den Mittelmächten in Verbindung gestanden, wodurch diese angeblich Nachrichten über die Versorgung Frankreichs mit Kohle und über andere vertrauliche Dinae erhalten hätten. Dieser Abb^, Cvchin, würde vom Kriegsgericht verfolgt werden. Der Unterstaatssekretär Jgnaee prüfe bereits die Akten.

Für die völlige llbereinstimmung zwischen Vierzeiler und Ereignis fehlt also lediglich der Nachweis, daß der Abb^ Cochin ein „fair KnNeux" ist.
Wer kann und will für diesen Nachweis die Belege herbeischaffen?

Historische Rundschau.

Von Dr. Willy Cohn.

Wie alle anderen Wissenschaften, so steht auch die Geschichtsforschung weiter im Zeichen des Krieges, der in ihr durch Rückgang der Produktion fühlbar wird. Viele der in Angriff genommenen Aufgaben müssen so auch fernerhin auf friedlichere Tage zurückgestellt werden. — Doch bleibt noch immer eine Fülle von Neuerscheinungen, aus denen wir nur einiges heransgreifen können, wie

es nun eben zur Besprechung eingegangen ist und in den Rahmen einer „Historischen Rundschau" paßt.

In einem für weitere Kreise de« stimmten, jedoch auf Grund gründlicher Studien gearbeiteten Buche führt uns Willy Pastor in „Das Leben Albrecht Dürers" ein.*) Was das Buch uns in diesem Zusammenbange erwähnen läßt, ist die Tatsache, daß uns der Künstler hier in weitem historischen Rahmen gezeigl wird. Das Kulturbild Deutschlands um die Wende des 15» Jahrhunderts ersteht vor unseren Augen, eine Zeit, in der die deutsche Stadt einen der Höhepunkte ihrer Entwicklung erreicht hatte. So sehen wir Albrecht Dürer die Reihe seiner Werke schaffen, so werden die Bilder zu einem Stück deutscher Geschichte. Die Gestalt Kaiser Maximilians, des letzten Ritters, dem' Dürer sehr viel zu verdanken hatte, springt aus der Darstellung hervor und Luthers Tat wirkt aus der Ferne auf Dürer ein. Als besonders gelungen ifi der Abschnitt über Dürer in Venedig zu bezeichnen, jedoch ließe sich gegen das einleitende Kapitel mancher Einwand erheben. Hier verläßt der Verfasser den Boden gesicherter Forschungsergebnisse

"> Reichsverlag Herrmann Kalkoff, Berlin. Mit Illustrationen. P«is 4.- Sil. broschiert, S.— M. gebunden.

und seine dichterische Schilderung ist nur als Hypothese zu bewerten. Diese Einschränkung soll jedoch keineswegs das durchaus günstige Gesamturteil über das Buch beeinträchtigen. Der Verfasser hat es verstanden, in groß angelegter Schilderung uns Dürer menschlich und künstlerisch nahe zu rücken.

Aus der Fülle der zum 400 jährigen Iubiläum der Reformation erschienenen Schriften verdient W. Köhlers Buch:*) „Martin Luther und die deutsche Reformation" besonders hervorgehoben zu werden. Köhler versucht all' das zusammenzufassen, was heute noch Gegenwartswert besitzt, „denn das sittliche Recht eines Festes liegt im Gegenwartswerte und nicht in Vergangenheitsreliquien". Auf die Beigabe eines historischen Apparats verzichtet der Verfasser, aber er gibt uns doch auf einem kleinen Umfange ein wissenschaftlich gründlich fundiertes Bild von dem, was Luther wollte, erreichte, und von den Grenzen, die ihm gesteckt waren. Hier weist er besonders auf den Bauernkrieg und die Wiedertäuferbewegung hin. „Die Reformation knutete im Bauernkriege den vierten Stand und schloß in den Wiedertäufern die selbständige Laienfrömmigkeit aus."

Für den Historiker, der fern von dem Kampfe steht, der noch heute um Luther tobt, wird die nationale Bedeutung der Reformation besonders ins Auge springen und Luthers Leistung für die Schaffung einer deutschen Schriftsprache und eines kräftigen Nationalbewußtseins nicht hoch genug zu werten sein, während andererseits ja niemals zu verkennen ist, daß die nationale Zerrissenheit durch die Reformation gefördert wurde und im 30jährigen Kriege schließlich zu einer Vernichtung der blühenden deutschen bürgerlichen Kultur führte. Auf all das weist Köhler hin, sein Buch wird denen, die um die historische Erkenntnis dieser schwierigen Dinge ringen, ein brauchbarer Führer sein.

*) B. G. Teubner. Leipzig und Berlin IUI6. (Ans Natur u. GeistesweltNr.515,Preis l.50M.)

Von „Martin Luther als Sohn, Gatte und Vater"*) erzählt uns der inzwischen verstorbene Adolph Kohut. Er hat das Erscheinen des Buches, das ihm besonders am Herzen lag, nicht mehr erlebt. Die

Schrift, die von der großen Belesenheit und vielseitigen Kenntnis des unendlich fruchtbar gewesenen Autors zeugt, entwirft ein anmutiges, auf genauer Quellenkenntnis beruhendes Bild von Luthers häuslichem Leben und zeigt seine menschlichen Eigenschaften in Hellem Lichte. An seinem von deutscher Innigkeit getragenen Familienleben wird jeder seine Freude haben.

„Das geschichtliche Wesen und das Recht der deutschen nationalen Idee" behandelt I u li u s Ka e rst* *) in einer kleinen anziehenden Schrift. Er zeigt, „wie die deutsche nationale Idee ihren besonderen Weg gegangen ist und wie grade das deutsche Volk, wie kaum ein anderes der Geschichte, die universalen Probleme und Aufgaben menschlichen Wesens in sein eigenes Leben aufgenommen hat". Und wichtig erscheint auch der Hinweis, daß die deutsche nationale Idee, eben weil sie im wesentlichen auf die weltbürgerliche Periode der Literatur und Kultur zurückgeht, des Eisenzusatzes Bismarckscher Staatsauffassung und Machtpolitik bedurfte.

Die Probleme, die der Verfasser angeschnitten hat, bieten Stoff für ein dickleibiges Werk; in dem knappen Umfang einer aus einer Vorlesung erwach-

*) Kronenkampf»Verlag, Mülheim-Heißen und Leipzig 1917.

**) C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1916: geheftet 1.50 Mk.

senen Schrift werden sie uns in an«
sprechender Form geboten, die den Leser
zur weiteren Beschäftigung mit ihnen
anregt!
Hinzuweisen ist auch auf Arn»
heims „S ch w e d e n b u ch" *), das
eine für den Historiker und Laien brauch-
bare Übersicht über Schwedens Ent-
wicklung bietet. Bei dem Mangel der-
artiger Hilfsbücher für ausländische Ge-
schichte ist sein Erscheinen durchaus zu
begrüßen. Ist auch das Buch in erster
Reihe zum Gebrauch im praktischen
Leben bestimmt, so ist es doch mit
wissenschaftlicher Gründlichkeit gear-
beitet und gibt durch ein sorgfältiges,
angefügtes Literaturverzeichnis die Mög-
lichkeit zu weiterer Vertiefung. Bei der
engen Verknüpfung von schwedischer
und insbesondere brandenburgisch-preu-
ßischer Geschichte ist die Kenntnis der
erfteren für das Verständnis der letzteren
eine durchaus notwendigeVoraussetzung.
Viele Probleme der schwedischen Ge-
schichte sind wiederum Lebensfragen
auch für die deutsche geworden. —
Auf Grund eingehender archiva-
lischer Studien verfaßt ist das Buch von
Hubert B a e stg e n s**): „Dal-
bergs und Napoleons Kir -
chenpolitikin Deutschlan d."
Es führt uns in jene bewegte Über-
gangszeit, als infolge der Wirren der
französischen Revolution das linke Rhein-
ufer verloren ging. Zuerst wurde
reichsgesetzlich der Mainzer Erzstuhl
auf die Domkirche von Regensburg
übertragen und nach mannigfachen Ver-
handlungen mit der Kurie gelang auch
die kanonische Übersetzung dorthin.
Immer mehr gewann in diesen rein

*) FriS Arnheim: „Schweden." (Perthes,
«leine Länder- und Völkerkunde zum Gebrauch im
praktischen Leben, 3. Bd.) Verlag von Friedrich
Andreas Perthes, A. G,. «otha l!117. 4.— M.

**) Paderborn (Ferdinand Schöningh 1917,
Preis 13.— M.) 50. Heft der Veröffentlichungen
der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft
der Görresgesellichaft.

deutschen Angelegenheiten Napoleon
Einfluß, und Dalberg mußte sich schließ»
lich restlos unter den Franzosenkaiscr
beugen. Wie traurig es damals um
Deutschland stand, geht aus der Tat»
fache hervor, daß der französische Kar»
dinal Fesch zum Koadjutor des deutschen
Kurerzkanzlers ernannt wurde. Schließ-
lich scheiterte Dalbergs gesamte Politik
und sein geistlicher Staat wurde säku-

larisiert.
„In aller Stille starb das einst so mächtige und einflußreiche Mainzer Metropolitankapitel ab." Eine Fülle von Aktenstücken sind dem Buche noch beigefügt, das als wesentlicher Fortschritt auf dem Gebiete kirchengeschichtlicher Forschung anzusprechen ist. —

Rundschau der Kriegsliteratur XXXIX.

Von I>r. i'ur. Kurt Ed. Imberg.

Notwendigkeiten und Möglichkeiten deutscher Zukunft behandelt ein groß angelegtes Werk, das Professor Di'. Walter Goetz unter Mitwirkung einer Anzahl hervorragender Gelehrter im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig hat erscheinen lassen. „Deutschland und der Friede" lautet der Titel dieses aus 38 Einzelbeitragen bestehenden Sammelwerkes, das, auf dem Boden des Verständigungsfriedens stehend, Deutschlands Recht auf volle politische und wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit nach außen wahrt und gleichzeitig die Wege für die Zusam« menfassung aller Kräfte im Innern zeigt. Wie der Heransgeber im Vor» wort ausführt, verfolgt das Buch einen doppelten Zweck. „Es will dem inneren Zwist entgegenwirken, will alle wahren Vaterlandsfreunde auf einer Linie

sammeln, die ausschließlich auf dem Gebiete richtig verstandener nationaler Interessen liegt und deshalb wie jeden schwächlichen Verzicht auf uns zustehende Rechte, so auch jede Eroberungspolitik als ihnen widersprechend von sich weist. Es will unter Ausschaltung aller Schlagworte in der Nation den Sinn für die politische Wirklichkeit stärken, sie zur Einsicht in das ihr wahrhaft Dienliche führen und damit Bestrebungen entgegentreten, die an sich unberechtigt sind und nur mit einer schweren Enttäuschung enden können." Mit vollem Recht tritt Pro» fessor Goetz dafür ein, daß die Fragen der deutschen Zukunft der Parteileidenschaft entzogen und „unter höheren Gesichtspunkten, als der Zeitungs- und Versammlnngskampf sie bietet", betrachtet werden. — Der zweite Zweck, den das Buch verfolgt, ist, dem Auslande gegenüber festzustellen, „daß das deutsche Volk in dieser Welt die gleichen Rechte besitzt wie alle anderen, daß es — zum Kampf wider seinen Willen gezwungen — nichts anderes erstrebt als die Wahrung dieser Rechte, daß es aber in seiner erdrückenden Mehrheit heute noch so wenig eroberungssüchtig ist wie früher, und daß es gegen jede Gleich'etzung mit denjenigen, die in Deutschland — genau wie in den Ländern unserer Feinde — den ebenso selbstsüchtigen wie kurzsichtigen Chauvinismus vertreten, berech» tigten Einspruch erheben darf."

Was nun das Werk >n seinen einzelnen Beiträgen betrifft, so ist es natürlich unmöglich, im Rabmen dieser Rundschau auf sämtliche Einzelbeiten einzugehen. Wollte man auch nur eine kurze Inhaltsangabe von dem reichen Stoffe geben, der in diesem Buche gesammelt ist, so müßte man einen mehrere Seiten füllenden Aussatz schreiben. Dies zu tun, verbiete^ leider der Raum. — Das Buch zerfällt in drei Teile: „Vorfragen des Friedens", ? „Einzelfragen des Friedens" und „Der deutsche Friede und die neue Zeit". ^Im ersten Teile behandelt Prof. Goetz „die Kriegsursachen und die Kriegsziele der Gegner", der Würzburger Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Pilot» „das künftige Völkerrecht", Professor O. Hoffmann aus Münster das Thema „Nation und Staat" und der Bonner Volkswirtschaftler W n -

godzinski den „Wirtschaftskrieg
und Wirtschaftsfrieden". Im An-
schluß hieran werden die „militärischen
Notwendigkeiten" zu Lande und zur
See von Major Fr. C. Endres und
Frhr. C. v. Maltzahn besprochen.
Ans der Feder des Majors Endres
stammt auch der sehr lesenswerte Auf-
satz „Der deutsche Militarismus".
Der zweite Teil steht seinem Vor-
gänger im Interesse und lehrreichen
Inhalt nicht nach. Auch hier eröffnet
der Herausgeber den Reigen mit einem
Aufsatze über „Mitteleuropa", dem
vielbesprochenen und vielbekeimpften
Tbema. Hieran schließt sich ein Aufsatz
des Staatssekretärs Di». Solf über
„Die deutschen Kolonien" an, der
sicherlich allgemeines Interesse finden
wird. Alsdann werden die einzelnen
Staaten der Welt und ihr Verhältnis
zu uns besprochen. Auch hier ist es dem
Herausgeber gelungen, die besten
Sachverständigen für die Mitarbeit
heranzu'iehen. Namen wie Sieger,
Iaeckh, von den Steinen,
Dir, Stählin, Pohle, A.
Schmidt, Hampe, Waen t ig,
Daenell und Rath gen — um
nur ein paar aus der reichen Fülle
beranszugreifen — bürgen für die Güte
und den Wert der Arbeiten.
Auch im letzten Teile wird jeder
Leser etwas finden, was sein Interesse
und seine Aufmerksamkeit wecken
dürfte. Professor Ni'. Görtz bespricht
„Die Kriegsergebnisse und die deut-
schen Kriegsziele", „Die auswärtige
Politik" und „Die Grundlagen der

inneren Politik", Professor O ncken
in Heidelberg „Die geschichtliche Be-
deutung des Krieges", der Berliner
Nationalökonom Heckner „Das
Finanzwesen", Prof. Gandig die
Frage „Staat und Beamtentum",
Konsul Wann er „Das Auslands-
deutschtum". Weitere Aufsätze behan-
deln die Landwirtschaft, Handel, In-
dustrie und Handwerk, die Arbeiter-
frage — welch letztere aus der Feder
des bekannten sozialdemokratischen
Reichstagsabgeordneten Dr. P. Lensch
stammt, — und „Die Frauenfrage",
die Di'. Gertrud Bäumer zur Ver-
fasserin hat.

Betrachtet man das Werk als
Ganzes, so kann man den Herausgeber
und den Verlag nur beglückwünschen.
Beide können eines vollen Erfolges
sicher sein. Gewiß haben die letzten
Weltereignisse, die sich geradezu über-
stürzten, manches überholt, was in den
einzelnen Beiträgen, die größtenteils
noch aus der ersten Hälfte des Iahres
stammen, als feststehend angenommen
ist, wohl wird dieser oder jener den
einzelnen Ausführungen der Verfasser
in einzelnen Punkten nicht beipflichten
und anderer Ansicht sein. Dies ist bei
dem reichen Umfang des Stoffes nicht
verwunderlich. Im ganzen kann man
auch heute noch mit bestem Gewissen
das Werk als zutreffende Orientierung
über die allgemeinen und besonderen
Fragen des Friedens bezeichnen, und
wir wollen ihm deshalb einen recht
warmen Erfolg bei allen Schichten
unseres Volkes wünschen.

Ebenfalls aus dem Verlage von
B. G. Teubner stammen die drei Bände
„Aus Natur und Geisteswelt", die in
neuer, verbesserter Auflage vorliegen.
Vom 500. Bändchen: V. Valentin:
„Bismarck und seine Zeit" ist bereits
die vierte Auflage erschienen, während
P. Oßwald: „Belgien" (Band 50t)
und V. Tornius: „Die Baltischen
Provinzen" (Band 542) zum dritten
Male erscheinen konnten. Diese Tat-
sache allein dürfte genügen, um darzu-
tun, daß auch diese Bände dem guten
Ruf der Teubnerschen Sammlung voll»
auf gerecht geworden sind, und daß
auch sie im Leserkreise diejenige Auf-
nahme gefunden haben, die sie ver-
dienen.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Dürfen sich die Charaktere in einem Drama ändern? Im Anschluß an Aristoteles, der ihre Stetigkeit forderte, sagt Lessing, daß sie „immer einförmig, immer sich selbst ähnlich bleiben" müssen. Schwankende Charaktere oder solche, die eine entscheidende Wendung durchmachen, sind trotzdem nicht selten und nicht ohne Erfolg dramatisch gestaltet worden, ja, die Menschen mit zwei Seelen in der Brust sind in neuerer Zeit rechte Lieblingebühnenhelden geworden. Entscheidend für die künstlerische Wertung ist dabei allein, ob das Schwanken oder die Sinnesänderung zureichend begründet ist. Auch Lessinge Meinung erscheint hiermit nicht unvereinbar; zweifelhaft ist aber wohl, ob er dem Verfahren eines Dichters, der es fast zum Grundsatz erhebt, die Charaktere „von schwarz auf weiß zu ändern", seinen Beifall geben würde. So verfährt Mar Pulver.
Ein mordlustiger Wüterich wird bei ihm zum Heiligen, ein Welteroberer zum Weltentsager, ein nur auf Genuß ausgehender Abenteurer zum Staaten» gründer und Gesetzgeber, ein ungeschlachter Gewaltmensch zum Verehrer geistiger Schönheit. Mit diesen Beispielen sind zugleich die Leitgedanken der vier Dramen bezeichnet: „Robert derTeufel" (Leipzig, Kurt Wolff),

„Alexander der Große" (Leip-
zig, Kurt Wolfs), „Narzisses
und die Amazone" (Berlin-
München, Drei-Masken-Verlag), „Der
bekehrte Polyphem" (Berlin-
München, Drei-Masken-Verlag). Gei-
stige Stufenfolgen sind diese Dramen,
Läuterung und Bekehrung zu reinerem
Sein ist ihr gemeinsamer Grund'
gedanke. In dem ersten dieser Werke
ist er als schlicht umrissene Legende ge-
staltet, in der sich mit wunderbaren
Geschehnissen wunderbare innere Wand»
lungen vereinigen. In dem Alerander-
stück werden großzügige Gemälde aus
dem Leben des Eroberers entrollt, aber
das Wesentliche ist die Umkehr und
Einkehr des Helden, der zum Heiligen
brahmanischer Richtung wird. Von
kleinerer Spannweite, aber schärferer
Bestimmtheit im einzelnen sind die
Tragikomödie „Narzissos und die Ama-
zone", in der als Gegenstück zu Theseus,
dem zu geordnetem Wirken fortschrei-
tenden Abenteurer, der schwächliche, sich
selbst genießende Narzissos dem Tode
verfällt, und das Zwischenspiel „Der
bekehrte Polyphem", in dem die Be-
kehrung zu höherer Geistesstnfe ins
Humoristische gewandt ist. Auch ein
fünftes Stück des Dichters, das Kam»
merspiel „I g e r n e s Schuld" (Leip-
zig, Inselverlag), soll das Bekehrungs-
und Erlösungsmotiv verkörpern, die
Verwicklung, Ehebruch der unschul-
digen Heldin mit einem Manne, der
durch teuflischen Zauber die Gestalt
ihres Gatten angenommen hat, führt
hier aber nicht zu überzeugender Lösung.
Einige Auftritte übertreffen freilich an
Glanz und Spannung alle andern
Werke des Dichters; in seinem Grund
und Wesen erscheint es mir brüchig.
Mar Pulvers Dramen sind fein-
geistige, zum Teil von religiöser Mnstik
erfüllte Werke, aber doch nicht bloße
Gedankendichtungen; sie zeigen durch-
aus auch die Hand des Dramatikers,
der sich ans seelische Spannungen ver-
steht. Wenn seine Personen nicht immer
urkräftiges Leben haben, so fesseln sie
uns doch immer durch ihre Innerlich-
keit. Wir folgen ihnen teilnehmend und
nicht selten ergriffen, wie sie aus Zwie»
spältigkeit nach Klarheit ringen, alle
vom Geschlecht des in dunklem Drang
nach Licht und Erlösung strebenden
Merlin, der in „Igernes Schuld" eine
verhängnisvolle (nicht ganz glücklich

dargestellte) Rolle spielt, den der Dichter auch zum Helden eines Epos gemacht hat. Besonderes Merkmal ist eine Anmut, die zum Teil wohl etwas spielerisch erscheint, oft aber gerade mit dem tiefsinnigen Inhalt schöne Wirkung ausübt. Am eigenartigsten ist diese in kleinem Rahmen; ja, man kann sagen, daß sich der Dichter in den kurzen, zugleich ge» dankenvollen und zierlichen Versstücken ein Feld geschaffen hat, auf dem er schon jetzt als Meister erscheint. In den großen Gemälden finden sich noch — wie im „Robert" — mühselige Stellen oder — wie im „Alexander" — unzusammenbängende Abschnitte oder — wie in „Igernes Schuld" — Mängel innerer Art; ich zweifle aber nicht, daß sich die Künstlerkraft Mar Pulvers künftig auch in weiter gespannten Werken bewähren wird.

Hermann Heubner versucht eine neue dramatische Bearbeitung des Tristanstoffes in dem Schauspiel „König Marke" (Berlin-Charlottenbnrg, Arel Iuncker). Der betrogene König ist hier mit schwerer Schuld be» lastet; er hat geschworen: „Ich sterbe unbeweibt, und Tristan wird der Erbe meines Reiches", und er vermählt sich doch mit Isolde. Tristan ist ein tugendhafter Iüngling, den Isolde, ein ziemlich kleinliches Geschöpf, verführt. Ein Narr, der die Rolle des Lauschers spielt und die Handlung gelegentlich in Bewegung zu setzen hat. führt im ganzen verständig platte Reden. Den Abschluß gibt die Erfindung, daß

Tristan beim Sprung aus Isoldens Kemenate stirbt und daß Isolde einen von Brangäne für den Narren gemischten Gifttrank leert. Alles Wunder» bare wird ausgeschaltet, alles Unbewußte, Verworrene klar und geradlinig, alles begründet, abgewogen, ausgeglichen, die Rechnung von Schuld und Sühne stimmt, aber weder die große Leidenschaft noch das süße Weh der alten Sage ist in dieser Dichtung zu finden.

Ein paar reizvoll ausgestattete Bücher legt der Roland-Verlag (München) vor. Nach japanischen Motiven dichtet Klabund die Lieder der „Geisha O-se n", zarte Gebilde, die darin ihre Eigenart haben, daß sie aus anmutiger Spielerei unvermutet in Tiefen des Gefühls tanchen.

Ein Werk, das Klabund schon in freier Übertragung nachgeschaffen bat, das „Sinngedicht des persischen Zelt' machere", wird in möglichst wortgetreuer Übersetzung von Hektor G. Preeoni noch einmal vermittelt: „O m a r K h a y n ü m. Die Sprü» che der Weishei t". Wissenschaftlieh Erforschtes und Erfaßtes wird in künstlerischer, zum Teil etwas spröder Form dargeboten. Die Geisteswelt des berühmten Zeltmachers, des Denkers und Dichters, wird in diesen Versen zu neuem Leben erweckt; ein ausführliches Nachwort gibt wertvolle Fingerzeige zum besseren Verständnis. Wehmütiges Finnen über die Vergänglichkeit, Freude am Lebensgenuß, mrstische Weisheit von der Einheit alles Seienden ver» binden sich zu eigenartigem und eindrucksvollem Dreiklang.

Die von Martin Sommerfeld herausgegebene Sammlung „Vormärz" bringt politische Gedichte aus der Zeit von 1830 bis 1848. Vollständigkeit liegt ihr fern nnd wird nicht erwartet; einseitig aber darf man doch das Bild nennen, das hier von der politischen Dichtung jener Tage entsteht: es fehlen fast alle Stimmen des nationalen Gefühls.

Gottfried Kvlwel („Die frühe Landschaft") gibt in Vers und Prosa einige gute Stimmungsbilder. Am stärksten wirkt er, wenn er ruhig und einfach ein Natur» erlebnis zu gestalten sucht. Schwächer ist die Liebeslyrik. Unter den Prosastücken sind die Landschaftsbilder besser

geraten als die Seelengemälde. Im
ganzen entsteht der Eindruck, daß eine
dichterische Begabung, die nicht großen
Umfang, aber tüchtigen Gehalt hat, sich
selbst dadurch 'schädigt, daß sie sich ver-
wickelter und seltsamer stellt, als ihrer
im Grunde schliehten Natur gemäß ist.
Einen kostbaren Neudruck veranstal-
tet der Furche-Verlag (Berlin). Unter
Mitarbeit von Gustav Kawerau und
Otto Reichert veröffentlicht er „Das
Newe Testament Deutzscb",
d. h. eine buchstaben- und zeicben-
getreue Neuausgabe der berühmten so»
genannten Septemberbibel von
1522, der ersten Auflage von Lnthers
Übersetzung des Neuen Testaments.
Nicht nur der Tert erscheint hier in
seiner ursprünglichen Gestalt, es fehlen
auch nicht die bedeutsamen Zugaben
Luthers, die Vorreden zum ganzen
Werk und zu einzelnen Teilen sowie
seine Randbemerkungen. Eine Beilage
von Kawerau gibt eine kurze sachliche
Einführung nnd die notwendigsten
sprachlichen Erläuterungen. In Schwa-
bacher-Lettern schön gedruckt, ist das
Werk eine auserlesene Spende für
Bücherliebhaber nnd ein willkommenes
Hilfsmittel für die Wissenschaft, nicht
zum mindesten für die Sprachforschung.
Die tief' nnd weitgreifende Be-
trachtung von Gustav Roethe
„>>>'. Martin Luthers Bede u-
tuug für die deutsche Lite-
ratur" (Berlin, Weidmann, 1918)
bietet in anregender Form reiche Ge-

lehrsamkeit. Bemerkenswert ist eine doppelte Stellungnahme; wie Roethe einerseits leidenschaftlich hinreißende Worte für die Bedeutung Luthers findet, so ist er andrerseits bemüht, landläufige Übertreibungen zu be» kämpfen. Luther war noch Roethe nicht ein bewußter Träger des nationalen Gedankens; er war kein „Künstler"; er war nicht der Vater der neuhochdeutschen Schriftsprache, wie mit argloser Sicherheit immer wieder behauptet wird (übrigens nicht nur von Laien, sondern auch von Gelehrten hohen Ranges). Wohl habe Luthers Wortschatz Schule gemacht, entscheidend aber sei die Lautgestalt, und in dieser habe sich das für nnsre Schriftsprache maßgebend gewordene Vordringen der ost- und mitteldeutschen Laute schon anderthalb Iahrhunderte vor Luther literarisch geltend gemacht. So sei durch den Reformator selbst nur eine Bewegung gefordert worden, die schon längst im Gange war. Andrerseits sei Luthers Sprache, die natürlich nicht nach umgearbeiteten Bibelterten, sondern nach der Urfassung beurteilt werden muß, im Lautstand noch keineswegs unserer heutigen Schriftsprache gleich oder auch nur durchschlagend ähnlich. Es bedurfte noch langer Zeit und bedeutender sprachlicher Wandlungen, ehe nnsre einheitliche Schriftsprache erreicht wurde. Luthers Werk bedeute in dieser Beziehung nur eine Stufe neben andern. „Er siegte nicht durch das sprachlich Neue, das er etwa aufstellte, sondern gerade dadurch, daß er sich einer steigenden sprachlichen Bewegung anvertraute und sie durch sein Schaffen verstärkte." In dieser Feststellung liegt, wie mir scheint, die Möglichkeit einer Vermittlung mit der entgegenstehenden Ansicht, daß Lutber die neuhochdeutsche Schriftsprache geschaffen habe. War sein Werk in sprachlicher Beziehung an sich nur eine Stufe neben andern, so wurde die sprachliche Bewegung durch seinen ungeheuren literarischen Erfolg doch so verstärkt, daß es in der Gesamtentwicklung entscheidende Bedeutung erlangte.

Ein wissenschaftliches Werk, das unter der Leitung eines scharfsinnigen und umsichtigen Gelehrten aus der Sammlerarbeit weiter Kreise hervorgegangen ist, die „Wortgeographie der hochdeutschen Um-

gangssprache" von Paul
Kretschmer (Göttingen, Vanden-
hoek K Ruprecht, 1918) wendet sich
auch nicht nur an Gelehrte, sondern an
weite Kreise, indem es zugleich zur
Mitarbeit an künftigen Auflagen auf«
fordert. Die mündliche Umgangs»
sprache der gebildeten Kreise, die
zwischen der Schriftsprache und den
Mundarten steht, ist viel weniger er-
forscht worden als diese beiden, und
doch sind die Unterschiede, die sie in den
einzelnen Gegenden Deutschlands auf-
weist, so groß und weitgreifend, daß
sie keinem entgehen können, der dem
Sprachleren auch nur geringe Auf-
merksamkeit schenkt. Diese Zersplitte»
rung rührt zum großen Teil daher, daß
dem deutschen Sprachgebiet ein be-
herrschender Mittelpunkt fehlt. Auch
der Einfluß Berlins reicht nicht aus,
um eine allgemeine deutsche Umgangs-
sprache zu schaffen. Der Mangel
schließt freilich einen Vorzug ein: einen
Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten,
der die Umgangssprachen anderer Kul-
turländer erheblich übertrifft. Dieser
Reichtum — in einer Auslese des
Wichtigsten — entfallet sich hier vor
uns in alphabetischer Anordnung und
übersichtlicher Darstellung. Die Haupt-
masse der geographisch verschiedenen
Bezeichnungen gehört den Begriffen
des täglichen Lebens an: auf diese
wirkt die Schriftsprache am wenigsten
ein, in ihnen zeigt sich am deutlichsten
die landschaftliche Mannigfaltigkeit der
Umgangssprache, die keineswegs nur
die durch die Mundarten beeinflußte

Schriftsprache ist. Die Bezeichnungen für Haushalt, Kleidung, Speisen, Gewerbe, Pflanzen und Tiere, Körperteile und Krankheiten werden in ihrer Verschiedenheit durch das ganze Sprachgebiet, im Norden und Süden, im Osten und Westen, verfolgt, und nach den Angaben zuverlässiger Gewährsmänner und -frauen verzeichnet. Was so durch gemeinsame liebevolle Arbeit zustandegekommen ist, stellt sich durchaus nicht als trockenes Wörterbuch dar, es ist bei aller Gründlichkeit so unterhaltend und geradezu kurzweilig, es bietet neben sprachgeschichtlicher und -geographischer Belehrung so viel Beiträge zur Kulturgeschichte der deutschen Gaue und Stämme, daß das eigenartige und reichhaltige Werk viele Freunde verdient. Der Herausgeber hat die schwierige Zusammenstellung des weitschichtigen Stoffes aufs glücklichste durchgeführt und einen allgemeinen Teil beigesteuert, der in klarer und fesselnder Form jede wünschenswerte Aufklärung gibt. Schade, daß auf Karten ganz verzichtet worden ist. Die geographische Verteilung wenigstens einiger wichtiger Wortgruppen hätte dadurch sehr anschaulich vor Augen geführt werden können.

Literarwissen schaftliche Rundschau.

Von Dr. Assaf Ciffrin.

Walther Rathenaus bisher in einzelnen geschlossenen Werken, hie und da als Flugschriften, Aufsätze erschienenen Geistesleistungen kommen „gesammelt"*) in die Welt — und man möchte meinen, daß sie einem unbedingten Bedürfnis nach ihnen Rechnung tragen.

Rastlos, unermüdlich, mit hehrstem Gewissen, sehen wir diesen geistigen Arbeiter schaffen; hier helfend, da einrenkend und flickend und dort Bestes, Neues aus der Erde stampfend.

Hier nur ein winziges Ventil in einem großen Organismus steuernd, dort ein ganzes Getriebe lenkend, anderwärts kühnster Pilot auf unerforschtem Gelände. Stürmer, Leiter, Erfinder, Weisender. Überall mit dem ganzen Herzen, mit der ganzen Liebe, als gälte es das einzig Wesentliche auf dieser Welt.

Immer war es etwas Neues, das sich diesem Geist bot, oder, das sich ihm als neu darbieten mußte. Die ganze

*) Verlag S. Fischer, Berlin.

Welt, in ihrem ganzen Zusammen-
hang, in ihren Rätseln, in ihrer Me-
chanik, in ihren wunderbarsten Be-
ziehungen zur großen Weltseele, fand
in ihm ihre Widerspiegelung — und
tönte aus seinen Worten vielfarbig,
lebendig, orientalisch bunt wider.
Von seinem bedeutenden Vater hat
dieses ganz und gar romantische Wesen
das Technische geerbt — und so ward
er der große Techniker, der die große
Seele besitzt. Der die Einzel»
heiten technisch mit dem Auge sah
und ihnen Zusammenhang mlt
der Seele gab; ihre Bindung erspürte
und sie findig zusammenknüpfte.
Walther Rathenau ist kein Nur-
Wissenschaftler. Er ist auch kein Nur-
Dichter. Er steht zwischen beiden. Das
ist seine Stärke — und Schwäche zu-
gleich. Rathenau steht im Grunde da,
wo immer der größte Kritiker zu stehen
haben, zu stehen streben wird: auf dem
Boden der Produktivität in
der Kritik. Produktiv! Gewissenhafte
Wissenschaftlichkeit mit künstlerischer
Ahnung, mit diesem die Erde neu schaf»
senden Empfindungsleben verbunden,
geben ihm sein ganz eigenes Gepräge.

Vieles, was er gesagt, hat mancher
Philosoph bereits ausgesprochen. Viel-
leicht tiefgründiger — indes niemals
so reich schillernd. Iener gab es rein
geistig wieder, eben aus seiner Philo-
sophie heraus, dieser natürlich. Rathe-
nau erkennt gleichsam mit vergeistigtem
Herzen.
Sein Werk gründet sich auf
unsere Zeit; entquillt gleichsam
ihrem Born, ist aus ihr geboren —
es stirbt indes nicht mit ihr. Es ist
stofflich mit dem Zeitlichen begrenzt,—
allein im Erkennen dieser unserer Zeit
ist es unendlich. Ihre Wesenheit,
ihr Inhalt, ihre Grundfarben (von
denen noch die Rede sein soll) finden
nirgendwo so beredte Sprache, so vollen
Klang. Es ist Rathenau im edelsten
Sinn des Wortes: das Produkt
unserer Zeit; ist Exponent
dieser Zeit.
Klüfte und Brücken, Schluchten
und Wiesen offenbaren sich dem Auge.
Unsere Welt, unsere Zeit — in dieser
Welt unsere Menschen, in dieser Zeit
unsere Menschen. Ein Moloch — oder
Dankaltar? . . Hier sehen wir sie aus
tausend Wunden, aus Wunden, die
sich nicht schließen wollen — gar schlie-
ßen können — bluten, aus winzig,
winzig wenigen Augen leuchten; gestern
dumm, materiell — mechanistisch, toll
sich gebärden, übermorgen aus vielen
saftigen Blüten, Gottesschöpfungen in
Menschenhand, Lebensatem quellen.
Hier ibre Groteske — dort ihre Apo-
theose . ., .
Iener, der begrifflich Pessimismus
oder Optimismus als Begriffsgebilde
schuf, findet in Rathenau seinen Part-
ner, der sie mit dem Herzen erfaßt.
Minder wissenschafilich ob'war —
tief-tiefer dichterisch und menschlich zu-
gleich. Er ist der unbändigste Ankläger
unserer Zeit, der glühendste Verteidiger
des Lebens — nie ihr kühler Richter.
Das macht die Schriften so reich, weil
sie auf eine lebendig organische Platt-
form weisen, nicht die kritische Be-
ziehungslosigkeit unserer Tage offen'
baren — weil sie ein großes Herz, ein
Dichterherz umspannen.
Wenn Rathenau spricht, muß man
aufhorchen. Weist diese Tatsache nicht
auf ihm bisher fremdes Gebiet, das
unsere Neue Zeit gebiert?
Seine Sprache klingt wie Musik.
Weil sie aus tiefstem Empfindungs-

bereich dringt und weil das Erkennen der Dinge d a bei ihm seinen Ausgang findet, wo Sprache und Begriff nicht mehr zu trennen, identisch sind — in der inbrünstigen Liebe zur Wahrheit und zum Leben.

Alles umschmeichelnd, gleichsam umkreisend, kann er die tiefsten Dinge sagen. Diese wunderbare Führereigenschaft macht ihn groß.

Walther Rathenau steht — um sein für das fruchtbarste Wirken der Persönlichkeit geprägte Wort zu gebrauchen — mit den Füßen fest auf dem Boden, die Augen stets auf Sterne und Sonne der Welt über uns gerichtet.

, 5 «

Rod in: Die Kunst.*)

Dicht hinter der von modernen Autorädern spiegelblank gescheuerten Avenue des OKump» LI^8^<s, in einem versteckten Gäßchen, ein einfaches Wirtshaus. Als noch Friedens» sonne leuchtete. Dorthin hat Künstlerlaune, nach dem Besuch des Salons der i^nciet^ nationale, Rodin, seine beiden Schüler und den, der es uns erzählt, verschlagen.

Der eine: „Bediene dich, Bourdelle, obgleich du nicht einen Bissen verdienst, denn du bist ein Künstler, das heißt, ein ganz unnützes Wesen."

*) KurtWolff-Verlag, Leipzig.geb. 10—M.

Der andere: „Ich verzeihe dir diese Frechheit, denn die Hälfte davon mußt du selbst einstecken."
Ist nicht der Künstler ein unnützes Wesen? Ieder Mensch arbeitet um seine und anderer Bedürfnisse zu befriedigen. Ist produktiv. — Der Künstler? — Meister Rodins Franzosenkopf wehrt ab. In der modernen Gesellschaft sind die Künstler die ein» zigen Menschen, die ihren Beruf gern ausüben. Welches Glück zöge in die Welt ein, wenn in die Übung des Berufs, eines jeden Berufs, ein Gran Künstlerinbrunst dränge?! Nutzensbegriff kann unmöglich so tief hängen! Rodin hebt geistreich, liebevoll den Nützlichkeitsbegriff in höhere Sphäre, über die Eintagsbedeu- lnng hinweg. I/ai't, pour l'arr! Und will jeden Beruf in Liebe tauchen — weil er seinen Beruf sein ganzes Leben lang inbrünstig liebte, wie eine ewig junge Geliebte. Dieser Kern macht ihn überirdisch. Er hat die Kunst vergottet und war sich bewußt, daß es nur die Kunst ist, die im Empfinden, im Wesen der Menschen den göttlichen Funken entzündet, die Entwickelung schafft, die Pilgerfahrt ins Hehre vor» wärtsbringt. Darum liebte Rodin seinen Beruf so inbrünstig, weil er durch ihn Menschheit schimmern sah. Dieses Bewußtsein von der göttlichen Sendung des Künstlerberufs gibt sich bei jedem seiner Worte kund, die in eine Fülle, Üppigkeit von Romantik und dichterischem Empfinden getaucht sind. Rodin hat die W'^rte selbst nicbt niedergeschrieben. Sie sind von Paul Gsell, der mit ihm an vielen Tagen und dämmerigen Abenden Gespräche führte, gesammelt — und sind voll weisester Aussprüche, tiefster Bekenntnisse, inbrünstiger Propbetie über Dinge der Kunst. In diesen Worten ist Rodins Stellung zu Malerei und Bildbauerkunst gegeben.
Mutter aller Schönheit, Vollenderin alles menschlichen Könnens ist die Natur, als deren Bruchteil das menschliche Schaffen erscheint. Die Bindung Mischen den einzelnen Gliedern menschlicher Schöpfungen stellt die Natur her. Immer sucht Rodin dem von Menschen geschaffenen Kunstgegenstand ein Analogen aus der Natur hervor. Das Ge» fühl, das er bei Durchschreitung eines gotischen Doms empfindet, erinnert ihn

an den Spaziergang durch hohe Buchen-
wälder, durch deren Wipfel das Licht
in Strahlenbündeln geheimnisvoll
dringt. Charakteristisch ist, daß er
Bildwerke in den Park stellte, um sie
v 5n der Natur verschönern zu lassen,
nicht um die Natur zu verschönen. Da
die Natur in jedem Augenblick sich nicht
gleich zeigt, von Augenblick zu Augen-
blick in Farbe, Gestaltung, Sichtbarkeit
wechselt, das All in beständiger Be»
wegung ist, so heißt für ihn Kunst:
Darstellung der Natur durch die Be-
wegung. Das Bewegliche, Lebendige in
seinem Fluß festgehalten und nicht, wie
die Antike, die>se Lebendigkeit durch
menschlich geistige Regeln in Ruhe zu
bannen. Er ist der Künstler der Dyna-
mik; ließ beim Aufzeichnen der Ge-
stalten die Modelle nicht aufs Podium
steigen, sondern sie frei im Atelier
herumgehen.
Aus jedem Wort Rodins, durch
welches seine Kunst schimmert, dringt
der inbrünstige Trieb nach Wahrheit,
nach jener Wahrheit, die vor dem Häß»
lichsten (der Ästheten) nicht Halt macht.
Wahrheit adelt die Qualen am Marter-
pfahl zu reinster Kunst. „Schön ist,
was Charakter hat", und Rodin fand
in allem Lebendigen Charakter.
Rodin war in der Darstellung der
Einzelteile, im Detail, der unpersön-
lichste, weil er in sklavische Genauigkeit
drängte. In der Komposition des
Ganzen der persönlichste, der Größte
der modernen Epoche. Im Kleinen

vielleicht Sklave — im Großen das
freie Genie.

Dieses Buch ist das Postulat zu
seinem Lebenswerk. Das Weltbild,
das der Künstler schuf, ist eine herr-
liche Vision, deren Quell das Buch auf-
zeigt. Willig, entzückt wandelt man
durch die Alleen, Seitengänge seiner
Gedanken. Vieles scheinbar Tote in
Werken der Antike und Moderne wird
durch seine Kritik wie durch einen
Zauberstab lebendig. Sein göttlich-
künstlerischer Funke gibt Leuchtkraft.
Das weite, nebelfreie Erkenntnisland
des Genies wird offenbar. Alle seine
Werke, die man sah und die man liebt,
die die Kunststätte zum Tempel machen,
drängen sich an die Erinnerungs-
schwelle und übersprudeln die Erkennt»
nis, die Rodin uns gab. Als wäre der
Stein, der Marmor, der Block wie von
Sonnenstrahlen erhellt und als hätte er
ein schlagendes Herz empfangen. So
läßt uns Rodin die Werke schauen. Und
nirgends hörte man schönere Begriffs-
klärung zwischen den Werken des
Griechen Phidias und des Gotikers
Michelangelo (dessen Geistessohn er
war) als aus seinem Mund. Der feste
Punkt zu Betrachtung und Genuß ist
in seinen weisen Worten verankert.
Nicht Wissenschaft, nicht transzendente
Spekulation, auch nicht Oberflächen-
spiel von Empfindungen: das Werk
des echten produktiven Künstlers, der
die Kunst von der anderen Seite als der
kritisch-wissenschaftlichen sieht — aus
dem unermeßlichen Born seiner Liebe
zur Kunst. Ein Buch, das in niemanden
Ernsten Besitz fehlen sollte.

Denkst Du an den „Kuß", „la
Vieille H?l>uwiöre", „den Denker",
das stärkste, (weil aktiv), „den Ge-
danken", das zarteste, (weil paissiv) in
der Kunst? „Den Ewigen Frühling",
„das eherne Zeitalter", „den letzten
Notschrei"..?... (Eine Neuauflage
sollte den Maßstab für die wunder-
baren Bildbeigaben oder die Maße
selbst bringen!)

Es sind die Leitmotive aus dem
Kunstgebet Rodins, dessen Vollakkord
Dir erst aus seinen Worten entgegen»
tönt. Das Prisma der Betrachtung
liegt in seinen Worten. Vollster, in-
brünstiger Klang, der in Ewigkeit
deutet; seine Liebe zur Kunst ist dem
liebenden Ohr tiefstes Mysterium.

Und nun erzählt einer von einem
andern Großen, dessen Leben auch My-
sterium, Martyrium war. Strind»
b e r g - Literatur war lange Zeit eine
marktgängige Ware. Und es gab viele,
die dem Hunger nach Deutung, Klä-
rung des Wesens dieses großen Ein-
samen Rechnung trugen. Mit Fleiß,
der Massenbunger stillt. Unser Wissen,
unsere Sichtzone ward nie wesentlich
geweitet. Wohl kann man Strindberg
nachempfinden, schwerer seine Wesen-
heit ausdrücken, will man nicht tausend»
mal Gesagtem noch einmal etwas zu-
fügen — wo es Strindberg selbst weit
schöner, echter, grandioser spricht.
Mancher gute Aufsatz, Essai,
manche genial erschaute Kritik hat
Strindbergs Wesensart scharf erfaßt
und geformt; es blieben allemal nur
herrliche Mosaiksteine, die ein reiches,
vielfältiges Wesen von seinen stärksten
leuchtendsten Seiten gaben, das Ge-
samtorgan, das Strindberg hieß, fehlte
— und fehlt noch immer. Denn das
Buch, das nun C. D. Mareus:
Strindbergs Dramatik*) der
Öffentlichkeit übergibt, bildet eine
Episode, und nicht einmal eine ange-
nehme, in der Literaturgeschichte über
Strindberg. Weder Kritik, Urteil,
noch Blick und Relativität, ja nicht
einmal Liebe zum Gegenständlichen
und Lebendigen in Strindbergs so rei-
chem Wesen wird offenbar. Es ist er»
Georg Müller Verlag, M'mchen.

staunlich, wie in in einem so umfang-
reichen Band (479 Seiten!) so wenig
gesagt werden kann. Darf ich den Ver-
gleich mit dem „Opernführer" machen,
der allerdings die orientierende Eigen-
art besitzt? Der Verfasser begnügt sich
(wobei er nur den Flüchtigen und
Flüchtigsten vielleicht genügen dürfte)
meist mit einer bloßen (stilisti>sch armen)
Inhaltsangabe. Liebe mangelt. Die
innere Beziehung, die erst dem kri-
tischen Werk Farbe geben kann, fehlt
ganz und gar.
Um über Strindberg zu schreiben
genügt nicht die bloße Tatsache, daß
man sein Werk gelesen (ach! wie? ge-
lesen) hat. Zum Wesen jenes, der über
ihn schreiben — und gehört werden
will, gehört die kongeniale Persönlich-
keit, zum mindesten aber der Persönlich-
keitswille, der kritische Funke, der den
Zug der Produktivität (nicht Nach-
erzählung!) trägt. Keine Gelatine als
Nahrung. — Hier ist Fleiß! Fleiß, der
letzten Endes der Vater vieler guter
Schöpfungssurrogate sein kann —
niemals der eines Strindbergbuches.
Um des Schlußwortes willen (4ö
Seiten), das viel Geistvolles, gut Gr»
sehenes besitzt, um der schönen Zusam-
menstellung an Bildbeigaben aus
Strindberg-Szenen willen, darf man
dem Verfasser keinesfalls gram sein.
Verteilt er dieses Schlußwort, oder den
Geist von diesem Schlußwort auf all
die Einzelabschnitte, durchtränkt er sie
gleichsam mit dieser kritischen Rela-
tivität, so ist durchaus Brauchbares
geschaffen, wofür ihm viele danken,
aufrichtig danken würden.
Knut Hamsun, der Klassiker
des Romans, der durch seine Geschöpfe
ganz unseren Tagen gehört, feiert Nen-
erstehung mit unseren Tagen. Der
Verlag Albert Langen in München gibt
seine „gesammelten Werke" in
schöner Ausgabe heraus. Der erste
Band, der seine frühen Romane
„Hunger" und „Mysterien" — nicht
die ersten, wenn ich nicht irre — liegt
bereits vor. In ihnen sind vorerst nur
die flüchtigen Züge erkennbar, die auf
das eigene Gepräge des Klassikers
Hamsun weisen, den genialen Gestal-
ter, als der er sich in seinen späteren
Werken offenbart. In seinen späteren
Schriften richtet sich seine Persönlich-
keit in ganz eigener Färbung, in blei-
benden Zügen auf. Iene Gestalt, die

wir an ihm lieben, soll noch demnächst
hier an uns vorüberziehen.
Die folgenden Bände der Gesamt-
ausgabe mögen schnell den weitesten
Leserkreisen zugeführt werden.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
Herausgeber und Chefredakteur: Pros. Dr. Ludwig Stein in Berlin lv, Lützonniser S». iTeleson Amt Kurfürst Nr, KZOS) - Veranrroortlicher Redakteur: Dr. SnlviusBrua, in Breslau, — MIein»Veitretung für Ungar«
Grill'Ich« Ii, I,. Hosbuchhandlung <Z. Benno , Budapest V, DorottyO'Uteza 2. — Verlag und Druck der Schleichen Vuchoruckerei v S. Schottlaenoer, Sl,»lS„ Breslau III.